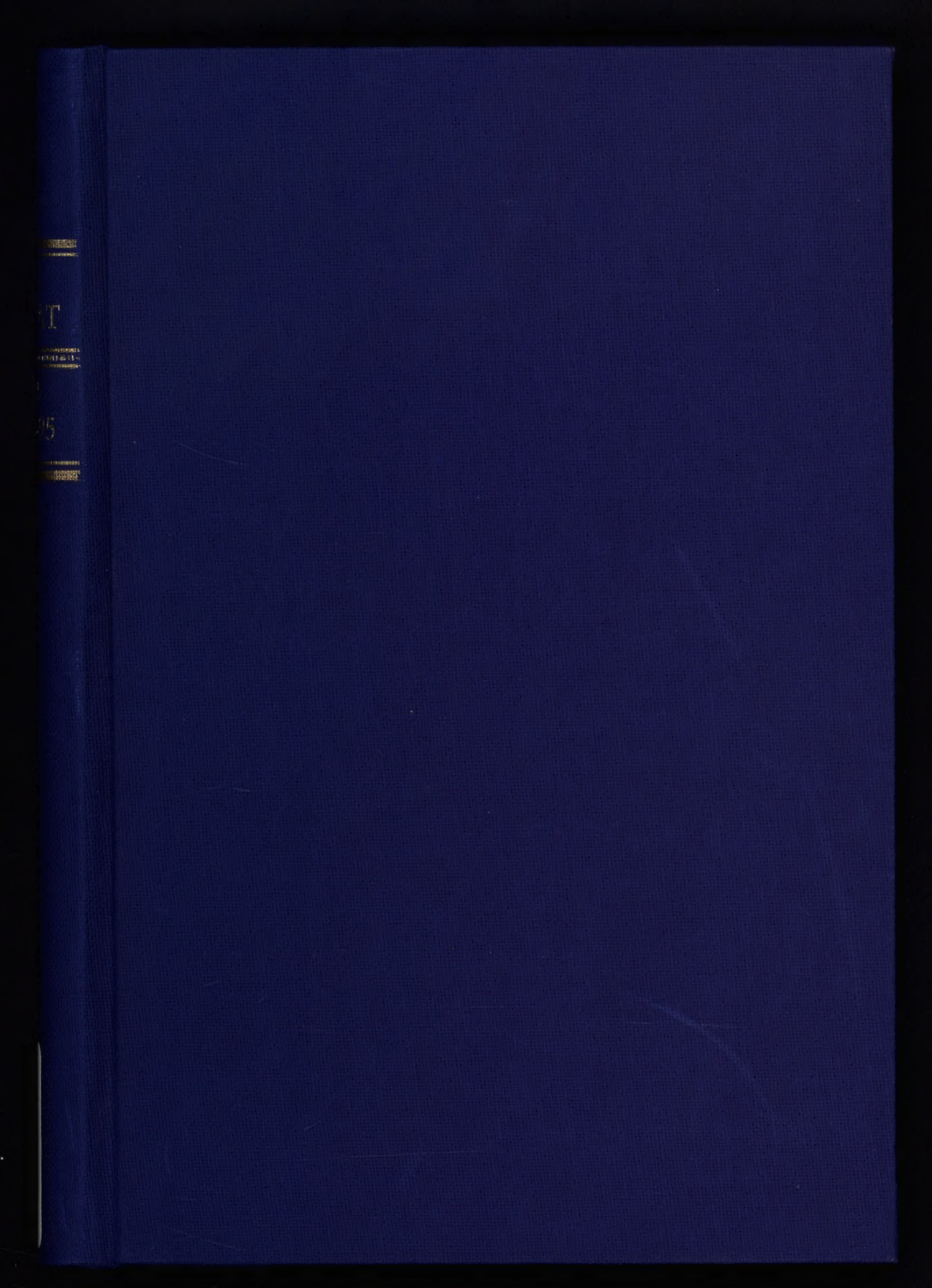
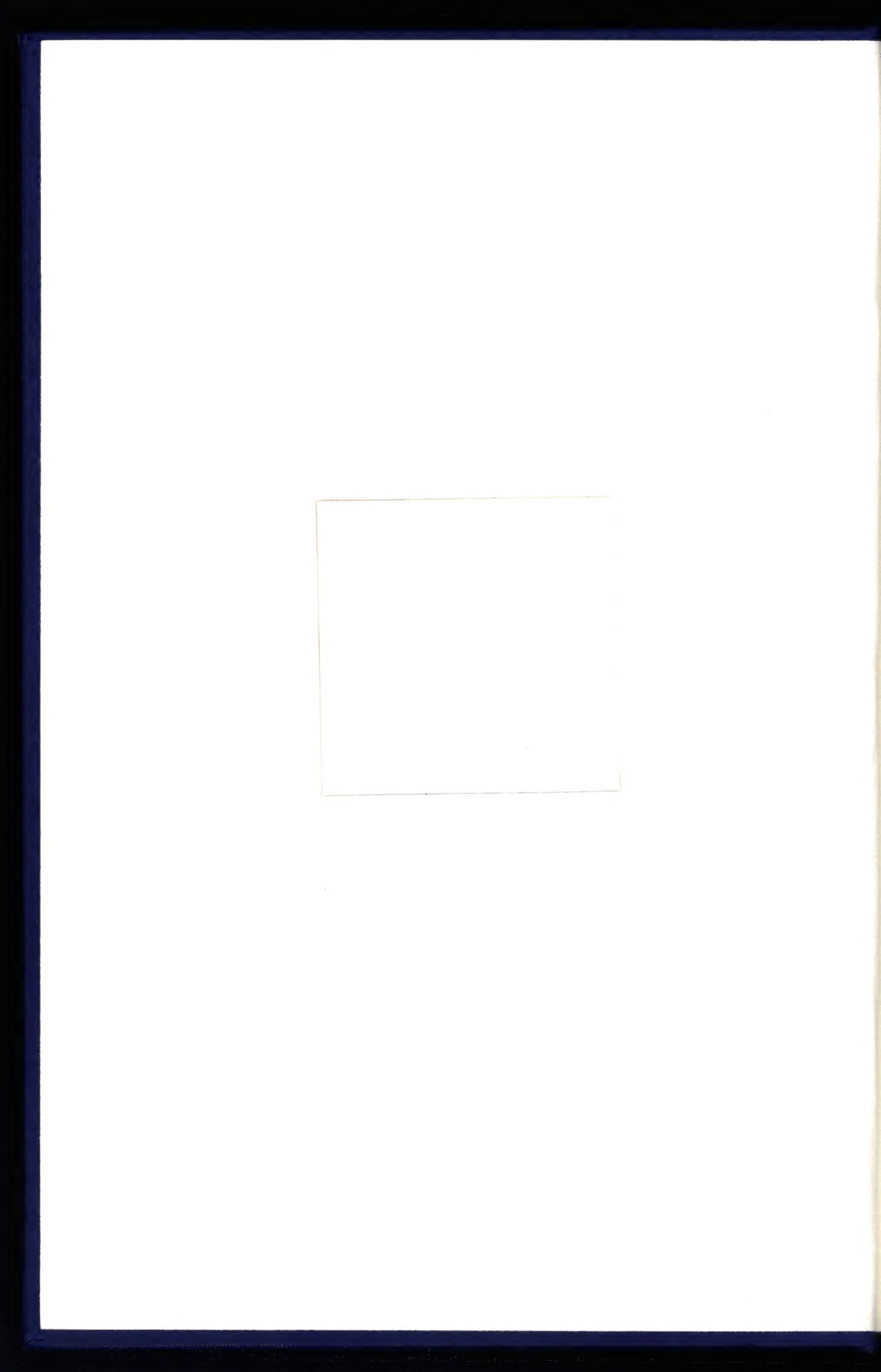
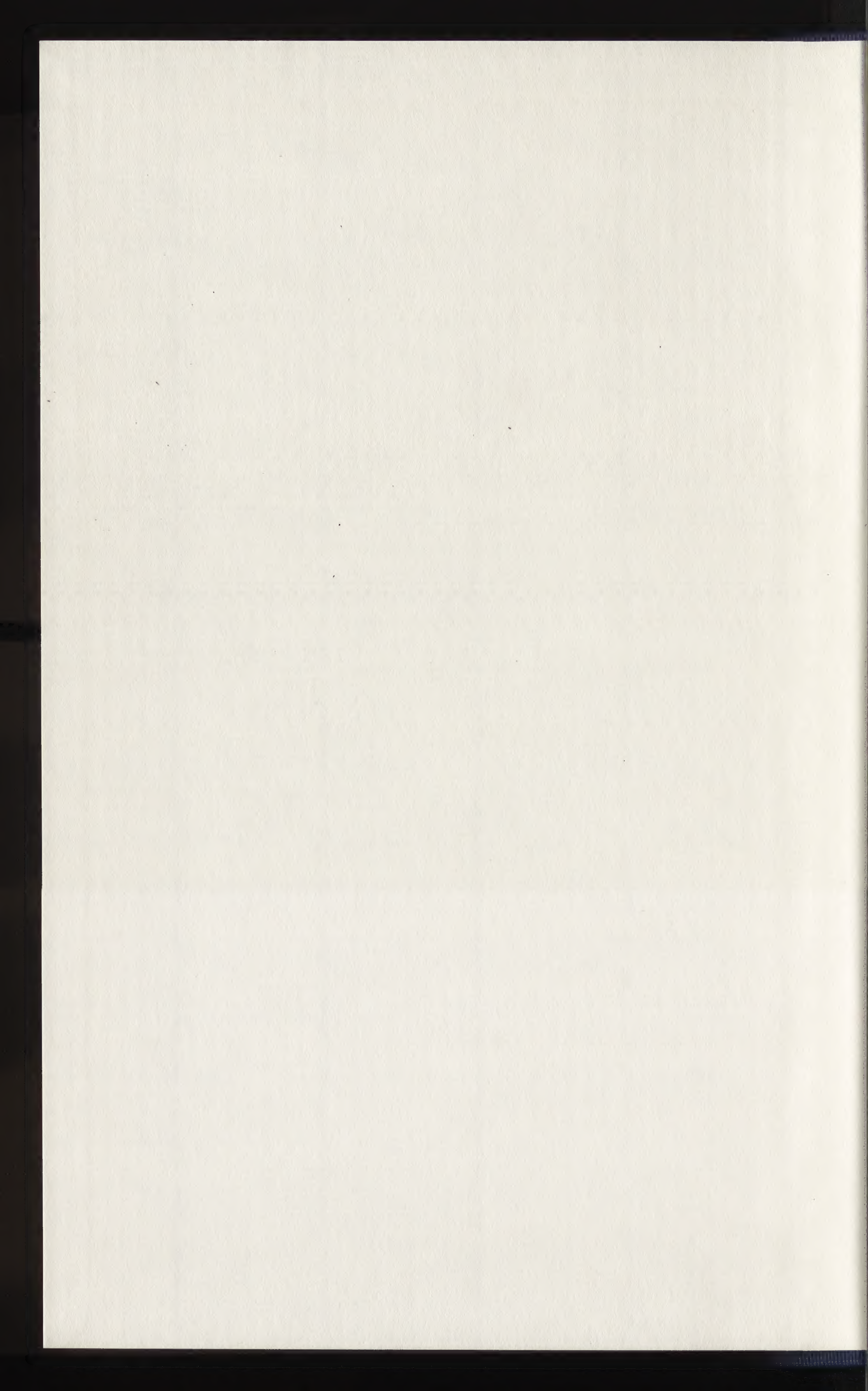








Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

IV. Jahrgang.

Kiel, 1894.
Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

II. Natur- und Landeskunde.

*) Die römischen Ziffern geben die Seiten auf dem Umschlag der einzelnen Hefte an.

III. Litteratur u. s. w.

IV. Vereins-Angelegenheiten.

V. Verzeichnis der Abbildungen.

# Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

4. Jahrgang. № 1 u. 2. Januar—Februar 1894.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Dr. Friedrich Dahl in Kiel.

I. Reptilien.

Im Nachfolgenden erlaube ich mir, den Lesern dieser Zeitschrift einen ersten Aufsatz über die Fauna Schleswig-Holsteins vorzulegen und hoffe, daß ich Zeit finden werde, in derselben Weise Fortsetzungen geben zu können.

Meine Absicht ist es, einerseits dem Leser Gelegenheit zu geben, die Tiere, welche in seiner Gegend vorkommen, leicht und sicher zu erkennen und ihn in kurzen Worten mit der Lebensweise dieser Tiere vertraut zu machen. Er wird dabei erkennen, daß jedem Tier eine ganz bestimmte Rolle im Haushalt der Natur zufällt, oder um die Sache wissenschaftlich korrekter auszudrücken, daß jede Tierart sich an ganz bestimmte Lebensverhältnisse angepaßt hat. Wenn ich nun hoffe, damit dem Leser einen Dienst zu erweisen, so erwarte ich andererseits auch von ihm eine kleine Gegenleistung. Ich richte an alle diejenigen, welche Interesse für unsere Tierwelt haben, die Bitte, mir ein Verzeichnis der in ihrer Gegend vorkommenden Tiere mitzuteilen. Ich würde dadurch in den Stand gesetzt werden, eine Übersicht über die Verbreitung der verschiedenen Arten in unserer Provinz zu geben. Besonders hervorheben möchte ich dabei, daß das Verzeichnis nicht unbedingt vollständig zu sein braucht, und daß auch Angaben über die gemeinsten Tiere von Wert sind. So kommt z. B. die gemeine Ringelnatter keineswegs überall vor, und es ist deshalb von Interesse, auch das sichere Fehlen eines Tieres in einer Gegend hervorzuheben.

Ich beginne mit den Reptilien, weil gerade vor kurzer Zeit von Herrn Lehrer A. Freese in Ahrenlohe bei Pinneberg eine Glattnatter, deren Vorkommen in der Provinz mir bisher nicht bekannt geworden war, dem Kieler zoologischen Museum geschenkt wurde.

Die systematische Stellung der Reptilien.

Die Reptilien oder Kriechtiere gehören zu den Wirbeltieren, d. h. sie besitzen ein inneres Skelett, welches an der Rückenseite des Verdauungskanals liegt.

Wie sich die Reptilien von den übrigen Wirbeltieren durch äußere Merkmale leicht unterscheiden lassen, wird am besten aus einer tabellarischen Übersicht der sämtlichen 5 Klassen ersichtlich sein.

Keine Flossen, weder an der Brust noch auf d. Rücken, Beine vorhanden oder fehlend.	Körper mit Haaren bekleidet	**Säugetiere, Mammalia.**
	Körper mit Federn bekleidet	**Vögel, Aves.**
	Körper nur mit Schuppen oder Schildern bedeckt	**Kriechtiere, Reptilia.**
	Körper nackt	**Lurche, Amphibia.**
Flossenartige Bildungen auf dem Rücken oder an der Brust, aber keine Beine vorhanden.	Die Fläche der Schwanzflosse liegt wagerecht. . .	**Fischähnliche Säugetiere (Mammalia).**
	Die Schwanzflosse senkrecht oder fehlend	**Fische, Pisces.**

Zur besseren, *wissenschaftlichen* Unterscheidung der Reptilien von den andern Wirbeltieren geht man von der Ausbildung der Atmungs- und Kreislaufsorgane aus. Die Fische und Amphibien atmen, wenigstens in der Jugend, durch Kiemen. Die Reptilien aber atmen, ebenso wie die Säugetiere und Vögel, während ihres ganzen Lebens durch Lungen. Von den beiden genannten Klassen unterscheiden sich die *kaltblütigen* Reptilien durch ihren unvollkommneren Kreislauf. Während bei jenen der Lungen- und Körperkreislauf vollkommen gesondert sind, so daß die gesamte Blutmasse, bevor sie durch den Körper geht, jedesmal erst die Lungen passiert haben muß, ist bei den Reptilien eine vollkommene Sonderung noch nicht eingetreten.

Eine tabellarische Übersicht der Wirbeltierklassen nach wissenschaftlichen Merkmalen würde demnach etwa folgendermaßen zu geben sein:

In der Jugend oder dauernd durch Kiemen atmend.	Mit paarigen oder unpaarigen, von Skelettstrahlen gestützten Flossen [1])		**Fische, Pisces.**
	Ohne echte Flossen		**Lurche, Amphibia.**
Dauernd ausschließlich durch Lungen atmend.	Der Lungen- und Körperkreislauf unvollkommen von einander gesondert		**Kriechtiere, Reptilia.**
	Der Lungenkreislauf vollkommen vom Körperkreislauf gesondert.	Ohne Milchdrüsen	**Vögel, Aves.**
		Mit Milchdrüsen	**Säugetiere, Mammalia.**

Die Reptilien legen teils Eier wie die Vögel. Die Eier besitzen aber meist eine pergamentartige Schale. Teils durchbrechen die Jungen schon im mütterlichen Körper die Eihülle, so daß die Tiere dann als lebendig gebärend bezeichnet werden können. Doch sind nie Milchdrüsen vorhanden wie bei den Säugetieren. Die hornige Oberhaut des Körpers, die sich bei den übrigen Wirbeltieren ganz allmählich ersetzt, wird hier meist in größeren Fetzen abgestoßen, ja, bei den Schlangen wird sogar die ganze Haut im Zusammenhange zu wiederholten Malen im Sommer abgeworfen. Während der kalten Jahreszeit ziehen sich unsere sämtlichen Reptilien an geschützte Orte zurück und halten einen Winterschlaf.

---

[1]) Eine Ausnahme macht das niedrigste Wirbeltier, das sich unter anderm von allen übrigen durch den Mangel eines Herzens und durch weißes Blut unterscheidet, der Lanzettfisch.

Die biologische Stellung der Reptilien.

Bei den Vögeln ist es der Flug, welcher außerordentliche Vorteile im Kampf ums Dasein gewährt, und auf welchen sich alles Charakteristische im äußern sowohl als innern Bau dieser Tiere zurückführen läßt. Bei den Säugetieren ist es die bedeutendere Körperkraft oder Gewandtheit, verbunden mit höherer Intelligenz, welche in gleicher Weise die Existenz sichern und in der Organisation überall zum Ausdruck gelangen. In früheren Erdperioden waren die Reptilien die einzigen luftatmenden Wirbeltiere; damals waren sie gewissermaßen die Herren der Erde, sie vertraten sowohl die Stelle unserer jetzigen Vögel als auch die der Säugetiere. Die Flugechse (Pterodactylus) vermochte sich mit ihren häutigen Flügeln in die Luft zu erheben. Die langbeinigen, kräftigen Dinosaurier konnten wie unsere Säugetiere große Landstrecken auf Nahrung durchsuchen, und die Fischechsen (Ichthyosaurus) durchschwammen wie unsere Delphine das Meer. Alle diese Formen sind längst vom Erdboden verschwunden; nachdem, von bestimmten Reptilienformen ausgehend, der Typus der Vögel und Säugetiere entstanden war, war ihnen eine Konkurrenz erwachsen, der sie auf die Dauer nicht Widerstand leisten konnten. — Und doch haben wir auch heute noch Reptilien auf der Erde. Sie müssen also eine Stellung im Haushalt der Natur einnehmen, für welche sie geeigneter sind als Säugetiere und Vögel. Einen Vortheil hat in der That ein kaltblütiges Wirbeltier vor den Warmblütern: Sein Nahrungsbedürfnis ist seiner geringeren Lebensenergie entsprechend weit geringer. Wo es also nicht auf Ausdauer in der Bewegung ankommt, da sind Reptilien immer noch am Platze. Das Typische im Bau der jetzt lebenden Arten zeigt uns am besten an, welche Stellung ihnen geblieben ist. Es sind Tiere, die sich möglichst eng an den Boden oder die Unterlage anschließen. Drei Vorteile sind mit dieser Eigenschaft verbunden. Zunächst wird das Tier weniger leicht bemerkt, zumal wenn seine Farbe der der Umgebung möglichst angepaßt ist. Zweitens vermag es sich leicht zu verkriechen, und drittens wird Muskelkraft gespart, indem der Körper dauernd der Unterlage aufliegt. Das Verkriechen ist für unsere Tiere in dem Grade wichtig, daß einige unter ihnen, die Schildkröten, in ihrem festen Knochengerüst dauernd einen sichern Schlupfwinkel mit sich führen. Die Farbenanpassung sehen wir besonders da auftreten, wo das Verkriechen erschwert ist. Am vollkommensten ist sie bei manchen ausländischen, auf Bäumen lebenden Tieren, z. B. beim Chamäleon, ausgebildet.

Alle einheimischen Reptilien nähren sich ausschließlich von lebenden Tieren. Wie bei der Flucht, beim Verkriechen, so ist ihnen auch bei Erlangung ihrer Beute die langgestreckte Körperform von größtem Nutzen: Kein Tier von gleicher Größe kann z. B. wie die Kreuzotter den Mäusen in ihre engsten Schlupfwinkel folgen.

Mit der Längsstreckung des Reptilienkörpers gingen alle andern Veränderungen Hand in Hand. Die innern Organe mußten ebenso wie der ganze

Körper eine gestreckte Form annehmen (Leber). Paarige Organe, die sonst neben einander liegen, rückten hinter einander (Niere, Eierstock), ja, wenn es an Raum mangelte, konnte sogar die eine Hälfte eines paarigen Organs vollkommen verkümmern (Lunge). Auch eine große Beweglichkeit der Wirbelsäule verlangte die gestreckte Körperform. Die Gelenke gestatten als Kugelgelenke bei den Schlangen eine möglichst ausgiebige Bewegung. Die Beine, die bei einem so langen und so beweglichen Körper ihren Zweck nicht mehr erfüllen konnten, gingen verloren. Bei der Blindschleiche finden wir hinter der letzten Rippe einen Knochen als letzten Rest der hintern Extremität, bei unsern Schlangen sind die Beine vollständig geschwunden. Die Ortsbewegung wurde von dem beweglichen Körper selbst übernommen. Unter den Organen konnte eins, das Maul, bei der starken Körperstreckung allerdings leicht zu kurz kommen; es konnte im Verhältnis zum Körpergewicht gar zu klein ausfallen. Es wäre das ein offenbarer Mangel gewesen, der vermieden werden mußte: Was beim Maul an Umfang eingebüßt wurde, ist durch Dehnbarkeit wieder ersetzt worden. Von den Knochen, welche bei den höheren Wirbeltieren sonst den festen Schädel zusammensetzen, sind bei den Schlangen nur die mittleren, welche das Gehirn zu schützen haben, in engerem Zusammenhang geblieben; die seitlichen sind beweglich mit einander verbunden und gestatten eine außerordentlich starke Erweiterung des Mundes. Ein Zerkauen der Nahrung wird natürlich durch die starke Verschiebbarkeit der Knochen unmöglich gemacht. Die Zähne dienen nur als Widerhaken, welche die Beute beim Würgen immer tiefer in den Schlund hineinschieben.

Einzelne Zähne erhalten in manchen Fällen noch eine besondere Funktion, die im Kreise der Wirbeltiere ganz vereinzelt dasteht. Sie nehmen nämlich Rinnen- oder Röhrenform an, sind beweglich eingelenkt und am Grunde mit einer Giftdrüse versehen. Von den einheimischen Reptilien besitzt nur die Kreuzotter diese sog. Giftzähne. Der Giftzahn ist für seinen Träger von der größten Bedeutung. Er gestattet nicht nur ein leichtes Bewältigen der Beute, sondern ist auch dem Feinde gegenüber eine furchtbare Verteidigungswaffe. Manche Tiere meiden, ebenso wie der *Mensch, nicht nur die Kreuzotter, sondern wegen ihrer Ähnlichkeit auch* die übrigen Schlangen, ja, in geringerem Grade sogar auch die Eidechsen; sie alle haben also indirekt Vorteil von dem Vorhandensein des Giftzahns.

Alle anatomischen Eigentümlichkeiten, die ich hier geschildert habe, kommen am vollkommensten bei der jüngsten, erst in der Tertiärperiode auf der Erde auftretenden Ordnung, den Schlangen,*) zum Ausdruck. — Der wunderbare Schwund der Beine bei dieser Ordnung, der feste Panzer der Schildkröten, die ausgezeichnete Farbenanpassung der Baumeidechsen und endlich das Auftreten des Giftzahnes, welcher die ganze Klasse gewissermaßen wie ein geheimnisvoller Schleier schützt, beweisen, wie weitgehende Einrichtungen nötig waren, um diesen sozusagen veralteten Tierformen den warmblütigen Konkurrenten gegenüber die Existenz zu sichern.

---

*) Nur eine Art wurde schon in der Kreide gefunden.

Die drei deutschen Reptilien-Ordnungen der Schildkröten, Echsen und Schlangen sind alle, wenn auch ungleich zahlreich, in unserer Provinz vertreten. Man kann die Ordnungen folgendermaßen unterscheiden:

- Körper mit breitem Rückenschild, Kiefer zahnlos . . . . . Chelonia, Schildkröten.
- Körper schlank, ohne Rückenschild, Kiefer mit Zähnen.
  - Unterer Teil des Bauches mit Querringeln statt der Schuppen, Augen nicht verschließbar, keine Füße . . Ophidia, Schlangen.
  - Bauch mit Schuppen, Augen mit Augenlidern, Füße vorhanden oder fehlend Sauria, Echsen.

Chelonia, Schildkröten.

Die Sumpfschildkröte, Emys orbicularis L. (lutaria, Cistudo europaea) ist die einzige Schildkröte, welche in Deutschland vorkommt. Lebend wurde in unserer Provinz nur ein einziges Exemplar auf dem Gute Kasmark in der Nähe von Eckernförde beim Grasmähen gefunden. Dies Exemplar und einige Bruchstücke vom Skelett, welche in Torfmooren bei Neustadt, Segeberg und Ellerbek gefunden wurden, befinden sich in dem Kieler zoologischen Museum. Schleswig-Holstein ist jetzt der nördlichste Fundort. Bisher war das nördlichste Exemplar in Mecklenburg gefunden.

Die Rückenschale von dem lebend gefundenen Exemplar ist 13 cm lang und 9 cm breit. Die Schilder sind schwarz und gelb strahlig gestreift.

Die Sumpfschildkröte lebt in größeren Gewässern von Schnecken, Würmern und Fischen. Da die letzteren am Grunde des Wassers stückweise verzehrt werden, steigt die Schwimmblase gewöhnlich zur Oberfläche und läßt dann auf das Vorhandensein der Schildkröte schließen. Das Weibchen legt im Mai etwa 10 Eier, die in den Sand des Ufers eingegraben werden.[1])

Sauria, Echsen.

Die Gattungen und Arten der deutschen Echsen lassen sich folgendermaßen unterscheiden:

- Beine fehlen . . . . **Blindschleiche, Anguis fragilis L.**
- Vier Beine vorhanden: Lacerta.
  - Schuppen auf der Mitte des Rückens überall nicht länger als breit, gleichmäßig gewölbt . . . . Mauereidechse, Lacerta muralis Laur.
  - Schuppen mitten auf dem Rücken, namentlich vor der Gegend der Hinterbeine doppelt so lang als breit und kielartig gewölbt.
    - Die Krallen der Vorderbeine reichen, an den Kopf angedrückt, über die Nasenlöcher hinaus. Länge 40 cm. Grüne Eidechse, L. viridis Laur.
    - Die Krallen der Vorderfüße reichen kaum über die Augen hinaus.
      - Unter dem Kinn nur 4 Paare größerer Platten (Fig. 1 b); Kopfbreite 11 bis 12 mm. **Zauneidechse, L. agilis L.**
      - Unter dem Kinn 5 Paare größerer Platten (Fig. 1a); Kopfbr. 7–8 mm. **Bergeidechse, L. vivipara Jac.**

---

[1]) Das in diesem Aufsatz über Nahrung und Lebensweise der einheimischen Reptilien Gesagte ist besonders der Herpetologia Europaea von Schreiber (Braunschweig, 1875) entnommen, einem Werk, das ich zum weitern Studium besonders empfehlen möchte.

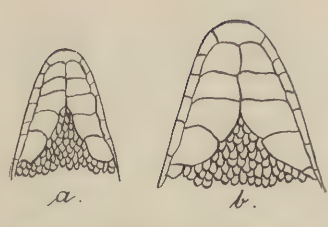


Fig. 1. Schuppen am Kinn der Bergeidechse (a) und der Zauneidechse (b).

Von diesen Arten sind nur die durch stärkeren Druck ausgezeichneten bisher in der Provinz gefunden. Da aber die grüne und die Mauereidechse bis Brandenburg und bis zum Unterrhein nachgewiesen sind und erstere sogar auf Rügen und in der Haake bei Hamburg[1]) gefunden sein soll, habe ich sie in die Übersichtstabelle aufgenommen.

Die Farbe der Echsen ist sehr veränderlich und ist deshalb übergangen. Der Schwanz kann sehr leicht vom Körper getrennt werden, ersetzt sich aber allmählich wieder. Auf seine Form ist also ebenfalls wenig Wert zu legen, er kann sogar bei gewissen Verletzungen doppelt werden.

Die Berg- oder Wieseneidechse, Lacerta vivipara Jacq.
ist die kleinere Art; sie wird etwa 14 cm lang und ihre obere Kopffläche hinter den Augen etwa 6,5 mm breit. Sie ist häufiger und scheint fast überall in der Provinz vorzukommen. Ihre Nahrung besteht namentlich in Regenwürmern und Insektenlarven. Schon früh am Morgen geht sie auf die Suche. Feuchte, aber sonnige Orte zieht sie trockenen vor. Im Juli wirft sie etwa sieben lebendige Junge.

Die Zauneidechse, Lacerta agilis L.
ist bedeutend kräftiger als die vorhergehende. Sie wird etwa 20 cm lang und der Scheitel etwa 8 mm breit. Sie scheint in der Provinz seltener zu sein. Es liegen mir Exemplare aus der Gegend von Neumünster, vom roten Kliff auf Sylt und von Plön vor; an letzterem Orte wurde sie von Herrn Duncker gefunden. Ihre Nahrung besteht namentlich in Insekten, welche sie geschickt zu beschleichen weiß. Der verschiedenen Nahrung ist es zuzuschreiben, daß sie mehr trockene Orte liebt als die vorhergehende und morgens erst später zum Vorschein kommt. Das Weibchen legt etwa 10 rundliche Eier mit pergamentartiger Schale.

Die Blindschleiche, Anguis fragilis L.
wird etwa 40 cm lang; sie ist in der Provinz verbreitet und meist häufig. Sie hält sich am Tage mehr verborgen und geht erst am Abend auf Beute aus. Die Nahrung besteht in Nacktschnecken, Regenwürmern, Raupen u. s. w. Das Weibchen wirft etwa 20 lebendige Junge.

Ophidia, Schlangen.

Von den deutschen Schlangen werden in der norddeutschen Ebene nur drei Arten gefunden. Auch in Skandinavien, Dänemark und England sind bisher nur diese drei Arten beobachtet. Andere dürfen wir deshalb auch nicht in unserer Provinz erwarten. Nach folgenden Formmerkmalen sind sie leicht zu unterscheiden.

[1]) Nach Richters, in: Hamburg in naturhistorischer und medic. Beziehung. Hamburg, 1876.

- Zwischen den Augen auf dem Kopfe nur drei größere aneinander stoßende Schilder (Fig. 3 und 4); kein hohler Giftzahn.
  - Die Schuppen auf der Mitte des Rückens sind deutlich gekielt. **Ringelnatter, Tropidonotus natrix L.**
  - Die Schuppen sind sämtlich vollkommen glatt. **Glattnatter, Coronella austriaca Laur.**
- Die größeren Kopfschilder zwischen den Augen sind durch Schuppen getrennt (Fig. 2); mit Giftzahn . . . . **Kreuzotter, Pelias berus L.**

Da die Kreuzotter zu den Giftschlangen gehört und es deshalb für den Nichtkenner nicht ungefährlich ist, das Gesehene auch zu erbeuten und genauer auf die gegebenen Formmerkmale zu untersuchen, gebe ich hier noch eine zweite Übersicht nach Farbenmerkmalen, die dem Auge leichter zugänglich sind. Freilich muß ich bemerken, daß die Zeichnungen oft sehr undeutlich werden. Bei derartigen fast einfarbigen Exemplaren ist man also immer auf die Formmerkmale angewiesen.

- Hinten am Kopf ein weißliches oder gelbliches, oben unterbrochenes Halsband (Fig. 3). **Ringelnatter, Tropidonotus natrix L.**
- Kein gelbliches Halsband (Fig. 2 und 4).
  - Rücken mit einer dunklen Mittelbinde von Flecken, die mehr oder weniger zusammenfließen und hinter dem Kopf mit einem Rhombenfleck beginnen (Fig. 2) . . . . **Kreuzotter, Pelias berus L.**
  - Rücken mit zwei Reihen von Flecken, die längs oder quer mehr oder weniger zusammenfließen können (Fig. 4). **Glattnatter, Coronella austriaca Laur.**



Fig. 2. Kopf der Kreuzotter.

Die Kreuzotter, Pelias berus L.

wird 70 cm lang; sie scheint in der Provinz weit verbreitet zu sein. Besonders kommt sie an moorigen, aber auch an trockenen, steinigen Orten vor. Ihrer Nahrung geht sie namentlich während der Dunkelheit nach. Dieselbe besteht hauptsächlich in Mäusen; daneben fand man aber auch Frösche, Eidechsen u. s. w. in ihrem Magen. In der Gefangenschaft fressen die Tiere meist nicht. Die Paarung findet im Frühling statt, und im Hochsommer legt das Weibchen 10 bis 15 Eier, aus denen die Jungen sofort hervorkommen. Gegen den Biß scheint schnelles Unterbinden (nicht Aussaugen) und Genuß von großen Mengen Alkohol (Branntwein, Rum) das beste Mittel zu sein.

Die Ringelnatter, Tropidonotus natrix L.

wird über 1 m lang. Sie liebt entschieden die Nähe des Wassers, da sie hier ihre Nahrung, welche besonders in Molchen und Fröschen besteht, am reichsten findet. Häufig sieht man sie sogar freiwillig ins Wasser gehen, um ihre Beute zu erlangen. Das Weibchen legt im Hochsommer 15—30 Eier, welche perlschnurartig zusammenhängen und etwa die Größe von Taubeneiern besitzen. Man findet sie unter Moos, Laub u. s. w. Nach etwa 3 Wochen schlüpfen aus ihnen die Jungen hervor.



Fig. 3. Kopf der Ringelnatter.



Fig. 4. Kopf der Glattnatter.

Die Glatt- oder Schlingnatter, Coronella austriaca Laur. (laevis)

liebt lichte Waldstellen und Moore und ist, wie eingangs erwähnt, von Herrn Lehrer Freese im Esinger Moor bei Pinneberg gefunden; Herr Duncker legte mir ein Exemplar vom Eppendorfer Moor vor. Vorher war Harburg der nächste Fundort. Ihre Nahrung besteht in Eidechsen und Blindschleichen. Das Weibchen legt im Hochsommer etwa 12 Eier, aus denen die Jungen sofort hervorschlüpfen.

Um die Verschiedenheit in der Lebensweise unserer einheimischen Reptilien, namentlich der Nahrung, übersichtlich zu zeigen, möge hier noch eine Zusammenstellung derselben nach ihrer Lebensweise folgen:

In größern Gewässern von Schnecken, Würmern und Fischen lebend:				Die Sumpfschildkröte.
Auf dem Lande lebend	Es nährt sich von wirbellosen Tieren und zwar:	von Insekten		Die Zauneidechse.
		von Schnecken und Würmern, welche	bei Tage, namentlich an feuchten Orten gesammelt werden .	Die Bergeidechse.
			abends und nach einem Regen gesammelt werden	Die Blindschleiche.
	Es nährt sich v. Wirbeltieren und zwar:	von Mäusen		Die Kreuzotter.
		von Eidechsen und Blindschleichen . .		Die Glattnatter.
		von Fröschen und Molchen		Die Ringelnatter.

Selbstverständlich bezieht sich diese Übersicht nur auf die Hauptnahrung. Immerhin geht aus derselben für die einheimischen Reptilien die Richtigkeit des eingangs angeführten Satzes hervor, daß jede Tierart an ganz bestimmte Lebensverhältnisse angepaßt ist.

Zur geographischen Namenkunde Nordalbingiens.

Von Dr. Arthur Gloy in Altona.

„Zu den Spuren, die der Mensch von seinem Dasein der Erde läßt, gehören die von ihm den Orten beigelegten Namen. Sie gehören dem Wortschatze an, heben sich aber für den Geographen durch ihre enge Verbindung mit natürlichen Örtlichkeiten, mit Ortschaften, die der Mensch geschaffen, oder sonstigen, mit dem Boden zusammenhängenden Werken seiner Hand weit über alles Sprachliche."

Mit diesen Worten beginnt Ratzel in dem vor reichlich 2 Jahren erschienenen 2. Bande seiner Anthropogeographie das Kapitel über die geographischen Namen, welches in dem 3. Hauptabschnitt (betitelt: „Spuren und Werke des Menschen an der Erdoberfläche") dieses bedeutenden Werkes zur Behandlung kommt. — Auf den folgenden Seiten soll an der Hand einiger der von Ratzel aufgestellten Gesichtspunkte ein kurzer Gesamtüberblick über die geographische

Namenkunde, namentlich die vergleichende, gegeben und die zur Erläuterung nötige Anzahl von Beispielen fast ausschließlich aus Schleswig-Holstein herausgegriffen werden.

Ratzel beginnt mit den „Spuren der Völker in Namen." Er weist darauf hin, daß in Namen, wie Halle, Hall,[1]) Hallein, Hallstadt nicht nur die Spur der Kelten, sondern auch die des Salzes liege; ferner, wie auf bayrischem Boden die Namen Wallen, Wahlen, Walchen auf verschwundene Romanen hindeuten, desgleichen solche, die mit Wind-, Winden- zusammengesetzt sind, auf die Wenden.

Auch Nordalbingien ist sehr reich an derartigen Namen. An die verschwundenen Wenden erinnern außer den spezifisch slavischen Endungen -itz, -ow (-au),[2]) -in, -an (-ahn) u. a., welche in ganz Ostholstein massenhaft vertreten sind, namentlich jene Dörfer mit dem Namen: Wentorf. Es giebt deren in Lauenburg mehrere, ferner je eins im südöstlichen Stormarn, bei Lütjenburg, auf Fehmarn, in der Propstei und sogar nördlich von der Eider am Süduser des Wittensees. In den übrigen nordöstlichen Provinzen des deutschen Reiches sind solche „Wentorfs" und Flurnamen wie Wendenmark, Wendenkamp u. a. etwas ganz Gewöhnliches.

Auch in der Nähe der mittleren Alster, bei Bergstedt, giebt es einen solchen Flurnamen, nämlich „Wendischen Balken" (= wendische Dingstätte) und je ein „Wendlohe" bei Schnelsen und bei Lutzhorn. An eine altslavische Kultusstätte erinnert vielleicht[3]) der Name Provenow eines jetzt freilich nicht mehr bestehenden Dorfes bei Oldenburg. Es lag ganz in der Nähe jener Stätte, vermutlich bei Putlos, wo jener slavische Götze Prove verehrt wurde, den Helmold bei Gelegenheit seiner Reise mit dem Bischof Gerold durch das nördliche Wagrien erwähnt.

Analoge Namen im übrigen Deutschland sind: (Beraun), Pirna, Mücke, Mückensberg u. ähnl. In den beiden letzten spiegelt sich der Beiname Micke des slavischen Donnergottes wieder.[4])

---

[1]) Die in Schleswig-Holstein und im übrigen nördlichen Deutschland mit: Hale-, Halen- gebildeten Orts- und Flurnamen haben selbstverständlich mit Halle und dem Salze nichts zu schaffen. Solche Namen deuten bei uns immer auf eine Niederung, Wiese oder dergl. Das Dorf Haale liegt auf einem Hügel, umgeben von niedrigem Lande. Halenhorst heißt z. B. eine Wiese an der Gieselau und Halenbrook (Distrikt östlich von Crempe) ist ein Bruch in einer Niederung (Marsch).

[2]) Die auf -ow und -au endigenden Namen sind natürlich in früher und jetzt rein germanisch besiedelten Gegenden immer auf das niederdeutsche owe, ouwe = Au zurückzuführen. Nur in Ostholstein ist Vorsicht anzuwenden. Z. B. ist Süssau ebenso gut deutsch wie Grabau echt slavisch. Die Mehrzahl aber der in Ostholstein auf -ow und -au endigenden Namen ist slavisch.

[3]) Ich sage: vielleicht; denn das Vorkommen des Ortsnamens Proven bei Dünkirchen weist freilich auch auf die Möglichkeit hin, daß wir es mit einem flämischen Namen zu thun haben.

[4]) Ratzel Bd. II.

Außer den Wenden spielen nun noch Dänen, Schweden, Friesen, Fläminger und sogar Tataren in der Nomenklatur Schleswig-Holsteins eine Rolle, aber meist nur in der Volksetymologie. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß Namen wie Taterbusch, Tatertwiete auf wirkliche Tataren zurückzuführen seien. Der Volksmund nannte eben alle dunkelhäutigen Menschen Tatern, und so mögen denn die herumziehenden Zigeuner und vielleicht auch die Kosaken und Baschkiren, welche 1813 und 1814 hier im Lande lagen, die Veranlasser eines guten Teils solcher Flurnamen gewesen sein.

Auf die von den übrigen Völkern und Volksstämmen abgeleiteten Namen näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Ich will nur noch bemerken, daß es recht angebracht ist, die sogenannten Dänen- und Schwedenschanzen auf ihre Nationalität hin zu prüfen. In einer am Einfelder See gelegenen sog. Schwedenschanze haben wir höchst wahrscheinlich eine altslavische Anlage zu sehen. Freilich konnte ja eine Slavenschanze durch Benutzung von seiten schwedischer Kriegsvölker seit dem 30jährigen Kriege und später mit einigem Recht zur Schwedenschanze werden.

Einen historisch besser gesicherten Hintergrund haben die mit **Fresen-**, **Fres-**, **Fries-** und **Flehm-** gebildeten Ortsnamen. Sie weisen auf jene großartige Kolonisation des slavischen Ostholsteins im 12. und 13. Jahrhundert hin und sind sehr geeignet dazu, unsere ziemlich spärliche Kenntnis über die Verteilung der eingewanderten deutschen Volksstämme im Lande etwas zu bereichern.

Mit dieser Kolonisation Ostholsteins berühren wir bereits das Kapitel der Ortsnamen, welches Ratzel — nicht ganz glücklich ausgedrückt — mit „Kulturreste in Namen" überschrieben hat. Er will damit sagen, daß die Ortsnamen uns das Bild eines anderen Kulturzustandes des Bodens und des Volkes geben, als gegenwärtig. — Was in Süd- und Mitteldeutschland Reute, Rait, Kreuth, Roda, Rüti bedeutet, nämlich Rodungen des Waldes, welcher den heutigen Äckern und in vielen Fällen auch der Dorflage voranging, das ist im nördlichen Deutschland: Rade, -Radt, -Ray, Ra = Rotten- und speziell in Schleswig: Rott,[1] Rutt oder Roy.

Die große Masse der mit diesen Grundwörtern zusammengesetzten Orts- und Flurnamen in Schleswig-Holstein gewährt uns ein Bild von dem ehemaligen Aussehen des Landes. Adam von Bremen hat gewiß Recht, wenn er die Holzaten als „die in Holz sitzenden" deutet. Aus Holzaten (Holsaten) entstand dann Holsten, ein Stammname, der wie Preußen, Bayern, Sachsen u. s. w. auch zur Bezeichnung des Landes wurde. Erst die Oberdeutschen haben aus Holsten, dessen letzte Silbe sie für identisch mit Sten (Stein) hielten, den heutigen Namen gemacht.

---

[1]) Namen mit dieser Endung in friesischen Gegenden sind nicht ohne weiteres hierher zu rechnen, da rodd, rott hier: Riß, Loch in einem Walle bedeutet, wie z. B. in Deichrott, Altgarmsielrott (Ostfriesland), Sielenroth (Kirchspiel Haseldorf).

Auch die Art, wie die Wälder gelichtet wurden, lassen einige der hierher gehörigen Namen erkennen. Es geschah in der Regel mit der Axt, so, daß die Stümpfe zunächst stehen blieben. Das zeigen Namen wie Stubben (vormals: tho den Stubben), Stubbendorf, Stuve u. a. Das letzte ist ein holländisches Wort und weist also auf diesen germanischen Stamm, wie auf Lichtung des Waldes zugleich. Zuweilen tilgte man den Wald oder das Unterholz auch mit Hülfe von Feuer. Darauf deutet z. B. der Name: Swartenstubben, welcher die Vorstellung von verkohlten Baumstümpfen ins Gedächtnis ruft, desgleichen die Namen: Brande (auf dem Branden), Brandenbaum u. a. Auch Steine gab es auszuroden, eine Arbeit, welche noch heute im kleinen beim Pflügen des Ackers vorgenommen werden muß. Ich erinnere zur Erläuterung nur an die außerordentlich häufigen Namen: Steenrade und Steenfeld. Von den Slaven ist auch bereits gerodet worden, was sich sowohl urkundlich für das 13. Jahrhundert, als auch aus Ortsnamen (Klötzen und Gülzow?) nachweisen läßt.

Zeugten die bisher behandelten Namen von der Tilgung des Waldes, so sprechen andere von seinem Vorhandensein zur Zeit der Gründung des betr. Ortes. Mindestens ebenso zahlreich, wenn nicht zahlreicher als die auf Rodung bezüglichen Namen sind Zusammensetzungen mit -wald, -wohld, -holz, -holt, -hagen, -horst, -forst, -loh, -loe, -hees, -ho[2]) und in Schleswig außerdem mit: -lund, -skov, -wed, -witt und -kratt. Slavisch ist las, z. B. in Lassahn = „Waldort."

Endlich will ich noch darauf hinweisen, daß aus geographischen Namen sich zuweilen das ehemalige Vorhandensein gewisser, jetzt verschwundener Pflanzen in einem Lande nachweisen läßt. Das scheint in Schleswig-Holstein aber nicht der Fall zu sein. Namen wie Ekhorst, Ekenhorst, Buchwald, Bokhorst, das slavische Grabau (= Buchenort), Elmshorn (= Ulmenecke), Ellerbek und Ellerbrok, Weidenhof, Lindewith, Birkenbusch — alle diese Namen weisen nur auf die ganz gewöhnlichen, noch heute vorkommenden Baumarten hin.

Außer der *Baumvegetation* sind es dann hauptsächlich noch Reth, Binsen, einige Gräser, der wilde Rosmarin und der Hederich (Kettich), welche in den Ortsnamen Schleswig-Holsteins auftreten. Der Name Rethwisch ist so durchsichtig, daß ich nur an ihn zu erinnern brauche.

Die Binse (niederdeutsch: bese, beese, beis) ist in Besenbek, Besenwisch, Besenmoor, Besenthal nicht zu verkennen. Vielleicht hängt auch Hennstedt, vor-

---

[2]) Die Bedeutung von: ho ist aus der Übersetzung von Isarnho (jenes großen Urwaldes, der sich nach Helmold I, 12 von Lütjenburg bis nach Schleswig erstreckt haben soll) in: Jernwith zu ersehen; denn, wenn das isarn (= eisern) mit jern ins Dänische übersetzt wurde, so wird die zweite Silbe entsprechend mitübersetzt worden sein, und witt bedeutet: Wald; vgl. Detlefsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, Bd. I. Nun ist es höchst wunderbar, daß mit dem Namen ho auch Niederungen bezeichnet werden. Z. B. haben wir an der Gieselau in der Gemarkung des Dorfes Stenfeld Wiesen mit den Namen: Groten- und Lütjenho, Ehlersho, Hobrook, Howisch. Auch Detlefsen bemerkt bereits, daß eine niedrige Elbinsel den Namen Ho führte.

mals: Hanestide, und Hanerau, vormals: Hanrow, Hanrouwe, mit dem niederdeutschen hân, hâne, hânt = Schilfrohr zusammen. Es wäre also eine Stätte bezw. Aue, wo dieses Schilfrohr wächst. Auch Slabbenhagen (jetzt: Dänischenhagen) möchte ich weit eher von slabbe oder slubbe = Schwaden- oder Mannagras (Glyceria fluitans) ableiten, als von den Slaven, was meines Erachtens sehr mit Unrecht geschieht. — Sehr versteckt ist der Hederich (Kettich), niederdeutsch: Köddik (Köek, Keek, Küdik, Kök, Kötze, Kükk) und zwar in Kaisborstel, vormals: Koysborstel oder Ködichborssel, obwohl man nach der heutigen Form des Namens eher den Personennamen Cay (Kay, Keye) dahinter vermuten sollte. Der Hederich oder Kettich ist bekanntlich ein schädliches Unkraut im Getreide, mit gelblichen Blumen, die den Rapssaatblüten sehr ähnlich sind. Das niederdeutsche Wort scheint aus dem hochdeutschen verderbt zu sein (vgl. Berghaus, Sprachschatz der Sachsen).

Ziemlich häufig kommt der wilde Rosmarin unter dem Namen: Porst (Post, Pors) als Flurbezeichnung vor. Der Postsee bei Preetz verdankt wohl eher dieser, zum Bierbrauen verwandten Pflanze seinen Namen, als dem slavischen poro = Sumpf, wie ich in meiner Doktor-Dissertation noch angenommen habe. Postwiesen (Porßwiesen) giebt es nämlich auch auf der Feldmark von Bokel bei Nortorf und von Gokels bei Hanerau, einen Poßbeckenbraak auf der Feldmark von Aasbüttel, Kirchspiel Hademarschen.

Orte mit diesen Namen liegen naturgemäß in oder an feuchten Niederungen. Hierher sind außer den schon erwähnten, mit Hale- zusammengesetzten, noch die mit: Vieh gebildeten Namen zu rechnen. „Vieh" ist verderbt aus dem niederdeutschen vi = Sumpf. Danckwerth schreibt z. B. noch Wieborg (= Viehburg bei Kiel). Auch einzeln kommt Vieh als Flurname vor und zwar immer in Niederungen.

Wo dagegen das Wort bram in Ortsnamen auftritt, da befinden wir uns in der Heide. Bramfeld und Bramstedt liegen bekanntlich in der That auf oder an dem holsteinischen Heiderücken, desgleichen ein Bramstedt auf dem südschleswigschen und zwei Bramdrup nordwestlich von Hadersleben. Der entsprechende dänische Ortsname ist Lyngby. Auch in Mitteldeutschland sind solche Zusammensetzungen mit bram nicht selten. Bei Göttingen giebt es einen Bramwald, in der Rhön einen Bramforst, außerdem mehrere mit bram gebildete Ortsnamen in Westfalen und anderweitig.

Mehr das Moor in der Heide als die Heide selbst scheint Vierth (Vird, Viert, Fiert) zu bedeuten, welches überall in den altholsteinischen Gauen als Flurbezeichnung auftritt. Vierth und Moor wird in den alten Setzungsakten als gleichbedeutend gebraucht. Nach alten Flurkarten zu urteilen, wurde aber auch das ganze zu jeder Dorffeldmark gehörige Heideland als Viert bezeichnet, nicht nur das Moor in der Heide.

Bezeichnete bram die Heide nach ihrer dunklen Farbe (denn bram bedeutet ursprünglich wohl „das Dunkle"), so thut es das Wort gol bezw. gold nach einer anderen für die Heide charakteristischen Eigenschaft, der Öde. Gold

bedeutet im Dänischen: kahl, nackt, und die Dörfer Goldebek und Goldelund in der südschleswigschen Heide sind mit diesen ihren Namen recht zutreffend benannt. Genau dieselbe Bedeutung hat das slavische gol. An der Südwestküste Fehmarns liegt eine kleine Ansiedelung, namens Gold, welche in König Waldemars II. Erdbuch noch Gol genannt wird, ferner auf der Insel Pöhl ein Golewitz u. s. w.

Im allgemeinen ist es Regel, daß, je einfacher das Landschaftsbild ist, je weniger Grundwörter also das Relief des Landes und seine Wasser- und Pflanzenbedeckung liefert, „die Namengebung desto mehr ins einzelne gehen muß; und darin liegt der Grund des Treffenden in den Wüstennamen. Dasselbe gilt auch bei uns im Flachlande." (Vgl. Ratzel, Bd. II.) Die Namengebung ging hier nicht so leicht von statten, wie in einer Natur von reicher Erscheinung, welche den menschlichen Geist zu einer mühelosen Namenschöpfung geradezu anlockt. In Norddeutschland, namentlich im östlichen, haben wir neben recht treffenden Ortsbezeichnungen eine gewaltig große Menge jener geographisch nichtssagenden: Neustadt, Neudorf, Neuhof, Niehof, Niehus, Neukirchen, Nienkerken u. s. w. Sie verraten, wie Ratzel sich ausdrückt, die Geistesarmut der Namengeber, haben aber doch z. T. eine gewisse historische Berechtigung, soweit die Gründung der betreffenden Orte in die Zeit jener großen Kolonisation des ehemals slavischen Ostdeutschlands im 12. und 13. Jahrhundert gefallen ist.

Wenn nun Nordalbingien im Verhältnis zum übrigen Norddeutschland einen reicheren Schatz von Grundwörtern und somit eine reichhaltigere Nomenklatur aufzuweisen hat, so liegt der Grund nicht so sehr in der reicheren Natur des Landes, obwohl namentlich die starke Gliederung der Küste mit ihren abwechselungsreichen Bezeichnungen für Buchten und Landvorsprünge[1]) nicht außer acht zu lassen ist, — als vielmehr darin, daß die cimbrische Halbinsel von jeher wegen ihrer geographischen Lage eine Hauptwanderstraße und Niederlassungsstätte der verschiedensten Volksstämme gewesen ist, welche alle Spuren ihres Daseins gerade in den Ortsnamen hinterlassen haben. Noch heute sitzen in Schleswig-Holstein Friesen, Sachsen und Dänen nebeneinander, und die im 12. und 13. Jahrhundert eingewanderten Niederländer und Westfalen haben sich ebenfalls durch eine Reihe von Namen, die sie aus ihrer Heimat[2]) mitbrachten, verewigt; vollends aber die Slaven so gründlich, daß fast jedes dritte Dorf in Ostholstein und Lauenburg einen slavischen oder wenigstens auf slavischer Grundlage beruhenden Namen trägt. Wir erhalten also, wie gesagt, eine reichhaltigere Nomenklatur, ohne daß die Zahl der Grundwörter vermehrt worden wäre. Ich führe zur Erläuterung einige Parallelen an:

---

[1]) -nis, (-näs), -odde (Ottensund!), -hoved, -huk, -ort, -hage, (-Kinn), -kliff, -klint u. a.

[2]) Z. B. weist Bentfeld auf Westfalen; Süsel, Seveneken (Siebeneichen), Wacken, Brügge auf die Niederlande, die Endung -wohlde auf das nördliche Holland; Flehm, Flemhude, Flet auf Flamland.

Deutsch:	Dänisch:	Slavisch:
Bramstedt Bramfeldt Bramdrup	Lyngby	Gol(ewitz)
Buchwald Bokhorst	Bøgeskov	Grabau
Hagen	Lund	Lassahn

Weitere ungefähre Parallelen zwischen deutschen und slavischen Ortsnamen wären:

Deutsch:		Slavisch:
Wedel	und	Brode,

welche beide Furt bezw. Fähre bedeuten; vgl. Brod in Böhmen und an der Sau, Brody in Galizien, Großen- und Lütjenbrode in Wagrien, Fehmarn gegenüber, Stahlbrode in Pommern, Rügen gegenüber.

Deutsch:		Slavisch:
Rethwisch	und	Schmilau (=Smilovopole=Binsenfeld).
1. Brunsdorf (vorm. Barunestorp = Baronsdorf) 2. Herrenhausen	und	Panker (vorm. Pankuren vom altslav. pan = Herr).
Kesseldorf	und	Köthel (vorm. Kotle vom altslav. kotlu = Kessel).
Brügge	und	Mustin.
Poggensee	und	Sahms (vorm. Zabenitz vom altslav. Zaba = Frosch).
Oldenburg	und	Stargard.
Hütten Husum	und	Kalübbe. Kühren.
Borstel	und	Gaarz.
Bergedorf	und	Görz.
Thale	und	Perdöhl (= „vor dem Thale“).
Seedorf	und	Pogeez (vorm. Pogatse = „am See“).
(Achter)wehr	und	Stolpe (Stolp = Vorrichtung zum Fischfang)
	u. s. w.	

Man könnte dieses eben an zwei Sprachen angewandte Verfahren auch über die ganze Erde sich ausgedehnt denken, und es würden, wie Ratzel bemerkt, wenn es gelänge, „die Bedeutung der Namen der Berge, Flüsse, Seen, Quellen, Auen u. s. w. in jedem Falle zu erklären, die mit solchen Namen beschriebenen Karten über die ganze Erde hin Worte gleichen Sinnes zeigen, und die Kartenlegende würde ungemein einfach sein. Der Schein einer bunten Nomenklatur von Eigennamen würde schwinden.

Je treuer sich in einem Namen die Form der Örtlichkeit spiegelt, der er beigelegt wurde und die ihn eingab, um so sicherer darf man erwarten, den-

selben in manchen anderen Teilen der Erde wiederzufinden; denn die Formen der Erdoberfläche, sowohl die des Festen als des Flüssigen, sind nicht so mannigfaltig, daß sie nicht an vielen Punkten der Erde wiederkehrten. Daher als Regel für die Namendeutung sich aussprechen läßt:

Um einen Namen zu deuten, suche sein Objekt und seine Sachverwandten auf."

Die Runenschrift.*)

Von J. Mestorf in Kiel.

Man liest und hört noch jetzt bisweilen, die Schreibekunst gehöre zu den Bildungselementen, die wir den Klosterschulen verdanken. Daß die Mönche lange Zeit Träger aller höheren Bildung gewesen, bleibt unbestritten; allein, die Kunst, unseren Gedanken durch die Schrift Ausdruck zu geben, haben wir nicht von ihnen gelernt. Vor den lateinischen und deutschen Buchstaben, deren wir uns noch heute bedienen, besaßen unsere germanischen Vorfahren eigene Schriftzeichen, die unter dem Namen Runen bekannt sind. Über den Ursprung derselben ist nunmehr angenommen, daß sie bei einem südgermanischen Stamme entstanden seien, als Nachbildung einer älteren Form der römischen Schrift, die bei einem in den Nordalpen seßhaften gallischen Volke bereits Wandlungen erlitten hatte. Von diesem habe ein schriftkundiger Germane sie gelernt und, nachdem er sie den Bedürfnissen seiner Muttersprache gemäß verändert, weiter gelehrt.

Über den Zeitpunkt, wann dies geschehen, sind die Runenforscher sich nicht so einig. Etliche setzen ihre Entstehung in das letzte Jahrhundert vor Chr., andere in das erste Jahrhundert nach Chr., andere um noch ein Jahrhundert später. Daß sie im dritten Jahrhundert schon bis zu den Nordgermanen hinaufgedrungen waren, bezeugen Altsachen mit Runenschrift aus den schleswigschen Torfmooren.

Beachtenswert ist die Selbstständigkeit, die sich in der Bildung der neuen Schrift nach den klassischen Vorbildern offenbart. Man gab den Zeichen nicht nur andere Namen, sondern auch eine andere Reihenfolge, indem sie nicht, wie sonst üblich, mit a b c anfingen, sondern mit f u th a r k, weshalb man nicht wohl von einem Runenabc reden kann. Auch trennten sie die 24 Zeichen in drei Gruppen. Daß man in der Form der Zeichen (Stäbe) die Kurve vermied, dürfte einen technischen Grund haben, indem sie meistens auf einen Holzstab (Buchenstab) geritzt wurden, ein für Kurvenlinien ungünstiges Material. Endlich wurde die Runenschrift nicht wie die römische und gallische stets von links nach rechts, sondern bisweilen auch von rechts nach links gelesen.

*) Dieser Aufsatz ist mit Erlaubnis der Verfasserin und unter Zustimmung des Verlegers dem 1892 zum Besten der durch die Cholera-Epidemie verwaisten Hamburger Kinder vom Verlagsbuchhändler Otto Meißner herausgegebenen Weihnachtsbuch entnommen und in etwas veränderter Form hier abgedruckt.

Als mit der Ausbreitung des Christentums und mit der Gründung der Klosterschulen die lateinische Sprache mehr und mehr Boden gewann und neben der lateinischen Schrift auch die gotische (Mönchsschrift) viel geübt wurde, geriet die heidnische Runenschrift in Mißkredit und ward in Süd- und Mitteldeutschland bald vergessen. Im skandinavischen Norden, wo die christliche Lehre erst ein Jahrtausend nach Christi Geburt feste Wurzeln schlug, hat sie sich dahingegen erstaunlich lange behauptet und im Laufe der Jahrhunderte sogar mehrfache Wandlungen erfahren.

Aus obigen Gründen sind in Süd- und Mitteleuropa wenige Überreste von der Schrift unserer Vorfahren bewahrt. Wir finden sie auf Waffen, Gerät und Schmuckgegenständen; Steindenkmäler mit Runenschrift (Runensteine) kennen wir nur bei den Skandinaven (und auf den britischen Inseln).

Die Inschriften sind meistens kurzen Inhaltes: ein Spruch, eine Widmung oder die Namen von Geber und Empfänger des Gegenstandes, den sie zieren. Und trotzdem besitzen wir in dem selbst einschließlich der skandinavischen Inschriften immer noch sehr dürftigen Material einen wertvollen kulturgeschichtlichen Schatz. Sie geben uns Proben von der Sprache, die in dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung bei Süd- und Nordgermanen geredet wurde; sie geben ein reichhaltiges Namenregister; Hinweise auf Ereignisse, über welche die Geschichte nicht berichtet. Sie geben Zeugnis von rührender Familienliebe und Freundes Treue. Selten wird auf den Grabsteinen des Toten (ob Mann oder Frau) gedacht ohne Nachruhm; sei es, daß man seine Güte oder seine Tapferkeit rühmt, oder daß er wegen seiner gemeinnützigen Werke, wie z. B. Brücken- und Wegebau, gepriesen wird; denn in Zeiten, wo es noch keine gebahnten Landstraßen gab, war die Überbrückung eines Stromes oder eines Sumpfes in der That ein Verdienst um die Wohlfahrt seiner Nebenmenschen. Manche Steine erzählen von weitgereisten Männern, die von ihren Heerfahrten (nach England, Rußland, Griechenland, dem Orient 2c.) mit Ruhm und Reichtümern heimgekehrt, oder in fremdem Lande umgekommen waren. Auch von Veränderung des religiösen Kultus geben sie Kunde, indem auf den älteren Steinen Thor und Odin um Schutz angerufen werden, auf den jüngeren Gott, Maria und die Heiligen.

Wir bringen hier folgend die beiden Hauptrunenzeilen zur Anschauung.

Nr. 1:

ᚠᚢᚦᚨᚱᚲᚷᚹ: ᚺᚾᛁ ᛃ ᛇ ᛒ ᛉ ᛊ: ᛏᛒᛖᛗᛚᛜᛟᛞ.

f u th a r k g w: h n i j(a) ? p -r s: t b e m l ng o d.

Nr. 2:

ᚠᚢᚦᚬᚱᚴ: ᚼᚾᛁᛅᛋ: ᛏᛒᛚᛘᛦ.

f u th o r k: h n i a s: t p l m -r.

Nr. 1 zeigt das ältere, gothisch-germanische „Futhark" in seinen Hauptformen, ohne Berücksichtigung der lokalen Abweichungen und der nahe verwandten angelsächsischen Runen.

Nr. 2 veranschaulicht die nur aus 16 Stäben bestehende jüngere oder

skandinavische Runenzeile, die sich im neunten Jahrhundert allmälig aus der älteren entwickelt hatte, wie es die gleichzeitig sich vollziehende Sprachwandlung forderte.

Zur Zeit König Waldemars II. von Dänemark (1200) machte sich wieder das Bedürfnis einer Vermehrung der Schriftzeichen fühlbar, welche alsdann nicht durch Einfügung neuer Schriftzeichen bewerkstelligt wurde, sondern durch Punktierung der vorhandenen. So wurde z. B. aus ᚴ (k) ᚵ (g); aus ᛁ (i) ᛂ (e); aus ᛏ (t) ᛑ (d) u. s. w. Man nennt dies punktierte oder gestochene Runen.

In dieser jüngeren Form haben sich die Runen neben der allgemein üblichen lateinischen (und z. T. gotischen) Schrift bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Man findet sie auf Kirchenglocken, Taufsteinen, Grabsteinen, Münzen u. s. w. In Westmanland (Schweden) wurde unlängst ein Grenzstein aus dem 16. Jahrhundert entdeckt mit der Runenschrift: „Dieser Stein soll Zeuge sein zwischen mir und dir.“ — Schriftstücke auf Pergament, Papier oder ähnlichem vergänglichen Material sind begreiflicherweise dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen, und doch sind auch von diesen einige erhalten. Man besitzt z. B. Fragmente von geistlichen und Volksliedern mit Text in Runenschrift. Das schonensche Landgesetz ist in Runen geschrieben. Das Tagebuch eines dänischen Reichsadmirals aus dem 16. Jahrhundert ist in so fließender Runenschrift abgefaßt, daß man sieht, wie geläufig sie ihm gewesen. Auch der schwedische Reichsmarschall Jacob de la Gardie schrieb im dreißigjährigen Kriege seine Instruktionen an einen polnischen Platzkommandanten in Runen.

Auf Island gaben die Hexenprozesse Veranlassung zur Abschaffung der Runen. Als eine Frau, bei der man Runenfiguren fand, der Zauberei angeklagt und verurteilt war, gerieten alle, die im Besitz ähnlicher Schriftstücke waren, in Furcht und Schrecken und ein jeder beeilte sich, diese kostbaren Familiendokumente zu vernichten. Im Jahre 1639 wurde alsdann die Übung der Runenschrift von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verboten. Und trotz alledem geriet sie auch dort nicht in Vergessenheit. Als der dänische Professor Ole Worm von einem isländischen Gelehrten die Mitteilung der Runenschriftzeichen nebst Erklärung erbat, erzählte dieser, die Kenntnis derselben sei bei den Isländern keineswegs erloschen, man unterscheide dort aber Bücher- und Zauberrunen.

Die Runen waren nämlich von altersher nicht nur Schriftzeichen. Es wohnte ihnen eine geheime Gewalt inne über lebendige und tote. Run bedeutet Geheimnis (raunen). Die Nordgermanen hielten sie für göttlichen Ursprunges: Odin selbst hatte sie erfunden. Die Kunst, durch wenig Striche seine Gedanken anderen mitzuteilen, mit Abwesenden zu reden, erschien dem Volke so unheimlich, daß es die Schreibekunst für Zauberei und jeden Schriftkundigen für einen Zauberer hielt. Es gab Runen, die dem Menschen zum Segen gereichten und solche, die ihm Schaden zufügten. Sie zu kennen, war ein Gewinn. Deshalb lehrte Brunhild den Siegfried Runenweisheit, um ihm Macht über Menschen und Schicksal zu verleihen. Und doch erlag der Held ihrer zwingenden Macht,

als er den mit einer verhängnisvollen Rune bezeichneten Becher leerte, den die Krimhild ihm kredenzte.

Siegrunen lehrte Brunhild; Sturmrunen, die auf Steuer und Schiffsplanke geritzt, das Schiff ungefährdet durch die Brandung leiteten, aber auch Sturm und Unwetter erregen konnten; Alerunen, die selbst einen vergifteten Trunk unschädlich machten; Runen, die Krankheit heilen und solche die Krankheit bringen, kurz für alle Lebenslagen die niemals fehlschlagenden Zeichen. Bei dem Looswerfen der alten Germanen, worüber Tacitus berichtet, waren die Stäbe mit Zeichen versehen, die, von kundiger Hand aufgehoben und zusammengefügt, den Willen und Beschluß der Götter verkündeten. Wirksam wurde aber die Rune erst dann, wenn ihr Gestalt verliehen ward, d. h. wenn sie geschrieben oder eingeritzt und alsdann gesungen wurde. Als der Götterbote Skirnir für Frey um die schöne Gerda warb und diese ihn abwies und sich durch keine Drohungen schrecken ließ, gab sie nach, als er die unglückbringende Rune zu schneiden begann. [Ein solches Holzstäbchen mit nicht zu entziffernden Runen (Zauberrunen) aus einem Grabhügel in Schleswig bewahrt das Altertumsmuseum in Kiel.]

Außer diesem Holzstäbchen befinden sich im genannten Museum noch Runenschriften auf 1. dem Ortband einer Schwertscheide und 2. auf einem Schildbuckel aus dem Torsberger Moor; 3. auf einem Sarkophagdeckel von Bjolderup und 4. auf dem vor einigen Jahren vielgenannten Steine von Gottorp. Die längst bekannten in der Nähe von Schleswig aufgefundenen vier Runensteine haben einen besonderen Wert, weil sie einen historischen Hintergrund haben, indem sie von geschichtlichen Vorgängen im Lande Kunde geben, über welche unsere Geschichtsbücher nur dunkle, bisher kaum beachtete Andeutungen enthalten. In einem folgenden Heft der Heimat hoffe ich Abbildungen dieser schleswigschen Runensteine nebst Erklärung ihrer Inschriften mitteilen zu können und hoffe unseren Landsleuten dadurch zu zeigen, wie wichtig und wünschenswert es ist, nach weiteren Runendenkmälern im Lande zu forschen und vor allem keinen Stein zu zerschlagen, ohne ihn vorher sorgfältig untersucht zu haben, ob etwa Figuren oder Schriftzeichen darauf wahrnehmbar sind. Wo aber solche entdeckt werden sollten, bitten wir im Interesse unserer heimatlichen Geschichte dringlich, dem Museum vaterländischer Altertümer in Kiel sofort Kenntnis zu geben.

Das weise Kind.

(Ein Märchen aus Dithmarschen.)

Mitgeteilt von **Heinrich Carstens** in Dahrenwurth bei Lunden.

Es begegnete einstmal ein Doktor einem Kinde. Sprach das Kind zu dem Doktor: „Wie geht Ihr so tief in Gedanken versunken?“ Sprach der Doktor: „Ich denke darüber nach, wo ich mehr Bücher antreffen kann; denn alle Bücher in der ganzen Welt habe ich durchgelesen und kann alles, was darin steht.“ Sprach das Kind: „Ich will Euch 10 Fragen vorlegen; wenn Ihr mir die

recht beantworten könnt, so will ich Euch meinen Katechismus geben. Ich weiß, den habt Ihr noch nicht gelesen und Ihr werdet ein ganzes Jahr daran zu lesen haben." Da lachte der Doktor und sprach: „Sage her, du einfältiges Kind!" Sprach das Kind: 1. „Was ist das Beste in der Welt?" Antwortet der Doktor: „Einen guten Freund haben." Sagt das Kind: „Nein, ein gut Gewissen haben ist besser." Sprach das Kind: 2. „Wer ist der Klügste in der ganzen Welt?" Antwortet der Doktor: „Der viele Bücher gelesen hat und sich selbst wohl kennt." Sprach das Kind: 3. „Wer ist der Närrische in der Welt?" Lacht der Doktor und spricht: „Der von keinem Dinge weiß." Sagt das Kind: „Nein, der sich aller Wissenschaft berühmt." Spricht das Kind: 4. „Welches ist der beste Stand in der Welt?" Antwortet der Doktor: „Der Doktorstand." Sagt das Kind: „Ach nein, der Christenstand." Sagt das Kind: 5. „Welches ist die höchste Ehre in der ganzen Welt?" Antwortet der Doktor: „Tapferkeit im Kriege." Sagt das Kind: „Ach nein, Demut beim Frieden." [1]) Spricht das Kind: 6. „Welches ist die größte Kunst in der Welt?" Antwortet der Doktor: „Die unbändige Welt wohl zu regieren." Sagt das Kind: „Nein, sich selber wohl regieren." Spricht das Kind: 7. „Wer ist der Reichste in der Welt?" Antwortet der Doktor: „Cracack [2]) ist es gewesen." Sagt das Kind: „Nein, die Vergnüglichkeit ist es gewesen und ist es auch noch." Sprach das Kind: 8. „Welches ist das beherzteste Tier in der Welt?" Antwortet der Doktor: „Der Löwe." Sagt das Kind: „Nein, das kleine Würmlein, das frißt allerlei Fleisch, auch das des Löwen." Spricht das Kind: 9. „Welches Tier trinkt das teuerste Getränk in der Welt?" Antwortet der Doktor: „Das, welches den Wein in dem Weingarten trinkt." Sagt das Kind: „Nein, der Floh oder die Laus, die trinken eitel Menschenblut." Spricht das Kind: 10. „Wer ist der gelehrteste Doktor?" Antwortet der Doktor: „Der viel weiß." Sagt das Kind: „Nein, der viel weiß, der alles weiß und es selber nicht weiß." Da schämte sich der Doktor und sprach: „Mein Kind, wer hat Dich so arg [3]) gemacht?" Sprach das Kind: „Mein Vater und meine Mutter." Sprach der Doktor: „Wie heißen die?" Antwortete das Kind: „Mein Vater heißt Übermann und meine Mutter Einfalt."

Da wollte der Doktor das Kind zu Spott machen und sprach: „Ich will Dir wieder 10 Fragen vorlegen, und so Du mir die recht beantworten kannst, so will ich Dir alle meine Bücher geben." Sprach das Kind: „Sagt her!" Sprach der Doktor: 1. „Wie groß ist die Welt?" Antwortet das Kind: „Daß Gott sie umspannen kann." Sprach der Doktor: 2. „Hänget, stehet, liegt oder schwebt die Welt?" Antwortet das Kind: „Keines von allem; der sie umspannt, hält sie." Dachte der Doktor: Ich will diese beiden Antworten so hin laufen lassen; ich will Dir aber wohl besser kommen. 3. „Was hat Gott gethan, ehe er die Welt geschaffen hat?" Antwortet das Kind: „Er hat Ruten

[1]) Bescheidenheit.

[2]) Wer war das? Krösus?!

[3]) klug, weise.

gebunden, damit will er diejenigen strafen, die solche vorwitzige Fragen thun." Dachte der Doktor: Diese Antwort hätte ich wohl erwarten können. Sprach der Doktor: 4. „Woher kommen die Winde und wohin fahren sie?" Antwortet das Kind: „Aus dem Unflat und in den Unflat." [4]) Lacht der Doktor und spricht: „Diese Winde meine ich nicht, sondern die vier Winde der Welt." Antwortet das Kind: „Das wisset Ihr selber nicht, doch will ich es Euch sagen. Außer der Welt liegen vier große greuliche Drachen, die wollen aus Kurzweil einander die runde Kugel der Welt zublasen; der sie aber umspannt, der hält sie fest und will sie nicht fahren lassen. Wollt Ihr das nicht glauben, Herr Doktor, so gehet hin und sehet zu; dann werdet Ihr sehen, daß ich recht habe." Der Doktor lachte und dachte: Was soll ich machen? Es ist ein Kind und hat so viel Bücher noch nicht gelesen wie ich. 5. „Was läuft ohne Füße, was sieht ohne Augen, was sitzt ohne Gesäß, was höret ohne Ohren, was singet ohne Mund, was schlägt ohne Hände, was raucht ohne Feuer, was fährt ohne Wagen?" Antwortet das Kind: „Die Sonne und die Zeit laufen ohne Füße, das Gemälde sieht ohne Augen, die Kleider sitzen ohne Gesäß, das Werk [5]) höret ohne Ohren, die Kugel singt ohne Mund, der Zeige [6]) oder Donner schlägt ohne Hände, die Lügen rauchen ohne Feuer, [7]) die Winde fahren ohne Wagen." Spricht der Doktor: 6. „Kannst Du mir vier Tiere nennen, die sich selber vergebliche Arbeit thun?" Antwortet das Kind: „Ja, die Vögel nützen nicht sich, sondern den Menschen; die Ochsen pflügen nicht für sich, sondern für den Menschen; die Bienen machen den Honig nicht für sich, sondern für den Menschen; die Schafe tragen die Wolle nicht für sich, sondern für den Menschen." 7. „Warum heißt eine Maus eine Maus und eine Laus eine Laus?" Antwortet das Kind: „Wenn die Maus Ratze hieße, so wäre sie keine Maus, und wenn die Laus springen könnte, so hieße sie Floh." 8. „Welches ist die Summe und der Inhalt des ganzen Constorius Jurius?" [8]) Antwortet das Kind: „Die 24 Buchstaben." 9. „Wodurch wird die ganze Welt regieret?" Spricht das Kind: „Durch die Einbildung." [9]) Der Doktor fuhr abermals *mit Ungestüm* heraus und fragte das Kind auf Latein: „Die mehrumiuum Docktorum Subitetum?" [10]) Rief das Kind: „Herr Doktor, meine Bücher, meine Bücher!" Der Doktor aber fluchte und schalt und lief davon.

Niedergeschrieben von Gretje Claußen in Wallen bei Delve, der später berühmten Gliedersetzerin Frau Kählert in Schwienhusen am 17. Dezbr. 1791.

---

[4]) Das Kind bezieht den Ausdruck Winde auf das plattdeutsche „Wind'n" = die in den Gedärmen sich entwickelnden Gase.

[5]) Unverständlich.

[6]) Zeige?

[7]) Vergl. die Redensart: „Sie lügt, daß ihr der Dampf aus dem Nacken zieht."

[8]) Constituta juris.

[9]) Einbildung?

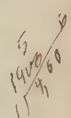
[10]) Unsinn! Vielleicht: Dic mihi numerum doctorum ..... = Sag' mir die Zahl der Gelehrten.

Sagen aus der Gegend von Hohenwestedt.

Mitgeteilt von Heinrich Carstens in Dahrenwurth bei Lunden.

Das gespenstische Weib. Einst ritt ein Mann längs der Chaussee von Rendsburg nach Hohenwestedt. Es war bereits Abend geworden, als er bei Barlohe ankam, da wo die Oberförsterei ist. Da hörte er neben sich im Gebüsch eine Stimme rufen: „Verbiestert!" Der Reiter rief: „Komm hierher!" Doch es kam niemand, und die Stimme, die immer gleich weit von ihm entfernt zu sein schien, rief immer noch: „Verbiestert!" Da ward der Reiter böse, forderte nochmals auf, zu ihm an den Weg zu kommen, und sprach dabei einen derben und kräftigen Fluch aus. Kaum aber war der Fluch auch nur ausgesprochen, als mit einem Male ein altes Weib bei ihm hinten auf dem Pferde saß, ihn, den Reiter umdrehte mit dem Gesicht nach hinten, so daß er in das alte verschrumpfte und ihn stets angrinsende Gesicht des alten Weibes blickte. Da ward ihm aber angst und er betete fromme Liederverse her, bis denn auch das alte Weib plötzlich wieder verschwunden war.

Der Wiedergänger. Mein Ur-Urgroßvater, erzählte ein Mann aus Nindorf bei Hohenwestedt, war einst Notprediger, und immer, wenn er in seiner Stube saß, hörte er um Mitternacht jemanden längs der Steinbrücke zwischen Haus und Scheune hindurchgehen nach dem Pferdestall hin, und wenn man abends die Stallthür auch noch so fest verriegelte, so stand sie am andern Morgen doch offen. So war es schon Jahre lang gewesen, und man wußte, daß es ein ruheloser Geist war, der da umging. Warum derselbe aber umgehen mußte, wußte kein Mensch. Da ging mein Ur-Urgroßvater zu einem Prediger eines benachbarten Dorfes und erzählte dem die Geschichte. Sprach der Prediger zu ihm: „Passe nur in der nächsten Nacht auf, und wenn dann der Geist wieder erscheint, sprichst du: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Sagt dann der Geist: „Das thue ich auch!" so darfst du dich weiter mit ihm einlassen, sonst aber nicht. Hast du dann erfahren, warum der Geist umgeht, so mußt du, wenn möglich, versprechen, die Sache in Ordnung zu bringen und ihm darauf die Hand geben. Das darfst du aber nicht thun, sondern du mußt einen kleinen weißen Stock bereit haben und ihm den hinhalten." Schon in der nächsten Nacht paßte mein Ur-Urgroßvater auf, und als der Geist erschien, sprach er: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Sprach der Geist: „Das thue ich auch!" „Was hast du denn aber hier zu thun?" sprach mein Ur-Urgroßvater. Sprach der Geist: „Das will ich dir sagen. Ich habe einst von dem und dem ein Pferd gekauft und starb, bevor ich es bezahlen konnte. Meinen Erben hat man nun deshalb einen Prozeß anhängig gemacht. Kannst du die Sache in Ordnung bringen, so thue das; dann habe ich Ruhe in meinem Grabe." Sagte mein Ur-Urgroßvater: „Ich will thun, was ich kann", reichte dem Geist den Stock und ging hinein.



Der Stock war, soweit der Geist ihn angefaßt hatte, ganz schwarz. Es gelang meinem Ur-Urgroßvater, die Sache in Ordnung zu bringen. Von dem Geist hat man nie etwas wieder gehört und gesehen.

Der Teufel und die Kartenspieler.*) In einem Wirtshause in der Nähe von Hohenwestedt saßen einst mehrere Kartenspieler. Unter diesen befand sich auch ein Roßkamm, der ganz entsetzlich fluchte. Zu den Spielern gesellte sich auch noch ein Fremder. Nachdem man eine Zeitlang gespielt hatte, fiel dem einen Spieler eine Karte unter den Tisch, und als er sich bückte und die Karte wieder aufhob, wurde er gewahr, daß der Fremde einen Pferdefuß habe. Nun legte dieser seine Karten hin und erklärte, daß er nicht mehr mitspielen wolle. Da stieß der Roßkamm wieder einen kräftigen Fluch aus. In dem Augenblick packte ihn der Teufel beim Kragen und flog mit ihm durchs Fenster hindurch. In dem Fenster war ein Loch, nicht größer, als daß ein Mannesdaumen da hindurch konnte. Das Loch soll noch zu sehen sein.

Warum die Schmiede beim Schweißen immer Sand gebrauchen. Ein Schmied stand in seiner Schmiede vor dem Amboß. Seine Frau zog den Blasebalg und mußte auch mit dem Vorhammer vorschlagen. Als das Eisen nun Weißglühhitze hatte, legte der Schmied rasch die beiden Eisenstücke auf den Amboß mit den Enden auf einander und die Frau mußte flink aufschlagen. Ob nun aber die Hitze nicht gut genug war, oder ob die Frau den Vorhammer nicht rasch genug bei der Hand hatte, genug, das Eisen schweißte nicht. Da schalt und fluchte der Schmied gewaltig auf seine Frau. In dem Augenblick ging gerade der Pastor an der Thür der Schmiede vorüber und rief in dieselbe hinein: „Zanket nicht, lieben Leute!“ „Was sagte der Pastor?“ fragte der Schmied seine Frau. „Du sollst Sand darauf werfen“, antwortete die Frau. „Ach was“, meinte der Schmied, „was weiß der Pastor davon.“ „Man kann aber doch nicht wissen“, sagte die Frau, „er ist ja ein studierter Mann, und du kannst es gern einmal versuchen.“ Der Schmied streute etwas Sand auf das glühende Eisen, und als er es nun wieder auf den Amboß legte und die Frau aufschlug, da saßen die beiden Stücke Eisen fest an einander. Seit der Zeit brauchen die Schmiede immer etwas Sand beim Schweißen.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft.

(Fortsetzung.)

Die Reformierten und die Mennoniten Altonas.

Nach Professor Dr. **Paul Piper.**

Das mir vorliegende 6. Heft des Ehrenbergschen Werks: „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft“, welches die Reformierten und die Mennoniten Altonas zum Gegenstande hat und von dem Realgymnasial-Oberlehrer Professor Dr. Paul Piper verfaßt ist, reiht sich infolge seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit den bisher erschienenen Heften ebenbürtig an. Außer den auch von Dr.

*) Vergl. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (Kiel 1845), S. 148, 149.

Ehrenberg durchforschten Schleswiger Archiven und den Pinneberger Amtsbüchern standen dem Verfasser die alten Archive der reformierten und die noch vorhandenen Urkunden der Mennonitengemeinde, sowie überaus zahlreiche litterarische Quellen zur Verfügung. Es ist in dem Hefte eine solche Stoffmenge verarbeitet, daß hier nur eine kurze Skizze des reichen Inhalts gegeben werden kann.

Prof. Piper hat überzeugend nachgewiesen, daß die vielen Tausende, welche beim Nahen des blutigen Herzogs Alba 1567 ihre niederländische Heimat verließen, um sich in England, Brandenburg, Holstein, am Rhein oder sonstwo anzusiedeln, als ein Ferment unter der Bevölkerung wirkten, die sie aufnahm. Sie „trugen mit sich den Gewerbefleiß ihrer Gegend, und was ihr eigentliches Vaterland an ihnen verlor, gewann ihr Adoptivvaterland in gesteigerter Potenz; denn die Not lehrte sie alle physischen und geistigen Kräfte anstrengen." So waren sie auch „die Sabiner Altonas, welche den rauhen Gründern der Stadt die Künste des Friedens brachten und sie fähig machten, mit der Nachbarstadt zu wetteifern".

Weil Hamburg als strenglutherisch keine Ausübung einer andern Religion in seinen Mauern duldete, so hielten die Reformierten in Hamburg und Altona anfangs ihre Gottesdienste in Stade ab, wo sich 1588 eine wallonische Gemeinde gebildet hatte. Auch die Taufen und Eheschließungen fanden dort statt. Der Verfasser führt quellengemäß alle Altonaer namhaft auf, die bereits Mitglieder der Kirche von Stade waren. Bei der großen Entfernung dieser Stadt, die nur zu Schiff zu erreichen war, machte sich bald das dringende Bedürfnis geltend, in der Nähe eine Kirche zu haben. Ein vorübergehender Aufenthalt des Landgrafen Moritz von Hessen in Hamburg, der mit einer Schwester des Grafen Ernst von Schauenburg vermählt war, wurde von den Hamburger Reformierten benutzt, ihm die Bitte vorzutragen, er möge sich beim Grafen Ernst dahin verwenden, daß ihnen in Altona öffentliche Religionsübung in französischer und deutscher Sprache gestattet werde. So kam am 27. Oktober 1601 ein vorläufig geheimgehaltenes Abkommen mit dem Grafen zustande, das am folgenden Tage unter Vermittelung des Grafen Ernst von Mansfeld durch nähere Vereinbarungen erläutert wurde. Aus diesen von Prof. Piper vollständig veröffentlichten Festsetzungen geht unzweideutig hervor, daß keineswegs die Tugend der Duldsamkeit gegen Andersgläubige den Grafen bewog, dem Wunsche der Niederländer zu willfahren, sondern daß er sich vielmehr durch die kühlsten politischen Erwägungen leiten ließ. Er sah eben seinen Vorteil darin, die gewerbfleißigen Niederländer auf sein Gebiet zu ziehen. In den Vereinbarungen findet sich u. a. der bezeichnende Passus, daß „die Niederlennder, so inn Hamburgk wohnen vundt die Prediger zu Altenahe wollenn hörenn, sich drumb gegen M. g. Herrenn geburlich werdtenn zu erzeigenn wißenn." Außer andern namhaften Spenden erhielt denn auch Graf Ernst 400 Reichsthaler (= 825 ℔ Lüb.), worüber noch die Quittung des Drosten Dietrich v. Brincken (d. d. Pinneberg Juli 1602) vorhanden ist. Auch dieser und der Graf v. Mansfeld wurden reich beschenkt. Von Middelburg

wurde vorläufig der Prediger Daniel Nielis (Niellius) der Gemeinde „leihweise“ überlassen. Die Kirchenordnung wurde den Emdener Beschlüssen von 1571 gemäß festgestellt. Durch Errichtung der „Freiheit“ wurde den niederländischen Handwerkern die freie Ausübung ihres Handwerks gewährleistet.*) Am 15. Juni 1602 erschien das förmliche öffentliche Privileg des Grafen. Die darin gestellte Bedingung, daß die Gottesdienste in einem Privathause abzuhalten seien, und daß der Prediger die der Augsburgischen Konfession Verwandten wie auch die Päpstlichen nicht angreifen solle, hatte offenbar den Zweck, beruhigend auf alle die zu wirken, welche mit argwöhnischen und neidischen Augen diese Vorgänge beobachteten. Zu diesen gehörten besonders die Altonaer und Hamburger Lutheraner. Daß jene die Eindringlinge von anderer Sprache, anderer Religion und andern Sitten mit Mißtrauen und Scheelsucht ansahen, ist um so mehr begreiflich, als sie in ihnen obendrein gefährliche Nebenbuhler in geschäftlicher Beziehung erblicken mußten. Nur die Rücksicht auf den Grafen, dessen Schutz gegen Hamburg sie keinen Tag entbehren konnten, zwang sie dazu, ihren Groll zurückzudrängen. Wie stark sonst dieser Groll war, zeigt der gereizte Ton einer Eingabe an den Grafen vom 22. Dezember 1604. Sie behaupten u. a., der Prediger schmähe die Lutherischen und taufe Kinder und begrabe Leute der andern Konfession. Auch würden lutherische Kinder in die calvinische Schule aufgenommen, und calvinische Landstreicher hätten in Altona den Brand verursacht. Die Anklagen trugen aber so sehr den Stempel der Übertreibung, daß Graf Ernst in einem Erlaß an seinen Amtmann Johanß Goßman und an den Drosten Dietrich v. Brincken sich darauf beschränkte, nach beiden Seiten hin Ruhe zu gebieten. Von ernsterer Natur war die durch die Aufnahme der Reformierten in Altona hervorgerufene Aufregung der Hamburger, denen ohnehin von Anfang an schon die bloße Existenz Altonas ein Dorn im Auge gewesen war. „Erwägungen politischer Natur hatten sie zu lutherischer Ausschließlichkeit bestimmt: daß ihnen dadurch jetzt eine gefährliche Konkurrenz erwachsen würde, hatten sie nicht vorausgesehen.“ In einer Beschwerdeschrift an den Grafen gaben sie ihm bei der weit ausschauenden Natur der Sache zu bedenken, „ob nicht zur Verhütung großen Unglücks der Prediger daselbst abzustellen sei.“ An die Reformierten in Hamburg wurde seitens des Rats eine „trewhertzige wahrnung“ vor dem Besuch der „Caluinischen Predigten zue Altenaw“ gerichtet, jedoch ohne nachhaltigen Erfolg. Graf Ernst wies in seiner Erwiderung vom 20. August darauf hin, daß die Hamburger selbst zu Anfang seiner Regierung den Päpstlichen gestattet hätten, in Altona dem Gottesdienste beizuwohnen. Er habe diesen Gräuel des Katholizismus sehr ungern gesehen; doch sei er aus Rücksicht auf den Kaiser und andere Fürsten nicht dagegen eingeschritten. Noch wirksamer als dieser Hinweis war seine Berufung auf den Reichstag zu Augsburg vom Jahre 1566, wo trotz aller Mühe die Reformierten nicht hätten aus dem Religionsfrieden

*) Vergl. Jahrgang II der „Heimat“, Juli- und Augustheft S. 140 f.

ausgeschlossen werden können. Nunmehr ging der Hamburger Rat in der Weise gegen die Reformierten vor, daß er ihnen von ihren Hauswirten die Wohnungen für den Fall kündigen ließ, daß sie ferner die Predigt in Altona besuchten. Die Bedrängten wandten sich nun petitionierend an den König von Dänemark und die Generalstaaten von Holland, um von diesen einen Empfehlungsbrief an den Rat von Hamburg zu erwirken. Unterdes schürten die lutherischen Geistlichen in Hamburg den Streit, besonders der bekannte Prediger Philipp Nikolai in einem den Generalstaaten zugeeigneten Buche. Über den Verlauf der Angelegenheit ist nur bekannt, daß die synodalen Vertreter von Südholland, denen die Petition vorgelegt worden war, den Hamburgern vorschlugen, die Sache auf eigene Hand zu betreiben und den Rat besonders darauf hinzuweisen, daß den Lutheranern in Holland keinerlei Schwierigkeiten bereitet würden.

Die ersten Grundstücke, welche die reformierte Gemeinde in Altona in den Jahren 1603 und 1605 auf der „Freiheit" erwarb, waren drei Häuser, von denen zwei zur Predigt bestimmt und als „predickhuys" und „huyskercke" bezeichnet wurden, während das dritte zur Wohnung des Predigers dienen sollte. Schon 1607 wurde eine Vergrößerung der Kirche nötig. So lange die Schauenburgische Herrschaft dauerte, blieb das Verhältnis der Gemeinde zum Landesherrn wesentlich unverändert. „Man kümmerte sich möglichst wenig um einander, und nur wenn die wohlhabenden Niederländer Geld aufbringen sollten, wußte man sie zu finden. Namentlich beim Regierungsantritt eines neuen Grafen mußten sie sich für Erneuerung des Privilegs erkenntlich zeigen." So geschah es denn auch, als 1622 der schwache Jobst Hermann dem tüchtigen Ernst folgte, sowie als 1636 Otto V. zur Regierung kam. Das bisher ungedruckte Privileg des letzteren wird von Prof. Piper vollständig mitgeteilt. Die Urkunde ist insofern von Bedeutung, als aus ihr hervorgeht, daß die Niederländer mit der Absicht umgingen, nicht nur eine Schule einzurichten, sondern auch Kirche und Schule neu zu bauen. Man wird dem Verfasser beipflichten müssen, wenn er meint, daß ein solcher Unternehmungsgeist mit Rücksicht auf die traurigen Zeitverhältnisse doppelt hochzuschätzen sei. Durch den dreißigjährigen Krieg hatte auch die reformierte Gemeinde Drangsale schlimmster Art zu bestehen. Im Gefühl ihrer unsichern Lage hatte sie indes nach allen Seiten Verbindungen angeknüpft und erlangte durch kluge Benutzung der Umstände auch von auswärts einen nicht unbedeutenden Zuschuß für ihre Geistlichen.

Es muß hier darauf verzichtet werden, die für einen Altonaer höchst interessanten Ausführungen des Verfassers über die verschiedenen Prediger der reformierten Gemeinde unter Schauenburgischer Herrschaft auch nur auszüglich wiederzugeben. Nur die beiden ersten Geistlichen seien hier kurz erwähnt. Der erste im Jahre 1603 definitiv angestellte reformierte Prediger war Johannes Arcerius. Er erhielt 400 Thaler jährliches Gehalt (zu 33 ß Lüb.) und freie Hausmiete. Schon 1605 erwies sich die Anstellung eines zweiten Geistlichen als nötig. Die Wahl fiel auf Mauritius Neodor-

pius (Neuwendorff) aus Liebenwalde in der Mark. Dieser, eine streitbare Natur, griff in Streitschriften die Lutheraner an, so daß das Konsistorium gegen ihn einschritt. Er mußte seine Reue aussprechen und nahm bald darauf seine Entlassung.

Zur Kirchenlehre führt Prof. Piper des näheren aus, daß man sich den andern Kirchengemeinschaften gegenüber großer Vorsicht befleißigte. Wohl erschien den Reformierten die Gottesverehrung der Katholiken oder Papisten, wie sie genannt wurden, als der Inbegriff alles Götzendienstes; aber man trat gegen sie ebensowenig feindselig auf, wie gegen Lutheraner und Mennoniten. Große Aufregung rief aber die Nachricht hervor, daß der Graf den Arminianern freie Religionsübung in Altona gestattet habe. Die Kirchenzucht erstreckte sich nicht bloß auf die Kirchenbeamten, sondern auf alle Gemeindeglieder, und zwar auch in bürgerlichen Angelegenheiten. Als die Grafschaft Pinneberg dem dänischen Staate einverleibt wurde und damit größere Sicherheit eintrat, ließ der Eifer nach.

Die Kirchenrechnungsbücher der Niederländer werden von dem Verfasser als wahre Muster der Ordnung und Sauberkeit bezeichnet. Sowohl aus den Beziehungen der Gemeinde zu den Behörden, als auch aus ihrer Armenpflege und ihrem sonstigen Unterstützungswesen geht hervor, daß man verstand, an rechter Stelle Geld auszugeben. Die Gemeinde zeichnete sich durch große Wohlthätigkeit aus. „Die Armenbücher überraschen nicht minder durch die Sorgfalt, mit welcher sie geführt wurden, als durch die Summen, über welche sie Rechenschaft ablegen.“ Auch auswärtigen notleidenden Gemeinden flossen reiche Unterstützungen zu, besonders den Vertriebenen der Pfalz, der Grafschaft Solms-Braunfels und Böhmens. Den Armen von Wesel wurden unter dem 17. Juli 1617 842 ℳ geschickt. Niederländischer Einfluß führte auch zur Gründung einer Altonaer Armenkasse für die eingeborene lutherische Bevölkerung. Das Statut vom Jahre 1580 hat Prof. Piper unverkürzt veröffentlicht. Zuerst wurde jedes Jahr, von 1588 ab jedes halbe Jahr je ein Gemeindemitglied gewählt, welches mit der Armenbüchse herumzugehen und zu sammeln hatte. Von 1615 ab wurde Altona in einen nördlichen und einen südlichen Sammelbezirk geteilt. Anfänglich wurde vor versammelter Gemeinde Rechenschaft über die Verwaltung abgelegt, aber schon 1625 entstand die Einrichtung der „Büchsenherren“, bewährter Kenner des Armenwesens, welche die Rechenschaft abnahmen und die Gelder zuteilten. Die anfängliche Jahresbilanz von 20 ℳ stieg schon um 1600 auf reichlich 100 ℳ, und 1629 betrug sie über 600 ℳ jährlich.

Besonders interessant ist der Nachweis, daß auch die Anfänge des Altonaer Schulwesens mit dem Armenwesen in Zusammenhang stehen. Das Einkommen des Schulmeisters wurde teils aus der Armenkasse gezahlt, teils setzte es sich aus Nebeneinnahmen, z. B. Schreibgeld zusammen, wie er denn 1605 auch scribier genannt wird. In den Jahren 1600 bis 1604 wurden größere Summen zum Schulbau am Heuberge verwendet. Erwähnt werden folgende

Schulmeister: Martin 1599, Cort Bertels 1626, Berent Hommel 1629, Henricus Pape 1639. Berent Hommel eröffnete sich und der Armenkasse eine neue Einnahme aus den Totenkränzen. Auch Schulgeld wurde von dem Schulmeister erhoben, „wie es scheint, 6 ß bis 20 ß." Für Kinder mittelloser Eltern wurde es aus der Armenkasse gezahlt.

Den Mennoniten widmet der Verfasser nur ein einziges Kapitel, da deren Geschichte bereits von dem Pastor Joh. Adrian Bolten in seinen „historischen Kirchen-Nachrichten von der Stadt Altona" (1790) und dem Pastor B. C. Roosen in seiner „Geschichte der Mennonitengemeinde von Hamburg und Altona" (1886 und 1887) eingehend behandelt ist. Professor Pipers Darstellung betrifft besonders die Besitzungen der Mennoniten und die Personen derselben.

Durch seine Mitarbeit an dem verdienstvollen Unternehmen des Herrn Dr. Ehrenberg hat Herr Prof. Dr. Piper alle diejenigen, welche für die Geschichte Altonas ein mehr als oberflächliches Interesse besitzen, zu lebhaftestem Danke verpflichtet. H. Ehlers.

Moltkes Militärische Korrespondenz.

— Krieg 1864. —*)

Der Große Generalstab konnte seinem langjährigen Leiter und Lehrer kein würdigeres Denkmal setzen, als indem er die Herausgabe der militärischen Werke des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke unternahm. Der vorliegende erste Band enthält die Urkunden seiner persönlichen Thätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee während des Krieges von 1864 und dürfte somit auf ein erhöhtes Interesse in unserer engeren Heimat rechnen. Zwar liefert er naturgemäß keine zusammenhängende Darstellung der Kriegsereignisse — eine solche lag ja schon seit mehreren Jahren in dem sogenannten Generalstabswerk vor —; er bringt aber 146 wertvolle Dokumente, die das Generalstabswerk nur kurz erwähnen oder im Auszuge mitteilen konnte. Sämtliche Urkunden rühren von Moltke her; selbst für solche, die die Unterschrift eines Kommandierenden tragen, hat Moltke das Konzept entworfen. Zum besseren Verständnis sind an manchen Stellen die Schreiben, welche Veranlassung gaben, oder die Antworten eingeschaltet; zur Orientierung dienen eine chronologische Übersicht der wichtigsten Ereignisse des Feldzuges, eine Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes, Karten der Danewerk- und der Düppelstellung, sowie zwei Skizzen nach Handzeichnungen von Moltke.

Das Schicksal Schleswig-Holsteins in diesem Jahrhundert erscheint, für sich betrachtet, als ein unlösbares Rätsel. Zieht man aber die jeweilige politische Gesamtlage Europas in den Kreis der Erwägungen, so erscheint die Wandlung der Verhältnisse begreiflich. Hier kann es sich nur darum handeln, den Widerstand Dänemarks gegen zwei europäische Großmächte verständlich zu machen.

*) Berlin: E. S. Mittler & Sohn, 1892. Preis M. 5,00.

Die Ereignisse der Jahre 1848—1852 hatten einen für die dänischen Wünsche günstigen Abschluß gefunden. Daß jenes Ergebnis eine Folge der politischen Lage in Europa und Deutschland war, vermochte das dänische Volk nicht einzusehen. Es erblickte in dem Zurückgehen Preußens, in dem Siege bei Idstedt Erfolge der dänischen Waffen. Kein Wunder war es, daß die dänische Anmaßung infolgedessen angesichts der augenblicklichen Erfolge sich steigerte. Daß aber Männer, denen doch ein Urteil über die Machtverhältnisse Dänemarks zustand, sich anheischig machten, die immer weiter gehenden Forderungen des dänischen Volkes geltend zu machen und im Widerspruche mit den deutschen Bundesstaaten und Rußland durchzuführen, das war nur eine Folge der moralischen Unterstützung, welche dieselben von England und Frankreich erhielten. Lord Russell behauptete, daß die schleswig-holsteinische Angelegenheit internationaler Art sei und darum keineswegs in Frankfurt erledigt werden könne. Lord Palmerston erklärte sogar, daß der Deutsche Bund ebensowenig berechtigt sei, Vorschriften für die Verwaltung Schleswigs zu erteilen, als für diejenige in Spanien, Portugal, England und Rußland oder in irgend einem anderen unabhängigen europäischen Staate. Diesen Erklärungen der leitenden englischen Staatsmänner gegenüber erscheint es von geringer praktischer Bedeutung, wenn der englische Minister-Resident Ward an Lord Russell schreibt: „Die dänische Regierung hatte in den Verabredungen von 1851—52 feierlich versprochen, Schleswig nie dem Königreiche einzuverleiben. Aber die Richtung der Politik, die sie bezüglich dieses Herzogtums systematisch einschlug, mußte den allgemeinen Glauben erwecken, daß die schließliche Einverleibung dieses Herzogtums der wirkliche Endzweck war und ist. Das beständige Bemühen ging darauf hinaus, das Herzogtum zu danisieren und durch gute und schlechte Mittel die deutsche Nationalität auszurotten." Der Ausspruch Orsborne's vor seinen Wählern: „Man darf nicht vergessen, daß eine größere Tyrannei niemals existiert hat, als diejenige, welche gegen die Deutschen in den Herzogtümern von den Dänen ausgeübt worden ist, die alle öffentlichen Ämter nur mit Dänen besetzten und in einem deutschen Lande die deutsche Sprache zu verdrängen suchten. Eine Adresse gegen diese dänische Unterdrückung wurde von vielen Deutschen unterzeichnet. Und was war die Folge davon? Die Überbringer der Bittschrift wurden in den Kerker geworfen und gerichtlich verfolgt, und für die Unterdrücker wurde noch die Sympathie von ganz England angerufen." bezeugt zwar, daß es in England nicht an Männern fehlte, die die wirkliche Lage der Verhältnisse erkannten, aber derartige Stimmen fanden daselbst wenig Gehör. Noch am 5. März 1864 übersandte das Allgemeine Kriegs-Departement ein Schreiben an Moltke, in dem der Wunsch nach einer gedrängten Darstellung der preußischen Feldzüge in Jütland in den Jahren 1849 und 1850 ausgesprochen wurde, weil die „Times" neuerdings lügnerische Behauptungen über große Verluste der Preußen in diesen Feldzügen aufgestellt hatten. Moltke lehnt zwar dieses Ersuchen ab, weil die Darstellung in Bezug auf kriegerische Aktionen eine fast inhaltlose sein würde. Beide Male erfolgte

die Besetzung ohne erhebliche Schwierigkeiten. „Auch die Räumung wurde ohne Verlust ausgeführt, aber sie geschah infolge der Drohungen der auswärtigen Mächte. Mit einer solchen Erklärung in dem Augenblick in die Öffentlichkeit zu treten, in welchem wir Jütland zum drittenmal zu betreten im Begriff sind, erscheint in hohem Grade bedenklich." Dagegen empfiehlt er die Widerlegung durch die einfache Bemerkung, „daß preußische Truppen noch niemals eine Schlacht oder ein größeres Gefecht gegen dänische verloren haben." Moltke giebt hier in Kürze eine treffende Darstellung von seiner Auffassung der Lage: „Daß die dänischen Truppen damals dem preußischen, jetzt dem preußisch-österreichischen Heere nicht zu widerstehen vermochten, gereicht ihnen nicht zur Schande. Man kann sogar ein aufrichtiges Mitgefühl für die braven Soldaten, welche von einer in Kopenhagen sicher tagenden Demokratie in den Tod gejagt werden, haben. Aber jeder Verständige muß wünschen, daß der Stärkere endlich auch gegen den Schwächeren Gewalt anwende, wenn dieser seine Verhöhnung des Rechts aufs äußerste treibt.

Gerade jene Politik des Eigennutzes, welche die „Times" vertreten, welche überall Zwiespalt sät und falsche Hoffnungen nährt, hat es dahin gebracht, daß der friedfertigste und langmütigste aller Gegner, der Deutsche Bund, endlich zum Handeln gezwungen wurde.

Die gerechte Sache der Herzogtümer hatte 1848 und 1849 das Unglück, in die Strömung der demokratischen Bewegung jener Zeit zu geraten und sich dadurch die Regierungen zu entfremden. Gegenwärtig haben Preußen und Österreich die Sache in die Hand genommen und werden mit Fernhaltung aller ungesetzlichen Ausschreitungen Deutschland zu seiner Genugthuung, den Herzogtümern zu ihrem Recht verhelfen. Daß dazu die Zwangsmittel gegen die Kopenhagener Regierung gesteigert werden müssen, bis sie nachgiebt, liegt auf der Hand; eines dieser Mittel ist die Besetzung Jütlands.

Die „Times" sind zwar großmütig genug, Schweden und selbst Rußland ihren moralischen Beistand zu verheißen, wenn jene Staaten die Gefälligkeit haben *möchten, die Kastanieen aus dem Feuer zu holen.* Es wäre besser gewesen, diesen moralischen Beistand dahin zu leisten, daß Dänemark gerechten Forderungen Gehör gab, als dies noch ohne Blutvergießen geschehen konnte." Wie aus einem Schreiben an den Obersten v. Blumenthal (dat. 4. März 1864) hervorgeht, hatte der englische Botschafter Sir Andrew sich kurz vorher die Mühe gegeben, Moltke auseinanderzusetzen, „daß man den Dänen Alsen belassen müßte; nur wenn sie hoffen dürften, in Alsen ein Bollwerk gegen weitere Kriegsunternehmungen der Deutschen zu finden (mithin ein Einfallsthor), könnten sie wegen des Friedens unterhandeln. Er ging offenbar auf eine Teilung nach den Sprachgrenzen Schleswigs aus. Soweit wären wir wenigstens. Er scheint mir zu besorgen, daß die öffentliche Meinung das Ministerium Palmerston stürzen kann, daß England zum Kriege treibt, trotz der Abneigung seiner Lenker."

Frankreich durfte aus Verwickelungen, die einen für Deutschland ungünstigen

Verlauf nahmen, die Rheingrenze erhoffen, hatte mithin ein Interesse daran, jedes dem Vorgehen entgegenstehende Hindernis zu verstärken; aber diejenige Macht, auf die Dänemark in erster Linie hoffen durfte, war Schweden. Die Ursache hierfür ist wohl in dem persönlichen Verhältnis zwischen Karl XV. und Friedrich VII. zu suchen. Der drohenden Bundesexekution gegenüber erklärte der schwedische Minister Manderström: „Wenn deutsche Truppen in der Nähe der Eider stehen, so muß diese Thatsache Gegenstand ernstlicher Erwägungen seitens der schwedisch-norwegischen Regierung werden.“ Nicht nur durch Noten und kraftvolle Worte unterstützte dieser die dänischen Pläne; in ihm erkennt man oft die verborgene Triebfeder zu den weiter gehenden dänischen Forderungen. Im Juli 1863 wurde sogar der Entwurf zu einem nordischen Bündnis hergestellt. Es erscheint begreiflich, daß die dänische Regierung angesichts dieser Thatsachen nicht zum Nachgeben bereit war; im Kriegsfalle durfte sie auf die Unterstützung befreundeter Mächte rechnen. Moltkes Ansicht in dieser Beziehung ist in dem Schreiben an v. Auer (dat. Flensburg, den 14. September 1864) niedergelegt: „Bei Beurteilung der Verhältnisse muß im Auge behalten werden, daß die Dänen bis in den Januar hinein glauben konnten, es mit dem Deutschen Bunde zu thun zu haben, und daß sie dadurch zu einer kühnen Politik berechtigt waren. Sie hatten aber das Unglück, auf Preußen und Österreich zu stoßen. Das hemmende Gewicht wurde nun zu klein, und das Kopenhagener Kabinett konnte nur mit auswärtiger Unterstützung hoffen, seinen Feldzug siegreich durchzuführen.

Schmählich im Stich gelassen von allen Verbündeten, blieb nur der Widerstand auf den Inseln, und die ganze Schwierigkeit für die alliierte Armee bestand immer nur darin, an den Feind heranzukommen. . . . . Übrigens ist Dänemark zu Grunde gegangen an der Lösung einer unmöglichen Aufgabe, und daß diese ihm zugemutet wurde, ist die Schuld der Minister, nicht der Armee. . . . . So lange die politischen Machthaber in Kopenhagen völlig sicher saßen, forderten sie von der Armee den Widerstand gegen alle Überlegenheit, die Ertragung der größten Leiden und der Gefahr der Vernichtung. Sie ließen es sich nicht anfechten, daß Jütland die ganze Schwere einer feindlichen Okkupation allein zu tragen hatte. Man könnte hierin eine Charaktergröße, wie die des römischen Senats sehen, welcher den Acker versteigern ließ, auf welchem Brennus lagerte, wenn nicht der dänische Senat völlig in Kleinmut umgeschlagen wäre, als die Wegnahme von Alsen, die ernstliche Bedrohung von Fünen und die unentschiedenen Gefechte der Flotte in Ost- und Nordsee die Inseln gefährdet erscheinen ließen. Die beispiellose Preisgebung von Fridericia und wohl die Friedenspräliminarien sind dafür unwiderleglicher Beweis.“ Im wesentlichen hat die im Feldzuge gemachte Erfahrung demnach die in dem Operationsentwurf vom Dezember 1862 enthaltenen Bemerkungen bestätigt: „Die Hauptstadt des Landes, der Sitz der Regierung, ist uns unerreichbar, so lange unsere Flotte den Kampf mit der dänischen nicht aufzunehmen vermag. Die Eroberung der jütischen Halbinsel erledigt die Sache noch nicht, nur eine

dauernde Okkupation derselben könnte das Kopenhagener Kabinett zum Nachgeben zwingen. Eine solche ruft aber leicht die Intervention der Diplomatie oder event. das thatsächliche Einschreiten dritter Mächte hervor. Wir können gezwungen werden, das Land wieder zu räumen, weil wir unsere Streitkräfte an anderen Punkten versammeln müssen. Es ist daher wichtig, diesen Krieg in kürzester Frist zu beenden, um fremder Einmischung eine vollendete Thatsache entgegenzustellen. Dabei wird das dänische Landheer das eigentliche Kriegsobjekt. Nicht ein erster Sieg, sondern die rastloseste Ausnutzung desselben, eine Verfolgung, welche den Feind vernichtet, bevor er seine gesicherten Einschiffungspunkte erreicht, ist das anzustrebende, aber auch allein erreichbare Ziel. . . . Es liegt also im Interesse einer entscheidenden Kriegführung, daß die dänische Armee ihre vorgeschobene Stellung am Danewerk wirklich einnehme." Von einem frontalen Angriff auf diese Stellung kann Moltke sich keine Erfolge versprechen, welche für den Feldzug entscheidend sein könnten; dagegen erscheint es ihm notwendig, den Feind mit starken Kräften in der Front festzuhalten, gleichzeitig aber eine Umgehung in beiden Flanken zu versuchen, um dem Feinde den Rückzug in die Aufnahmestellung von Düppel zu verlegen. Prinz Friedrich Karl, dem Moltke den Operationsentwurf zusandte, legt das Hauptgewicht auf die Umgehung des feindlichen linken Flügels, da nur durch diese das nächste Ziel des Feldzuges, die Vernichtung der feindlichen Armee, zu erreichen sei. Auch er empfiehlt die Verfolgung des abziehenden Feindes mit Aufbietung aller Kräfte. Die Infanterie muß ihre letzten Kräfte von Beinen und Lungen hergeben. Am Tage nach der Schlacht wird sie keinen parademäßigen Eindruck machen, aber ein Teil derselben wird sich schon in und um Flensburg restaurieren können. Um aber die letzten Versprengten des dänischen Heeres aufzufangen, empfiehlt er, den Truppen dänisch geschriebene Zettel mitzugeben, die an die Wegweiser genagelt werden sollen und in denen man vorgiebt, daß der dänische Generalstab befiehlt, daß die versprengten Truppen sich nach Glücksburg resp. Husum wenden sollen, um eingeschifft zu werden. In diesen Zipfeln würden dieselben alsdann aufgegriffen werden können.

In der Denkschrift vom 13. Januar 1864, welche am 17. Januar 1864 auf Befehl Sr. Majestät des Königs dem Oberbefehlshaber der verbündeten Armee, Feldmarschall Frhrn. v. Wrangel, zur Kenntnisnahme übersandt wurde, spricht Moltke sich im gleichen Sinne aus: „Es kommt darauf an, gleich anfangs der dänischen Armee den Rückzug von Schleswig nach der nur drei Märsche entfernten Aufnahmestellung von Düppel zu verlegen, das heißt, ihr schon bei Flensburg zuvorzukommen. Zu dem Angriff auf die Front muß daher eine gleichzeitig wirkende Umgehung durch ein selbständiges Korps aller Waffen hinzutreten. Die Bedingung hierfür ist einmal eine dem Gegner bedeutend überlegene Streitmacht, dann das Überschreiten entweder der Treene-Überschwemmung oder der Schlei. Man kann in beiden Richtungen demonstrieren, die letztere aber ist bei weitem die entscheidendere. Ein Korps oder selbst nur eine Division, welche Missunde forciert, oder der es gelingt, weiter abwärts

eine Brücke zu schlagen, oder sonstwie überzusetzen, würde, hinter dem Langsee fort, gerade in den Rücken des Feindes gehen oder wenigstens mit ihm gleichzeitig bei Flensburg eintreffen. . . . Gelingt es dagegen der dänischen Armee, nach Düppel zu entkommen, so findet sie dort eine noch stärkere, weil konzentriertere, Stellung.“ Dementsprechend legt Moltke auch auf ein Zusammenwirken der den Flankenangriff ausführenden Truppen mit den in der Front stehenden großes Gewicht, und um dieses Zusammenwirken zu erzielen, hat er die Aufgaben beider Teile für jeden der drei ersten Operationstage genau bestimmt.

Es ist bekannt, wie das Gelingen dieses Planes dadurch vereitelt wurde, daß die dänische Heeresleitung mit allen gegen eine Stimme sich rechtzeitig dazu entschloß, die gefährliche, weil nicht hinreichend befestigte und besetzte Danewerk-Stellung zu verlassen.

Mittels Allerhöchster Kabinettsordre vom 11. Februar wurde Moltke beauftragt, sich in das Hauptquartier der verbündeten Armee zu begeben und demnächst Se. Majestät über die Absichten in Bezug auf die weitere Führung der Operationen zu unterrichten. Nach Berlin zurückgekehrt, trat er in einen regen Briefwechsel mit dem Obersten v. Blumenthal, Chef des Generalstabes des 1. Korps, welches dem Kommando des Prinzen Friedrich Karl unterstand. In privater Form wurde der Chef des Generalstabes der Armee auf diese Weise über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze fortlaufend unterrichtet, was von um so größerem Werte war, als er oft längere Zeit ohne amtliche Benachrichtigung von wichtigen Vorgängen blieb. In dieser Korrespondenz spricht Moltke stets solchen Operationen das Wort, die geeignet erscheinen, die Dänen zum Nachgeben zu zwingen. Als erstes Ziel gilt ihm hier wieder die Vernichtung des dänischen Heeres. „Der (direkte) Angriff auf Düppel kostet Zeit, Geld und Menschen und ist selbst im Fall des Gelingens fast nur ein negatives Resultat.“ Dagegen verdient der Gedanke, die schwierige Belagerung der Düppel-Stellung durch eine Landung auf Alsen zu umgehen, die reiflichste Erwägung. v. Blumenthal hatte am 4. März das Projekt von Ballegaard angeregt. Moltke hielt dasselbe nur für ausführbar in einer Stärke von 15000 Mann und unter Mitwirkung der Flotte. Pontons erscheinen ihm hier nicht anwendbar. Der Angriff auf Düppel muß, nachdem durch Absendung des Belagerungsgeschützes die Absicht vor aller Welt ausgesprochen ist, durchgeführt werden. „Dem Prinzen verbleibt die volle Verantwortlichkeit für die Ausführung, und muß ihm daher auch die volle Freiheit dafür gelassen werden.“ Nachdem aber der Prinz die Zweckmäßigkeit einer Landung bei Ballegaard anerkannt hat und eine Mitwirkung der Flotte nicht unmöglich erscheint, will Moltke dem Feinde noch näher kommen und empfiehlt am 16. März einen Angriff auf Fünen, da es sich herausstellen kann, „daß weder die Okkupation Jütlands noch der Angriff auf Düppel das Kopenhagener Kabinett zum Nachgeben bestimmt.“ Als am nächsten liegend, werden aber in den folgenden Schreiben die Unternehmungen gegen Alsen und Düppel erörtert. Noch am 12. April zieht Moltke das Landungsprojekt einem Sturm auf Düppel vor; denn dieser

würde den Landungsversuch zur Folge haben, während durch einen rechtzeitigen erfolgreichen Landungsversuch die Dänen zum Aufgeben der Düppel-Stellung gezwungen würden. Nachdem Düppel gefallen ist, weist er in dem am 24. April vorgetragenen Operations-Entwurf den geringen Wert dieses Sieges für die Beendigung des Krieges nach und rät von einer Belagerung Fridericias ab. Wenn Alsen nicht ohne große Opfer zu gewinnen sei, befürwortet er die Landung auf Fünen.

Am folgenden Tage begann die Londoner Konferenz. Am 28. April schrieb Moltke an den Obersten v. Blumenthal: „Was aber jetzt die Diplomaten aus Ihren Siegen machen werden, davon habe ich keine Vorstellung.“ Seine Hoffnungen in Bezug auf die diplomatischen Verhandlungen waren gering; größeres Vertrauen setzte er in die preußischen Waffen. Im Dezember 1862 hatte er bereits seinen Operations-Entwurf mit den Worten geschlossen: „Endlich dürfen nach jenem Tage (dem Tage des Ultimatums) weder diplomatische Verhandlungen, noch politische Rücksichten den militärischen Verlauf unterbrechen.“ Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Nachdem er am 2. Mai die Geschäfte als Chef des Generalstabes der verbündeten Armee übernommen hatte, trat bereits am 12. Mai der erste Waffenstillstand ein, der bis zum 25. Juni dauerte. Die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten brachte am 29. Juni Alsen in den Besitz der preußischen Armee. Eine anschauliche Schilderung des Überganges liegt in einem Privatbriefe vor. Moltke war jetzt mit den natürlichen Verhältnissen vertrauter geworden. Er setzte größeres Vertrauen in die Flotte, und nun gewann der Plan, den Krieg durch Übertragung nach Seeland seinem Abschluß entgegenzuführen, feste Gestalt. Als Ausgangspunkte für dieses Unternehmen schlug er Stettin und Stralsund vor. Die Ausführung erforderte eine Stärke von 25 000 Mann. Doch die Friedensverhandlungen waren bereits abermals aufgenommen, und Dänemark hatte, nachdem der erste Meeresarm von den Preußen überschritten war und Fünen gefährdet erschien, der Kopenhagen drohenden Gefahr vorgebeugt.

A. Lorenzen.

Die vorläufigen Ergebnisse der Viehzählung vom 1. Dezember 1892 in der Provinz Schleswig-Holstein.

Von Dr. L. Boysen in Kiel.

Nachdem die ersten beiden Viehzählungen im deutschen Reiche am 10. Januar der Jahre 1873 und 1883 stattgefunden haben, ist die dritte Zählung am 1. Dezember 1892 vorgenommen worden.

Diese Zählungen sind, ebenso wie die Aufnahmen über die Ernte-Ergebnisse, dazu bestimmt, über die landwirtschaftlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes und die in ihnen eingetretenen Veränderungen Aufschlüsse zu geben. Für die Beurteilung des Volksreichtums bietet die Kenntnis über den Viehbesitz einen

Anhalt; deshalb ist es nötig, über den Viehstand unterrichtet zu sein. Die meisten Viehgattungen spielen bei der Ernährung des Menschen eine bedeutsame Rolle, das Wohlbefinden und die Lebenshaltung hängt ab von einer leichten und ausgiebigen Versorgung mit Fleisch, Fett, Schmalz, Butter und Käse. Ohne Gespanne würde der landwirtschaftliche und mancher gewerbliche Betrieb unmöglich sein. Ohne Aufzucht kriegstüchtiger Pferde würde auch die Landesverteidigung ihre wichtige Aufgabe nicht erfüllen können. So sehen wir allenthalben die Wichtigkeit des Viehes jeglicher Art. Aus diesen Gesichtspunkten sind die Ergebnisse der Zählung dazu bestimmt, die wirtschaftlich notwendige Frage zu beantworten, ob das vorhandene Vieh den Bedürfnissen der Bevölkerung genügt sowohl im Frieden als im Kriege, in welchem letzteren Falle die auswärtigen Zufuhrquellen oft versagen.

Die Zählungen sollen ferner Fingerzeige dafür bieten, in welchen Landesteilen der Viehstand zurückgeblieben ist, welche Viehgattungen und Arten sich für die einzelnen Gebiete empfehlen, wie die von auswärts an die Reichsgrenzen heranrückende Seuchengefahr abzuwehren oder ein derartiger im Innern auftretender verderbenbringender Feind erfolgreich zu bekämpfen ist. Der weit über die Interessen der Landwirtschaft hinausreichende Nutzen der Viehzählung beschränkt sich demnach nicht auf Reich und Staat, auf die Provinzen, Bezirke und Kreise, sondern erstreckt sich auch auf die einzelnen Gemeinden und deren Glieder.

So bietet denn auch die neueste Viehzählung, deren vorläufige Ergebnisse soeben mit obigen Betrachtungen vom Königlichen statistischen Bureau für das Königreich Preußen und die Fürstentümer Waldeck und Pyrmont mitgeteilt werden, ein großes Interesse. Im folgenden sollen einige Resultate dieser vorläufigen Festsetzungen gegeben werden.

Es wurden oben drei Viehzählungen erwähnt; im Königreich Preußen hat eine solche auch im Jahre 1867 stattgefunden. Im ganzen Umfang des Staates stellte sich bei diesen der Bestand der einzelnen Viehgattungen folgendermaßen:

Viehgattungen.	Es betrug die Gesamtzahl			
	1867	1873	1883	1892
1. Pferde	2 341 150	2 282 435	2 417 367	2 647 388
2. Maultiere und Maulesel . .	747	934	592	247
3. Esel	9 070	8 784	6 446	4 284
4. Rinder	8 024 245	8 639 514	8 737 641	9 850 960
5. Schafe	22 304 984	19 666 794	14 752 328	10 092 568
6. Schweine	4 889 223	4 294 926	5 819 136	7 704 354
7. Ziegen	1 347 678	1 481 461	1 680 686	1 953 748
8. Bienenstöcke	1 312 757	1 459 415	1 238 040	1 249 500

Nach Prozenten betrug die gesamte Zunahme (+) oder Abnahme (—) der einzelnen Viehgattungen von 1867 bis 1892: Pferde: + 13,08; Maultiere und

Maulesel: — 66,93; Esel: — 52,77; Rinder: + 22,76; Schafe: — 54,75; Schweine: + 57,58; Ziegen: + 44,97; Bienenstöcke: — 4,82.

Beim Übergang auf das spezielle Gebiet unserer Provinz sei zunächst ein Anhalt dafür gegeben, welchen Teil dieselbe an dem Gesamtbestande der einzelnen Hauptviehgattungen in der preußischen Monarchie hat; dieser Anteil betrug vom Hundert im Jahre 1892: für Pferde: 6,50; Rinder: 8,35; Schafe: 2,87; Schweine: 4,47; Ziegen: 2,27; Bienenstöcke: 8,58.

Während der letzten Zählperiode (1883 bis 1892) ergab sich für unsere Provinz in den einzelnen Viehgattungen folgende Zunahme (+) und Abnahme (—) vom Hundert: Pferde: + 9,92; Rinder: + 13,00; Schafe: — 9,70; Schweine: + 28,63; Ziegen: + 4,28; Bienenstöcke: — 6,51.

Wenn, wie es bei den Zählungen geschieht, nach Städten, Landgemeinden und Gutsbezirken unterschieden wird, so stellt sich für diese einzelnen Teile die Zunahme und Abnahme vom Hundert folgendermaßen:

	Pferde	Rinder	Schafe	Schweine	Ziegen	Bienenstöcke
1. Städte	+ 24,59	+ 10,32	+ 5,34	+ 31,40	— 15,20	+ 27,51
2. Landgemeinden	+ 9,31	+ 14,02	— 10,57	+ 28,05	+ 7,58	— 7,25
3. Gutsbezirke	+ 2,98	+ 6,30	— 6,89	+ 30,64	— 4,07	— 8,36

In den einzelnen Kreisen der Provinz Schleswig-Holstein ergab die Zählung am 1. Dezember 1892 für die Hauptviehgattungen nach Städten, Landgemeinden und Gutsbezirken die folgenden Resultate, wobei im voraus bemerkt werden mag, daß die Zahl der Maulesel und Maultiere in der Provinz nur 3, die der Esel 46 betrug, daß die Anzahl der Häuser, Gehöfte und Haushaltungen, die natürlich mitgezählt wurden, ebenfalls angegeben ist.

Kreise, Städte, Landgemeinden, Gutsbezirke.	Häuser, Gehöfte		Viehbesitzende Haushaltungen.	Stückzahl der					
	überhaupt	mit Viehbestand		Pferde.	Rinder.	Schafe.	Schweine.	Ziegen.	Bienenstöcke.
1. **Hadersleben.**									
Städte	860	212	237	263	231	56	317	4	23
Landgemeinden	8 816	7 307	7 429	11 479	77 953	20 722	20 104	1111	7 536
Gutsbezirke	31	24	26	67	396	37	144	3	22
Kreis	**9 707**	**7 543**	**7 692**	**11 809**	**78 580**	**20 815**	**20 565**	**1 118**	**7 581**
2. **Apenrade.**									
Städte	580	158	167	216	344	23	141	11	14
Landgemeinden	3 527	2 907	2 967	4 783	32 672	7 496	7 251	278	2 950
Gutsbezirke	69	57	64	156	896	89	601	10	45
Kreis	**4 176**	**3 122**	**3 198**	**5 155**	**33 912**	**7 608**	**7 993**	**299**	**3 009**
3. **Sonderburg.**									
Städte	919	244	249	308	812	122	549	16	82
Landgemeinden	4 314	3 234	3 368	5 177	28 295	8 047	13 196	237	2 274
Gutsbezirke	16	15	15	15	80	16	46	1	10
Kreis	**5 249**	**3 493**	**3 632**	**5 500**	**29 187**	**8 185**	**13 791**	**254**	**2 366**
4. **Stadtkr. Flensburg**	**2 012**	**482**	**552**	**959**	**1 105**	**120**	**544**	**84**	**80**

Kreise, Städte, Landgemeinden, Gutsbezirke.	Häuser, Gehöfte		Viehbesitzende Haushaltungen.	Stückzahl der					
	überhaupt	mit Viehbestand		Pferde.	Rinder.	Schafe.	Schweine.	Ziegen.	Bienenstöcke.
5. Landkr. Flensburg									
Städte	152	56	56	50	206	14	70	3	100
Landgemeinden	6 360	5 508	5 774	6 719	46 899	7 678	18 513	703	7 133
Gutsbezirke	224	198	227	435	2 611	541	1 488	58	151
Kreis	**6 736**	**5 762**	**6 057**	**7 204**	**49 716**	**8 233**	**20 071**	**764**	**7 384**
6. Schleswig.									
Städte	2 211	574	599	1 298	927	140	840	93	66
Landgemeinden	7 160	6 582	6 992	8 340	52 852	10 278	21 882	1 340	7 413
Gutsbezirke	125	97	94	90	627	24	265	31	101
Kreis	**9 496**	**7 253**	**7 685**	**9 728**	**54 406**	**10 442**	**22 987**	**1 464**	**7 580**
7. Eckernförde.									
Städte	599	123	123	182	234	7	179	18	9
Landgemeinden	2 589	2 331	2 717	3 355	16 147	3 069	9 174	866	3 121
Gutsbezirke	1 702	1 513	2 104	3 540	18 017	3 919	11 969	855	1 505
Kreis	**4 890**	**3 967**	**4 944**	**7 077**	**34 398**	**6 995**	**21 322**	**1 739**	**4 635**
8. Eiderstedt.									
Städte	768	198	201	198	346	368	157	17	79
Landgemeinden	2 318	1 938	1 996	2 284	14 045	17 497	1 815	162	1 424
Gutsbezirke	2	2	2	19	69	402	4	—	—
Kreis	**3 088**	**2 133**	**2 199**	**2 501**	**14 460**	**18 267**	**1 976**	**179**	**1 503**
9. Husum.									
Städte	1 280	386	399	312	1 460	671	418	49	134
Landgemeinden	5 436	4 802	4 890	6 235	41 672	29 635	5 641	398	3 502
Gutsbezirke	3	3	3	3	14	2	4	2	—
Kreis	**6 719**	**5 191**	**5 292**	**6 550**	**43 146**	**30 308**	**6 063**	**449**	**3 636**
10. Tondern.									
Städte	1 116	419	437	459	1 926	1 317	309	39	117
Landgemeinden	9 726	8 333	8 449	10 466	78 897	56 850	6 865	603	6 258
Gutsbezirke	70	68	68	163	1 239	405	100	7	157
Kreis	**10 912**	**8 820**	**8 954**	**11 088**	**83 062**	**58 572**	**7 274**	**649**	**6 532**
11. Oldenburg.									
Städte	1 763	904	1 023	870	2 250	413	1 671	167	413
Landgemeinden	2 378	2 111	2 560	4 445	13 647	2 795	5 856	1 471	1 460
Gutsbezirke	1 702	1 657	3 320	4 101	18 484	8 747	9 543	1 478	1 594
Kreis	**5 843**	**4 672**	**6 903**	**9 416**	**34 381**	**11 955**	**17 070**	**3 116**	**3 467**
12. Plön.									
Städte	1 045	597	808	392	882	352	1 251	65	70
Landgemeinden	2 510	1 859	2 643	3 383	11 982	2 567	6 171	1 185	2 998
Gutsbezirke	2 215	2 117	3 476	5 014	22 687	7 938	12 846	1 841	2 310
Kreis	**5 770**	**4 573**	**6 927**	**8 789**	**35 551**	**10 857**	**20 268**	**3 091**	**5 378**
13. Stadtkreis Kiel.	**3 079**	**465**	**530**	**1 391**	**602**	**106**	**107**	**23**	**36**
14. Landkreis "									
Städte	1 119	480	565	581	629	170	902	46	113
Landgemeinden	3 063	2 607	3 754	4 614	17 547	2 451	10 071	1 945	5 811
Gutsbezirke	503	478	727	1 153	5 349	739	3 207	317	580
Kreis	**4 685**	**3 565**	**5 046**	**6 348**	**23 525**	**3 360**	**14 180**	**2 308**	**6 504**
15. Rendsburg.									
Städte	1 081	334	427	883	639	42	601	119	259
Landgemeinden	5 137	4 820	6 094	7 725	38 165	6 032	20 235	3 560	8 751
Gutsbezirke	518	470	685	1 055	5 522	1 788	3 586	296	800
Kreis	**6 736**	**5 624**	**7 206**	**9 613**	**44 326**	**7 862**	**24 422**	**3 975**	**9 810**

Kreise, Städte, Landgemeinden, Gutsbezirke.	Häuser, Gehöfte		Viehbesitzende Haushaltungen.	Stückzahl der					
	überhaupt	mit Viehbestand		Pferde.	Rinder.	Schafe.	Schweine.	Ziegen.	Bienenstöcke.
16. **Norderdithmarsch.**									
Städte	1 096	434	438	359	965	22	441	100	30
Landgemeinden	5 087	4 064	4 202	7 201	42 388	6 014	6 930	1 294	1 689
Gutsbezirke	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kreis	**6 183**	**4 498**	**4 640**	**7 560**	**43 353**	**6 036**	**7 371**	**1 394**	**1 719**
17. **Süderdithmarschen**									
Städte	1 076	330	339	501	918	465	382	47	33
Landgemeinden	7 126	5 337	5 446	9 644	43 303	10 883	9 129	2 331	3 809
Gutsbezirke	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kreis	**8 202**	**5 667**	**5 785**	**10 145**	**44 226**	**11 348**	**9 511**	**2 378**	**3 842**
18. **Steinburg.**									
Städte	2 806	711	820	1 052	899	92	1 238	203	673
Landgemeinden	6 930	5 627	6 180	11 261	47 305	8 558	20 341	3 884	6 486
Gutsbezirke	41	36	45	81	411	348	136	44	76
Kreis	**9 777**	**6 380**	**7 045**	**12 394**	**48 615**	**8 998**	**21 715**	**4 131**	**7 235**
19. **Segeberg.**									
Städte	757	546	718	380	1 119	493	1 487	232	485
Landgemeinden	3 658	3 433	4 958	5 947	26 806	7 717	20 384	3 621	10 079
Gutsbezirke	539	535	995	1 291	6 356	2 297	3 245	654	885
Kreis	**4 954**	**4 514**	**6 671**	**7 618**	**34 281**	**10 507**	**25 116**	**4 507**	**11 449**
20. **Stormarn.**									
Städte	2 148	718	971	1 662	958	176	1 572	178	257
Landgemeinden	6 440	5 772	8 431	7 365	26 659	8 117	26 698	4 036	4 890
Gutsbezirke	363	339	624	973	3 936	3 085	2 055	484	434
Kreis	**8 951**	**6 829**	**10 026**	**10 000**	**31 553**	**11 378**	**30 325**	**4 698**	**5 581**
21. **Pinneberg.**									
Städte	2 694	1 423	1 672	1 092	2 566	52	3 187	257	262
Landgemeinden	6 730	5 423	6 635	8 055	28 881	5 992	22 093	2 754	3 967
Gutsbezirke	28	20	25	72	206	56	45	7	3
Kreis	**9 452**	**6 869**	**8 332**	**9 219**	**31 653**	**6 100**	**25 325**	**3 018**	**4 232**
22. **Stadtkreis Altona**	**6 012**	**1 011**	**1 485**	**3 929**	**625**	**335**	**765**	**150**	**29**
23. **Herzogt. Lauenburg**									
Städte	1 515	931	1 318	466	615	405	2 205	405	108
Landgemeinden	4 358	4 079	5 797	5 996	21 827	12 856	19 738	3 863	3 233
Gutsbezirke	536	496	1 009	1 609	4 995	18 019	4 094	345	299
Kreis	**6 409**	**5 506**	**8 124**	**8 071**	**27 437**	**31 280**	**26 037**	**4 613**	**3 640**
Bestand der Provinz am 1. Dezbr. 1892	149038	107939	128925	172064	822095	289667	344798	44401	107228
gegen den Bestand am 10. Januar 1883	139067	101596	124592	156534	727505	320768	268061	42580	114700

Hallig-Gärten.

Von **P. Knuth.**

Selbst unter den für Pflanzenwuchs äußerst ungünstigen Verhältnissen auf den Halligen ist der Mensch bemüht, sich durch Anlage von Gärten das Leben behaglicher zu gestalten. Es sind immer nur kleine Flecken Landes von selten

mehr als 1 ar Größe, welche, meist im Süden und Osten der Häuser, somit im Schutz gegen den rasenden Weststurm gelegen, auf der Werft zu Gärten eingerichtet werden, und hier gedeihen die Zier- und Nutzpflanzen in zum Teil überraschend guter Weise. Der wohl schönste Halliggarten findet sich, wie schon E. Traeger*) bemerkte, auf der von nur einer Familie bewohnten, etwas über 70 ha großen Hallig Süderoog. Es sei mir gestattet, denselben hier kurz zu schildern. Zunächst fällt eine schöne Laube und eine hohe Hecke aus blühendem Bocksdorn (Lycium barbarum L.) in dem im Osten des Hauses belegenen Garten auf; so üppige Sträucher erwartet man auf dem kleinen Eilande nicht. Ebenso überraschend ist der Anblick einer tadellos gewachsenen Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum L.) in demselben Garten, der einzige Baum dieser Art auf den Halligen. Noch aber hat man auf diesem Inselchen nicht eine einzige reife Frucht beobachtet, obwohl der Baum zwar reichlich Blüten trägt und auch kleine Früchte ansetzt, diese aber niemals zur Reife bringt, da trotz des geschützten Standortes des Baumes die Früchtchen schon stets dann vom Winde abgeschüttelt werden, sobald sie die Größe einer Erbse bis einer Bohne erreicht haben.

Von Fruchtbäumen und -sträuchern waren auf Süderoog angepflanzt: Apfel- und Birnbaum, Kirsche und Pflaume, Stachel- und Johannisbeere. Während letztere beide meist gute Früchte tragen, setzt das Kern- und Steinobst zwar Frucht an, doch wird diese meist, bevor sie reif ist, vom Winde abgeschüttelt. Von sonstigen Holzgewächsen sah ich auf Süderoog Weißdorn, Rosen, Fliederbeerbaum, Syringe. Von Zierkräutern bemerkte ich Matthiola annua, Levkoje, Cheiranthus Cheiri, Goldlack, Dianthus barbalus und plumarius, Bart- und Feder-Nelke, Aster sp., Aster, Bellis perennis, Tausendschön, Vinca minor, Immergrün, Antirrhinum majus, Löwenmaul, Narcissus Pseudo-Narcissus, Narzisse, Tulipa Gesneriana, Tulpe, Phalaris arundinacea var. picta, Bandgras. Nutzpflanzen sind Kartoffeln, Wurzeln, Grünkohl, Bohnen, Gurken, rote Beet, Zwiebeln, Porree, Schalotte, Schnittlauch.

Mit Ausnahme der Roßkastanie finden sich auf den übrigen Halligen nicht nur dieselben Holzgewächse, Zier- und Nutzpflanzen, sondern es sind namentlich auf den größeren, besonders der schönen Hallig Hooge, noch eine Anzahl anderer Gewächse angepflanzt bez. gesäet. Von Bäumen und Sträuchern bemerkte ich Schneeball, Goldregen, Buchsbaum (auf Hooge in dem Garten vor dem „Königshause" eine sehr schöne, 1/2 m hohe Hecke), Esche, Ulme (ein stattlicher Baum auf Hooge, offenbar der älteste auf der Hallig), graue und Balsam-Pappel, Weide, eine kümmerliche Fichte auf Hooge.

Außer den bereits mitgeteilten finden sich noch folgende Zierpflanzen auf den Halligen: Paeonia officinalis, Bauerrose, Primula Auricula, Aurikel, Tanacetum Balsamita, Polemonium coeruleum, blaues Speerkraut; ferner von Nutzpflanzen noch Salat, Mairüben, Runkelrüben, Kohlrabi, Petersilie, Sauerampfer, Meerrettich (auch verwildert), Erdbeere, Erbse.

*) Eugen Traeger, Die Halligen der Nordsee. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff, VI. Band, Heft 3, Stuttgart 1892, S. 31.)

Auf anderen Halligen kann man allerdings kaum oder nicht von Gärten sprechen. Wohl am schlimmsten sieht es auf Langeneß aus; selbst der sog. Garten beim Pastorat ist gänzlich ohne Zierpflanzen, während ich in dem Garten des Ortsvorstehers auch nur Rose, Georgine und Schwertlilie bemerkte. Man findet nur einige Obstbäume, sowie wenige Gemüsepflanzen, auf manchen Werften aber auch diese nicht, sondern die Umgebung der Häuser ist eine völlige Wildnis.

Noch ein Wort über die Ortsnamen unserer Heimat.

Die Bemerkungen Gloy's im Novemberheft der „Heimat" riefen auch in mir manches Bedenken wach und erregten zugleich den Wunsch, meine vor Jahren begonnene Arbeit über die Ortsnamen Schleswigs weiterzuführen. Wie ich indes erkannt habe, wird es nicht möglich sein, sie ohne Unterstützung zum erfolgreichen Abschluß zu bringen.

Vor ca. zwei Jahren stellte ich in meinem Notatbuch folgende Sätze auf, die mir beim Durchdenken des Gegenstandes, sowie bei der Untersuchung verschiedener Quellen entgegengetreten waren:

1. Ortsnamen sind im wesentlichen den nämlichen Sprachgesetzen unterworfen wie jedes andere Wort der Sprache;
2. Es gilt festzustellen, wie der Name zu verschiedenen Zeiten gelautet hat;
3. Die Politik ist bei der Untersuchung durchaus fernzuhalten, was von früheren Forschern nicht immer beherzigt worden ist;
4. Außer älteren Schreibungen ist auch der Name, wie er im Volksmunde lautet, zu ermitteln;
5. Als Hauptquellen dürften heranzuziehen sein: Waldemars II. Erdbuch v. J. 1231, ältere Steuerregister, Kaufbriefe und alte Landesbeschreibungen;
6. Bloße Vermutungen sind als solche zu kennzeichnen;
7. Die historische Kenntnis der nordischen Sprachen ist unumgänglich.

Es gibt wohl kaum ein Gebiet der Forschung, wo es so nahe liegt, der Phantasie freien Spielraum zu gewähren wie gerade auf dem der etymologischen Untersuchungen. Das mahnende Wort Callsens kann daher nicht genug beherzigt werden.

Ich gestatte mir noch, einige Beispiele hierherzustellen, die z. T. auf die von Callsen und Gloy berücksichtigten Namen eingehen.

Callsen hat Unrecht, wenn er meint, daß Rabenkirchen Ravkjær geheißen haben müsse. In Waldemars Erdbuch wird das Dorf als „Rafnækyær" bezeichnet. Der spätere Name Ravnkjær ist daher richtig. 1403 wird Johannes de Heyda als »rector parochialis ecclesiae Ravenkier« aufgeführt.

Was den Namen Moorkirch oder Mohrkirchen anlangt, so bezeichnet man den Ort dänischerseits als Maarkjær. Wäre diese Schreibung richtig, so würde der Name mit dem altnordischen lat. már (= Möve) in Verbindung zu bringen

sein. In alten Dokumenten heißt der Ort Morker. Woher hat Herr Callsen die Bezeichnung Mordkjær?

Wenn man Hoyers Bericht und Pastor Jessens handschriftlicher Beschreibung des Kirchspiels Bau Glauben schenken darf, so verdankt das heutige Waldemarstoft seinen Namen einer alten Frau, deren Enkelin einen gewissen Hinrich Lorenzen heiratete. Die Benennung Oldemorstoft hätte danach den Vorzug.

Wie leicht man zu vollständig falschen Ergebnissen gelangt, wenn man sich einzig an die jetzige Schreibweise der Namen hält, mögen folgende Beispiele zeigen.

Der Name Aarhus hat, wie das Wappen der Stadt andeutet, mit „Aare" (Ruder) und „Hus" durchaus nichts zu schaffen. Der Ort hieß ursprünglich árós, ár Genitiv von á (jetzt Aa) = Au, Elv, Strom, ós Mündung, also Mündung des Stroms.

Etwa auf halbem Wege zwischen Flensburg und Apenrade liegt die Ortschaft Lundtoft, deren Name mit Lund = Hain, Lustwäldchen durchaus nichts zu thun hat. Alten Dokumenten zufolge hieß sie ehemals Luntofte und aus dem J. 1344 finden wir die Bezeichnung Lyungtofthæret (Lundtoftharde). Noch heute nennen die ansässigen Bewohner ihren Ort Lyntovt. Der Name hängt folglich mit Lyng = Erica vulgaris L. zusammen, wie auch die Beschaffenheit jener Gegend dieser Deutung entgegenkommt.

Schließlich gestatte ich mir an sämtliche schleswigsche Leser der Heimat die Bitte, mir bei meinem Vorhaben hülfreiche Hand zu bieten. Zu diesem Ende ersuche ich unter genauer Angabe der Quelle um die genaue Schreibung der Ortsnamen zu verschiedenen Zeiten, sowie um die sorgfältige Niederschrift des Namens im Volksmunde.

Flensburg, Waldstr. 17. J. Langfeldt.

Einige Bemerkungen zu dem Aufsatz von L. Frahm über das alte sächsische Bauernhaus.

(November- und Dezemberheft der Heimat 1893.)

Den Aufsatz von L. Frahm über das alte sächsische Bauernhaus habe ich mit regem Interesse gelesen, kann es aber nicht unterlassen, einige Bemerkungen zu veröffentlichen in der guten Absicht, andere, insbesondere ältere Mitarbeiter „der Heimat" anzuregen und zu veranlassen, sich über die Sache zu äußern und ihre Ansichten über den wichtigen kulturhistorischen Gegenstand mitzuteilen.*)

1. Sehen wir nun zuerst einmal die Abbildung (S. 254) an, welche das alte sächsische Bauernhaus vorstellen soll, so werden mir gewiß viele Leser darin

*) Diese Bitte unterstützt der Herausgeber auf das dringendste; gleichzeitig bittet er, von alten Gebäuden und von Teilen derselben genaue Aufnahmen (Ansicht und Grundriß) zu machen. Selbst ungeübte Zeichner mögen es nur versuchen, es wird gelingen, wenn sie sich auf die Hauptsache beschränken. Eine dankbare Aufgabe fänden unsere Photographen, wenn sie helfen würden, alte Gebäude im Bilde zu erhalten.

beistimmen, wenn ich behaupte, daß in vielen Ortschaften auf dem holsteinischen Mittelrücken die Häuser anders ausgesehen haben. Übrigens sieht man schon auf den ersten Blick, daß bei der Zeichnung des fraglichen Hauses wenig oder gar keine Rücksicht genommen worden ist auf die dabei inbetracht kommenden räumlichen Ausdehnungen; so z. B. ragt der Schwengel des Ziehbrunnens viel zu hoch empor, so daß er fast die Höhe der Hausfirste erreicht, und das Wohngebäude selbst erscheint dagegen viel zu niedrig. Die in der nächsten Umgebung stehenden Bäume erscheinen zu klein und stehen fast dicht am Gebäude, was der Wirklichkeit nicht entsprechen kann. Große, altehrwürdige Eichen, welche man in der nächsten Umgebung erblicken sollte und die mit den Gipfeln ihrer sich weit ausbreitenden Kronen das nicht niedrige sächsische Bauernhaus überragten, waren eine gewöhnliche Erscheinung und machten einen ganz anderen Eindruck, als die in der „Heimat" dargestellten Bäume, die garnicht recht erkennen lassen, welche Baumart hier vertreten ist. Bei dem Ziehbrunnen hat der Verfasser den großen „Börntrog" vergessen, ein notwendiges Stück, das bei keinem Brunnen fehlen durfte, damit das Vieh des Hauses (Pferde, Rindvieh) auf zweckmäßige Weise getränkt werden konnte.

2. Wenn der Verfasser (S. 254) behauptet, daß das Haus ursprünglich ohne Nebengebäude war, so muß ich dieser Ansicht widersprechen; das kann wenigstens in vielen Dörfern auf dem Mittelrücken Holsteins nicht der Fall gewesen sein. Schon in den älteren Zeiten war die Bewirtschaftung vieler Landstellen eine derartige, daß man genötigt war, Scheunen aufzuführen; denn die Ortschaften, welche in ausgedehnten Wiesenthälern lagen, konnten ihre geborgenen Heumassen wegen Raummangel im Hause nicht lagern. Auch das zahlreich gehaltene, selbst aufgezogene Jungvieh mußte teilweise in Ställen der Scheune untergebracht werden. Ferner fanden Schweine, Schafe und Gänse ebenfalls in den meisten Fällen ihr Unterkommen in der Scheune. Was insbesondere die Schweinezucht in früherer Zeit betrifft, so wolle man darüber einmal nachlesen die Schilderung des Statthalters Heinrich Rantzau*) in dessen Beschreibung der Herzogtümer, und man wird daraus sehen, mit welchem Fleiße von unsern Vorfahren bereits vor Jahrhunderten dieser landwirtschaftliche Erwerbszweig betrieben wurde, freilich begünstigt durch den Umstand, daß Holsteins Mittelrücken damals an vielen Stellen noch mit ausgedehnten Waldungen bedeckt war. In den an der oberen Stör belegenen Dörfern Arpsdorf, Ehndorf und Padenstedt kann man heute noch große Eichen als Überreste der alten Zeit antreffen. Vor einigen Jahrzehnten fällte einer meiner Onkel in Ehndorf auf seinem Hofplatze eine alte Eiche, welche mit ihrer Krone fast den ganzen geräumigen Hofplatz beschattete, aber dadurch gefahrbringend wurde, daß wegen Altersschwäche des Baumes selbst bei stillem Wetter riesige Äste desselben herabstürzten; der Baum lieferte 28 Tonnen (à 110 Pfd.) Borke. Nach dieser kleinen Abschweifung, die ich mir erlaubt habe, komme ich wieder zu den bestrittenen Nebengebäuden.

*) Gestorben 1598.

Außer einer Scheune hatte man an Nebengebäuden bei einem Bauernhause der alten Zeit eine Kathe (für Tagelöhner resp. Abschiedsleute), sowie ein Backhaus (gedeckt mit Ziegeln) und zwar selbst bei den Landstellen der Käthner.

3. Das „Heckschauer" ist nach meiner Ansicht keineswegs als etwas Charakteristisches unserer alten sächsischen Bauernhäuser anzusehen, denn in meinem Heimatsdorfe Padenstedt (in dem alten Gau Faldera) hatte kein einziges Wohnhaus ein solches aufzuweisen, selbst bei Halbhufnern und Käthnern fehlte dasselbe.

4. Was die Richtung des Hauses betrifft (S. 255), so gilt als Regel, daß man von der großen Thür aus stets nach der Straße schaute, mein elterliches Haus (erbaut 1705) hatte die Front nach Süden, das Nachbarhaus gegenüber (erbaut 1755) nach Norden, andere schauten nach Westen, eins (erbaut 1633) nach Südost, alle nach der durch unser Dorf führenden Straße, und dasselbe habe ich auch beobachtet in den benachbarten Dörfern.*)

5. Die Giebelfront oberhalb der großen Thür (ein gleichschenkliges Dreieck bildend) trug nur in seltenen Fällen ein Strohdach, selbst bei den ältesten Häusern meines Heimatdorfers hatte die Vorderseite von der Spitze an bis auf die Mauerplatte eine Bretterverkleidung. Ich spreche von den Frontwänden der alten Häuser auf dem hohen Mittelrücken in dem alten Holstengau „Faldera," und wenn der Verfasser (S. 257) behauptet, daß das alte sächsische Bauernhaus niemals eine solche Verkleidung gehabt hat, so ist er nach meiner Ansicht im Irrtum. Die alten Bauernhäuser mit dem steilen „Brettergiebel" gewährten freilich einen andern Anblick als das auf dem Bilde in der Heimat.

6. Die große Thür (S. 258) betreffend, so ist bereits in einer Anmerkung auf die irrtümliche Meinung des Verfassers hingewiesen worden. Die geteilte Hälfte, welche Tag für Tag als Ein- und Ausgang benutzt werden mußte, lag von der Diele aus gesehen immer rechts, was praktisch war, denn die ungeteilte schwerer zu bewegende Hälfte wurde seltener gebraucht, nur in den Fällen, wenn man mit Fuhrwerk auf die Diele wollte.

Die innere Einrichtung des alten sächsischen Bauernhauses hat Herr Frahm im Dezemberheft der „Heimat" beschrieben, und werde ich darauf später zurückkommen und mir gestatten, meine Ansichten darüber zu veröffentlichen. Dieser kulturhistorische Gegenstond ist für mich von besonderem Interesse, weil die Besprechung desselben mich in meine längstvergangene Jugendzeit zurückversetzt, da ich die Jahre meiner Kindheit (von 1827—1843) in einem alten sächsischen Bauernhause verlebt habe, und sehe ich daher auch mit regem Interesse dem in Aussicht gestellten zweiten Aufsatz des Herrn Frahm entgegen.

Hahnenkamp bei Horst in Holstein. J. Butenschön.

Eine Muschelbank inmitten der Marsch.

Wer die Natur nach seiner Umgebung, Land und Leute nach seinen Kräften erforschen will, der muß selbst den scheinbar geringfügigsten Umständen Beachtung schenken. Vor einigen Jahren entdeckte ich in den Taschen einiger meiner Schüler eine Anzahl Muscheln, die mir nicht unbekannt waren. Es war die eßbare Herzmuschel (Cardium edule L.), die ich in früheren Jahren in großen Massen angehäuft an der Burger Au bei den Kalkbrennereien und auch bei Husum beobachtet habe. Diese Muscheln wurden bekanntlich von kleinen Fahrzeugen aus den Muschelbänken des Wattenmeeres entnommen, durch den Büttler Kanal, den Kudensee und die Burger Au gebracht und dann in ringförmigen Öfen, woselbst sie schichtweise mit „weißem" Torf gelagert wurden, zu Muschelkalk gebrannt. „Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit." Nach der Behauptung der Maurer hat der Verbrauch von Muschelkalk bedeutend verloren, seitdem dank der besseren Verkehrswege der Löschkalk allgemein eingeführt ist. Die Muscheln an und für sich erregten weniger meine Neugierde als der Umstand, daß die Kinder die Muscheln hier auf unserer Vorgeest unmöglich hätten erbeuten können. Auf meine Frage: Woher? erfuhr ich, daß auf dem Marschwege von Wolfenbüttel nach Busenwurth sehr viele zu finden seien; am Wege sei eine Grube, wo ganze Haufen lägen. Diese Mitteilung erregte mein Befremden und im vorigen Sommer stellte ich an Ort und Stelle eine Untersuchung an. Das Resultat dürfte für den Leser der „Heimat" nicht ohne Interesse sein.

Etwa 1½ km westlich von Windbergen fährt von S. nach N. die Marschbahn. Diese bezeichnet im ganzen die Grenze, wo Marsch und Geest sich scheiden. Nach St. Michaelisdonn hin ist die Grenze durch den sogen. Kleve eine sehr schroffe. Von dieser Grenze erstreckt sich in einer Breite von 8 km bis zur Dithmarscher Bucht die Marsch. Eigentümlicherweise soll die Marsch im westlichen Teile höher liegen als im östlichen.*) Busenwurth liegt 1½ km von der Nordseeküste und verrät deutliche Spuren seiner einstigen Entstehung.**) Rechts vom Wege von Wolfenbüttel nach Busenwurth, ¼ Stunde vom letztgenannten Ort entfernt, trifft man nun einen Acker, der als Busenwurther „Vereinsland" seit Jahren das Material zur Verbesserung des vorbeiführenden Weges, den Muschelsand, hergiebt. Das Terrain, sonst eben und flach wie immer in der Marsch, zeigt hier eine Erhebung von ca. 1 m, und man könnte hier eine aufgetragene Wurt vermuten. Hier ist durch Abgraben und Verbrauch eine Muschelbank bloßgelegt, die sich in der Richtung von S. nach N. in einer Länge von 75 Schritt erstreckt. Etwa 8 m nach Westen hin sind verbraucht, wie weit sie sich nach Osten ausdehnt, ist ohne Bohrungen nicht zu ermitteln. Sie liegt 25 cm unter der grauen, thonigen Ackerkrume und erreicht durchschnittlich eine Mächtigkeit von 50 cm. Die horizontale Abgrenzung ist sehr

*) S. die interessante Schrift: Pastor Paulsen, über die erste Entstehung und Besiedelung der Süderdithmarscher Marsch.

**) S. Dr. Hartmann, über die alten dithmarscher Wurthen und ihren Packwerkbau.

scharf und gleichmäßig. Unter der Bank zeigt sich weißlicher Sand. Die Bank selbst enthält gelblichen Sand und ist mit Muscheln so durchsetzt, daß sie von fern weiß erscheint; der Sand ist nur Bindemittel.

Es finden sich folgende 3 Arten der Conchifera:

1. Eßbare Herzmuschel (Cardium edule L.); am häufigsten.
2. Eine Art der Tell- oder Plattmuschel (Tellina L., vielleicht baltica Gm.?), weniger vorkommend.
3. Felsenbewohner (Petricola pholadiformis Lam.?), am spärlichsten.

Ob die Muscheln sämtlich richtig bestimmt sind, wage ich nicht zu behaupten. Für Kundige würde ich gerne einige Exemplare zur Verfügung stellen. Was ist nun Lehrreiches an einer solchen Muschelbank? Daß überhaupt in der Marsch und im Diluvium Muscheln vorkommen, findet in der Bildung dieser Schichten seine Erklärung und ist nicht auffällig. Fast jeder ausgeworfene Haufen Klei- (Putt-)erde zeigt Muscheln, besonders die unter 1 und 2 genannten. Verfasser erinnert sich, daß er in seinen Knabenjahren oft sinnend diese Muscheln betrachtet hat, ohne eine bessere Erklärung dieser Erscheinung finden zu können, als daß er sich sagen konnte: Die Marsch ist ehemals Meeresboden gewesen. Die Muscheln fanden sich aber immer nur vereinzelt, und soweit meine Kunde reicht, ist eine förmliche Muschelbank in dem oberen Marschthon bisher nicht aufgefunden und bloßgelegt. Die aufgeführten Muscheln sind nicht eigentlich fossile, sondern rezente, solche, die auch jetzt noch lebend vorkommen, und bei der Marsch als dem jüngeren Alluvium ist die Erscheinung wohl erklärlich. Muschelbänke auf den Watten, die ein Entwickelungsstadium der Marschbildung sind, sind eine nicht seltene Erscheinung. Bevor unsere Marsch nicht eingedeicht war, glich sie einem Wattenmeer. Somit enthält unsere Mitteilung von der bloßgelegten Muschelbank bei Busenwurth also nichts Wunderbares, doch schien sie uns als Baustein zur Natur- und Landeskunde unserer Heimat nicht unwichtig zu sein. Möchten die Geologen von Fach und andere Kundige und Forscher sich über die Muschelbank, wie namentlich auch über die Bildung und das vereinzelte Vorkommen derselben des weiteren aussprechen.

Windbergen, Anfang August 1893.

J. Schwarz.

Sprüche und Segen,

gesammelt auf der Insel Fehmarn von J. Voß in Burg a. F.

1. Ackersegen. Will man ein Korn- oder Erbsenfeld vor den Vögeln schützen, so gebraucht man folgende Sympathie:

Man geht vor Sonnenaufgang dreimal um das betreffende Feld, zieht an den einzelnen Ecken des Ackers jedesmal ein Pflänzchen (also insgesamt 12) aus und spricht dabei fortwährend die Worte:

„Diesen Samen segne Gott!
Vöglein, ich jage euch von diesem Samen!
Das walte Gott †††.“

Dann nimmt man die 12 ausgezogenen Pflänzchen und vergräbt sie an einer Stelle, wo weder Sonne noch Mond scheint.

2. Gegen das sog. „Verfangensein" oder „Verschlagensein" der Kühe. Hat sich eine Kuh „verfangen," so streicht man ihr den Rücken mit der flachen Hand und sagt dazu dreimal:

„Die Kuh hat sich verfangen,
Und unser Herr Christus hat gehangen.
Unser Herr Christus hängt nicht mehr,
Und die Kuh verfängt sich nicht mehr.
Im Namen Gottes †††."

3. Feuersegen. Mit dem Feuer- oder Brandsegen bespricht man den Hausbrand. Kann man auch mit dem Feuersegen die zum Ausbruch gekommene Feuersbrunst nicht in allen Fällen dämpfen, so kann man doch stets mittels desselben die weitere Ausbreitung des Feuers hindern. Hat man einen Hausbrand bemerkt, so geht man dreimal um das brennende Gebäude und sagt dabei den Vers:

„Herr Jesus nehm sin Stock inne Hand
Un gung damit öwer See un Land;
Damit still he dat Füür un Brand.
Im Namen Gottes †††."

Danach muß man aber schleunigst in einen Teich oder einen Graben waten und einige Male untertauchen; sonst wird man selber von dem Feuer angegriffen und verzehrt.

4. Blutsegen. Um starkes Nasenbluten zu stillen, spricht man dreimal:

„Blot stah, as dat Water vun Jordan!
Das helfe dir Gott †††."

5. Gegen Mall*) (Hornhaut-Entzündung) im Auge. Man beschwört das kranke Auge mit folgendem Spruche:

„Dar gungen dre Jungfern wull öwer den Weg:
De een de pust dat Sand ut'n Weg,
De anner pust dat Low vun'n Bom,
De drütte pust dat Mall vun't Oog.
Das walte Gott †††."

6. Gegen „Helldink."**) Man pustet die kranke Stelle und spricht dabei:

„Helldink, ik frag di:
Wat wullt du hier rieten?
Wat wullt du hier splieten?"

Dann zeigt man auf einen Stein und sagt:

„Du kannst in düssen Steen hier rieten un splieten!
Das helfe dir Gott †††."

7. Gegen Brandwunden. Bei der Heilung von Brandwunden (auch wohl bei Ausschlägen und Flechten) findet die noch warme Hand eines soeben

*) Das Volk unterscheidet grau, weiß und rot „Mall".

**) Heilig Ding = Rotlauf S. Unzen, medic. Handbuch, Altona (Leipzig) 1789.

Verstorbenen Verwendung. Man streicht nämlich mit einer derartigen Totenhand über die Brandwunde und spricht dabei die Worte:

„Hoch is de Hewen,
Söt is dat Lewen,
Witt is de Dodenhand:*)
Damit still ik düssen Brand.
Im Namen Gottes †††."

Sowie die Totenhand erkaltet, heilt die Wunde.

8. Gegen die Rose. Gegen diese Krankheit hilft folgender Spruch, dreimal gesprochen:

„Es standen drei Rosen in Christi Garten:
Die eine heißt: Trost,
Die andre heißt: Ros',
Die dritte nimmt deine Schmerzen weg.
Im Namen Gottes †††."

9. Gegen Herzspann. Man spricht dreimal den Spruch:

„Roggenkaff un Hawerkaff
Treck vun düssen Harten aff.
Lat ni kill,**)
Lat ni swill,
Lat ni weh dohn!
Das helfe dir Gott †††."

Über Kräuter und Sträucher auf Bäumen.

Von Dr. med. Ernst H. L. Krause, früher in Kiel, jetzt in Schlettstadt i. E.

Im November 1891 machte ich im hiesigen naturwissenschaftlichen Verein Mitteilung von dem Vorkommen einer ausländischen Salbei (Salvia glutinosa) an einer Ulme der Düsternbrooker Allee. Dieselbe Staude hat auch 1892 wieder geblüht. Überhaupt scheinen die knorrigen Auswüchse der Ulmen günstig für die Ansiedelung von Kräutern zu sein. Im vorigen Jahre bemerkte ich auf einem derselben einen großen Rasen des Hühnerschwarms (Stellaria media), und in diesem Sommer blühte an einer Ulme eine rote Akelei, an einer andern ein Sonchus (oleraceus oder asper).

Es ist bekannt, daß in heißen Ländern neben Schlinggewächsen und Schmarotzern auch eine große Anzahl solcher Pflanzen die Bäume bedeckt, welche ein aufrechtes Wachstum und eine selbständige Ernährung haben, und welche unter sonst günstigen Verhältnissen auch am Boden gedeihen können; man nennt sie Epiphyten. Bei uns sind Schlinggewächse und Schmarotzer

---

*) Daß man ehemals auch eine „kalte" Totenhand bei solchen Gelegenheiten verwendete, beweist eine Variante, welche ich in Petersdorf hörte, und welche die Strophe enthielt: „Kolt is de Dodenhand."

**) killen ist friesisch und heißt: schmerzen. Vergl. Marschenbuch von Allmers, S. 138.

verhältnismäßig selten, und vorwiegend epiphyte Arten haben wir unter den höheren Pflanzen gar nicht (desto mehr unter Moosen und Flechten). Wenn man aber aufpaßt, beobachtet man einzelne Exemplare von Kräutern und selbst großen Sträuchern nicht selten.

Namentlich sind es alte und hohle Kropfweiden, auf welchen eine epiphyte Flora sich ansiedelt. Einschlägige Beobachtungen sind veröffentlicht von Ernst Boll im Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg (11. Jahrg. S. 135) und von E. Loew und C. Bolle in den Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg (33. Jahrg. S. 63 und 72). Die besonders eingehende Loewsche Arbeit bezieht sich auf Travemünde. Vereinzelte Exemplare von Farnkräutern (Polypodium vulgare), von Möhringia trinervia und ähnlichen kleinen Kräutern, von Vogelbeer- und Stachelbeersträuchern auf alten Weiden sind nicht gerade selten in Schleswig-Holstein und Mecklenburg. In England traf ich auch an den Stämmen alter Eichen nicht selten Farnkräuter (besonders Polypodium vulgare) und eine südliche Saxifragacee (Umbilicus).

Mitteilungen von Beobachtungen epiphyter Pflanzen auf den Waldbäumen unserer Provinz sind sehr erwünscht, sie können möglicherweise zum Verständnis der Entwickelungsgeschichte der heutigen Flora beitragen.*) Es giebt nämlich eine Anzahl von Arten, welche in ihrem Vorkommen gegenwärtig mehr oder weniger auf das Kulturland beschränkt und doch anscheinend altinländisch sind. Sie können vor der Ausbreitung der Kultur selten und auf Wildlagerplätze und Tränkstellen, auf frisch abgestürzte Ufer, neu angeschwemmtes Land u. dgl. beschränkt gewesen sein, es ist aber möglich, daß manche Arten häufiger auf Bäumen wuchsen. Denn selbstverständlich boten im Urwald hohle Bäume, von Moos und Flechten überwachsene Zweige, in den Astwinkeln angesammelte Modererde, Auswüchse und Risse der Rinde viel mehr Gelegenheit zur Ansiedelung von Epiphyten, als in den wohlgepflegten Forsten der Gegenwart.

Landeskundliche Litteratur.

Stieda, W., Die Gesellschaft der Rigafahrer in Lübeck und Rostock. S.-A. aus Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. Band 15, Heft 1. 11 S., 8°.

Dem Zuge der Zeit folgend, verbanden sich diejenigen Kaufleute einer Hansastadt, welche nach derselben Gegend oder demselben Platze Handel trieben, zu besonderen Kompagnien, Brüderschaften oder Gelagen. Der Zweck dieser Vereinigungen war einerseits, die Kosten einer etwaigen kriegerischen Begleitung, die für Söldner, Geschütze oder Waffen notwendigen Ausgaben dem einzelnen Kaufmanne zu erleichtern, andererseits durch gemeinschaftliches Auftreten sich Privilegien und Begünstigungen von der Regierung des

*) Der Herausgeber wird gern Mitteilungen an den Verfasser, der leider nicht mehr in unserm Vereinsgebiet wohnt, übersenden. D.

fremden Landes zu erwirken und nötigenfalls ein Eintreten der einheimischen Regierung für die bereits erworbenen zu veranlassen. So entstanden die Kompagnien der Englands-, der Flandern-, Bergen-, Schonen-, Stockholm-, Island- und Riga-Fahrer. Bis jetzt hat sich das frühere Bestehen der Rigafahrer nur für Lübeck und Rostock nachweisen lassen.

Die erste Nachricht über die Rigafahrer zu Lübeck stammt aus dem Jahre 1432. Als nämlich im Sommer 1432 Hans Runge, ein Seeräuber-Anführer, ihre Flotte zwischen Rostock und Wismar aufgehoben hatte, ließen sie ihn ins Gefängnis werfen, aus dem er nur gegen Bürgschaft seiner guten Freunde wieder entlassen wurde. 14 Jahre später geschieht eines Rigafahrers Tidekinus de Lengerke Erwähnung. In einer im Archiv der Lübecker Handelskammer aufbewahrten Trägerrolle von 1563 werden Nowgorod- und Rigafahrer neben einander genannt. Vor den Ältesten derselben beschweren sich die Träger über mangelnden Verdienst infolge des starken Rückgangs des Handels und vereinbaren einen neuen Tarif für die Beförderung der Waren, als Flachs, Wachs, Talg, Juchten u. s. w. Als Älteste und Frachtherren der Rigafahrer werden Christoffer Kordes, Hans Wesselhövet, Kord van Dorn und Hans Kruse genannt.

Durch diese Angaben wird der Jahrhunderte hindurch dauernde Bestand der Kompagnie nachgewiesen. Aus der Zeit von 1602—1853 sind uns eingehendere Nachrichten von der Wirksamkeit der Kompagnie erhalten, indem die Protokolle, Rechnungsbücher und verschiedene andere Schriftstücke aus diesem Zeitabschnitt sich unter den handschriftlichen Schätzen der Handelskammer zu Lübeck befinden, deren Würdigung Prof. Stieda sich für spätere Zeit vorbehält.

Dem gegenüber fließen die Nachrichten über die Rigafahrer zu Rostock nur spärlich; ja, man weiß weder, wann die Kompagnie begründet, noch, wann sie aufgelöst ist. Jedoch geht aus den vorliegenden Mitteilungen hervor, daß die Kompagnie, wenn auch unter vielfachen einschneidenden Veränderungen, während der Zeit von 1492 bis ca. 1658 bestanden hat. A. P. Lorenzen.

Vereins-Angelegenheiten.

Übersicht über die Entwicklung des Vereins im Jahre 1893.

Mitgliederbestand am 1. Januar 1892	1943
Zugänge im Laufe des Jahres	338
Abgänge (Todesfälle, Wegzug aus dem Vereinsgebiet, Abmeldungen)	242
Mithin Bestand am 1. Januar 1894	2039

Kiel, den 1. Januar 1894. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

4. Jahrgang. № 3 u. 4. März—April 1894.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. Friedrich Dahl in Kiel.

II. Amphibien.

In den ersten Frühlingstagen, oft schon im März, wenn unter der Kraft der wärmeren Sonnenstrahlen die Eisdecke vom Wasser schwindet, beginnt für denjenigen, welcher sich die Lurche zu seinem Studium gewählt hat, die Zeit der Beobachtung. Nach einander kommen die verschiedenen Arten aus ihrem Winterquartier hervor. Im halb erstarrten Zustande haben sie die kalte Jahreszeit teils unter Steinen, teils in der Erde, teils auch im Schlick am Grunde des Wassers verbracht. Die jüngeren, noch nicht geschlechtsreifen Tiere sind die ersten, welche erscheinen; aber bald zeigen sich auch die vollkommen erwachsenen. — Soweit sie nicht im Wasser selbst überwinterten, suchen sie sich einen geeigneten Wassertümpel auf, um mit dem Brutgeschäft zu beginnen. — Zu dieser Zeit sind die Männchen fast sämtlicher Lurcharten vor den Weibchen ausgezeichnet. Kröten und Frösche haben Warzen an den Vorderfüßen zum Festhalten der Weibchen. — Bei den Molchen entwickeln sich schöne Rückenkämme, die entschieden den Zweck haben, Eindruck auf die etwas spröden Weibchen zu machen. — Während man die verschiedenen Molcharten später schwer von einander unterscheiden kann, erkennt man die Männchen jetzt auf den ersten Blick. Es muß das wohl so sein; denn die Weibchen sind doch auch ihrerseits auf ihre Sinne angewiesen, um die Männchen ihrer Art von den übrigen zu unterscheiden. Zwar stehen ihnen zu dieser Unterscheidung verschiedene Sinne zur Verfügung, die Thatsachen sprechen aber dafür, daß auch dem Gesichtssinn hierbei eine Hauptrolle zufällt. — Gerade die Amphibien zeigen uns übrigens recht deutlich, wie die Natur zur Erreichung eines Zweckes sich oft der verschiedenartigsten Mittel bedient. Bei den nahe mit einander verwandten Froscharten sind es nämlich die Befruchtungskörper selbst, welche, wahrscheinlich infolge ihrer verschiedenen Gestalt, eine Kreuzung vollkommen ausschließen.

Die systematische Stellung der Amphibien.

Die Stellung der Lurche den andern Wirbeltierklassen gegenüber wurde, ganz allgemein, schon im ersten Kapitel angedeutet. Ich muß hier nur noch auf ihr Verhältnis zu den Fischen etwas näher eingehen. Besonderer Wert wurde auf das Vorhandensein oder Fehlen von echten Flossen gelegt, d. h. auf Flossen, die von Knochen- oder Knorpelstrahlen gestützt sind. Freilich wurde dabei schon erwähnt, daß bei einem einheimischen Fisch, dem Lanzettfisch (Amphioxus), dieses Merkmal nicht zutrifft, und von ausländischen Fischen würden sich noch weitere Formen anreihen lassen. Den Amphibien fehlen allerdings die Flossen immer, denn den Hautsäumen, welche man oft findet, fehlen stets die Strahlen. — Meistens stützt man sich bei der Unterscheidung der Amphibien und Fische auf das verschiedenartige Verhalten der Atmungsorgane: Bei den Amphibien kommen nämlich stets Lungen zur Ausbildung. Daneben sind, wenigstens in der Jugend, büschelförmige Kiemen vorhanden. Nur ausnahmsweise behalten einige unserer einheimischen Molche diese Kiemen bis zur Geschlechtsreife und stimmen dann mit den ausländischen Fischmolchen überein; gewöhnlich gehen die Kiemen bei der Geschlechtsreife verloren, ja, die Larven der Froschlurche verlieren sie sogar schon nach wenigen Tagen, um bis zum Eintritt der Lungenatmung durch innere Kiemen zu atmen. — Bei den Fischen treten eigentliche Lungen nie auf. Nur bei einigen Ausländern, den sog. Lurchfischen (Dipnoï) übernimmt die Schwimmblase die Funktion einer Lunge; ein Fall, der uns zugleich zeigt, wie wir uns die Lungen in früheren Zeiten, bei dem ersten Auftreten der Amphibien, entstanden denken können.

Die biologische Stellung der Amphibien.

Die ersten Landwirbeltiere, welche uns in den früheren Formationen der Erde begegnen, sind Amphibien. Freilich unterscheiden sich diese ersten Wirbeltierformen, die schon in der Steinkohlenformation auftreten, ganz erheblich von allen jetzt lebenden Lurchen. Die Abweichungen sind so bedeutend, daß man für sie eine besondere Ordnung, die Ordnung der Stegocephalen, begründet hat. Große Knochenschilder in der Haut sind das auffälligste Merkmal jener Ordnung. Da in den mittleren Erdperioden (Jura und Kreide) jene Urlurche verschwunden sind und Tiere, die mit unsern jetzt lebenden Lurchen verwandt sind, erst in der Tertiärformation auftreten, so scheint es sicher zu sein, daß unsere Amphibien nicht einmal von jenen Urformen der Klasse abstammen, sondern sich unabhängig von jenen, wahrscheinlich von der Klasse der Fische abgespalten haben. Die schon genannten Lurchfische können uns den Weg einer derartigen Abspaltung andeuten.

Auch in biologischer Hinsicht scheinen jene Urlurche eine vollkommen andere Stellung eingenommen zu haben, als unsere jetzigen Vertreter der Klasse. Das einzig Gemeinsame war vielleicht, daß auch jene in der Jugend im Wasser und später auf dem Lande lebten. Der Zweck oder richtiger die Ursache einer späteren Lungenatmung wird aber eine vollkommen andere gewesen sein. Im

Wasser hatte sich schon damals unter den zahlreichen Fischarten eine starke Konkurrenz ausgebildet. Auf dem Lande aber gab es trotz des üppigen Pflanzenwuchses noch kein Wirbeltier. Was lag näher, als daß sich einzelne Tiere an diese günstigen Existenzbedingungen anpaßten? — Später bildete sich die für das Landleben weit geeignetere Klasse der Reptilien und endlich die Klasse der Säugetiere und der Vögel aus. Damit war jenen ersten Landtieren die Existenz untergraben. Erst viel später machte der immer energischer werdende Kampf ums Dasein wieder Doppelatmer nötig, jetzt aber zur Ausnützung ganz bestimmter Verhältnisse. Eine kurze Betrachtung mag diese Stellung der jetzigen Lurche klarstellen.

Die Jugend verbringen unsere sämtlichen Amphibien im Wasser; später gehen die meisten aufs Land. Wir müssen also ihre biologische Stellung sowohl den Fischen als den eigentlichen Landwirbeltieren gegenüber ins Auge fassen. Was zunächst die Stellung den Fischen gegenüber anbetrifft, so finden sich im Meer und in den großen Landseeen, der eigentlichen Heimat zahlreicher Fischarten, keine Amphibien. Die kleineren Tümpel und Sümpfe aber, welche oft in Fäulnis übergehen oder austrocknen und deshalb für Fische ungeeignet sind, beherbergen die meisten Amphibienarten. Im ersten Frühling giebt es der kleinen Wassertümpel viele; da heißt es die günstigen Bedingungen ausnützen. Ohne in dieser für Insektenfresser knappen Zeit ein Nahrungsbedürfnis zu haben, noch mit Reservestoffen vom vorigen Jahre schreiten die Lurche zum Brutgeschäft. Freilich sind die verschiedenartigsten Einrichtungen erforderlich, um zu einer so frühen Jahreszeit die Entwicklung der Eier zu sichern. Die flachsten, am schnellsten durchwärmten Tümpel werden zuerst gewählt. Zudem schwimmt der Laich dieser frühesten Arten an der Oberfläche und ist dunkel gefärbt, beides Eigenschaften, welche die Sonnenstrahlen in erhöhtem Maße zur Geltung kommen lassen. Bei dieser so offenen Lage ist andererseits dem Laich ein Schutz nötig den Feinden gegenüber; er ist gegeben in der dicken schlüpfrigen Gallertschicht, welche die einzelnen Eier umgiebt. Die Larven nähren sich von dem Schlick, welchem mikroskopisch kleine Pflanzen und Tiere beigemischt sind. Der *lange, spiralig aufgerollte Darm* gestattet die Aufnahme großer Mengen dieser nicht sehr nahrhaften Masse. Trocknen schließlich die Tümpel aus, so gehen die jungen Tiere, bei denen inzwischen Beine zur Ausbildung gelangt sind, aufs Land. Größere Tümpel, die seltener austrocknen, werden von Arten bewohnt, welche später hervorkommen und sich langsamer entwickeln, oder die sich dauernd im Wasser aufhalten. Alle aber besitzen die Fähigkeit, für den Fall einer Austrocknung in den heißen Monaten, entweder über Land sich einen neuen Wohnsitz zu suchen oder auch längere Zeit ohne Nahrung an vollkommen trockenen Orten unter Steinen u. s. w. zubringen zu können.

Nach Beendigung des Brutgeschäfts, für die jungen Tiere nach dem Larvenleben, beginnt der Landaufenthalt. Die Nahrung besteht jetzt in lebenden Tieren aller Art, namentlich in Schnecken, Insekten und Würmern. Wie die Insektenfresser unter den Säugetieren und die Blindschleiche unter den Reptilien gehen sie besonders nachts auf Beute aus, wählen aber mehr als jene feuchtes

Gelände und freie Felder. Wenn die jungen Tiere in großen Scharen aufs Land wandern, steht übrigens das Insektenleben auf dem Höhepunkt der Entwicklung, so daß dann von einer Konkurrenz inbezug auf Nahrung kaum die Rede sein kann. Dennoch würden diese niedrigen Wirbeltiere den höheren gegenüber ihre Existenz wohl kaum behaupten können, wenn nicht die niedrigere Organisation durch vorteilhafte Eigenschaften der verschiedensten Art ausgeglichen würde. Vor allen Dingen ist ein Schutz gegen die Räuber der höheren Tierklassen erforderlich: Kröten, Laubfrösche und Molche finden diesen Schutz in eigentümlichen Hautdrüsen, welche eine scharfe, giftig wirkende Flüssigkeit absondern. Wie einen weißen Schaum lassen viele Arten diese Flüssigkeit aus der Haut hervortreten. Sie werden von den meisten Tieren gemieden. Nur die Schlangen lassen sich durch das Gift nicht abschrecken. — Die Frösche, denen Giftdrüsen fehlen, zeichnen sich durch eine außerordentliche Muskelkraft aus. Ihr Sprungvermögen, verbunden mit einer eigentümlichen Schlüpfrigkeit der Haut, gewähren ihnen einen fast entsprechenden Grad von Sicherheit, zumal da die Landfrösche mehr als alle andern Lurche Nachttiere sind.

In gleicher Weise ist für die Erlangung der Beute gesorgt. Die Zunge, welche vorn im Munde befestigt ist und mit außerordentlicher Schnelligkeit von hinten vorgeklappt wird, kann mit vollem Recht als Fliegenklappe bezeichnet werden. Dazu kommen die wunderbarsten Anpassungsfarben. Die erdfarbigen Kröten und der grasgrüne Laubfrosch mögen als Beispiele genannt werden. Manche können sich in ihrer Farbe sogar selbstthätig der Farbe der Umgebung anpassen; so kann der Laubfrosch, der auf grünen Pflanzen seine schöne grüne Färbung besitzt, sobald er auf einen dunklen Untergrund gelangt, eine mehr oder weniger gefleckte, dunkle Farbe annehmen. Dunkle Farbezellen, die sich in der Haut befinden, und die sich ausdehnen und zusammenziehen können, bewirken diesen Wechsel. Es handelt sich hier nicht etwa um Schutzfarben dem Feinde gegenüber; das Verhalten der Feuerkröte beweist dies aufs unzweideutigste. Wird dieselbe angegriffen, so zeigt sie ihre lebhaft rot gefärbte Unterseite, indem sie entweder die Seitenränder nach oben krümmt oder sich auch vollkommen auf den Rücken wirft. Jeder, der schon mit diesem ungenießbaren Tier zu thun gehabt hat, wird also aufmerksam gemacht und gewarnt. Die Anpassungsfarbe der Oberseite hat hier also ausschließlich den Zweck, ihren Träger dem Auge der Beutetiere zu entziehen.

Unter den günstigen Eigenschaften der Amphibien ist auch die Zähigkeit äußeren Einflüssen gegenüber zu nennen. Bei den Molchen ersetzt sich nicht nur der abgeschnittene Schwanz mit seinen Wirbeln, sondern auch das Bein mit seinen sämtlichen Knochen und sogar das Auge. Ebenso widerstandsfähig zeigen sich die Lurche der Kälte gegenüber. Man hat Frösche unbeschadet mehrere Tage in einen Eisklumpen einfrieren lassen. — Endlich mag auch noch auf das hohe Alter hingewiesen werden, welches manche Amphibien erreichen, da dasselbe für die Erhaltung der Art von großer Bedeutung ist. Kröten hat man 40 Jahre lang in der Gefangenschaft gehalten. Freilich werden die Frosch-

lurche erst mit etwa 4 Jahren geschlechtsreif und haben auch dann noch nicht ihre volle Größe erreicht.

Die Anpassungen, welche im Vorstehenden erörtert sind, beziehen sich mehr auf das Landleben als auf das Leben im Wasser. Man könnte daraus schließen wollen, daß es sich bei der Entstehung der Amphibien in der Tertiärzeit in erster Linie um eine neue Bevölkerung des Landes gehandelt habe. Ein solcher Schluß wäre indessen entschieden übereilt. Wenn wir sehen, daß unsere sämtlichen Lurche ihre Jugend im Wasser zubringen, daß außerdem die Hälfte zeitlebens im oder am Wasser bleibt und fast nur im Notfall über Land wandert, und daß endlich selbst diejenigen Arten, welche sich am vollkommensten an das Landleben angepaßt haben, noch in hohem Grade auf Feuchtigkeit angewiesen sind, so müssen wir zugeben, daß das eigentliche Element der Amphibien das Wasser ist. Wenn also trotzdem die Anpassungen an das Landleben am meisten in die Augen fallen, so beweist dies nur, daß selbst ein kurzer Aufenthalt außerhalb des Wassers sehr erhebliche Veränderungen in der ganzen Organisation nötig macht. Finden wir nun weiter, daß diejenigen Gewässer, welche den Fischen unzugänglich sind, in erster Linie von den Amphibien bewohnt werden, und daß diese so recht für derartige Gewässer geeignet sind, so dürfte erwiesen sein, daß es sich bei der Entstehung der Amphibien gerade um die Bevölkerung jener kleineren Tümpel handelte.

Die beiden deutschen Amphibienordnungen, die Froschlurche und die Schwanzlurche nebst ihren Larven, kann man folgendermaßen leicht unterscheiden:

- Äußere, büschelförmige Kiemen vorhanden.
  - Mit 2 oder 4 vollkommen entwickelten Beinen.
    - Mit 4 Beinen . . . . . Larven der Schwanzlurche, 3. Stadium.
    - Mit 2 Beinen . . . . . Larven der Schwanzlurche, 2. Stadium.
  - Es sind höchstens Stummel der Vorderfüße vorhanden.
    - Kopf mit 2 Haftfäden, Vorderbeine als Stummel vorhanden. . . . . Larven der Schwanzlurche, 1. Stadium.
    - Kopf mit 2 Haftgruben, keine Beinstummel. . . . . . Larven der Froschlurche, 1. Stadium.
- Äußere Kiemen fehlen.
  - Die Beine fehlend . . . . Larven der Froschlurche, 2. Stadium.
  - Beine vorhanden.
    - Zwei Beine vorhanden (Hinterbeine) . . Larven der Froschlurche, 3. Stadium.
    - Hinterbeine lang, ihre Zehen angedrückt bis zu den Augen oder weiter reichend.
      - Schwanz vorhanden . . Larven der Froschlurche, 4. Stadium.
      - Schwanz fehlend: **Froschlurche, Anura.**
    - Hinterbeine kürzer, Schwanz entwickelt. . **Schwanzlurche, Urodela.**

Urodela, Schwanzlurche.*)

Von Schwanzlurchen giebt es zwei deutsche Gattungen, die man folgendermaßen unterscheiden kann:

*) Außer dem schon bei den Reptilien genannten Werk von Schreiber möchte ich hier zum weiteren Studium noch auf den von O. Böttger geschriebenen 7. Band von Brehms Tierleben (3. Aufl. Leipzig, 1892) aufmerksam machen. Die ausführlichste Darlegung der Froschlurche findet sich, deutsch geschrieben, in dem Bull. de la Société Imp. des Naturalistes de Moscou N. S. T. 3 (1890) S. 210: J. v. Bedriaga, Die Lurchfauna Europas.

Hinter jedem Auge eine wulstartige Erhöhung, welche mit einer Anzahl größerer Poren versehen ist (vgl. Fig. 8) . . . . Salamander, Salamandra.

Hinter den Augen keine derartigen Drüsenwülste vorhanden . . . . **Molch, Molge (Triton).**

Salamander sind in unserer Provinz nicht gefunden. Es kommen in Deutschland zwei Arten vor: der gelb und schwarz gefleckte Feuersalamander, Salamandra maculosa Laur. und der schwarze Alpensalamander, S. atra Laur. Beide leben in feuchten Gebirgswäldern. Die Molche leben fast ausschließlich im Wasser. Sie gehen fast nur aufs Land, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Ein Teil überwintert auch auf dem Lande, unter Steinen. Die ganz jungen Larven heften sich mittels zweier Fäden an Wasserpflanzen an. Die Nahrung der Larven besteht in erster Linie aus kleinen Krebschen, während die erwachsenen Tiere außerdem Schnecken, Insekten und Würmer fressen. Die Farbe wechselt sehr stark, selbst bei demselben Individuum. Im Winterquartier sind sie oft fast weiß; später wird die Oberseite dunkel, die Unterseite schön gelb oder orange, oft mit dunklen Flecken. Im Frühling findet alle 2—3 Tage eine Häutung statt. Zur Befruchtung setzt das Männchen kleine Packetchen mit Sperma auf den Boden ab; dieselben kleben an die vorstehende Kloake des dem Männchen folgenden Weibchens an, und das Sperma gelangt nun in einen Behälter, in welchem es bis zur Eiablage bleibt. Die Eier werden einzeln zwischen zusammengeklebte Blätter abgelegt. Die deutschen Arten lassen sich folgendermaßen unterscheiden:

- Die Reihen der Gaumenzähne in der Mitte vollkommen parallel (Fig. 5a), die Haut körnig rauh; Größe 12—16 cm . . . . **Kammmolch, Molge palustris L.**
- Reihen der Gaumenzähne nach hinten auseinander tretend; Haut wenig rauh oder glatt; Größe 9—10 cm, (Fig. 5b u. c).
  - Schwanz nicht in einen Faden ausgezogen.
    - Bauch ohne dunkle Flecke, Haut etwas rauh, Kopf breiter, Reihen der Gaumenzähne nach hinten stärker auseinander tretend (Fig. 5b) . . **Bergmolch, M. alpestris Laur.**
    - Bauch dunkel gefleckt, Haut glatt, Kopf schmal, Reihen der Gaumenzähne nach hinten weniger auseinander tretend (Fig. 5c) . . . . **Streifenmolch, M. vulgaris L.**
  - Schwanz in einen mehr oder weniger langen Faden ausgezogen. . . . . Schweizermolch, M. palmata Schneid.

Da die Arten schwer zu unterscheiden sind, möge hier noch eine Übersicht der Männchen zur Brunstzeit folgen:

- Hinterfüße ohne Hautsäume und Schwimmhaut.
  - Rückenkamm hoch, unregelmäßig gezackt, über der Schwanzwurzel unterbrochen . . . . **Kammmolch, M. palustris L.**
  - Rückenkamm niedrig, nicht gezackt und nicht unterbrochen . . . . **Bergmolch, M. alpestris Laur.**
- Zehen der Hinterfüße mit Hautsäumen oder mit Schwimmhaut.
  - Rückenkamm stark entwickelt . . **Streifenmolch, M. vulgaris L.**
  - Nur eine schwach erhabene Rückenleiste vorhanden . . . . Schweizermolch, M. palmata Schneid.



Fig. 5. Gaumen der drei einheimischen Molcharten mit den Zahnreihen; a. Kammmolch, b. Bergmolch, c. Streifenmolch.

Der Kammmolch, Molge palustris (L.) (cristata) scheint über die Provinz verbreitet zu sein; er liebt besonders Lehmgruben mit klarem Wasser.

Der Bergmolch, Molge alpestris (Laur.) wurde bisher nur um Hamburg gefunden. Herr Duncker fand ihn bei Wohldorf.

Der Streifenmolch, Molge vulgaris (L.) (taeniata) ist der gemeinste. Er kommt auch in den kleinsten Tümpeln, selbst in trübem Wasser vor.

Anura, Froschlurche.

Die deutschen Gattungen der Froschlurche kann man mittels folgender Übersicht leicht unterscheiden:

- Gaumenzähne fehlen;*) hinter den Augen wulstartige Erhöhungen, welche mit Poren versehen sind, Fig. 7, 8 u. 9 (Ohrdrüsen) . . . . **Kröte, Bufo.**
- Zähne am Gaumen vorhanden; Ohrdrüsen klein oder fehlend.
  - Zwischen Mundwinkel und Auge ein großes, kreisförmiges Trommelfell (Fig. 6).
    - Finger am Ende scheibenförmig erweitert . **Laubfrosch, Hyla.**
    - Finger ohne Haftscheibe am Ende.
      - Pupille senkrecht, spaltförmig; Haut mit starken Warzen dicht besetzt (Fig. 6); Hinterrand der Zunge fast gerade . . . Geburtshelferkröte, Alytes.
      - Pupille fast kreisförmig, horizontal; Haut glatt; Hinterrand der Zunge tief ausgerandet: **Frosch, Rana.**
  - Ein Trommelfell nicht sichtbar.
    - Hinterfüße mit scharfem, hornigen Grabspatel (Fig. 10), Rückenhaut fast glatt . . . . . **Knoblauchkröte, Pelobates.**
    - Hinterfüße ohne Hornspatel; der ganze Rücken mit dichten Warzen besetzt . . . . **Unke, Bombinator.**



Fig. 6. Kopf der Geburtshelferkröte; tr. Trommelfell.

Von diesen Gattungen dürfte nur die in Westdeutschland vorkommende Geburtshelferkröte, Alytes obstetricans (Laur.), in unserer Provinz fehlen. Sie ist dadurch interessant, daß das Männchen dem Weibchen beim Laichen die Eier, welche sich in einer Gallertschnur befinden, gewissermaßen hervorzieht, um sie zu befruchten. Das Männchen wickelt sie dabei um die Hinterbeine und trägt sie ins Wasser. Auch bei den andern Froschlurchen sitzt das Männchen während des Laichens auf dem Weibchen und befruchtet die Eier in dem Augenblick, wo sie die Kloake verlassen. Dieser Vorgang dauert bei manchen Arten mehrere Tage. Ort und Zeit des Laichens ist bei den verschiedenen Arten verschieden und ebenso die Anordnung der Eier in der umgebenden Gallerte. Folgende Tabelle giebt eine allgemeine Übersicht:

*) Man überzeugt sich am besten von dem Vorhandensein oder Fehlen der kleinen Zähne mittels einer metallenen Spitze.

- Laich in Klumpen und zwar
  - in großen Klumpen, Tausende von Eiern enthaltend
    - Klumpen schwimmend schon im März abgelegt: Rana muta.
    - Klumpen am Grunde des Wassers bleibend.
      - Laichkorn 2 mm dick, im April: Rana arvalis.
      - Laichkorn 1 bis 1,7 mm dick.
        - Im Mai: Hyla arborea.
        - Im Juni: Rana esculenta.
  - in kleinen Klümpchen von 3—30 Eiern . . . . . Bombinator variegatus.
- Laich in Schnüren.
  - Schnüre kurz, 30 cm lang, die Eier in denselben unregelmäßig und dicht gedrängt liegend . . . . Pelobates fuscus.
  - Die Schnüre mehrere Meter lang und die Eier in denselben in 2 bis 3 Reihen . . . . Bufo.

Die ganz jungen Larven halten sich mittels zweier Sauggruben an Pflanzen u. s. w. fest.

Von Kröten der Gattung **Bufo** giebt es in Deutschland drei Arten, die sämtlich in der Provinz vorkommen:

- Die Außenränder der beiden Ohrdrüsen treten nach hinten etwas weiter auseinander (Fig. 7); Größe 8 cm . . . . **Gemeine Kröte, Bufo bufo L.**
- Die Außenränder der beiden Ohrdrüsen sind in der Nähe des Vorderrandes am weitesten von einander entfernt (Fig. 8 u. 9).
  - Ohrdrüsen langgestreckt, hinter der Mitte eingeschnürt (Fig. 8), Größe 7 cm . **Wechselkröte, B. variabilis Pall.**
  - Ohrdrüsen kleiner und nicht eingeschnürt (Fig. 9), Größe bis 7 cm . . . **Kreuzkröte, B. calamita Laur.**

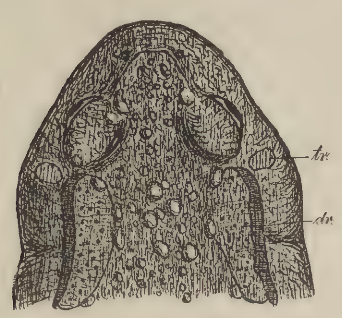


Fig. 7. Kopf der Erdkröte; dr. Ohrdrüse, tr. Trommelfell.

Die gemeine oder Erdkröte, Bufo bufo (L.), (vulgaris), ist wohl überall verbreitet. Sie laicht sehr früh, aber etwas später als der Grasfrosch und zwar in kleinen, klaren Tümpeln, Chausseegräben u. s. w. Die Larven sind einfarbig schwarz und finden sich meist dicht gedrängt an seichten Stellen. Die Stimme ist mit einem Knarren vergleichbar. Wie die beiden andern Arten überwintert sie wohl besonders in Erdhöhlen.

Die Wechselkröte, Bufo variabilis (Pall.), (viridis), wurde in der Provinz bisher am Ostseestrande bei Niendorf (Duncker), Dahme (Dahl) und Kiel gefunden, soll übrigens auch bei Lübeck und Wandsbek vorkommen. Sie laicht in schmutzigen Pfützen und Brackwassertümpeln.

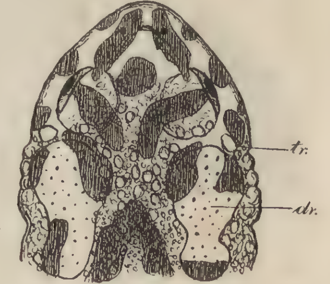


Fig. 8. Kopf der Wechselkröte; dr. Ohrdrüse, tr. Trommelfell.



Fig. 9. Kreuzkröte; dr. Ohrdrüse.

Die Kreuzkröte, Bufo calamita Laur., scheint in unserer Provinz ebenfalls die Meeresufer zu bevorzugen. Als Fundorte sind bisher bekannt: Föhr (Duncker), Sylt (Möbius), Wohldorf (Duncker), Niendorf (Duncker) und Dahme (Dahl). Die Stimme ist ein lautes Quaken.

Fig. 10. Hinterfuß der Knoblauchkröte; a. Grabschwiele.

Die Knoblauchkröte, Pelobates fuscus (Laur.), wurde bisher bei Meimersdorf (Kiel) von Herrn Krefft, im Eppendorfer Moor von Herrn Duncker und bei Ahrensburg gefunden. Sie führt noch mehr als andere Kröten eine nächtliche Lebensweise; bei Tage gräbt sie sich ein und wird deshalb leicht übersehen. Auch im Winter vergräbt sie sich tief in die Erde. Ihre Larven erreichen eine sehr bedeutende Größe, sie werden 12 cm lang, die Kröte nur 7 cm. Die Stimme soll dem Tischklopfen nicht unähnlich sein. Die Knoblauchkröte riecht stark nach Knoblauch.

Die Unke oder Feuerkröte, Bombinator variegatus (L.) (bombinus, igneus), ist allerdings bis jetzt noch nicht in Schleswig-Holstein selbst gefunden; da sie aber von Harburg, Lauenburg und aus Dänemark bekannt ist, wird sie sich wohl sicher auffinden lassen. Sie wird 4,5 cm lang. Die Stimme ist ein schwacher, einige Male wiederholter Glockenton. Sie ist besonders in schattigen, mit Wasserlinsen bewachsenen Tümpeln zu suchen.

Der Laubfrosch, Hyla arborea (L.), ist wohl über die ganze Provinz verbreitet und wird 4,5 cm lang. Seine Lebensweise auf Bäumen und Sträuchern ist bekannt. Die Ballen am Ende der Zehen wirken nach neueren Untersuchungen nicht als Saugnäpfe, das Haften beruht vielmehr auf Adhäsion. Seine Beute fängt er, während er von einem Blatt zum andern springt. Das Männchen kann an der Kehle eine große kugelförmige Schallblase hervortreiben und besitzt infolge dessen eine laute, weithin schallende Stimme. Man hört dieselbe nicht nur zur Paarungszeit, sondern während des ganzen Sommers, besonders vor einem Gewitter. Den Winterschlaf hält der Laubfrosch in Erdlöchern oder im Schlick der Gewässer. Die Larven sind zuerst hellgelblich; später treten verzweigte dunkle Flecke auf. — Man hält den Laubfrosch vielfach als Wetterpropheten in Gefangenschaft. Ein kleiner Glashafen dient dann gewöhnlich als Käfig. Gießt man in das Glasgefäß etwas klares Wasser und überbindet dasselbe mit einem Stück Papier, so hat man in der That für dieses anspruchslose Tier eine ausreichende Wohnung. Gewöhnlich setzt man noch eine Leiter hinein und glaubt nun, daß der Frosch, je besser das Wetter wird, um so höher auf dieser Leiter steige. Man füttert den Laubfrosch mit lebenden Fliegen, Mehlwürmern, Spinnen und anderen kleinen Tieren.

Von Arten der Gattung **Rana** sind in unserer Provinz drei Arten beobachtet; da aber die Verbreitung der beiden weiteren deutschen Arten noch wenig bekannt ist, so nehme ich sie in die Bestimmungstabelle auf. — Die Grabschwiele der Hinterferse ist am vollkommensten beim Teichfrosch und Moorfrosch entwickelt (Fig. 11 u. 12). Beide graben sich mehr in den Schlamm der Gewässer ein, während der Grasfrosch mit weniger ausgebildeter Fersenschwiele (Fig. 13) sich mehr verkriecht. — Die kleinen Gelenkhöcker an der Unterseite der Füße (Fig. 11—13), die wohl dazu dienen, beim Springen die Reibung auf der Unterlage zu erhöhen, sind am vollkommensten beim Springfrosch entwickelt.

Schwimmhaut der Hinterfüße vollständig (Fig. 11); die hinter dem Mundwinkel des Männchens befindliche Schallblase aus einem Spalt vorstülpbar.
- Schwiele an der Hinterferse halb so lang als die Entfernung ihres Endes vom Ende der kleinen Zehe, stark zusammengedrückt und fest (Fig. 11); Länge des Körpers bis 10 cm. . . **Teichfrosch, Rana esculenta L.**
- Schwiele = 1/3 der Zehe, weich und nicht zusammengedrückt; Länge bis 12 cm: Seefrosch, R. ridibunda Pall.

Schwimmhaut weniger vollständig (Fig. 12 u. 13), Schallblase unter der äußeren Körperhaut oder fehlend.
- Hinterbeine an den Körper angelegt, mit dem Ende des Unterschenkels über das Kopfende vorragend: Springfrosch, R. agilis Thomas.
- Hinterbeine kürzer.
  - Schwiele der Hinterferse halb so lang als die Entfernung ihres Endes vom Ende der kleinen Zehe, stark zusammengedrückt, Schwimmhaut kürzer (Fig. 12), 6,5 cm: **Moorfrosch, R. arvalis Nils.**
  - Schwiele der Hinterferse klein und gerundet, die Schwimmhaut etwas vollkommener entwickelt (Fig. 13); größer als der vorhergehende, über 7 cm: **Grasfrosch, R. muta Laur.**

Fig. 11. Hinterfuß vom Teichfrosch. a Fersenschwiele.

Der Teich- oder Wasserfrosch, Rana esculenta L., (viridis), ist über die Provinz verbreitet. Er liebt besonders Teiche mit Laichkraut und andern Wasserpflanzen und mit Büschen an den Rändern. Man trifft ihn hier während des ganzen Sommers. Bei drohender Gefahr springt er ins Wasser und vergräbt sich, wenn nötig, in den Schlick des Grundes. Der Schlick ist auch sein Winterquartier. Vom Teichfrosch rührt der Chorgesang her, den man in warmen Sommernächten hört. Die Larven sind meist grünlich mit metallisch glänzenden Flecken. — Die Hinterschenkel werden gegessen.

Der Moorfrosch, Rana arvalis Nils., (oxyrrhina, temporaria), ist weniger häufig; er findet sich besonders an Moorrändern. Im Wasser selbst lebt er nur zur Fortpflanzungszeit. Er wurde in der Umgegend von Kiel und Hamburg gefunden.

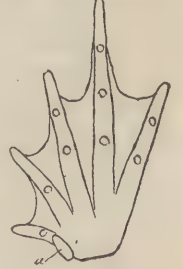


Fig. 12. Hinterfuß vom Moorfrosch; a Fersenschwiele.

Der Grasfrosch, Rana muta Laur., (platyrrhina, fusca, temporaria), ist der gemeinste. Nachdem er im ersten Frühling gelaicht hat, begiebt er sich weit auf die Felder. Die Larven sind anfangs schwärzlich und bleiben lange am Rücken dunkel. Während des Winters vergräbt sich ein Teil der Frösche in den Schlick der Teiche, andere verkriechen sich in Erdhöhlen u. s. w. — Während der Laichzeit giebt das Männchen einen dumpfen, etwas schnarrenden Ton von sich. — Die Schenkel vom Grasfrosch werden am meisten als Speise geschätzt.

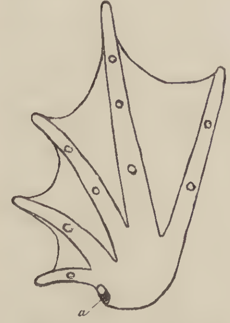


Fig. 13. Hinterfuß vom Grasfrosch; a Fersenschwiele.

Zum Schluß mag hier noch eine Übersicht der einheimischen Froschlurche nach auffallenden Merkmalen, namentlich der Färbung folgen. Dieselben dürften geeignet sein, den Beobachter sofort auf Unbekanntes aufmerksam zu machen.

- Krötenartige Tiere, welche meist rauh sind und mehr kriechen als springen.
  - Oberseite hell, weißgrau, mit dunkelgrünen Flecken (Fig. 8) . . **Wechselkröte.**
  - Oberseite erdfarbig.
    - Unterseite schön orangerot, mit stahlblauen Flecken . . . . **Unke.**
    - Unterseite weißlich, oft gefleckt.
      - Rücken wenigstens hinten mit heller Mittelbinde (Fig. 9).
        - Oberseite fast glatt mit 4 größeren dunklen Feldern . . . . . **Knoblauchkröte.**
        - Oberseite rauh ohne scharf abgegrenzte Felder: **Kreuzkröte.**
      - Rücken ohne helle Mittelbinde.
        - Körper 4—4,5 cm l.: **Geburtshelferkröte.**
        - Körper des ausgewachsenen Tieres weit größer . . . . **Erdkröte.**
- Froschartige Tiere, welche meist glatt und schlüpfrig sind und mehr hüpfen als springen.
  - Oberseite einfarbig, schön grasgrün . . . . **Laubfrosch.**
  - Oberseite nicht einfarbig.
    - Gesäß weißlich, dunkel marmoriert; Trommelfell nicht in schwarzem Felde.
      - Hinterseite der Hinterschenkel mit lebhaft gelber Grundfarbe; Schallblase des Männchens milchweiß . . . . **Wasserfrosch.**
      - Hinterschenkel hinten mit grünlicher bis weißlicher Grundfarbe; Schallblase grau . . **Seefrosch.**
    - Gesäß fein punktiert oder einfarbig; ein großer schwarzer Ohrfleck.
      - Bauch rotbraun oder grau-gefleckt . . **Grasfrosch.**
      - Bauch einfarbig.
        - Körper weniger schlank; springt weniger gut . . . . **Moorfrosch.**
        - Körper schlank; springt sehr weit: **Springfrosch.**

Die Lebensweise der einheimischen Amphibien-Arten.

- Schon als Larven nur lebende Tiere fressend; namentlich unter der Oberfläche des Wassers jagend: **Molge.**
  - Mehr in Berggegenden zu Hause, bei uns deshalb nur stellenweise: **Bergmolch.**
  - Tiere, die in der Ebene zu Hause sind.
    - In größeren Teichen mit klarem Wasser: **Kammmolch.**
    - In kleineren bewachsenen Tümpeln: **Streifenmolch.**
- Während des Larvenlebens Schlick fressend, in welchem kleine Pflanzen und Tiere enthalten sind. Jagen später außerhalb des Wassers: **Anura.**
  - Larven in flachen, bald austrocknenden Tümpeln, Entwicklungszeit kurz: **Bufo.**
    - Larven in Tümpeln mit klarem Wasser . . . . **Erdkröte.**
    - Larven in Schmutzlachen, bei uns besonders in Brackwassertümpeln.
      - Das erwachsene Tier gräbt sich selbst Höhlen; Larven in sehr vergänglichen Tümpeln: **Kreuzkröte.**
      - Halten sich an Orten auf, wo Verstecke vorhanden; Entwicklung der Larve länger dauernd . . . . **Wechselkröte.**
  - Larven in Teichen und Gräben, welche länger Wasser halten; Entwicklung länger dauernd.
    - Das ausgebildete Tier klettert auf Pflanzen . . . **Laubfrosch.**
    - Im Wasser oder auf dem Lande lebend.
      - Dauernd im oder am Wasser bleibend.
        - In Teichen, welche klares Wasser enthalten und meist von Büschen umgeben sind: **Teichfrosch.**
        - In trüben, oft mit Wasserlinsen bewachsenen Teichen . . . . **Unke.**
      - Nur zur Fortpflanzungszeit im Wasser, später aufs Land wandernd.
        - Auf Sandäckern, wo sie sich bei Tage eingraben . . . . **Knoblauchskröte.**
        - An Orten, wo sie bei Tage Verstecke finden.
          - Bleiben in der Nähe des Wassers, auf feuchten Wiesen und Mooren: **Moorfrosch.**
          - Verbreiten sich weit über die Felder . . **Grasfrosch.**

Wie diese tabellarische Übersicht zeigt, nähren sich alle einheimischen Lurche im ausgebildeten Zustande von lebenden Tieren, soweit sie dieselben bewältigen können. In erster Linie sind dies Insekten, Schnecken und Würmer. Man muß deshalb alle als sehr nützliche Tiere bezeichnen und sollte überall darauf bedacht sein, sie zu schonen. Während des Larvenlebens fressen die Froschlurche den Schlick der Teiche und Tümpel und mit diesem zugleich die kleinen Pflänzchen und Tierchen, welche auf dem Schlick vorkommen. — Eine Anpassung der einzelnen Arten an eine besondere Nahrung, wie wir sie bei den Reptilien vielfach beobachten konnten, fällt hier weg. Trotzdem können wir auch hier, wie ebenfalls aus der Tabelle ersichtlich ist, den Satz aufrecht erhalten, daß jede Art sich an ganz bestimmte Lebensbedingungen angepaßt hat.

Auch zu dieser Tabelle muß übrigens bemerkt werden, daß jedes Tier, wenn es die günstigsten Lebensbedingungen nicht findet, zur Not auch unter anderen, weniger günstigen auskommt. So wählen die Bufo-Arten nur dann flache Tümpel zum Laichen, wenn zugleich flachere und tiefere vorhanden sind. Finden sie dagegen keine flacheren, so nehmen sie auch mit etwas tieferen vorlieb, auf die Gefahr hin, daß die Nachkommenschaft eventuell zu Grunde geht. Es kann also vorkommen, daß Tiere, welche in ihrer Lebensweise vollkommen von einander abweichen, dennoch an demselben Orte gefunden werden. So hat man schon alle vier deutschen Molcharten in einem und demselben Tümpel gefunden. Derartige Ausnahmefälle beweisen nichts gegen die allgemeine Regel.

Ein Abschnitt aus der Geschichte Lütjenburgs.

Von der Gründung der Stadt bis zur Verleihung des lübischen Rechts (?—1275).

Von Pastor **Witt** in Preetz.

Wenn wir den ersten Anfängen Lütjenburgs nachgehen, werden wir in eine weit entlegene Zeit geführt, die aber doch nicht so entlegen ist, daß sie für uns außerhalb des Bereichs geschichtlicher Forschung läge, denn sie hat uns Spuren genug hinterlassen. Es ist der für die Geschichte unseres Landes so bedeutungsvolle Abschnitt, in welchem slavische Völkerschaften ein bedeutendes Stück Holsteins innehatten.

Um den Anfang unserer Zeitrechnung war auch unsere Heimat von germanischen Stämmen bewohnt, wenn es auch jetzt schwer, ja, fast unmöglich ist, alle die von Tacitus u. a. überlieferten Namen richtig unterzubringen.[1] Da begannen um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. im fernen Osten Deutsch-

[1] Hinsichtlich der germanischen Bewohner Ostholsteins ist die neuere Forschung wohl mit ziemlicher Übereinstimmung zu der bereits von Waitz vertretenen Ansicht zurückgekehrt, daß als solche die mit den Angeln zusammengenannten Warnen anzusehen sind; die in dem Aufsatz über die deutschen Völker an Nord- und Ostsee in der ältesten Zeit (Nordalbingische Studien I, 111 ff.) gemachten Aufstellungen hat Müllenhof später zurückgezogen.

lands die Goten ihre alten Sitze an der Weichsel zu verlassen, und seitdem kam eine Unruhe über die gesamte germanische Völkerwelt, welche Jahrhunderte hindurch währte und unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt ist. Auch auf unserer Halbinsel, seit des Augustus Zeiten, freilich mit Unrecht, die kimbrische genannt,[2]) machte sie sich bemerkbar. Bekannt sind die Züge der Angeln und Jüten übers Meer nach Britannien um die Mitte des 5. Jahrhunderts. Wahrscheinlich um dieselbe Zeit rührte sich's auch unter den Leuten in den Buchenwäldern und an den verschwiegenen Waldseen Ostholsteins, und viele zogen von dannen, um sich eine neue Heimat zu suchen. Nicht lange blieb das verlassene Land ohne Bewohner. Von seinen Inseln kam der Däne herüber, um das Land der Angeln und Jüten zu besetzen; den abziehenden Goten waren die Slaven auf dem Fuße gefolgt, und sie drangen unaufhaltsam immer weiter vor bis in Pommern und Mecklenburg hinein. Aber auch da war ihrer Wanderung noch kein Ziel gesetzt. Begehrlich wie ihre Stammesverwandten, die Russen, schauten sie hinüber über die blaue Meerflut und sahen ein Land, das ihnen im Schmuck der Eichen- und Buchenwälder verlockend genug erschien, um die Fahrt über das trügerische Wasser zu wagen.

Und bald landeten auch die ersten Fremdlinge an der Küste Ostholsteins. Im nordöstlichen Winkel, wo das flache Land Oldenburg durch die Brökau, den Dannauer und den Gruber See als Insel vom Festlande abgeschnitten wurde, legten sie den Grund zu ihrer Hauptstadt Stargard, später Oldenburg, in dessen Nähe wahrscheinlich auch das Heiligtum des Götzen Prove auf einer bewaldeten Höhe sich befand.[3])

Zwar hat es kein Mensch gesehen, der uns Aufzeichnungen darüber hinterlassen, daß die Slaven zunächst den Weg über das Meer zu uns genommen haben, und früher hat man auch allgemein geglaubt, daß sie um die Ostsee-Ecke herum zu Lande gekommen seien; aber gerade der Umstand, daß ihre Hauptstadt das jetzige Oldenburg war, zeigt uns, daß sie zuerst übers Wasser zu uns gelangt sind;[4]) im andern Falle müßten wir dieselbe im innern Winkel der Lübecker Bucht suchen. Später freilich, als immer neue Scharen den ersten Ankömmlingen folgten, haben sie sicher auch den Landweg benutzt. Denn die Slaven hatten sich nicht getäuscht, als sie ein fruchtbares Land vor sich zu sehen glaubten; deshalb folgten immer neue Einwanderer und immer weiter gegen Westen drangen die Fremdlinge aus dem Osten vor.[5])

---

[2]) Vgl. Müllenhof, Deutsche Altertumskunde, Bd. II, 102 ff., welcher nachgewiesen hat, daß die Kimbern nicht von der sog. kimbrischen Halbinsel kamen, sondern herminonische Stämme am rechten Ufer der mittleren Elbe waren.

[3]) Vgl. Helmold, Slavenchronik I, Kap. 83.

[4]) Vgl. Jansen, Die Bedingtheit des Verkehrs und der Ansiedlungen der Menschen u. s. w., nachgewiesen insonderheit an der cimbrischen Halbinsel. S. 60. In 2. Auflage erschienen unter dem Titel: Poleographie der cimbrischen Halbinsel als ein Heft der Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart, Engelhorn.

[5]) Wie weit schließlich die Slaven vorgedrungen sind, läßt sich mit voller Sicherheit nicht feststellen. Adam von Bremen, der Geschichtsschreiber des Hamburger Erzstifts (in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts), erzählt Buch II, Kap. 15, daß er die von Karl d. Gr.

Allerdings stellten sich diesem Vordringen manche Hindernisse in den Weg, nämlich die vielen Auen und Seeen, denen das Land zum Teil seine große Fruchtbarkeit verdankt, und die damals bei viel größerem Waldbestand noch bedeutend wasserreicher waren als heute.[6]) Diese Terrainschwierigkeiten konnten auch bei einem etwaigen unfreiwilligen Rückzuge verderbenbringend werden, und deshalb galt es, solche Punkte auszuwählen, die einen bequemen Übergang boten, zugleich aber auch gegen nachdringende Feinde sich befestigen ließen. Solcher Erwägung verdankt wie Plön so auch unzweifelhaft Lütjenburg seine Entstehung.

Begleiten wir die Slaven auf ihrem Wege von Stargard an der Küste entlang der Kieler Föhrde zu, so treffen wir bald auf den untern Lauf der Kossau. „Dieser an sich bis über das Gut Rantzau hinaus unbedeutende Bach fließt in einem bald tief zwischen schroffen Ufern eingesenkten, bald wiesenartig erweiterten Bette und bildet schon oberhalb Lütjenburgs eine Hemmung von der Schwierigkeit der Schwentine, östlich von der Stadt einen wasserreichen, häufig austretenden Strom; bei Neudorf zu jenen lieblichen Auen, durch welche

---

und den übrigen Kaisern vorgeschriebene Grenze des Sachsenlandes (limes Saxoniae) gefunden habe (d. h. wohl in einer Urkunde). Darnach wurde das Land der Sachsen gegen die Slaven durch folgende Linien abgegrenzt (vgl. die Übersetzung von Laurent S. 63 ff.): „Sie erstreckt sich nämlich vom östlichen Ufer der Elbe bis zu einem kleinen Bache, den die Slaven Mescenreiza nennen, von welchem die Grenze aufwärts läuft durch den Delvunder Wald bis zum Delvundafluß; und so gelangt sie nach Horchenbici und Bilenispring, und kommt von da nach Liudwinestein und Wispircon und der Birznig. Dann geht sie auf Horbinstenon zu bis zum Walde Travena und aufwärts durch denselben nach Bulilunkin, darauf nach Agrimeshov und steigt dann geradeswegs hinan auf die Furth zu, welche Agrimeswidil heißt .... Von diesem Wasser also aufwärts sich ziehend, trifft die Scheidelinie auf den See Colse und kommt so zu dem östlichen Zwentifeld bis zum Zwentinaflusse selbst, vermittelst dessen die Sachsengrenze bis in das skythische Meer und die sog. Ostsee hinunterläuft."

Zur Erklärung dieses Abschnitts hat sich bereits eine ganze Litteratur gebildet, ohne daß es bisher gelungen wäre, den Lauf des limes in allen seinen Teilen völlig klar zu stellen. Von der betreffenden Litteratur sei nur die neuere, soweit sie mir bekannt geworden, genannt: Beyer, limes Saxoniae Karls d. Gr. Festschrift 1877; dazu die lehrreichen Bemerkungen Jansens, Ztschr. f. Sch.-H.-L. Gesch. 16, 355 ff.; Handelmann, der limes Saxoniae in den Kreisen Stormarn und Herzogtum Lauenburg, Archiv d. V. f. Gesch. d. H. Lauenb. II, Heft 3, S. 100 ff.; A. Gloy, Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens (mit Karte), 1892, S. 38 ff.; Bangert, Die Sachsengrenze im Gebiet der Trave (mit Karte). Progr. des Realprogymn. Oldesloe 1893. Soviel steht fest, daß die Slaven im weitern Verlauf auch über die Sachsengrenze hinausgedrungen sind. Gloy hat (s. o.), indem er die Dörfer Holsteins darauf untersucht, ob sie in ihrer Anlage slavischen (Runddorf, Straßendorf u. s. w.) oder germanischen (Haufendorf) Typus zeigen, wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Westgrenze der Slaven mit der des östlichen Geschiebelehms zusammenfällt.

[6]) Vgl. das Scholion 95 zu Adam von Bremen: „Der Wald Isarnho beginnt beim See der Dänen, welcher Slia (Schlei) heißt, und erstreckt sich bis nach der Stadt der Slaven, die Liubica (Lübeck) heißt, und bis an den Fluß Travenna (Trave)." Ebenso weiß auch Helmold, Slavenchronik I, 12, von dem großen Wald, der zu seiner Zeit von der Stadt Lutilinburg (Lütjenburg) in sehr weiter Ausdehnung bis Schleswig hin sich erstreckte und dessen fast undurchdringliches Dickicht viele Spuren der alten sächsischen Bevölkerung zeigte.

dieses Gut so berühmt ist, sich ausbreitend, fällt er durch den Waterneverstorfer Binnensee ins Meer." So beschreibt Jansen in seinem schon genannten, höchst lehrreichen Büchlein (S. 64) den Lauf der Kossau. Nirgends bot sich nun ein bequemerer Übergang über diese Au als an der Stelle, an welcher noch heute die Heerstraße von Oldenburg nach Kiel sie überschreitet; denn weniger schroff senkt sich hier von Osten wie von Westen der Weg zur Au hinab, zugleich aber ließ sich der im Westen vorliegende Hügel mit seinen steilen Abhängen im Norden und Süden unschwer in einen festen Brückenkopf umwandeln. So erklärt sich leicht, daß der Platz, auf dem Lütjenburg steht,[7]) von den Slaven zur Anlage einer Befestigung ausersehen wurde, um den Weg gegen Westen zu sichern.[8])

Fragen wir, wann das geschah, so fehlt uns zur Beantwortung dieser Frage jeder Anhalt; steht doch nicht einmal auch nur annähernd fest, wann die ersten Einwanderungen der Slaven stattfanden. Der schon genannte Adam

[7]) Die Überlieferung bezeichnet näher als den Ort der ehemaligen slavischen Burg den Garten des Hauptpastorats und vielleicht nicht mit Unrecht.

[8]) Den besten Beweis für den slavischen Ursprung des Ortes giebt der Name, freilich nicht in der jetzigen Form, sondern in derjenigen, welche uns von einem dänischen Geschichtsschreiber aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, dem Saxo Grammaticus, an einer einzigen Stelle überliefert ist: Liutcha (vgl. Gesta Danorum lib. XIII ed. Holder pag. 412). Von dieser Form bis zum heutigen „Lütjenburg" ist freilich ein weiter Weg, aber wir können ihn doch einigermaßen verfolgen in der Schreibweise verschiedener Zeiten. Helmold, der Pfarrer von Bosau und Geschichtsschreiber der Slaven, sowie die älteren Urkunden schreiben Lutilin-, Lutilen-, Lutelenburg; daraus ward Luttekenborg und endlich Lütjenburg. Die Deutung des Namens hat viele müßige Köpfe beschäftigt, und es ist dabei naturgemäß auch viel müßiges Zeug herausgekommen. Vor mir liegt ein Heft, das sich Collectanea ad res Wagricas (Sammlung zur Geschichte Wagriens) nennt und wohl von einem fleißigen Sammler des vorigen Jahrhunderts zusammengeschrieben ist. Darin wird unter anderm auch die Vermutung ausgesprochen, in „Lütjenburg" stecke der Name seines Gründers, Lütje; ein Anderer rät auf eine Lucie, der zu Ehren der Ort genannt sei. Am weitesten verbreitet war lange Zeit die Deutung *„kleine Burg"* (*als Gegensatz zu Stargard — große Burg*). Sie finden wir auch in einem lateinischen Epigramm des Jonas ab Elverfelt auf Lütjenburg, welches nach der Übersetzung von Haupt (Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein II, 135) lautet:

Zwar nur kleinen Bereich umschließen die Mauern des Städtleins,
Und wohl davon her heißt es die „winzige Burg";
Aber es lächelt dahier in lieblicher Milde der Himmel,
Und von weitem Gefild sammelt in Fülle man ein.
Und großmächtigen Ernten entsprechen gewaltige Scheunen.
Ihr als Wappengebild dient von der Nessel das Blatt.

Alle diese Deutungen sind natürlich verfehlt, weil sie keine Rücksicht nehmen auf die älteste uns überlieferte Form Liutcha. Dieselbe ist wohl zurückzuführen auf das altslavische ljutu = vehemens, wild, von Menschen wie von Gewässern gesagt (nicht „stark," wie die Topographie will). Davon haben ihren Namen die Liutici, einer der slavischen Hauptstämme Mecklenburgs, und ebenso heute noch viele Bäche (vgl. Miklosich, Die slavischen Ortsnamen aus Appellativen II im XXIII. Bd. der Denkschriften d. Kais. Akad. d. Wissensch. zu Wien). Vielleicht bedeutet demnach Liutcha den Ort an einem stark fließenden, reißenden Gewässer?

von Bremen nennt Lütjenburg nicht, was freilich kein Beweis gegen sein Vorhandensein wäre, denn eine einzelne Burg konnte seiner Kenntnis wohl entgehen, zumal sie in kirchlicher Beziehung — und das war für den Geschichtsschreiber des Erzbistums Hamburg die Hauptsache — keine Bedeutung hatte. Bedenken wir aber, daß Oldenburg um die Mitte des 10. Jahrhunderts Bischofssitz wurde, damals also schon eine gewisse Bedeutung gehabt haben muß, so dürfen wir wohl annehmen, daß die doch sehr nahe Burg an der Kossau damals gewiß auch schon vorhanden war, wahrscheinlich aber schon früher.

In der Geschichte tritt Lütjenburg zuerst hervor in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bei Gelegenheit eines Krieges zwischen dem Dänenkönig Niels und dem Wendenkönig Heinrich. Letzterem, einem Sohn des Gottschalk und der Siritha (Sigrid), welche eine Tochter des Svend Estrithson und eine Schwester des Niels war, ward von seinem Oheim sein mütterliches Erbe vorenthalten. Darüber empört, brach er in Niels' Gebiet zwischen Eider und Schleswig [9]) ein und verwüstete es. Um ihn dafür zu züchtigen, landete Niels im Jahre 1118, wie Saxo erzählt, mit einem Heere bei Liutcha. An zwei Tagen, dem 7. und 8. August, ward von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit gekämpft; aber die Dänen waren den Slaven gegenüber im Nachteil, weil Elif, der Statthalter von Schleswig, mit seiner Reiterei ausblieb, und nur mit großer Mühe und unter schweren Verlusten gelang es ihnen, als endlich die erwartete Hilfsmannschaft eintraf, sich von ihrer befestigten Anhöhe in die Schiffe zu retten. [10])

Wenige Jahre später, 1127, finden wir Lütjenburg noch einmal in Verbindung mit der Familie des Slavenkönigs Heinrich genannt. Von seinen beiden hinterlassenen Söhnen maßte sich der ältere Zwentepolch allein die Herrschaft an und belagerte seinen Bruder Kanut in der Feste Plön, unterstützt von den Holsten. Diese Fehde endete zwar mit einem gütlichen Vergleich, nach welchem sich die Brüder in die Herrschaft teilten; aber bald darauf, in dem oben genannten Jahre, ward Kanut in Lütjenburg erschlagen. [11])

---

[9]) Bei Saxo Grammaticus a. a. O. heißt es freilich: interiectam Albie Slesvicoque provinciam cultore vacuefecit, doch muß statt Elbe die Eider gemeint sein.

[10]) Weil Saxo in seiner lebendigen Schilderung nicht sagt, daß Niels bis Liutcha selbst vorgedrungen sei, so ist anzunehmen, daß wir den Schauplatz der oben erwähnten Vorgänge zwischen Lütjenburg und der Küste zu suchen haben. Eine genauere Lokalisierung wird bei der Unbestimmtheit der Angaben sehr schwer sein. Wenn wir dieselben aber als im großen und ganzen der geschichtlichen Wahrheit entsprechend ansehen, so dürfte die Vermutung, daß sich die Kämpfe zwischen Slaven und Dänen im Osten des Neverstorfer Binnensees abgespielt haben, nicht zu gewagt sein. Auf dieser Seite findet sich bei Howacht der einzige Landungsplatz, hier hart am See beträchtliche Anhöhen, die wohl ein befestigtes Lager aufnehmen konnten, ferner weiter gegen Osten ein für Reiterangriffe geeignetes Gelände, hier endlich auch meerwärts morastige Gegend, wie sie den Dänen beim Rückzuge so verderblich wurde. Außer Betracht lassen möchte ich die sog. alte Burg, eine im Süden des Binnensees, westlich der Kossau belegene bewaldete Anhöhe, welche noch unzweideutige Reste eines ehemaligen Ringwalls zeigt.

[11]) Vgl. Helmold, Slavenchronik I, 48.

Dies sind die geringen Spuren, welche wir bei den Geschichtsschreibern jener Zeit von Lütjenburg finden und die nicht mehr erkennen lassen, als daß der Ort, wenn von einem solchen überhaupt schon die Rede sein kann, damals vorhanden war. Groß wird also seine Bedeutung gegenüber Oldenburg und Plön nicht gewesen sein. Und doch hatte er eine gewisse Bedeutung, insofern er der Mittelpunkt einer der vielen Gaue (pagus, terra, provincia) war, in welche das slavische Land zerfiel. Wiederholt wird sowohl von Helmold als in Urkunden die terra oder provincia Lutilinburg oder Luttekenborg erwähnt. Wie groß der Umfang derselben gewesen, ist uns nicht bekannt; sicher ist, daß sie zunächst das jetzige Kirchspiel Lütjenburg umfaßte. Daß sie aber ursprünglich eine größere Ausdehnung hatte, geht daraus hervor, daß es in einer Urkunde, in welcher Gerhard II. und III. unter dem 22. Juli 1287 den abseiten ihres Vasallen Gottschalk von Helmerichsdorf (Helmstorf) geschehenen Verkauf des Dorfes Kaköhl an das St. Johanneskloster in Lübeck bestätigen, ausdrücklich heißt: „Das Dorf Kaköhl, belegen im Gau Lütjenburg im Kirchspiel Blekendorf.“ [12]) Weiter wird auch das Dorf Dannau, welches zum Kirchspiel Eutinisch Neukirchen gehört, als darin belegen bezeichnet. [13]) Darnach hat also die terra Luttekenborch wohl beide Kirchspiele Lütjenburg und Blekendorf (über die Zusammengehörigkeit beider s. u.) und einen Teil von Neukirchen umfaßt. [14])

Die Zeit, in welcher Lütjenburg in der Geschichte hervortritt, ist die des Untergangs der Slavenherrschaft in Wagrien. Lange hatten die Slaven den Versuchen, sie zum Christentum zu bekehren, widerstanden, und selbst dann noch, als der Christenglaube bereits Eingang bei ihnen gefunden hatte, als schon christliche Fürsten wie Gottschalk und Heinrich an ihrer Spitze standen, brach doch der alte Haß gegen den neuen Glauben immer wieder mit furchtbarer Wildheit hervor und brachte Tod und Verderben auch über die benachbarten christlichen Holsten. Auch Gottschalk fiel ihm zum Opfer. Aber es war doch nur das letzte Aufflackern einer wilden Kraft, denn als im Jahre 1138 wieder ein neuer Ausbruch der Feindseligkeit erfolgte, unternahm Graf Heinrich von Badewide, welcher an Stelle des Grafen Adolf II. von Schaumburg mit der Grafschaft in Holstein belehnt war, einen Feldzug im Winter 1138/39, und trotz der ungünstigen Jahreszeit hatte dieses Unternehmen großen Erfolg. Die Slaven wurden vollständig unterworfen, viele getötet oder aus dem Lande

---

[12]) Urkundenbuch der Stadt Lübeck I Nr. 513: villam Kukole, sitam in terra Luttekenborch, in parochia Blekendorp.

[13]) Urkdb. d. Bist. Lübeck I Nr. 303 (Verkauf von Dannau seitens der Brüder Marquard und Gottschalk von Helmstorf an die Domkirche zu Lübeck, den 25. März 1286): villa Donowe, que sita est in terra Luttekenborg in parochia Nienkerken.

[14]) Zum letzten Mal erwähnt finde ich die terra Luttekenborch neben Oldenburg in einer Aufzeichnung des Lübecker Niederstadtbuches von 1335. Wenn es aber darin heißt, daß in terra Oldenborch et Luttekenborch in hiis tantum duabus parochiis die Lübecker Schlachter und Händler kein Vieh aufkaufen sollen, so geht aus der Gleichsetzung von terra und parochia (Kirchspiel) hervor, daß die ursprüngliche Bedeutung des ersteren Ausdrucks schon verloren gegangen war.

vertrieben. Was noch zu thun übrig blieb, das besorgten im Sommer 1139 die Holsten, welche auf eigene Faust ohne den Grafen den Krieg fortsetzten, froh, eine alte Rechnung mit dem verhaßten Feind ausgleichen zu können. Da schwanden auch die letzten Reste slavischer Selbständigkeit, und zur Besiedelung des stark entvölkerten Landes rief Graf Adolf II., welcher inzwischen mit seinem alten Lehnsherrn zurückgekehrt war und auch das während seiner Abwesenheit eroberte Wagrien für sich in Anspruch nahm, fremde Kolonisten ins Land, Westfalen, Holländer und Friesen. Nur der am Meere bei Oldenburg und Lütjenburg gelegene Teil, so wird berichtet, blieb den Slaven, die aber natürlich dem Grafen zinspflichtig waren. Seine Rechte vertrat ein Vogt (advocatus); in Lütjenburg wird als solcher zuerst ein Waltherus genannt in einer Urkunde vom Jahre 1197,[15]) zum letzten Male geschieht eines landesherrlichen Vogts in Lütjenburg Erwähnung in einer Urkunde von 1308,[16]) später scheint diese Stadt der Plöner Vogtei angehört zu haben.[17])

Durch die neue Gestaltung der Dinge hat Lütjenburg unzweifelhaft gewonnen. Bis dahin war es immer noch eine bloße Befestigung, eine Burg (Helmold: urbs), in deren Schutze freilich manche sich angesiedelt haben mochten; aber es war doch noch weit davon entfernt, eine Stadt zu sein. Daß es auf diese Stufe sich erhob, dazu hat sicherlich das mit der Unterwerfung der Slaven fortschreitende Christentum vieles beigetragen.

Das Werk, welches sein Vorgänger auf dem Oldenburger Bischofsstuhl, Vicelin, begonnen hatte, führte Gerold mit regem Eifer fort, und ihm verdankt wohl auch Lütjenburg die Erbauung einer Kirche.[18]) Denn Helmold berichtet uns (Buch I, Kap. 83), daß Gerold, nachdem in Oldenburg eine Kirche erstanden und nach dem Gau Süsel in die Gegend von Altenkrempe der Priester Deilav aus dem Kloster Faldera (Neumünster) entsandt worden war, sein Augenmerk auch auf Ratekau und Lütjenburg richtete und für nötig hielt, daß dort ebenfalls Kirchen gebaut werden sollten." Das war etwa um das Jahr 1156. Es kann nun freilich zweifelhaft sein, ob Helmold in dem erwähnten Bericht

---

[15]) Vgl. Lünig, Spicileg. eccles. II Nr. 6.

[16]) Vgl. Urkdb. d. Bist. Lübeck I Nr. 419.

[17]) Vgl. Registrum Christ. I. ed. Hille (Bd. IV der Schl.-Holst. Urkundensammlung) S. 147 (Urk. vom 8. Mai 1460): vor alle desse vorscreven summen penninge (7400 Mark) sette wii (Christian I.) vorpanden vnde vorsetten vor vns vnse erven vnde nakomelinge na rade vnde vulbordt (Zustimmung) unses rades deme vorscreven unseme leven gebrukliken pande unse slot Plone mit siner vogedie unde mit aller siner tobehoringe, alſo mit der stade und mit der mole dar vor belegen und mit der stadt Lutkenborch u. s. w.

[18]) Nach Jessien in den Nordalbing. Stud. I, S. 179 berichtet Chyträus (pag. 59 welches Werkes?) von einer alten Kirche in Lütjenburg, welche dort von dem ersten Oldenburger Bischof Marco um 960 gebaut sein soll. Auch Haupt (Vicelinskirchen S. 156) hält es für unzweifelhaft, daß vor dem Bau Gerolds eine Kirche in Lütjenburg vorhanden gewesen ist, der er den alten jetzt im Garten des Hauptpastorats befindlichen Taufstein zuschreiben möchte. Helmold weiß indessen davon nichts, und einen Beweis bringen Chyträus und Haupt auch nicht

unter Lütjenburg den Ort selbst versteht oder, wie er vorher vom pagus (Gau) Susle (Süsel) gesprochen hat, den Gau Lütjenburg. Doch selbst wenn wir das Letztere annehmen wollten, so kann die von ihm berichtete Thatsache sich nur auf den Kirchenbau in Lütjenburg beziehen, weil die dortige Kirche in dem Umfang des Gaues, wie wir ihn oben kennen gelernt haben, die älteste ist. Etwa um das Jahr 1163 wird sie vollendet gewesen sein, denn in dieser Zeit war Gerold wieder in Lütjenburg und las dort eine Messe.[19]) Diese Angaben stimmen auch nach dem Urteil Haupts mit dem Baubefund überein.[20])

Aus dem Vorhandensein einer Kirche darf man nun freilich nicht den Schluß ziehen, daß die ganze Bevölkerung für das Christentum gewonnen gewesen sei; im Gegenteil zeigen uns Helmolds Worte bei Erwähnung des letzten Besuches Gerolds: „um die dort Wohnenden zu trösten," daß die Gemeinde, die sich gesammelt hatte, noch mancherlei Ungemach von den heidnischen Nachbarn ertragen mußte. Jedenfalls aber hat Lütjenburg durch den Kirchenbau äußerlich auch gewonnen, wurde es doch dadurch noch in anderer Weise der Mittelpunkt eines bestimmten Bezirks, nämlich des Kirchspiels, infolgedessen naturgemäß ein größerer Verkehr sich an dem Orte entwickelte.

Welchen Umfang das Kirchspiel ursprünglich gehabt hat, ist ebenso wenig genau nachzuweisen wie hinsichtlich des Gaues Lütjenburg. Unzweifelhaft aber ist, daß es früher größer war und erst kleiner wurde, als zwischen 1227—1230 Graf Adolf IV. zu Ehren der h. Klara die Kirche zu Blekendorf erbaute, wodurch das alte Kirchspiel in zwei zerfiel. Nach dieser Teilung haben wir die erste genaue Nachricht über die Ausdehnung der Gemeinde Lütjenburg von 1426, aus welchem Jahre uns von dem Lübecker Bischof Johannes VII. ein Verzeichnis der ihm aus den einzelnen Gemeinden zukommenden Zehnten erhalten ist.[21]) Darnach umfaßte die Lütjenburger Gemeinde folgende Ortschaften: die Stadt Lütjenburg, Smedekendorp (jetzt Schmiedendorf, früher ein adeliges Gut, nach welchem sich im 13. Jahrhundert eine Familie von Schmedinkendorp nannte,[22]) Wygendorpe (Wiedendorf, zum Gute Futterkamp gehörig, besteht als Ortschaft nicht mehr,[23]) Nyendorp (Neudorf), Weterot (Wetterade, früher wenigstens vorübergehend zu Neudorf gehörig), Kuren (Kühren),

[19]) Es war seine letzte; in Lütjenburg erkrankte Gerold und starb bald darauf (1163) in Bosau, wohin er gebracht worden war. Vgl. Helmold I, Kap. 94.

[20]) Vgl. Abgerissene Blätter, Vicelinskirchen, Kunst- und Baudenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein, Bd. II.

[21]) Vgl. Lünig, Spicileg. eccles. II, Nr. 169, nach dem sogen. codex Eglensis; die zahlreichen Fehler in Lünigs Abdruck sind verbessert. Die Bemerkungen zu den einzelnen Orten in dem obenstehenden Verzeichnis beruhen zum Teil auf den Angaben der Topographie von Schröder und Biernatzki.

[22]) Im Jahre 1273 verkaufte der Ritter Nikolaus von Wiltberge 4 Hufen in Schmiedendorf an die Domkirche in Lübeck. Vgl. Urkdb. d. Bist. Lübeck I, Nr. 230.

[23]) Elerus, Johannes Marquardus de Wyghendorp erscheinen wiederholt im ältesten Kieler Rentebuch (1300—1487), herausgegeben von Dr. Reuter. 1510 werden Wygendorp und Lippe genannt als zu Neverstorf gehörig (vgl. Schl.-Holst. Urkdb. I, 340 ff.)

Voghestorp (Vogelsdorf), Hoghenwendorpe (jetzt Wentorf; der Name erinnert wie so mancher in diesem Verzeichnis an die ehemalige slavische Bevölkerung, die Wenden), Plessevitze (jetzt verschwunden, nach der Topographie lag es auf dem jetzigen Plötzenberg bei Darry, auf dessen Höhe sich Granittrümmer finden sollen; übrigens nannte sich auch nach diesem Ort eine adelige Familie), Bernstorpe (Behrensdorf), Neuerstorpe (Neverstorf), Stoveze (Stöfs), Brammervize (dieser gleichfalls untergegangene Ort soll südlich von Darry am Brammer See gelegen haben; der Name ist außerdem noch erhalten in der Bezeichnung einiger Ländereien, die zu Darry gehören: Brammer und Brammersberg), Massevitze (Matzwitz, gleichfalls ein altes Dorf,[24]) Bokkesbergh (aufgegangen in den Ländereien von Todendorf? jetzt jedenfalls nicht mehr vorhanden,[25]) Thodendorpe (Todendorf), Nyematzevitze (ebenfalls verschwunden; nach der Topographie lag es wahrscheinlich in der Richtung nach Gadendorf), Ghervitze (gleichfalls niedergelegt; vielleicht stand es auf der jetzt noch „Gehren" genannten Koppel südlich von Stöfs, auf welcher der Sage nach ein Dorf gestanden haben soll; es gab früher eine adelige Familie von Ghervitze,[26]) Dargharde (Darry), Pankuren (Panker,[27]) Hartesberch (Hasberg, d. h. Hirschberg), Helmynkstorpe (auch Helmerikstorpe, jetzt Helmstorf).

Von allen diesen Ortschaften sind sechs im Laufe der Zeit verschwunden, d. h. niedergelegt, und ihre Feldmark ist mit der eines anderen Ortes vereinigt. Ursprünglich aber war die Zahl der Ortschaften, welche zum Kirchspiel Lütjenburg gehörten, noch größer, wie sich aus andern Urkunden nachweisen läßt. Sie sind in dem Verzeichnis von 1426 nicht genannt, weil sie in diesem Jahre gleichfalls schon verschwunden waren. Dahin gehört z. B. Clartisdorp, welches im Jahre 1213 noch erwähnt wird als in der provincia Luttekenborch belegen,[28]) ferner Daristhorp[29]) und schließlich Bunendorp, mit dem wir uns später noch eingehender zu befassen haben.

---

[24]) Vgl. Schl.-Holst.-Lauenb. Regesten u. Urkunden Bd. I, Nr. 293: Waldemar II. bestätigt die Schenkung der Dörfer Kükelühn, Dartisdorp und Marzeviz u. s. w. seitens des Grafen Albrecht von Orlamünde an das St. Johanneskloster in Lübeck (23. Mai 1214).

[25]) Hans Bockesbergh im Kieler Rentebuch (s. o.), Nr. 2146.

[26]) Ob diese Vermutung der Topographie über die Lage des Ortes richtig ist, muß ich dahingestellt sein lassen; „Gere" ist übrigens nicht selten Bezeichnung eines Ackerstückes, die ihren Grund hat in der keilförmigen Gestalt desselben.

[27]) Die Topographie erklärt den Namen als „Herrenwinkel" (Pan = Herr, kuren = Winkel); doch kennen sowohl Miklosich (s. o.) wie Kühnel (slav. Ortsnamen in Mecklenburg in den Jahrbb. d. V. f. Mecklenbg. Gesch. 1881, S. 3 ff.) nur ein Wort „kuru" = Hahn.

[28]) Vgl. Urkdb. d. Stadt Lübeck I, Nr. 14, wo Waldemar II., König der Dänen und Slaven, mehrere dem St. Johanneskloster in Lübeck vom Grafen Albrecht von Orlamünde gemachte Übertragungen bestätigt (25. Mai 1213): insuper in provincia Luttekenburch villam, que Clartisdorp dicitur. Dieses Dorf ist wohl mit der Topographie in den zwischen Lütjenburg, Schmiedendorf und Helmstorf gelegenen und Papenkamp genannten Ländereien, welche zu Helmstorf gehören, zu suchen. Vielleicht deutet der Name auf die früheren geistlichen Besitzer. In Lütjenburg wird allgemein geglaubt, daß der Papenkamp einst Eigentum der Stadt gewesen und im Anfang dieses Jahrhunderts infolge einer augenblicklichen Geld-

Doch kehren wir zu Lütjenburg selbst zurück. Auch nach der Erbauung der Kirche währte es noch ein volles Jahrhundert, bevor wir von Lütjenburg ein bedeutsames Lebenszeichen erhalten,[30]) nämlich die Erweiterung seines Gebiets durch den Ankauf von Bunendorp im Jahre 1271.

Dieses Dorf erscheint in der Geschichte zuerst 1197 in einer Urkunde von diesem Jahre, in welcher Graf Adolf von Schauenburg urkundet über mehrere Schenkungen an das Domkapitel in Lübeck, indem er zu den von seinem Vater bereits geschenkten Dörfern Genin, Bosau und Lankau unter andern noch Bunendorp hinzufügt.[31]) Als Eigentum des Domkapitels erscheint dasselbe daher auch in einem Verzeichnis der Einkünfte desselben vom Jahre 1263 mit einem Ertrag von anfangs 10, später 14 Mark Pfenninge. Welchen Umfang die Feldmark des Dorfes gehabt hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch scheint sie 10 Hufen, also im ganzen ungefähr 300 Tonnen umfaßt zu haben,[32]) wenn wir die Hufe (mansus) als slavische = 30 Tonnen setzen.

---

verlegenheit an den Besitzer von Helmstorf verpfändet worden sei. Doch ist das eine ganz ungegründete Erzählung, die sich durch nichts erweisen läßt. Dagegen läßt sich beweisen, daß die genannten Ländereien im Jahre 1698 bereits zu Helmstorf gehörten. Denn im städtischen Schuld- und Pfandprotokoll aus diesem Jahre wird bei Erwähnung des letzten Hauses im Glischenhagen (der Straße, welche nach der Niedermühle führt) hinzugefügt: an der andern Seite am Helmstorfer Armenhause belegen. Wie sollte aber das Helmstorfer Armenhaus auf Lütjenburger Grund und Boden gelangt sein? Und das wäre es, wenn das Helmstorfer Land diesseits der Au zu Lütjenburg gehört hätte. Wahrscheinlich aber ist auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen, zumal die Stadt nach dieser Seite hinaus keinen Grundbesitz hat.

[29]) Vgl. die oben Anmerk. 24 angezogene Urkunde; gleichfalls erwähnt wird der Ort ebendaselbst Nr. 415. Ob hierher der Godescalcus de Dastorpe gehört, welcher im ältesten Kieler Stadtbuch (1264—1289, ed. Hasse, Nr. 727) erwähnt wird, muß dahingestellt bleiben. Nach der Topographie lag der Ort im Gute Waterneverstorf, westlich vom Hofe, wo auf einer „Steinkamp" genannten Koppel eine Gegend „Dorfstelle" heißen soll; daneben liegen das Torfmoor Dastorfer See und das Dastorfer Holz.

[30]) Als solches ist natürlich nicht anzusehen, wenn wir Lütjenburgern außerhalb der Stadt begegnen, z. B. in Lübeck, wo unter den von Fastnacht 1259 aufgenommenen lübeckischen Bürgern ein Bernhardus de Luttekenborch erscheint (Urkdb. d. Stadt Lübeck II, S. 28), und um 1302 oder 1303 vielleicht als Nachkomme des Genannten ein Hildebrandus Luttekenborgh erwähnt wird (ebendas. S. 150 f.), der ein Haus bei den Schrangen besaß. Auch in Kiel finden wir frühzeitig solche, deren Heimat Lütjenburg war, z. B. im ältesten Kieler Stadtbuch (s. o.) zweimal einen Constantinus, dreimal einen Hildebrandus und einmal einen Riquardus de Luttelborg (vgl. auch das älteste Kieler Rentebuch: Arnoldus de Luttekenborch, Nr. 887, 889, 958, Arnoldus sutor (Schomaker) dictus Luttekenborch, Nr. 939).

[31]) Vgl. Urkdb. d. Bist. Lübeck I, Nr. 18: villam etiam bunentorp in luttekenburg. a domino radulfo eiusdem ecclesie canonico uoluntarie nobis resignatam, in augmentum contradidimus.

[32]) Vgl. Urkdb. d. Bist. Lübeck I, S. 155: in bunendorpe fecimus agros mensurari et inuenti sunt . . . . mansi. Die Zahl der Hufen, welche in der Lücke stand, ist ausradiert; nach der Ansicht des Herausgebers ist es X gewesen. Die Einkünfte sind angegeben auf X marce denariorum (s. o.), darüber ist von alter Hand geschrieben XIIII und am Rande steht von gleichfalls alter Hand XVIII marce.

Da Bunendorf unmittelbar vor den Thoren Lütjenburgs lag,[33]) schien es den Einwohnern dieses Ortes sehr geeignet zum Ankauf, um durch eine solche Erweiterung ihres Gebiets und ihrer Viehweiden ihre Lage zu verbessern. Es wurden daher von den Ratsherren Hildebrandus, Reymarus dictus (genannt) Vogel, Nicolaus Sartor (Schröder-Schneider), Johannes dictus Nagel, Henricus dictus Faber (Schmidt) Verhandlungen mit dem Besitzer von Bunendorf, dem Lübecker Domkapitel, angeknüpft, welche dahin führten, daß von letzterem das genannte Dorf in seinen Grenzen und Scheiden der Stadt Lütjenburg zur beliebigen Verwendung in ihrem Nutzen überlassen wurde. Dagegen verpflichtete sich die Stadt, jährlich zu Martini oder spätestens am Tage St. Thomas (21. Dezember) an das Domkapitel ohne Aufschub und Widerrede 18 Mark lübische Pfennige zu entrichten. Im Falle der Säumigkeit wird die Stadt mit dem Interdikt bedroht und schließlich noch die eigentümliche Klausel hinzugefügt, daß, wenn in künftigen Zeiten die Stadt zu Grunde gehen (in nihilum redactum fuerit) und unbewohnt sein sollte, das Domkapitel berechtigt sein sollte, das Dorf mit den Ländereien wieder als sein Eigentum an sich zu nehmen. Dieses Übereinkommen wurde am 24. Januar 1271 von dem Landesherrn, dem Grafen Gerhard, bestätigt.[34])

Ohne Zweifel war der Erwerb dieser Ländereien für die Entwickelung Lütjenburgs von großer Bedeutung, ja geradezu notwendig. Denn bringen wir die Bunendorper Feldmark, welche den größten Teil der 1808 aufgeteilten Gemeindeländereien bildete, in Abzug, so bleibt als ursprüngliches Stadtgebiet eine so geringe Fläche, daß eine kräftige Entwickelung des Ortes, wozu ohnehin nur wenig Vorbedingungen durch seine Lage gegeben sind, wie auch durch jene oben angeführte Klausel angedeutet ist, als fast gänzlich ausgeschlossen erscheinen mußte. Ist doch Lütjenburg auch trotz dieser wesentlichen Verbesserung bis heute eine Landstadt von untergeordneter Bedeutung geblieben.[35])

---

[33]) Die Lage des Dorfes Bunendorp ergiebt sich aus der Bezeichnung Bonen- oder Bodendiek, welche noch an dem links vom Wege nach Panker gelegenen Teil der Lütjenburger Feldmark haftet.

[34]) Die betreffende Urkunde (in vigilia conversionis beati Pauli Apostoli) soll im Stadtarchiv noch vorhanden sein, doch ist sie mir nicht zu Gesicht gekommen. Abgedruckt ist sie zweimal: in der Schl.-Holst.-Lauenbg. Urkundensamml. I, S. 99 f. und im Urkdb. d. Bist. Lübeck von Leverkus I, S. 209 f. Zur Zahlung der 18 Mark jährlich verpflichtet sich der Rat von Lütjenburg außerdem noch ausdrücklich in einer Urkunde vom 12. Februar 1271, worin er zugleich bescheinigt, 70 Mark vom Domkapitel erhalten zu haben. (S. Leverkus S. 260.) Demgemäß erscheint auch in der Rechnung des Domküsters Gerhard zu Lübeck über die Verwaltung der größeren und kleineren Kollektur im Jahre 1283 ein Posten: de bunendorpe recepit XVIII marcas. Aus dem Jahre 1682 findet sich im Stadtarchiv eine Quittung von Johann Klevorn, Großvogt des Hochwürdigen Thumb-Kapitul, über die 18 Mark. Später ist die Summe nach Eutin entrichtet. Ob die Zahlung jetzt noch geleistet wird, ist mir unbekannt.

[35]) Erwähnt mag hier werden, daß nach einer Bemerkung in der Topographie noch ein anderes Dorf mit seiner Feldmark, Eggersdorp, ins Stadtfeld aufgegangen sein soll. Bis jetzt habe ich mich indessen vergeblich bemüht, die Quelle dieser Angabe zu entdecken; auch die

Für die nächste Zeit ist die Gebietserweiterung für die Stadt unzweifelhaft von weittragender Bedeutung gewesen; denn es ist sicherlich kein blindes Ungefähr, daß wenige Jahre nach diesem Ereignis Lütjenburg von seinem Landesherrn Gerhard I., Adolfs IV. Sohn, welchem bei der Landesteilung 1273 die Stadt samt dem ganzen nordöstlichen Wagrien zugefallen war, mit dem lübschen Recht begabt wurde,[36]) vielmehr müssen wir diese Schenkung in Zusammenhang bringen mit jenem Aufschwung der Stadt, wodurch sie würdig erschien, in die Reihe der holsteinischen Städte einzutreten. Wird auch Lütjenburg bereits früher als „Stadt" bezeichnet, so erhält es den Charakter einer städtischen Gemeinschaft — selbständige Verwaltung und Rechtspflege — in Wahrheit doch erst durch die Verleihung des lübschen Rechts, so genannt, weil es in Lübeck besonders gepflegt und ausgebildet wurde, während sein Ursprung anderswo zu suchen ist. Weiter auf die Bedeutung des lübschen Rechts, dessen Geltung in gewissen Beziehungen noch nicht erloschen ist, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur soviel sei bemerkt, daß wegen der den Städten darin gewährten Selbständigkeit dieses Privilegium ein vielbegehrtes und hochgeschätztes Kleinod war, dessen Bestätigung und Erneuerung bei jedem Regierungswechsel alsbald nachgesucht wurde, wie denn auch das Lütjenburger Stadtarchiv zahlreiche Bestätigungsurkunden aufbewahrt.

Zugleich mit dem lübschen Recht wurde der Stadt auch die Vergünstigung zu teil, jährlich am ersten Montag nach Michaelis bis zum nächsten Freitag einen Jahrmarkt abzuhalten, ein für die damalige Zeit gleichfalls nicht zu unterschätzendes Recht, dessen Bedeutung wir allerdings heute, da in zahllosen Kaufläden alles, was zum Leben nötig und unnötig ist, feilgeboten wird, kaum voll zu würdigen wissen. Um dieser doppelten Bedeutung willen wird es hoffentlich den Lesern nicht unwillkommen sein, wenn wir die betreffende Urkunde in der Übersetzung folgen lassen:

Gerhard, von Gottes Gnaden Graf zu Holstein, entbietet allen, denen gegenwärtiges Schriftstück zu Gesicht kommt, seinen Gruß in dem Heiland aller Menschen. Kund und zu wissen sei allen sowohl in der Gegenwart als in der Zukunft Lebenden, daß wir in Anbetracht des Nutzens und Vor-

---

Flurnamen, soweit sie mir bekannt geworden sind, bieten keinen Anhalt für diese Behauptung, weshalb ich vermute, daß sie allein auf einer Angabe des Meyerschen Planes von Lütjenburg in Danckwerths Neuer Landesbeschreibung beruht, welcher im Westen der Stadt den Namen Eggersdorp verzeichnet.

Bunendorp ist ohne Zweifel niedergelegt worden, seine Einwohner sind vielleicht in die Stadt verpflanzt, wenn sie es nicht vorzogen, an andern Orten sich niederzulassen. Daß letzteres geschehen, scheint mir das Vorkommen des Personennamens Budedorp im ältesten Kieler Rentebuch (Nr. 1418) zu bestätigen.

[36]) Das Original der Urkunde vom 2. Juli 1875 findet sich noch im Stadtarchiv; die seidene Siegelschnur ist noch vorhanden, das Siegel fehlt. Auf der Rückseite liest man: dat priuilegium des gherichtes vnd des leydes (Geleites) in deme iarmarkede anno 1 m II c vu lxxv. Zum ersten Male gedruckt in Corpus Const. Reg.-Hols. III, 1227 f., freilich mit einigen Fehlern in den Namen der Zeugen. Vgl. Schl.-Holst.-Lauenb. Reg. u. Urk. II, Nr. 492.

teils unserer Unterthanen unsern lieben Bürgern in der Stadt Lütjenburg zum Gebrauch der Rechtsprechung das volle Recht, welches die Bürger Lübecks in ihrer Stadt genießen, verleihen, sich desselben innerhalb der Grenzen ihrer Stadt recht und wohl zu bedienen. Außerdem gestatten wir denselben unsern Bürgern in Lütjenburg und bewilligen ihnen, alljährlich einen Markt, gemeiniglich Jahrmarkt genannt, in ihrer Stadt am nächsten Montag nach dem Tage des seligen Erzengels Michael abzuhalten, und zwar soll derselbe zu ewigen Zeiten von jenem Tage an gerechnet 4 Tage währen bis zum Freitag, dergestalt, daß alle Besucher dieses Marktes, welche in der genannten Stadt wegen Totschlags und ähnlicher Ausschreitungen geächtet oder Schulden wegen die Stadt nicht betreten dürfen, festen Frieden und völlige Sicherheit genießen sollen von der Vesper des vorhergehenden Sonntags an, wenn man die Kirchenfahne aussteckt, bis zum nächsten Freitag früh, da gedachte Kirchenfahne wieder eingezogen wird. Sollten aber einige während der Dauer des Marktes Ausschreitungen begehen in der genannten Stadt, mit denen soll man nach Stadtrecht verfahren.[37] Damit aber die Geltung dieser unserer Bewilligung und Schenkung von uns oder unsern Erben in keine Wege geändert werden möge, haben wir gegenwärtiges Schreiben zum Schutz mit unserm Siegel bekräftigen lassen. Zeugen sind Ludolf von Küren, Johannes von Plön, unser Truchseß, Volkwin von Passau, Emeko von Santberge, Nicolaus von Wiltberge, Hasso Both, sämmtlich Ritter, Gottschalk von Helmstorf und andere mehr. Gegeben zu Lütjenburg durch unsern Notar Johannes von Lüneburg. Im Jahre des Herrn 1275 d. 2. Juli.

Ohne Zweifel dürfen wir mit dem Jahre 1275 einen Einschnitt in der Geschichte Lütjenburgs machen. Freilich, wenn mit dem Privilegium des

---

[37]) Durch solche Excesse ward der Marktfriede verletzt, d. h. der besondere Schutz, unter welchem Käufer und Verkäufer auf dem Markte standen. Dieser Friede galt für die Dauer des Marktes. Die Bestimmungen über die Strafe für Friedensbrecher sind sehr verschieden. Das lübische Recht, worauf es hier ankommt, straft die Verletzung des Marktfriedens mit Ersatz des angerichteten Schadens und einer Brüche von 4 Mark Silber (die Mark Silber hatte den doppelten Wert der Mark Pfenninge); das dithmarscher Landrecht von 1447 setzte darauf eine Buße von 60 Mark, die doppelte Landfriedensbuße; an andern Orten stand sogar die Todesstrafe darauf. Aber nicht nur während des Marktes, sondern auch für die Zeit der Her- und Hinreise standen die Kaufleute unter besonderm Schutz; sie erhielten auch wohl von den Städten freies Geleit auf gewisse Entfernung, wofür sie eine bestimmte Abgabe entrichteten. Daher erklärt sich auch wohl das Krämergeleitsgeld, welches noch im Jahre 1751 ein Lütjenburger Ratsherr unter seinen Einnahmen aufzählte. Die Abgabe wurde also weiter gezahlt, obgleich die eigentliche Veranlassung dazu nicht mehr bestand.

Die in der obigen Urkunde erwähnte Sitte, das Zeichen zum Beginn des Marktes und auch des Marktfriedens durch Ausstecken einer Fahne oder eines Schildes vom Kirchturm — an andern Orten vom sog. roten Turm — zu geben, besteht meines Wissens in unserer Heimat nur noch in Kiel. Vgl. übrigens K. Weinhold, Über die deutschen Fried- und Freistätten. Kieler Universitätsprogr. zur Feier des Geburtstags Herzogs Friedrich VIII. 1864.

Landesherrn und was dem voranging, auch gewisse Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwickelung des Ortes gegeben waren, so hat doch die Folgezeit nicht gehalten, was man vielleicht von ihr erwarten durfte. Wenigstens lassen die urkundlichen Zeugnisse aus den folgenden Jahrhunderten, die am meisten Aufschluß über das kirchliche Leben jener Zeit geben, ein weiteres Aufblühen nicht erkennen, und die nächste Periode schließt mit der in der Städtegeschichte unseres Landes wohl einzig dastehenden Thatsache, daß Lütjenburg als erb- und eigentümlicher Besitz in die Hände der Rantzau von Neuhaus überging, darin es ungefähr 150 Jahre hindurch blieb und während dieser Zeit einen schweren Kampf um seine städtische Selbständigkeit führte, wie die erhaltenen Zeugnisse beweisen.

Der grüne Donnerstag und der Karfreitag im Volksglauben.

Von H. Eschenburg in Holm.

Wer in der Nacht vom grünen Donnerstag zum Karfreitag geboren ist, wird nach dem Volksglauben ein Hellseher, der zukünftige Ereignisse vorher schauen kann. (Brunsbüttel.) In andern Gegenden unsers Landes glaubt man jedoch, daß dieser Vorzug an die Geburt in der Neujahrs- oder Johannisnacht gebunden ist. Am Karfreitag ist es Zeit, die Zahnschmerzen zu vertreiben. Zu dem Zwecke muß man die Nägel an Händen und Füßen stillschweigend kreuzweise schneiden, also von der rechten Hand zum linken Fuß 2c. Man hüte sich aber, künftig wieder an einem Freitag die Nägel zu schneiden. (Henstedt, Kreis Segeberg.)

Wie ein Mensch große Stärke vor andern haben kann: Nimm guten klaren Rotwein, versiegele den wohl in ein Glas und setze ihn am grünen Donnerstage in einen Ameisen-Haufen, und laß ihn das Jahr über stehen und *nimm ihn am Karfreitag und trink ihn aus. Du mußt aber mit Pferdemist* und Brettern zudecken, daß er nicht erfriere. (Aus einem alten Rezepthefte, Ulzburg, Kreis Segeberg.) Ein anderes Beispiel derartigen Volksglaubens wurde mir mündlich aus der Gegend von Brunsbüttel mitgeteilt: Eine Frau hatte lange eine eiternde Wunde am Bein und brauchte vergeblich viele Mittel zur Heilung. Als sie einst die Wunde verband, trat unerwartet ein Fremder ins Zimmer. Er gewahrte die Wunde, vernahm die Klagen der Frau und gab ihr darauf folgenden Rat: Gieb am nächsten grünen Donnerstag acht auf die Person, die zuerst zum heiligen Abendmahl geht. Danach mußt du die ersten drei Spuren dieser Person in entgegengesetzter Richtung ausgraben und jede Schaufel voll in je ein Loch unter der Dachtraufe füllen. Dabei darfst du nicht vergessen, zu sagen: „Im Namen 2c." In ihrer Not folgte die sonst sehr ungläubige Frau dem Rate und war bald von ihrem Leiden befreit.

Sagen aus der Gegend von Apenrade.

Nach **Fischer** mitgeteilt von **P. Franzen** in Schmedagger bei Bollersleben.

In seinem Buche „Slesvigske Folkesagn“ hat Fr. Fischer unter anderem folgende drei Sagen erzählt, welche an die Sagen aus der Gegend von Hohenwestedt im Januar—Februar-Heft der „Heimat“ erinnern. Es sind:

1. Der unheimliche Reiter. Einst lebte in der Gegend von Apenrade ein Müller, ein recht großprahlerischer und hochmütiger Mann. Er besaß dabei eine häßliche Neigung zum Fluchen, und die gotteslästerlichen Worte „Der Teufel soll mich reiten“ saßen ihm stets lose auf der Zunge. Einmal war er in Feldstedt gewesen, um ein Geschäft mit einem Fremden abzuschließen. Dabei war Streit und Zank entstanden, und der Müller gebrauchte mehr denn je die oben genannten gotteslästerlichen Worte. Der Fremde wies ihn mit strengen Worten zurück und hielt ihm die Schändlichkeit des Fluchens vor und sagte zuletzt, daß er nicht wünschen möchte, von dem Reiter geritten zu werden, den der Müller so oft genannt hatte.

Es war ziemlich spät, als der Müller sich auf den Heimweg begab. Kaum war er außerhalb des Dorfes gekommen, als er einen Wanderer vor sich gewahrte. Er beeilte sich, denselben einzuholen, aber vergebens. Zuletzt wurde er wütend und schrie: „So warte doch, oder der Teufel soll mich reiten — —“

Kaum hatte er die Worte gesprochen, so stand der Wanderer neben ihm und sprach: „Ja, das werde ich.“

Im selbigen Augenblick fühlte der Müller eine schwere Last auf seinem Rücken. Er wollte rufen, aber konnte keinen Laut hervorbringen, und als er einige Schritte vorwärts gekommen war, warf er sich zur Erde. Aber der unheimliche Reiter riß in den unsichtbaren Zügel und bearbeitete seine Seiten mit den Sporen und mit der Reitpeitsche, während Feuerfunken durch die Luft stoben. Der Müller mußte wieder auf die Beine. Mit jedem Schritt wurde die Last schwerer. Nach Verlauf einer halben Stunde, die dem Müller eine Ewigkeit dünkte, war er bei seiner Wohnung angelangt. Hier stieg der Reiter ab und sprach: „Für diesmal mag es genug sein. Hast du aber Lust, daß ich dich wieder reiten soll, so rufe mich nur, ich werde mich schon einfinden.“

Als der Müller heim gekommen war, mußte er gleich zu Bett und verfiel in eine schwere Krankheit. Seit dem Tage hörte man ihn aber nie mehr fluchen.

2. Der Wiedergänger. Auf einem Bauernhofe in Trasbüll bei Apenrade ist viele Jahre ein Stock aufbewahrt und vorgezeigt worden, der fünf eingebrannte Male hatte, als ob er mit fünf glühenden Fingern angefaßt worden sei. Hierüber erzählt die Sage Folgendes:

Eine Witwe, die einst diesen Hof besaß, hatte zwei Söhne. Der ältere Sohn war ehrlich und aufrichtig, der jüngere Sohn dagegen rechnete weniger genau, wenn es galt, sich oder der Familie einen Vorteil zu verschaffen.

Der ältere Bruder hielt dem jüngeren stets sein Unrecht vor, aber er hatte mit seinen Bemühungen keinen Erfolg. Da geschah es, daß der jüngere Bruder eines plötzlichen Todes starb. In der Nacht nach der Beerdigung wollte es dem älteren Bruder vorkommen, als ob jemand an sein Kammerfenster klopfte und als ob die Stimme seines verstorbenen Bruders ihn bei Namen rief. Er meinte aber, geträumt zu haben und schlief weiter. Dasselbe wiederholte sich aber in der darauffolgenden Nacht, und in der dritten Nacht wurde auch gegen das Fenster der Mutter geklopft, und die Stimme ihres verstorbenen Sohnes bat sie, den Bruder zu wecken. Der Bruder war aber aus dem Bett gesprungen und in die Kleider geschlüpft, nahm einen Stock in die Hand und begab sich hinaus.

Als er ins Freie gekommen war, sah er die Gestalt seines verstorbenen Bruders, welche sprach: „Du hattest recht, als du während meiner Lebzeit mir mein Unrecht vorhieltst. Jetzt finde ich keine Ruhe im Grabe; ich bitte dich aber, mein Unrecht wieder gut zu machen." Der ältere Bruder sprach: „Was willst du, daß ich thun soll?" — worauf der Geist erwiderte: „Folge mir auf die Wiese." Der Bruder war nicht bange und folgte dem Geist an den Ort, wo zwei Wiesen aneinander grenzten. Hier zeigte der Geist ihm die Grenzpfähle und sagte, daß er diese umgestellt habe, so daß dem Nachbarn eine bedeutende Schädigung zugefügt worden war. Darauf bat er den Bruder, die Pfähle wieder an ihren Ort zu bringen.

Der Bruder versprach dieses sofort, worauf der Geist sagte: „Gieb mir deine Hand darauf." — Der Bruder reichte aber dem Geist den Stock, welchen dieser ergriff und heftig schüttelte, indem er sprach: „Halte dein Wort, sonst ist es mit deiner wie mit meiner Ruhe vorbei." Darauf verschwand der Geist. Als der Bruder aber am anderen Tage den Stock besah, sah er deutlich die fünf eingebrannten Fingermale seines Bruders.

3. Der Teufel als Kartenspieler. Kurz nachdem das Wirtshaus, das jetzt „Klöveres"[1]) heißt, erbaut worden war, geschah es, daß einige verwilderte Burschen daselbst zusammenkamen, um Karten zu spielen. Bald entstand Streit und Zank, denn der eine beschuldigte den anderen, daß er falsch spiele, und bekräftigte dies mit gräßlichen Flüchen. Nach einiger Zeit trat ein Reisender in die Gaststube und setzte sich zu den Spielern. Als er eine zeitlang zugesehen hatte, wurde er gefragt, ob er nicht Lust habe mitzuspielen, wozu er gleich bereit war. Da geschah es, daß einem der Spieler eine Karte unter den Tisch fiel. Er bückte sich, um die Karte aufzunehmen; — dieselbe lag mit dem Bilde nach oben gekehrt, es war Treff-As.[2]) Bei dieser Gelegenheit gewahrte er aber, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Kaum hatte er diese Entdeckung gemacht, so legte er sofort die Karten weg, bezahlte, was er schuldete, und machte sich aus dem Staube, ohne den anderen Spielern zu sagen, welche Entdeckung er gemacht hatte. Die Zurückgebliebenen setzten aber das Spiel fort, bis einer von ihnen

[1]) Klöveres ist eine Wirtschaft an der Landstraße von Apenrade nach Lügumkloster.
[2]) Treff-As heißt in dänischer Sprache „Klöver-Es".

die Karte unter dem Tisch gewahrte und sich bückte, um dieselbe aufzuheben. Da auch er den Pferdefuß gewahr wurde, folgte er stillschweigend dem Beispiel des zuerst Hinweggegangenen. So blieb es bei, bis sämtliche Spieler die Gaststube verlassen hatten. Nur der mit dem Pferdefuß blieb zurück. Der letzte der Wegeilenden hatte dem Wirt zugeflüstert, wer der fremde Reisende sei. Dem Wirt war unheimlich zu Mute, und mit höflichen Worten bat er Meister Urian, daß er so freundlich sein möchte, sich zu entfernen. Der Fremde aber sagte, daß er nicht gesonnen sei, den Ort zu verlassen, wohin man ihn mit gotteslästerlichem Fluchen gerufen hätte.

Der Wirt wußte nun keinen besseren Rat, als den Pastor, der ein gelahrter und frommer Mann war, um Hülfe zu bitten. Dieser war auch gleich dazu bereit. Er nahm drei Bücher und folgte dem Wirte. Sobald sie in die Gaststube gekommen waren, öffnete der Pastor das eine Buch und fing an, laut zu lesen. Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als Urian ihm das Buch aus der Hand schlug. Der Pastor nahm darauf das zweite Buch zur Hand, aber auch diesmal riß Urian es weg. Da sagte der Pastor: „Zweimal hast du mich überwunden, das dritte Mal werde ich aber dich überwinden, darauf kannst du bauen!"

Darauf nahm er eine Stecknadel, bohrte ein Loch in das Fensterblei und sprach zu Urian: „Da sollst du hindurch!"

Jetzt öffnete er das dritte Buch und fing an zu lesen. Wohl versuchte Urian, ihm dasselbe zu entreißen, aber der Pastor hielt fest. Endlich fing Urian an einzuschrumpfen, er wurde kleiner und kleiner, bis er sich zuletzt in Nebel auflöste und durch das Loch verschwand, welches der Pastor in das Fensterblei gebohrt hatte.

Draußen entstand ein furchtbarer Lärm; ein Wirbelwind schlug Fenster und Thüren auf und zu und hob an einigen Stellen das Dach vom Hause. Damit war aber der unheimliche Gast verschwunden, nur die Gaststube war mit einem unausstehlichen Gestank erfüllt, so daß Fenster und Thüren geöffnet werden mußten, sobald der Wirbelsturm vorüber war.

Der Pastor erklärte, daß jetzt sein Werk beendet sei, aber er ermahnte den Wirt, in Zukunft keine Gotteslästerungen in seinem Hause zu dulden.

Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1893.

Von P. Knuth in Kiel.

Eine Durchsicht der früheren phänologischen Tabellen aus den bisherigen Beobachtungsjahren zeigt, daß eine Anzahl der verzeichneten Pflanzen nur in vereinzelten Fällen zur Beobachtung gelangen, da sie unserem Gebiete fremd, den Beobachtern auf den betreffenden Stationen nicht zugänglich sind. Dahin

rechne ich besonders Prunus Padus, Atropa Belladonna und Salvia officinalis. Trotzdem möchte ich diese Pflanzen nicht gänzlich fallen lassen, da sie ja, wie früher *) auseinandergesetzt ist, dem internationalen phänologischen Schema, wie es Hoffmann in Gießen aufgestellt hat, angehören.

Andrerseits fehlt aber in unseren Tafeln eine Anzahl von Gewächsen, welche für die Aufnahme sehr geeignet sind, weil sie wegen der Häufigkeit ihres Vorkommens und der Auffälligkeit ihrer Blumen zu den bekanntesten Frühlings- (bezüglich Sommer-) Boten gehören. Ich nenne das Busch-Windröschen unserer Buchenwälder (Anemone nemorosa L.), welches ja schon vom Volke als eine phänologisch geeignete Pflanze bezeichnet wird, indem dasselbe ihm den Namen „Osterblume" gab; dasselbe gilt von dem zu Johanni blühenden Johanniskraut (Hypericum perforatum L.). Ferner möchte ich das auf der Heide und auf Torfmooren so gemeine Heidekraut (Calluna vulgaris Salisb.) aufgenommen wissen, sowie auch einige unserer häufigsten und bekanntesten Weiden- und Wiesenpflanzen: Scharbockskraut (Ranunculus Ficaria L.), Sumpfdotterblume (Caltha palustris L.), Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis L.), die gebräuchliche Primel (Primula officinalis Jacq.) und das breitblättrige Knabenkraut (Orchis latifolia L.), sowie endlich als die erste Frühlingsblume das Schneeglöckchen (Galanthus nivalis L.).

Für alle diese Pflanzen eignet sich aber nur eine phänologische Phase, nämlich der Eintritt der Blüte. Ich bitte daher, den auf der Karte verzeichneten Pflanzen handschriftlich hinzuzufügen:

Galanthus nivalis e. B.
Anemone nemorosa e. B.
Ranunculus Ficaria e. B.
Caltha palustris e. B.
Cardamine pratensis e. B.
Primula officinalis e. B.
Orchis latifolia e. B.
Hypericum perforatum e. B.
Calluna vulgaris e. B.

Ich lasse nun die im Jahre 1893 in Schleswig-Holstein gemachten phänologischen Beobachtungen folgen. Die Zahl der Beobachter hat sich wiederum vermehrt. Eine der Karten ist leider verloren gegangen, andere sind aus mancherlei Gründen zum Teil recht unvollständig ausgefüllt.

---

*) Vergl. „Die Heimat" I, 1891, S. 41—47.

Ort.	Beobachter.	Corylus Avellana, Stäuben der Antheren.	Aesculus Hippocast., B. O. s.	Ribes rubrum, e. B.	Ribes aureum, e. B.	Prunus avium, e. B.	Prunus spinosa, e. B.	Prunus Cerasus, e. B.	Prunus Padus, e. B.	Pyrus communis, e. B.	Fagus silvatica, B. O. s.	Pyrus Malus, e. B.
Altona *)	W. Petersen und B. Horstmann, Lehrer		10. IV.	20. IV.	26. IV.	23. IV.	24. IV.	24. IV.	25. IV.	23. IV.	29. IV.	27. IV.
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	22. III.	26. IV.	23. IV.	2. V.	26. IV.	5. V.	10. V.		10. V.	26. IV.	14. V.
Bergedorf	Dr. W. Fischer, Oberlehrer		10. IV.	17. IV.		22. IV.	23. IV.	23. IV.		25. V.		3. V.
Eutin	H. Roese, Hofgärtner a. D.	10. III.	9/20. IV.	19/23. IV.	28. IV.	24. IV.	22/27. IV.	30. IV.	28. IV.	30. V.	20. IV.	4. V.
Fargemiel (L. O.)	J. Prehn, Lehrer	19. III.	20. IV.	20. IV.	7. V.	7. V.	1. V.	20. V.		14. V.	10. V.	17. V.
Flensburg	H. U. Molsen, Lehrer		24. IV.	22. IV.	19. IV.		28. IV.	6. V.		10. V.	6. V.	
Gettorf	Jul. Mordhorst, Kantor	12. III.	25. IV.	25. IV.	28. IV.	29. IV.	24. IV.	10. V.		12. V.	26. IV.	14. V.
Glückstadt	Riessen, Oberlehrer	11. III.	18. IV.	20. IV.		25. IV.	29. IV.	7. V.	6. V.	26. V.	13. V.	10. V.
Hamburg	C. Kausch, Lehrer	8. III.	9. IV.	18. IV.	24. IV.	22. IV.	23. IV.	25. IV.	26. IV.	25. IV.	27. IV.	27. IV.
Kattrepel pr. Brunsbüttel	H. Voß, Lehrer		20. IV.	22. IV.		25. IV.		27. IV.		6. V.		10. V.
Kiel	Groth, Lehrer	13. III.	10. IV.	20. IV.	6. V.	23. IV.	26. IV.	2. V.		1. V.	27. IV.	6. V.
Kiel	A. Hahn, Oberlehrer	7. III.	11. IV.	24. IV.	27. IV.		1. V.				24. IV.	
Kiel	P. Knuth	8. III.								3. V.		9. V.
Kiel	H. T. Peters, Lehrer	8. III.	22. IV.	25. IV.	28. IV.	28. IV.	24. IV.	1. V.	2. V.	8. V.	24. IV.	14. V.
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Oberlehrer	12. III.	5. IV.	7. IV.		7. IV.	25. IV.	7. IV.	26. IV.	25. IV.	28. IV.	27. IV.
Lunden (Norder-Dithm.)	J. Cornils, Lehrer		13. IV.	20. IV.	6. V.	26. IV.		6. V.	20. V.	6. V.		11. V.
Morsum auf Sylt	E. Möller, Lehrer	29. III.	23. IV.	26. IV.		10. V.	11. V.	11. V.		12. V.		17. V.
Neustadt i. H.	H. Kähler und G. Schröder, Lehrer	9. III.	12. IV.	28. IV.		22. IV.	22. IV.	26. IV.	2. V.	2. V.	5. V.	8. V.
Pinneberg	H. Christiansen, Lehrer	6. III.	9. IV.	19. IV.	20. IV.	21. IV.	24. IV.	24. IV.	22. IV.	25. IV.	21. IV.	27. IV.
Ratzeburg	R. Tepelmann, Rektor	12. III.	8. IV.	17. IV.		20. IV.	21. IV.	25. IV.		26. IV.	21. IV.	28. IV.
Rendsburg	H. Dreßler, Gymnasial-Lehrer	15. III.	16. IV.	24. IV.	3. V.	25. IV.	26. IV.	4. V.	30. IV.	6. V.	28. IV.	8. V.
Schleswig	Dr. J. Steen, Oberlehrer	13. III.	20. IV.	23. IV.	29. IV.	25. IV.	29. IV.	28. IV.	6. V.	29. IV.	6. V.	9. V.
Segeberg	Dr. P. Buttel, Erster Sem.-Lehrer		24. IV.	10. IV.	10. IV.	23. IV.	1. V.	8. V.		29. IV.		7. V.
Süderheistedt	A. H. Rottgardt, Lehrer	3. III.	17. IV.	20. IV.	27. IV.	23. IV.	26. IV.	8. V.		9. V.	5. V.	11 V.
Tönning	E. Wagener, Lehrer		12. IV.	21. IV.	29. IV.	26. IV.		4. V.	6. V.	4. V.	12. V.	11 V.
Warder (Kreis Segeberg)	G. Schröder, Lehrer u. Organist	8. III.	19. IV.	23. IV.		24. IV.	26. IV.	6. V.	1. V.	10. V.	1. V.	12 V.
Wöhrden i. H.	C. Eckmann, Rektor			23. IV.		25. IV.	6. V.	27. IV.		6. V.		8. V.
Zarpen	C. Rohweder	3. III.	12. IV.	16. IV.	20. IV.	21. IV.	22. IV.	24. IV.	25. IV.	28. IV.	30. IV.	5. V.

*) Die Angaben sind das Mittel aus den Aufzeichnungen der beiden Beobachter.

Betula alba, B. O. s.	Quercus pedunculata, B. O. s.	Lonicera tatarica, e. B.	Syringa vulgaris, e. B.	Fagus silv., Buchwald grün.	Narcissus poeticus, e. B.	Aesculus Hippocast., e. B.	Crataegus Oxyacantha, e. B.	Spartium scoparium, e. B.	Quercus pedunc., Eichwald grün.	Cytisus Laburnum, e. B.	Cydonia vulgaris, e. B.	Sorbus aucuparia, e. B.	Sambucus nigra, e. B.	Secale cereale hibern., e. B.	Atropa Belladonna, e. B.	Symphoricarpus racemosa, e. B.	Rubus idaeus, e. B.
20. IV.	30. IV.	4. V.	8. V.	7. V.	10. V.	8. V.	15. V.	13. V.	12. V.	14. V.	13. V.	11. V.	5. VI.	25. V.	27. V.	5. VI.	27. V.
26. IV.	14. V.	18. V.	18. V.	12. V.	16. V.	15. V.	22. V.		22. V.	24. V.	24. V.	5. VI.	12. VI.	2. VI.		8. VI.	9. VI.
20. IV.							23. V.						17. VI.	4. VI.			
18. IV.	10. V.	18. V.	13. V.	3. V.	4. V.	14. V.	17. V.	17. V.	18. V.	18. V.	10. VI.	15. V.	10. VI.	28. V.		10. VI.	30. VI.
7. V.	23. V.		1. V.	17. V.	17. V.	20. V.	22. V.		1. VI.		20. V.	23. V.	20. VI.	4. VI.		5. VI.	15. VI.
27. IV.	15. V.		17. V.	12. V.		21. V.	23. V.	21. V.	20. V.		20. V.	22. V.	15. VI.	8. VI.		20. VI.	
26. IV.	15. V.	8. VI.	18. V.	9. V.	12. V.	18. V.	18. V.		22. V.	22. V.	21. V.	16. V.	16. VI.	4. VI.		12. VI.	10. VI.
29. IV.	14. V.	15. V.	15. V.	16. V.		15. V.	20. V.		18. V.	18. V.	16. V.		11. VI.			12. VI.	
23. IV.	1. V.	10. V.	5. V.	8. V.	3. V.	11. V.	14. V.	13. V.	14. V.	17. V.	15. V.	15. V.	1. VI.	3. VI.		9. VI.	5. VI.
			12. V.		18. V.	12. V.	18. V.			18. V.			4. VI.	5. VI.		8. VI.	
25. IV.	16. V.	16. V.	16. V.	9. V.	7. V.	14. V.	23. V.		21. V.	18. V.	22. V.	20. V.	12. VI.	2. VI.	17. VI.	9. VI.	24. V.
		13. V.	15. V.	2. V.	7. V.	4. V.	20. V.	25. V.	9. V.	19. V.	21. V.	23. V.	14. VI.	8. VI.		13. VI.	12. VI.
	10. V.	14. V.	15. V.	8. V.	12. V.	13. V.	19. V.	21. V.	18. V.	18. V.	13. V.	19. V.	6. VI.	1. VI.	14. VI.	13. VI.	
26. IV.	15. V.	12. V.		15. V.	5. V.								10. VI.	3. VI.			
21. IV.	26. IV.	14. V.	10. V.	14. V.	5. V.	11. V.	14. V.		21. V.			14. V.	28. V.	27. V.			
			15. V.		14. V.	14. V.	23. V.			23. V.	23. V.	4. VI.	18. VI.	8. VI.			
	22. V.	28. V.	20. V.		6. V.	17. V.	29. V.			29. V.	31. V.		14. VI.	12. VI.		20. VI.	14. VI.
7. V.	11. V.		13. V.	10. V.	8. V.	14. V.	17. V.		22. V.	20. V.	23. V.	25. V.	8. VI.	6. VI.	7. VI.	10. VI.	
24. IV.	8. V.	11. V.	11. V.	7. V.	24. IV.	11. V.	16. V.	18. V.	23. V.	22. V.	20. V.	21. V.	6. VI.	6. VI.		9. VI.	7. VI.
19. IV.	30. IV.	17. V.	9. V.	10. V.	8. V.	9. V.	8. V.	12. V.	17. V.	18. V.	15. V.	19. V.	28. V.	28. V.		3. VI.	21. V.
28. IV.	14. V.	16. V.	16. V.	4. V.	6. V.	15. V.	18. V.	22. V.	27. V.	21. V.	24. V.	23. V.	12. VI.	7. VI.		12. VI.	11. VI.
26. IV.	15. V.	15. V.	13. V.	11. V.	12. V.	13. V.	9. V.	13. V.	20. V.	18. V.	23. V.	20. V.	1. VI.	4. VI.		5. VI.	10. VI.
25. IV.		17. V.	17. V.		12. V.	8. V.	12. V.	12. V.		24. V.	17. V.	20. V.	12. VI.			16. VI.	1. VI.
1. V.	10. V.		15. V.	10. V.	11. V.	17. V.	19. V.	21. V.	25. V.	22. V.	16. V.	25. V.	12. VI.	4. VI.		8. VI.	29. V.
22. IV.	11. V.	11. V.	16. V.	15. V.	11. V.	13. V.				19. V.	20. V.		15. VI.			14. VI.	
3. V.	14. V.	24. V.	17. V.	11. V.	14. V.	15. V.	23. V.	20. V.	19. V.	22. V.	23. V.	19. V.	15. VI.	4. VI.		12. VI.	3. VI.
			15. V.		8. V.	15. V.	21. V.			22. V.	19. V.	21. V.	12. VI.				
	10. V.	12. V.	14. V.	10. V.	13. V.	15. V.	18. V.		18. V.	18. V.	19. V.	19. V.	5. VI.	31. V.		5. VI.	1. VI.

Ort.	Beobachter.	Salvia officinalis, e. B.	Cornus sanguinea, e. B.	Vitis vinifera, e. B.	Ribes rubrum, e. Fr.	Tilia grandifolia, e. B.	Ligustrum vulgare, e. B.	Lonicera tatar., e. Fr.
Altona *)	W. Petersen und B. Horstmann, Lehrer	2. VI.			24. VI.		20. VI.	28. VI.
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	6. VI.		24. VI.	1. VII.	5. VII.	26. VI.	6. VII.
Bergedorf	Dr. W. Fischer, Oberlehrer					5. VII.	19. VI.	
Eutin	H. Roese, Hofgärtner a. D.		30. VI.	15. VI.	30. VI.	4. VII.	29. VI.	
Fargemiel (L. O.)	J. Prehn, Lehrer	1. VI.	18. VI.		5. VII.	15. VII.	2. VII.	
Flensburg	H. U. Molsen, Lehrer			25. VI.	28. VI.	4. VII.	30. VI.	
Gettorf	Jul. Nordhorst, Kantor				10. VII.	6. VII.	20. VI.	
Glückstadt	Riessen, Oberlehrer					30. VI.		
Hamburg	C. Kausch, Lehrer		17. VI.	18. VI.	20. VI.	24. VI.	23. VI.	4. VII.
Kattrepel pr. Brunsbüttel	H. Voß, Lehrer				27. VI.	19. VI.	6. VII.	
Kiel	Groth Lehrer	10. VI.	13. V.	15. VI.	28. VI.	29. VI.	3. VII.	7. VII.
Kiel	A. Hahn, Oberlehrer	11. VI.	26. V.	23. VI.	1. VII.	1. VII.	6. VII.	7. VII.
Kiel	P. Knuth	7. VI.						
Kiel	H. T. Peters, Lehrer			20. VI.	1. VII.	28. VI.	20. VI.	
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Oberlehrer							
Lunden (Norder-Dithm.)	J. Cornils, Lehrer				25. VI.	4. VII.		
Morsum auf Sylt	E. Möller, Lehrer				29. VI.		12. VII.	24. VII.
Neustadt i. H.	H. Kähler und G. Schröder, Lehrer		12. VI.	28. VI.	29. VI.	28. VI.	29. VI.	
Pinneberg	H. Christiansen, Lehrer		14. VI.	19. VI.	19. VI.	19. VII.	23. VI.	
Ratzeburg	R. Tepelmann, Rektor				21. VII.	30. VI.	22. VI.	14. VII.
Rendsburg	H. Dreßler, Gymnasial-Lehrer		4. VI.	28. VI.	4. VII.	8. VII.	4. VII.	10. VII.
Schleswig	Dr. J. Steen, Oberlehrer	18. VI.	20. VI.	22. VI.	7. VII.	30. VI.	3. VII.	17. VII.
Segeberg	Dr. P. Buttel, Erster Seminarlehrer		2. VI.		15. VII.		29. VI.	22. VII.
Süderheistedt	A. H. Rottgardt, Lehrer				2. VII.	16. VII.		
Tönning	E. Wagener, Lehrer			24. VI.	28. VI.	2. VII.	17. VII.	1. VII.
Warder (Kreis Segeberg)	G. Schröder, Lehrer und Organist	12. VI.	8. VI.	24. VI.	6. VII.	2. VII.	1. VII.	20. VII.
Wöhrden i. H.	E. Eckmann, Rektor							
Zarpen	C. Rohweder	8. VI.	15. VI.	20. VI.	23. VI.		18. VI.	22. VI.

*) Die Angaben sind das Mittel aus den Aufzeichnungen der beiden Beobachter.

Lilium candidum, e. B.	Rubus idaeus, e. Fr.	Ribes aureum, e. Fr.	Secale cer. hib., Ernte-Anfang.	Sorbus aucuparia, e. Fr.	Atropa Bellad., e. Fr.	Symphoricarpus rac., e. Fr.	Sambucus nigra, e. Fr.	Cornus sanguinea, e. Fr.	Ligustrum vulgare, e. Fr.	Aesculus Hippocast., e. Fr.	Aesculus Hippocast., a. L. V.	Betula alba, a. L. V.	Fagus sylvatica, a. L. V.	Quercus pedunc., a. L. V.
	3. VII.	7. VII.	21. VII.	25. VII.		26. VII.	5. IX.			28. IX.	5. X.	9. X.		
1. VII.	10. VII.		26. VII.	18. VIII.		20. VIII.	2. IX.		15. IX.	8. IX.	8. X.	8. X.	20. X.	28. X.
2. VII.	12. VII.		16. VII.	28. VII.		31. VIII.	8. IX.			16. IX.	2. X.	10. X.	12. X.	20. X.
10. VII.	20. VII.		30. VII.	1. IX.		15. VIII.	15. IX.	25. IX.	25. IX.	16. IX.	20. X.	20. X.	25. X.	1. XI.
	10. VII.		20. VII.			23. VIII.	7. IX.			18. IX.	8. X.	15. X.		
8. VII.	12. VII.	12. VII.	20. VII.	10. VIII.		20. VIII.	5. IX.		20. IX.	15. IX.	10. X.		10. X.	24. X.
7. VII.				17. VIII.		17. VIII.	30. VIII.			12. IX.	14. X.	12. X.		2. XI.
1. VII.			15. VII.			14. VIII.	12. IX.			22. IX.	30. IX.			
8. VII.			15. VII.			26. VII.	20. VIII.			11. IX.	Anf. X.	Anf. X.		
6. VII.	9. VII.	22. VII.	29. VII.		15. VIII.	7. VIII.	14. IX.		10. X.	22. IX.	11. X.	16. X.	20. X.	23. X.
4. VII.	10. VII.	16. VII.	30. VII.	18. VII.		24. VIII.	13. IX.			15. IX.	12. IX.			
			27. VII.	30. VII.	17. VIII.		8. IX.		10. IX.	15. IX.	10. X.	10. X.	21. X.	25. X.
7. VII.	12. VII.		21. VII.											
1. VII.			1. VII.							4. IX.	5. X.	17. X.	20. X.	25. X.
7. VII.	8. VII.		17. VII.								16. X.			
20. VII.	22. VII.		28. VII.	20. VIII.		15. VIII.	22. IX.			24. IX.	10. X.			
6. VII.	5. VII.		20. VII.	1. VIII.	3. VIII.	6. VIII.	18. VIII.	2. IX.			22. X.	28. X.	28. X.	31. X.
1. VII.	21. VII.		17. VII.	28. VII.		7. VIII.	24. VIII.	15. IX.	15. IX.	21. IX.	8. X.		20. X.	20. X.
28. VI.	26. VI.		15. VII.	3. VIII.		10. VIII.	8. IX.		20. IX.	9. IX.	26. X.	24. X.	27. X.	31. X.
	19. VII.	18. VII.	20. VII.	10. VIII.		15. VIII.	18. IX.			20. IX.	12. X.	6. X.	15. X.	31. X.
7. VII.	8. VII.	13. VII.	29. VII.	20. VIII.		3. IX.	11. IX.	12. IX.	20. IX.	19. IX.	1. X.	11. X.	14. X.	16. X.
3. VII.	21. VII.	15. VII.	22. VII.			25. VIII.	30. IX.			18. IX.	12. X.	15. X.	16. X.	18. X.
	15. VII.		17. VII.	15. VIII.		26. VIII.	18. IX.			17. IX.	5. X.	8. X.	13. X.	24. X.
9. VII.										9. IX.	4. X.	10. X.		26. X.
8. VII.	15. VII.		24. VII.	2. VIII.		5. VIII.	10. IX.	10. IX.	15. IX.	15. IX.	4. X.	4. X.	20. X.	25. X.
6. VII.			28. VII.											
24. VI.	28. VI.	1. VII.	14. VII.	5. VIII.		8. VIII.	10. IX.	17. IX.	20. IX.	1. X.	14. X.	20. X.	22. X.	24. X.

Alte Heil- und Zaubermittel unsers Volkes in ihrer Anwendung bei den Kühen und der Milchwirtschaft.

Gesammelt von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen.

Wenn die Kuh verfangen ist:

Hast du dich verfangen im Saufen,
Hast du dich verfangen im Laufen,
Hast du dich verfangen im Wind,
So helf dir Mutter Marien Kind
Im Namen rc.

(Henstedt bei Ulzburg an der Südgrenze des Kreises Segeberg.) Vergl. Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg. S. 510—511 und Heimat: Jahrg. 1894, Heft I—II S. 45.)

Wenn die Kuh gezeichnet („tekent") ist: Diese Krankheit, die acute Euterentzündung, äußert sich durch Anschwellung des Euters, Herabminderung der Milch und in schlimmen Fällen durch eine blutige Färbung derselben. Nach dem Volksglauben wird diese Krankheit durch den Biß der Spitzmaus („Têkmus") verursacht, in einigen Gegenden schreibt man jedoch der Kreuzotter („Adder", „Aller") diese Übelthat zu.

Verschiedene Mittel:

1. Man gießt stillschweigend dreimal ein Gefäß („Schale") voll Wasser an das kranke Euter und entfernt sich dann rücklings. (Henstedt.)
2. Man nimmt einen Stein unter der Traufe („Oes") weg, überstreicht damit stillschweigend das kranke Euter dreimal kreuzweise und bringt ihn dann wieder genau in seine alte Lage. (Henstedt.)
3. Man wäscht das Euter mit einer Abkochung von „Lippstock", „Lâdstock"[1]) (Levisticum officinale L.) in Buttermilch. (Henstedt.)
4. Man fängt einen Maulwurf und läßt ihn in der Hand sterben. Mit dieser Hand bestreicht man danach das kranke Euter. Die Hand bleibt zwei Jahre lang wirkungskräftig.
5. Man greift das kranke Euter mit gespreizten Fingern dreimal kreuzweise von unten an und spricht:

   Wat ick angriep, schall verswinn
   As an'n Morgn de Dau vör de Sünn.
   Im Namen rc. (Bramstedt.)

6. Man spricht:

   De Aller un de Slang'n,
   De danzen upn Sand'n,
   De Aller, de vergüng,
   De Slang'n, de bestünn. (Henstedt.)

Unter Slang'n dürfte hier die Blindschleiche zu verstehen sein, da diese in

[1]) Die Pflanze galt auch als ein gutes Mittel gegen die Hexen.

dortiger Gegend so bezeichnet wird, während die Ringelnatter „Snâk" heißt. Vergl. Müllenhoff: Sagen ꝛc. S. 510.

Das Blutharnen „Rôd Water": Der Landmann glaubt, daß diese schlimme Krankheit durch den Genuß schädlicher Pflanzen entsteht. In der Pinneberger Gegend nennt man eine kleine blaue Blume, die nach der Beschreibung Ajuga reptans L. sein muß. Vielleicht hängt damit auch der Name „Verdrußblom" zusammen, den die Pflanze in der Flensburger Gegend führt. In Henstedt glaubt man, daß das Blutharnen durch eine kleine gelbe Blume (Lysimachia Nummularia L.?) verursacht wird.

Mittel:

1. Bei Pinneberg wendet man „Lippstock" sowie „Nachtschatten" (Solanum nigrum L.) an, in Henstedt dagegen „dörwussen Holt" (Solanum Dulcamara L.) oder „Weihkrut" (Lythrum Salicaria L.?).
2. Spruch:

   Dar gingn dree heilige Fruns in'n Dau.
   De een söch Blot,
   De anner fünn Blot,
   De drütte sä: Stah, Blot!
   Im Namen ꝛc. (Henstedt.)

Die Trommelsucht (Bung'n):[1]

1. Man bindet der Kuh einen Knüppel um den Hals und zwingt sie, den Kopf in die Höhe zu richten. Zugleich erhält sie ein Strohseil zum Kauen. Auch reibt man das Tier tüchtig. (H. und Pinneberger Gegend.)
2. Man giebt „Mater," „Römische Kamelln" in Süßmilch ein (Chrysanthemum parthenium Pers.).
3. Man schneidet von einem weißen Wieselfell neun kleine Stücke ab, verrührt diese in einem frischen Ei und giebts der Kuh ein.

Entzündung des Fußes:

1. Ist es eine gewöhnliche Entzündung, so bringt man eine Mischung von Kuhmist, Lehm und Essig um den Fuß.
2. Hat die Kuh den „Fik" im Fuß, so führt man sie auf den Anger und schneidet dann genau um den kranken Fuß herum ein Stück des Rasens heraus. Dieses bringt man dann „int Roklock" über dem Feuerherd[2]) und sowie es dort vergeht, so verschwindet auch die Entzündung. (H.)

Warzen an den Zitzen:

1. Man entwendet dem Schlachter ein Stück Fleisch aus der Mulde, bestreicht damit die Warzen dreimal kreuzweise und vergräbt es dann unter der Dachtraufe. (H.)

---

[1]) Bunge = Pauke, Trommel, s. Mittelniederdeutsches Handwörterbuch v. Lübben und Walther S. 70.

[2]) Dergleichen muß man überhaupt an einen Ort bringen, wohin weder Sonne noch Mond scheinen.

2. Man kann sie auch „gegen Mând afbeden“ wie es beim Menschen geschieht, indem man spricht:

    Mând ick klag di,
    De Wârtn plagt mi,
    Nimm dit weg,
    Nimm dat weg,
    Nimm ok de Wârtn weg.
    Im Namen ꝛc. (H.)

Wenn die Milch mit Blut gemischt ist, so muß man die Kuh durch einen durchlochten Flintstein (H.), durch einen Hechtskopf oder durch ein Knastloch im Eichenholz (P.) melken.

Dies ist auch zu empfehlen, wenn die Kuh gezeichnet ist.

Förderung des Geschlechtstriebes:

1. Man giebt der Kuh „Bullnkrut“ (Drosera rotundifolia L.) ein. (H. P.)
2. Man läßt sie einen lebendigen Aal verschlucken. (P.)
3. Man hakt Haken und Öse in einander, drückt es in Brotteig und giebts der Kuh ein. (H.)

Befreiung von der Nachgeburt:[1])

1. Die Kuh muß ihre erste Milch selbst genießen. (H.)
2. Ist die Zeit des Kalbens herangekommen, so nimmt man eine Mistgabel, führt sie, mit den Zinken voraus, rücklings über die Kuh weg und steckt sie hinter derselben nieder. (H.)
3. Will einer Kuh, die gekalbt hat, die Nachgeburt nicht abgehen, so stehle[2]) man sich drei Kohlstrünke und gebe sie der Kuh, so wird sie gesunden. (Am Urdsbrunnen Bd. 4, Nr. 1, S. 15.)

Frühgeburt: Dieser Fehler der Kühe gilt für ansteckend.

1. Man bringt dat „Quappenkalv“ stillschweigend und heimlich über die Ortsgrenze. (H. P.)
2. Man vergräbt ein solches Kalb im Stalle vor der Ausgangsthür. (P.)

Schutz gegen Hexen und Zauberei:

1. Ist das Vieh bezaubert, so räuchert man mit „Düwelsdreck“ (Asa foetida). (H. P.)
2. „Vor das Vieh zu räuchern, wenn es bezaubert ist: Allmanns Harnisch,[3]) Teufels-Abbiß,[4]) St. Johannis-Kraut,[5]) Gülden Wiederthon, Asa foetida, Mirreem,[6]) Mastix, Weihrauch für 1 Sechsling, Zinnober für 2 Schilling,

---

[1]) Die Nachgeburt, „Hamen,“ darf nicht vergraben werden, sondern muß in die Bäume gehängt werden. Warum?

[2]) Vergl. vorhin Mittel 1 gegen Warzen. Ableger von Topfpflanzen gedeihen am besten, wenn sie gestohlen sind.

[3]) Gladiolus communis?

[4]) Succisa pratensis Mnch.

[5]) Hypericum perforatum L.

[6]) Ameisen.

Schwartz=Kümmel für 1 Schilling." (Handschriftliche Aufzeichnung, Ulzburg, Kr. Segeberg.)

3. Um die Kühe vor Hexen zu schützen, legt man im Frühjahr beim ersten Hinaustreiben einen Besen oder ein Beil (Axt) so vor die Stallthür, daß alle Tiere hinübertreten müssen. (Vergl. „Heimat" 1894, Heft I—II, Umschl. III.) (H. P.)
4. Man nagelt ein halbes Hufeisen über die Thür. (H. P.)
5. Man verbohrt Asa foetida in der Schwelle. (Vergl. Müllenhoff, Sagen 2c. S. 212.) (H. P.)

Störrigkeit der Kühe beim Melken: Wenn eine Kuh beim Melken störrig ist und viel schlägt, so legt man ein geöffnetes Messer mit der Schneide nach oben in den Eimer und läßt die Kuh dreimal von einer Person melken, die es bisher noch nicht gethan hat. Dabei müssen die Milchstrahlen auf die Schneide treffen. (H.)

Beim ersten Melken der Kuh muß die Melkerin ihre Schürze abnehmen und sie über den Rücken der Kuh decken, dann wird diese sich künftig gut melken lassen. (H.)

Gegen die Hexerei beim Buttern:

1. Man macht drei Kreuze unter dem Faß. (H.)
2. Kann man in Ditmarschen keine Butter bekommen, weil die Hexen ihr Spiel mit derselben haben, so bindet man einen Zwirnfaden um das Butterfaß. Die Hexen zählen nämlich jedesmal die Bänder und wenn ein Band zuviel da ist, so haben sie die Gewalt über das Butterfaß verloren.
3. Ein Totennagel unter dasselbe gelegt, thut dieselben Dienste.
4. Im Butterfaß einen Schuß abfeuern, soll gleichfalls die Hexen vertreiben.
5. Vor allen Dingen soll man aber beim Buttern nicht das Butterfaß unter einem Balken stehen haben. 2—5 Am Urdsbrunnen, Bd. 4, Nr. 1, S. 16.
6. Der Aberglaube holsteinischer Landleute will, daß, wenn während des Butterns jemand dazu kommt und sagt: „Dat is'n schön Fatt Melk!" — oder: „schön Stück Botter!" man ihm sogleich erwidere: „Wenn din grot Mul nich weer, so weer et noch beter!" — Unterläßt man dies, so läuft man Gefahr, daß die Butter überrufen sei. Man buttere dann, so lange man will, die Butter schäumt und stinkt, oder giebt weniger als sonst. Schütze, Holst. Idiotikon S. 144. Vergl. Müllenhoff S. 212 u. S. 557—558.

Steigerung des Milchertrages: Darüber wurde mir in Holm folgende Mitteilung gemacht: Ein Bauer in Dithmarschen hatte in der Nähe seines Hauses eine kleine Weide für seine Kühe. Er war von dem Milchertrag, den die Kühe lieferten, nicht zufrieden. Da kehrte einst ein Wanderer bei ihm ein, den er mit Speise und Trank erquickte. Beim Abschied beglückwünschte der Wanderer seinen Wirt zu der schönen Weide. Als nun der Bauer sich über den geringen Wert derselben beklagte, gab der Fremde ihm folgenden Rat: Fülle ein messingenes Horn mit Butter, vergrabe es auf der Weide und sprich dabei:

Gel blank Botterhörn,
Füll mit Melk de Kamerbörn,
Låt de Botter all nich warrn,
Ehr wi frische werrer karrn.
Im Namen 2c.

Dies that der Bauer und erzielte damit eine so gute Wirkung, daß die Weide fortan „Botterhörn" genannt wurde.

Die Bandreißer.

Von J. Eckmann in Ellerbek.

Die Bandreißer unseres Landes wohnen vorzugsweise in der Haseldorfer und Seester Marsch, etwa in dem Gebiet zwischen Wedel und Glückstadt. Besonders zahlreich vertreten sind sie in den Dörfern Hetlingen, Haseldorf, Hohenhorst, Scholenfleth, Altendeich, Neuendeich und Seestermühe. In der holsteinischen Elbmarsch zählt man im ganzen etwa 130 Meister mit 300 bis 400 Gehülfen. Auch in den Vierlanden finden sich viele Bandreißer; doch ist das Gewerbe hier gegen früher im Rückgang begriffen. Von Geesthacht in den Vierlanden aus ist die Bandreißerei in Hetlingen eingeführt worden, mutmaßlich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von Hetlingen aus hat sich das Gewerbe an der Elbe hinab allmählich bis in die Nähe von Glückstadt ausgebreitet. Das neue Handwerk gelangte in Holstein bald zu bedeutender Höhe, so daß alljährlich im Herbst viele Gehülfen aus den Vierlanden nach der Haseldorfer Marsch kamen, um nach beendigter Arbeit im Frühjahr wieder in die Heimat zurückzukehren. Mit Ende der dreißiger Jahre hörte dies Wandern auf.

Unsere Bandreißer stellen Tonnenbänder aus Weiden her, nicht für den eigenen Gebrauch, sondern für den Versand. Ihre Wohnungen liegen nicht weit vom Wasser, meistens hinter den Deichen der Elbe, der Pinnau und der Krückau. Sie sind in ihrer Thätigkeit von den Jahreszeiten abhängig. Der Herbst und der Winter sind für sie die geeignetste Zeit. Im Frühjahr und Herbst wenden sie sich anderer Arbeit zu, besonders der Landwirtschaft.

Die Weiden, aus welchen die Tonnenbänder verfertigt werden, wachsen in außerordentlich großer Menge in dem sumpfigen Boden des Außendeichs der Pinnau, Krückau und Elbe, ferner auf den kleinen Elbinseln Julsand, Papensand, Hetlinger Schanze und Fährmanns-Sand. Man hat versucht, die Bandweide auch auf sumpfigem Boden der Binnenmarsch und auf feuchtgründiger Geest zu kultivieren und zwar mit gutem Erfolg. In den vorerst durch Gräben entwässerten Boden werden Weidenstecklinge eingesetzt, die in 3 Jahren zu einer Höhe von 3 bis 4 m emporschießen und dann zum Schnitt geeignet sind. Die Schößlinge, welche vom alten Stamme wieder emportreiben, werden nach 4 Jahren geschnitten.

Die genugsam entwickelten Partieen der Weidenplantagen werden im Sommer von den Besitzern an die Bandreißer verkauft, und diese lassen von Michaelis ab den Schnitt durch ihre Gehülfen oder durch Tagelöhner ausführen und fortsetzen, solange Schnee und Wasserstand es erlauben, bis zum Aufbrechen der Knospen im Frühlinge. Das von den Zweigen befreite stämmige Holz, das „Bandholz," wird gleich nach der Größe geordnet und zu „Bunden" vereinigt. Damit die Hochflut die geschnittenen Weiden nicht wegschwemmt, werden sie baldmöglichst zu Wagen oder zu Schiff fortgeschafft und auf dem Hofplatz des Bandreißers oder an einer anderen Stelle in der Nähe seines Hauses an der Binnenseite des Deiches aufgestapelt.

Jetzt beginnt das „Bandmachen." Diese Arbeit besteht aus dem „Reißen," dem „Schneiden" und dem „Biegen." Von der größten Bedeutung ist das Reißen, welches deshalb von dem Meister selber oder dem ersten Gehülfen ausgeführt wird. Die Weidenstöcke werden mit dem „Reißdexel" in passender Länge abgestutzt, darauf „angespalten" und mittels des „Reißmessers" in 2, selten 3 oder 4 Teile gespalten. Diese Teile, „Splät," zu Tonnenbändern umzuarbeiten, ist Aufgabe der Gehülfen, der „Bandmacher." Ihr Tagewerk zerfällt in Schneiden und Biegen. Am Vormittage beschneiden sie die Splät auf der Schneidebank mit dem „Zugmesser" und sortieren sie nach ihrer Güte; nachmittags wird das Biegen der beschnittenen Bänder ausgeführt. Das geschieht auf der „Biegescheibe," welche am „Biegepfahl" sich befindet. Auf der „Setzscheibe" werden dann die gebogenen Bänder zu kranzförmigen Bunden vereinigt. Darauf werden die fertigen Bündel zum Trocknen hinausgetragen und „aufgekettet," d. h. in cylinderförmigen Hohlräumen aufgestapelt. Wenn die „Ketten" genügend getrocknet sind, ist die Ware zum Versand fertig. Diese Bänder haben auf der Außenseite noch die graugrüne Rinde und heißen daher „graue Bänder." Es werden aber auch „weiße Bänder" verfertigt, etwa halb so viele als graue. Die zu weißen Bändern bestimmten Weidenstöcke werden meistens erst gegen den Frühling hin geschnitten und am liebsten frisch verarbeitet. Oder sie werden in die dem Hause benachbarten Gräben gesetzt, damit der Safttrieb nicht gestört wird. Täglich kann dann der Bandreißer auch im Sommer aus diesen Vorratsgräben sein Arbeitsmaterial herausholen. Bevor hierbei aber das Reißen beginnt, müssen die Weidenstöcke erst von der Rinde befreit werden. Dazu bedient man sich der „Kneife." Das Entrinden wird von Frauen und Kindern bewirkt, die dadurch in der Elbmarsch einen jährlichen Verdienst von ungefähr 10 000 *M.* erzielen.

Nur ein kleiner Teil der Tonnenbänder wird in unserm Lande verwertet; der größte Teil geht nach andern deutschen Ländern oder ins Ausland (Dänemark und Schweden). Die „Ewer" auf den Flüssen werden damit befrachtet und führen sie ihrem Bestimmungsorte zu. Auch mit der Eisenbahn werden viele Bänder verschickt. Von Ütersen aus gehen im Jahre etwa 50—60 Wagenladungen ab. Der Versand beträgt jährlich gegen 700 000 bis 1 Million Bund Bänder. Von dem Wert kann man sich eine Vorstellung machen, wenn

man bedenkt, daß ein Eisenbahnwagen 1400 bis 2000 Bund faßt, die einen Preis von 1600 M. haben.

Der sumpfige, der Überflutung ausgesetzte Boden bringt durch die Weidenkultur dem Besitzer reichen Ertrag. Die Bandreißer mit ihren Gehülfen finden lohnenden Verdienst; ihre Häuser zeugen durchweg von Wohlhabenheit. Viele Tagelöhner, Frauen und Kinder haben Gelegenheit zum Erwerb, wenn sonst keine Arbeit sich für sie bietet. Was unter dem Weidenschnitt für den Bandreißer nicht geeignet ist, das wird von dem Korbmacher verarbeitet oder es dient zur Befestigung des Deiches. Der Abfall an Zweigen, Enden und Spänen ist in der holzarmen Marsch ein nicht unwichtiges Feuerungsmaterial. Die bei der Bereitung von weißen Bändern entfernte Rinde wird von den Weißgerbern als Lohe zur Herstellung von weißem Leder benutzt. Aus alledem dürfte einleuchten, daß das Bandmachergewerbe in unserm Lande von nicht ganz geringer Bedeutung ist.

Sagen aus Eiderstedt.

Von Lehrer **Schacht** in Altona.

1. Die Wogenmannsburg in Westerhever.

An der nordwestlichen Spitze der Halbinsel Eiderstedt liegt das kleine Dorf Westerhever. Hier wohnten vor reichlich 6—700 Jahren die Wogensmänner. Diese hatten sich an der Wester-Hever eine große feste Burg erbaut. Von dieser aus beraubten sie das umliegende Land und machten ganz Eiderstede, Everschop und Utholm unsicher. Mit ihren kleinen Schiffen fuhren sie bis Nordstrand und Pellworm, raubten, plünderten und verwüsteten das Land. Das erbeutete Gut wurde auf die Burg gebracht. Nebenbei aber nahmen die Wogensmänner die schönsten Mädchen im Lande mit Gewalt mit auf die Burg hinauf, und behielten sie da und gaben sie ihren Knechten. So hatten sie schon 14 Jungfrauen auf der Burg, und das ganze Land war darüber sehr betrübt. Da versammelte der Staller Ove Hering das Volk aus Eiderstede, Everschop und Utholm am Margaretentage. Die streitbaren Männer zogen nun teils zu Fuß und teils zu Schiff vor die Burg und belagerten dieselbe. Nun hatten die Räuber vor nicht langer Zeit eine Jungfrau auf die Burg gebracht, welche sich mit Worten so schlau verteidigt hatte, daß sie noch Jungfrau geblieben war. Diese erhielt von den Räubern eine Rüstung und verteidigte die Brücke. Als nun die Belagerer stürmten, ließ sie die Brücke fallen und hielt sie so lange mit wehrender Hand, bis die Lande hinauf stürmten und die Burg gewannen, was ihnen sonst nicht gelungen wäre. Darnach hielt der Staller mit den Ratsleuten aus den Landen ein Ding ab über alles Volk, das man in der Burg gefangen hatte. Es geschah ihnen, wie nach dem Rechte Räubern und Jungfrauenschänder geschieht. Alle Frauen und alles Gut, das sich auf der Burg befand, wurde genommen und die Burg zerstört. Etliche Frauen wurden ins Wasser gesenkt. Allen Männern wurden die Köpfe abgeschlagen und die Leichen in die See geworfen. Dies soll ums Jahr 1370 geschehen sein.

Aus den Baumaterialien der Burg erbaute man die Kirche und das Pastorat zu Westerhever. Das Pastorat steht auf dem ehemaligen Burgplatz. Noch jetzt zeigt man in dem Garten einen Hügel, unter dem sich der ehemalige Burgkeller befinden soll. Die Räuber aber fanden keine Ruhe in der See und sind in den Burgkeller zurückgekehrt, wo sie noch lange ihr Wesen getrieben haben. Noch jetzt wird etwas erzählt, welches sich am Anfang dieses Jahrhunderts zugetragen haben soll. In einer Nacht, als der Pastor emsig studierte, befand sich auf einmal ein fremder Herr in der Studierstube, ohne daß der Pastor eine Thür hatte gehen hören und bat den Pastor, daß er ihm etwas vorpredigen möchte. Der Pastor, dem der Gast nicht geheuer erschien, antwortete demselben, daß er es wohl wolle, aber vorher seinen Talar anziehen müsse. Darauf ging er hinaus und schloß die Thür vorsichtshalber zu. Als er wieder hineintrat, war sein Besucher verschwunden, ohne daß ein Fenster oder eine Thür geöffnet wäre. Der Pastor erschrak darob so sehr, daß er bald darauf gestorben ist.

2. Rungholt.*)

Nördlich von Westerhever auf der Insel Nordstrand, welche früher mit Pellworm zusammen eine Insel ausmachte, lag im Anfang des 14. Jahrhunderts der große blühende Flecken Rungholt. Die Bewohner Rungholts waren sehr reich. Sie bauten große Deiche und wenn sie darauf standen, sprachen sie: „Trotz nu, blanke Hans!“ Daß Rungholt untergegangen ist, ist eine Strafe für den Übermut und die Gottlosigkeit der reichen Rungholter Bauern. Am Weihnachtsabend des Jahres 1300 machten einige Rungholter Bauern in einem Wirtshaus eine Sau betrunken, setzten ihr eine Schlafmütze auf und legten sie ins Bett. Darauf baten sie den Prediger, einem Kranken das Abendmahl zu reichen, und verschworen sich dabei, den Prediger in das Meer zu stoßen, wenn er ihren Willen nicht thun werde. Der Prediger aber wollte das Sakrament nicht so greulich mißbrauchen, und als er merkte, daß die Bauern nichts gutes mit ihm im Sinne hatten, machte er sich heimlich davon. Wie er so heimgeht, sehen ihn zwei Bauern, die auch im Wirtshaus gesessen. Diese beredeten sich, daß sie ihm die Haut vollschlagen wollen, wenn er nicht mit ihnen hineingehen wollte. Sie sind darauf zu ihm gegangen, und haben ihn mit Gewalt ins Haus gezogen, und ihn gefragt, wo er gewesen. Wie nun der Prediger darüber klagt, daß sie mit Gott und ihm ihren Spott getrieben haben, haben sie ihn gefragt, ob er das Sakrament bei sich hätte und ihn gebeten, daß er ihnen dasselbe zeigen möchte. Als nun der Prediger ihnen die Büchse gegeben, haben sie dieselbe voll Bier gegossen und gesagt, wenn Gott drinnen wäre, so möchte er auch mit ihnen saufen. Nachdem der Prediger auf sein Bitten die Büchse wieder erhalten, ist er damit in die Kirche gegangen und hat Gott angerufen, daß er diese gottlosen Leute strafen möge. In der Nacht darauf ward er ge-

*) Diese Sage ist in Eiderstedt bekannt und daher hier aufgenommen, obgleich Rungholt auf Nordstrand lag.

warnt, daß er aus dem Lande, welches Gott verderben wolle, gehen sollte. Er stand auf und ging dann fort. In der folgenden Nacht erhob sich ein starker Sturmwind, und das Wasser stieg 4 Ellen über die Deiche. Der Flecken Rungholt und noch 7 andere Kirchspiele, wahrscheinlich: Falum, Halgenes, Niedam, Uthermarfleth, Avernordfleth, Ueddrings Capel und Svens Capel, gingen damals unter. Vor dem jüngsten Tage aber soll Rungholt wieder auferstehen und zu vorigem Stande kommen, denn der Ort steht mit allen Häusern am Grunde des Meeres und bei ganz klarem Wetter sind die Türme und Mühlen zu sehen und Glockenklang dringt aus der Tiefe herauf.

3. Die 3 Jungfrauen im Tönninger Schloß.

In der kleinen Stadt Tönning an der Mündung der Eider stand früher ein herzogliches Schloß, welches im Jahre 1735 abgebrochen wurde. Die Kellerräume aber blieben stehen. In denselben sind drei verzauberte Jungfrauen, das sind drei verwünschte Prinzessinnen, welche von einem schwarzen Höllenhund mit feurigen Augen bewacht werden. Wenn diese 3 Jungfrauen, welche sich alle sieben Jahre zeigen sollen, entzaubert sind, ersteht das Schloß in alter Herrlichkeit. Ein Matrose hat einmal versucht, sie zu erlösen. Er ließ sich vom Prediger das Abendmahl geben und machte sich, versehen mit einem guten Spruch, zum Eingang. Derselbe befand sich zwischen den Wurzeln eines an der Nordseite des Schloßplatzes stehenden großen Baumes. Bald kam er an ein großes eisernes Thor, welches aufsprang, als er seinen Spruch sagte. Sogleich fuhr der Höllenhund auf ihn los, aber der Matrose tötete denselben. Er ging weiter und kam bald an eine andere Thür. Vor derselben lag ein anderes Tier. Auch dieses sollte er töten. Wie der Matrose das Schwert schon zum Schlage erhoben hatte, sieht er seinen alten Vater vor sich knieen, den er fast getroffen hätte. Voll Schrecken warf er das Schwert weg und stürzte zur Thür hinaus, die mit furchtbarem Krachen ins Schloß fiel. Als diese Geschichte kund wurde, hat keiner mehr gewagt, die Prinzessinnen zu erlösen. So sind sie also noch verzaubert und das Schloß auch noch nicht wieder erstanden.

War Peter der Große im November 1716 in Schleswig-Holstein? —*)

Ja. Er und seine Gemahlin machten in dem genannten Jahre eine Reise nach dem Westen Europas und berührten auf derselben auch Schleswig-Hostein. Der nordische Krieg war damals noch nicht beendet, obgleich in den meisten Ländern, die den Kriegsschauplatz bildeten, die Waffen ruhten. Peter hatte die schwedischen Provinzen im Osten der Ostsee erobert, seine Bundesgenossen, Dänen, Hannoveraner und Preußen, hatten die Schweden aus ihren deutschen Besitzungen verdrängt. Karl XII., auf das eigentliche Schweden beschränkt, war in Norwegen eingefallen, um dort Ersatz für das Verlorene zu gewinnen.

*) S. Heimat 1893, S. 22 und S. 112.

Peter unternahm die Reise wohl hauptsächlich zur Verwirklichung politischer Pläne. Darum suchte er auch Gelegenheit zu persönlichen Besprechungen mit seinen Bundesgenossen. In Stettin kam er zusammen mit dem König von Preußen, in Hamburg mit dem König von Dänemark. Letzterer bat den Zaren um Unterstützung bei einem beabsichtigten Einfall in Schonen, welche dieser ihm auch zusagte. Von Hamburg begaben sich die russischen Majestäten nach Pyrmont und von da nach Schwerin. Der Besuch in Mecklenburg galt zum Teil dem Herzog, der mit Peters Nichte vermählt war, und dem er gern sein Land abkaufen wollte, um auch in Deutschland festen Fuß zu fassen, zum Teil auch einem russischen Heer, das in Mecklenburg auf Kosten des Herzogs verpflegt wurde, um diesen im Krieg gegen Schweden zu unterstützen, und zugleich den mecklenburgischen Adel, der wegen willkürlicher Belastung mit hohen Steuern immer zum Aufstand bereit war, in Botmäßigkeit zu halten.

Von Mecklenburg aus machten Peter und seine Gemahlin einen Abstecher nach Kopenhagen, wo er am 17. Juli und sie 6 Tage später, ankam. Bis zum 27. Oktober blieben sie in der dänischen Hauptstadt. Die Rückreise nach Mecklenburg machten sie über Land durch Schleswig-Holstein.

Ausführlich wird über diesen Abstecher nach dem Norden in einer Geschichte des dänischen Hofes von Öttinger (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1857) berichtet. Es heißt da wörtlich:

Inmitten dieser für den dänischen Waffenruhm noch ziemlich günstigen Kriegswirren erhielt Friedrich IV. in der Hauptstadt seines Reiches den Besuch eines seiner mächtigsten Bundesgenossen.

Am Abend des 17. Juli 1716 langte Czar Peter I. mit 48 Galeeren und 8000 Mann seiner ausgewählten Kerntruppen in Kopenhagen an. Der König von Dänemark, der seinem russischen Gaste eine Meile auf dem Sunde entgegengeeilt war, begleitete den Czaren und dessen glänzendes Gefolge, bestehend aus seinen vornehmsten Ministern und Generalen, durch die in Parade aufgestellte Bürgerschaft und Kopenhagener Besatzung unter dreimal wiederholter Abfeuerung aller Geschütze, zuerst ins Schloß und von dort mit seinem ganzen Hofstaat nach Edingers Hof, der für ihn mit wahrhaft asiatischer Pracht in Bereitschaft gesetzt war.

Am Nachmittage des 23. Juli hielt Peters Gemahlin, die Czarin Katharine Alexiewna, eingeholt vom Könige und ihrem Gemahl, unter dreimaliger Lösung aller Kanonen, unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Geschmetter der Trompeten ihren prachtvollen Einzug in Kopenhagen, wo sie gleichfalls in Edingers Hofe abstieg.

Der Czar, der am 16. August von Kopenhagen mit einer aus 42 Galeeren bestehenden Escadre einen Ausflug nach den mecklenburgischen Küsten unternahm, um seine im pommerschen und mecklenburgischen Gebiet stehenden Heeresabteilungen einschiffen zu lassen und sie nach Seeland hinüberzuführen, kehrte am 1. September nach Kopenhagen zurück.

Eine Woche später langten auf 80 Transportschiffen die russischen Regimenter, deren Gesamtstärke auf nahe 40000 Mann angegeben ward, von Travemünde auf der Kopenhagener Rhede an, wo sie außerhalb der Stadt ihr Lager bezogen.

Am 1. Oktober hatte der König von Dänemark die Ehre, den Czaren und die Czarin im Garten des Rosenburger Schlosses zu bewirten. Peter I. beeilte sich, mit ganz besonderer Pietät das kleine Schlafzimmer zu besichtigen, in welchem der größte König Dänemarks, der vierte Christian, am 28. Februar 1648 seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Am 13. Oktober geruhte der Selbstherrscher aller Reußen, da an diesem Tage — vielleicht auch nur ihm zu Ehren — eine partielle Sonnenfinsterniß eingetreten war, in Begleitung seiner hohen Gemahlin zu Pferde den astronomischen Turm zu ersteigen und von oben wieder hinunter zu reiten. Peters Aufenthalt in Kopenhagen verlängerte sich bis zum 27. Oktober. An diesem Tage verabschiedeten sich die russischen Gäste beim dänischen Hofe und verließen unter dem Donner des groben Geschützes die äußerst höfliche Residenz, um sich durch Schleswig und Holstein nach Hamburg zu begeben.

Die sämtlichen russischen Truppen, so unterdessen (wie Bussäus in seinem „historischen Tagregister" berichtet) auf Seiner Königlich Dänischen Majestät Kosten verpflegt worden waren, wurden über die Ostsee wieder nach Mecklenburg zurückgeführt, allwo der Czar in allerhöchsteigener Person sich einfand.

Man ersieht daraus, daß der mehr als dreimonatliche Besuch der russischen Herrschaften und die gänzlich unnütze Gegenwart der 40000 Mann, die auf Kosten des dänischen Hofes verpflegt werden mußten, letzterem ein hübsches Sümmchen gekostet haben mögen. Der politische Zweck, der damit verbunden gewesen war, die russischen Regimenter von Seeland nach Schonen hinüberzuführen, gegen Karl XII., scheiterte an dem Willen Peter des Großen, der sich die Sache unterdessen reiflich überlegt und zu der durch die Politik gerechtfertigten Einsicht gelangt sein mochte, daß der König von Dänemark zusehen möge, wie er selber mit dem jungen Schweden (Karl XII. war damals erst 34 Jahre alt) fertig werde. —

So weit Öttinger.

Daß Peter auf dieser Reise auch in der Stadt Schleswig gewesen ist und die Sehenswürdigkeiten des Schlosses in Augenschein genommen hat, ist anzunehmen; auch ist es möglich, daß er sich bei dieser Gelegenheit den berühmten Globus angeeignet hat. Daß er den kunstliebenden Herzog Friedrich III. besucht und sich von diesem den Globus habe schenken lassen, wie im Maiheft der Heimat berichtet wird, muß ich aber bestreiten, denn Herzog Friedrich III. ist schon 1659 gestorben.

Über Peters Reise bemerke ich nur noch, daß er sich längere Zeit in Amsterdam und Paris aufhielt und erst Ende August im folgenden Jahr die Rückreise nach Rußland antrat.

Friedrichstadt. F. Feddersen, Rektor a. D.

Das Grundwasser in Hamburg.*)

Die Kenntnis der Wasserverteilung und der Wasserbewegung im Untergrunde des Hamburgischen Stadtgebietes beruhte bisher nur auf gelegentlichen Beobachtungen, die unvollständig und wertlos geworden waren, da der im Laufe der letzten Jahrzehnte immer weiter vorgeschrittene Ausbau der Entwässerungssiele, sowie die Verlegung und Kanalisierung wichtiger Wasserläufe die früheren Verhältnisse wesentlich geändert hatten. Welchen Einfluß die geologische Beschaffenheit des Bodens, die Wasserstände der Alster, Bille und Elbe, die Gezeitenbewegungen der Elbe, die Höhenlage des Geestgebietes gegenüber dem Marschgebiete der Flußthäler auf das Grundwasser ausübe, war nicht bekannt. Ebenso wenig wußte man, mit welcher Geschwindigkeit der Grundwasserstand den Schwankungen der Niederschläge und der Luftfeuchtigkeit folge. Das Bedürfnis, über diese Fragen Aufschluß zu erhalten, war seit mehreren Jahren aus Gründen der öffentlichen Gesundheitspflege in den Vordergrund getreten.

Nachdem im Jahre 1891 die Anstellung regelmäßiger Beobachtungen des Grundwassers beschlossen worden war, wurde eine vorbereitende Kommission eingesetzt, die dem Verfasser die Leitung und Bearbeitung der Beobachtungen übertrug. Der Kommission schien es angemessen, für das erste Beobachtungsjahr nur eine beschränkte Zahl von Brunnen an solchen Orten herzustellen, deren Lage würde erkennen lassen: 1) welches Verhalten das Grundwasser auf dem hochgelegenen Geestgebiete zeige; 2) welchen Einfluß im Marschgebiete die Wasserstände der Alster, Bille und Elbe auf das Grundwasser in der Nähe dieser Flüsse ausüben; 3) ob und inwieweit das Grundwasser in dem niedrig gelegenen Gebiete in der Nähe der Elbe durch Flut und Ebbe derselben beeinflußt werde; 4) ob sonstige Verhältnisse, wie z. B. die Nähe des steilen Randes der Geest, die Nähe von Kanälen u. dgl. von Einfluß seien. Demgemäß wurden im Jahre 1892 10 Brunnen hergestellt, deren Lage mit Rücksicht auf obige Fragen gewählt wurde: Nr. 1—3 auf dem Geestgebiet rechts der Elbe, Nr. 4 und 5 rechts und links der Alster in der Nähe dieses Flusses, Nr. 6 und 7 im Marschgebiet der Bille, Nr. 8 in der Nähe des linken Elbufers auf der Veddel, Nr. 10 am rechten Elbufer, unten am Abhang des Geestrandes beim Hafenthor, endlich

---

*) Voller, Prof. Dr. A., Das Grundwasser in Hamburg. Mit Berücksichtigung der Luftfeuchtigkeit, der Niederschlagsmengen und der Flußwasserstände, der Luft- und Wassertemperaturen, sowie der Bodenbeschaffenheit. 1. Heft. (Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissensch. Anstalten. X. 1892.) Mit einer Karte, 2 Textfiguren und 7 Tafeln. Hamburg: Gräffe & Sillem, 1893. 18 S. Fol. Preis 5 M.

Nr. 9 gleich oberhalb von Nr. 10, um ca. 15 m höher auf der Geest, am Zeughausmarkt. Die Bohrproben der durchbohrten Erdschichten wurden gesammelt und bestimmt. Die eisernen Röhrenbrunnen von 20 cm innerem Durchmesser ragen 80 cm über dem Boden empor und sind durch einen festschließenden Deckel gegen Beschädigung und Verunreinigung geschützt, das untere, siebartig durchlöcherte Ende ist behufs Verhütung von Verschlammung mit reinem Kies angefüllt. Am 3. Juni 1892 konnten die regelmäßigen täglichen Ablesungen begonnen und bis zum Schluß des Jahres fortgesetzt werden. Dieselben wurden durch Beobachtungen an 3 hinreichend geschützten Brunnen auf dem Ohlsdorfer Friedhof sowie an einem im Marschgebiet zwischen der Alster und der kanalisierten Eilbek liegenden Brunnen des Fabrikbesitzers und Bohrtechnikers Deseniß ergänzt. Außerdem konnten die täglichen Beobachtungen des verstorbenen Beamten der Medizinalbehörde, Müller, über die Höhe der atmosphärischen Niederschläge und über den Stand des Grundwassers in einem Brunnen seines Gartens auf dem Geestgebiet von Eimsbüttel benutzt werden. Diese Beobachtungen umfaßten ohne Unterbrechung die Zeit von 1880 bis zum Mai 1892. Vergleicht man die Tagessummen der Niederschläge mit den zugehörigen Grundwasserständen, so ergiebt sich, daß der Grundwasserspiegel zwar in einzelnen Fällen nach einem oder mehreren Regentagen sich hebt (z. B. Anfang Juni 1880, August 1888), nach mehrtägiger Trockenheit sich senkt; aber in anderen Fällen wird selbst nach einer längeren Regenzeit nur ein verspätetes und mäßiges Steigen oder gar ein weiteres Fallen beobachtet (z. B. August und September 1884). Dagegen tritt die Abhängigkeit des Grundwasserstandes von der Jahreszeit und dem allgemeinen Charakter des Jahres überall hervor. In den Wintermonaten Dezember und Januar hat das Grundwasser im allgemeinen einen mittleren Stand; im Frühling, bis April oder Mai, steigt es und erreicht um diese Zeit seinen höchsten Stand, sinkt dann schnell und bedeutend bis zum Spätsommer und hebt sich während des Herbstes bis zum Jahresende wieder bis zu einem mittleren Niveau. Diese den Jahreszeiten sich anschließenden Schwankungen können innerhalb desselben Jahres bis zu 5,39 m (1885) betragen. Während der Jahre 1880 bis 1887 zeigte sich ein starkes Sinken des Grundwassers im höchsten wie im tiefsten Stande entsprechend der Abnahme der Jahressumme der Niederschläge; der Tiefenstand des Grundwassers wird mithin wesentlich durch den allgemeinen Witterungscharakter des Jahres bestimmt, so daß der Grundwasserspiegel in trockenen Jahren um 5 m tiefer liegen kann als in nassen Jahren. Die jährliche Schwankung des Tiefenstandes war bei durchschnittlich hohem, wie auch bei durchschnittlich tiefem Stande am geringsten, dagegen sehr bedeutend bei durchschnittlich mittlerem Stande.

Die Müller'schen Beobachtungen geben, da sie sich nur auf einen einzigen Brunnen beziehen, keine Möglichkeit, das Verhalten des Grundwassers an verschiedenen Punkten des Geestgebietes mit verschiedener Höhenlage zu erkennen. Die Beobachtungen an den Ohlsdorfer Brunnen lassen zwar erkennen, daß in gewissen Fällen die Schwankungen um so größer sind, je höher die Beobachtungs-

punkte liegen und je weiter sie von den Flußbetten entfernt sind, aber trotzdem können andere noch nicht bekannte Ursachen dieses Verhalten vollständig ändern.

Über das Verhalten des Grundwassers in den Flußthälern der Alster, Bille und Elbe liegen außer den Beobachtungen von Deseniß, die am 1. März 1891 begonnen wurden, nur solche aus dem Jahre 1892 vor. Die Grundwasserbewegung im Deseniß'schen Brunnen schließt sich an diejenige des Müller'schen Brunnens in Eimsbüttel an. Dagegen zeigen sämtliche in größerer Nähe der Flußufer belegenen Brunnen nur ganz geringe Schwankungen des Grundwassers an.

Es mußte von besonderem Interesse sein, zu erfahren, ob und inwieweit der Grundwasserstand in den Flußthälern mit dem Niveau der benachbarten Flüsse in Übereinstimmung war. Bei der Alster ist eine beträchtliche Übereinstimmung in dem Gange der Wasserstände unverkennbar; indessen steht der Alsterspiegel im Mittel ca. 50 cm höher als der Grundwasserspiegel. Im Gebiet der Bille weicht das Aussehen der Billwasserkurve von dem der Grundwasserkurven stärker ab, als dies bei der Alster der Fall ist, was mit dem schneller und stärker wechselnden Wasserstand der Bille zusammenhängt. Im Gebiet der Elbe ist das Fehlen jedes Einflusses von Ebbe und Flut auf den Grundwasserstand besonders auffallend. Da aber auch die Schwankungen des Grundwassers bei verschiedenen Fluthöhen äußerst gering sind, so ist anzunehmen, daß das Steigen und Fallen des Elbwassers viel zu schnell erfolgt, als daß sich dasselbe auf 50—80 m Entfernung durch den Erdboden hindurch noch geltend machen könnte.

Ermittelungen der Temperaturen des Grundwassers wurden nur an den vom Physikalischen Staats-Laboratorium beobachteten Brunnen ausgeführt. Dieselben führten zu folgenden Ergebnissen: 1) Im allgemeinen folgt die Grundwassertemperatur zwar den jahreszeitlichen Änderungen der Lufttemperatur, jedoch mit einer Verspätung, welche um so bedeutender wird, je tiefer das Grundwasser steht. 2) Die Unterschiede zwischen der höchsten und der niedrigsten Temperatur des Grundwassers in einem und demselben Brunnen werden um so geringer, je tiefer das Grundwasser steht; jedoch sind offenbar auch noch andere Verhältnisse, wie z. B. Durchlässigkeit der oberen Erdschichten, Herkunft des Wassers ꝛc. von Einfluß. 3) Starke Regenfälle, welche ein zeitweiliges Steigen des Grundwassers zur Folge haben, bewirken gleichzeitig in sämtlichen Brunnen ein Steigen der Wassertemperatur. So hatte die stärkste Niederschlagsperiode vom 7.—17. Oktober eine Temperatursteigerung von 0,8—1° in sämtlichen Brunnen zur Folge.

A. P. Lorenzen.

Mitteilungen.

Über zerquetschte Geschiebe bei Rendsburg. Diese eigenartigen Gebilde unsers Diluviums sind in der Provinz Schleswig-Holstein bisher nur in Schobüll bei Husum, außerhalb derselben im Oldenburgischen bei Fever, Barlage, Löningen und Bestrup, in Holland bei Groningen gefunden. Nicht nur, daß durch meinen Fund hierselbst die Zahl jener Orte um einen vermehrt wird, auch die eigentümliche Lagerung ist dazu dargethan, die verschiedenen Ansichten darüber etwas

zu nähern. Meyn sagt über die Schobüllschen zerquetschten Geschiebe: „Dies sind Übergangskalksteine silurischen Alters, welche hier wie an anderen Stellen der Herzogtümer in zahllosen Geschiebeblöcken umherliegen, hier aber die besondere Eigentümlichkeit zeigen, daß sie als bereits abgerundete mit Diluvialschrammen versehene Geschiebe durch irgend eine rätselhafte Gewalt in tausend scharfkantige Bruchstücke zerquetscht und hernach wieder zur Brecie verkittet sind." Im allgemeinen stimmt mein etwa 10 cm langes und halb so breites gerundetes, aber durch Längs- und Quersprünge in scharfkantige Stücke zerdrücktes, durch einen kohlenhaltigen Stoff wieder verkittetes Fundstück mit jener Charakteristik überein. Der Kitt bindet die einzelnen, nur wenig verschobenen Bruchstücke so fest, daß bei einer versuchten Zertrümmerung wohl Teile des Steines absprangen, aber keine der Kalknähte gelöst werden konnte.

Über die Entstehung zerquetschter Geschiebe ist man verschiedener Ansicht. Nach Meyns Ansicht sind die Steine, welche nicht durch Frost gesprengt werden, durch sie umschließendes Eis zerdrückt, die einzelnen Stücke aber solange in Ruhe zusammengehalten, bis das zirkulierende Wasser die Stücke wieder mittels ihrer eigenen Kalksubstanz verkitten konnte. Martin läßt sie am Fundorte durch aufsitzende Eisschollen entstehen, Calker durch Druck von Gletschereis. Daß sie nicht überall im Geschiebe vorkommen, begründet letzterer in dem Fehlen einer harten Unterlage und des zur Brecienbildung nötigen Schmelzwassers. Nach Gottsche sollen die im unteren Geschiebemergel enthaltenen Steine erst durch die zweite Vereisung entstanden sein. Gegen diese Ansicht spricht jedoch, daß sich die bis jetzt bekannten Fundstellen außerhalb des zweiten Vereisungsgebietes befanden. Näheres darüber findet sich in der Abhandlung von O. Zeise: Über zerquetschte Geschiebe. Schriften des nat. Vereins für Schlesw.-Holst. Bd. VII. S. 36.

Den bisherigen Beobachtungen entgegen habe ich genanntes Gestein unter größeren und kleineren Geschieben in einer Kies- und Steingrube auf der Westerrönfelder Heide bei Rendsburg gefunden. Andere ähnliche Gebilde waren nicht in der Nähe, weshalb genannter Ort nicht als erster Lagerungsort anzusehen ist. Der untere Geschiebemergel liegt, nach den allgemeinen Lagerungsverhältnissen zu schließen, unter dieser Steinschicht, wurde aber in der genannten Grube nicht erreicht, der obere jedoch erreicht diesen Ort überhaupt nicht. Die hier lagernde Steinschicht ist offenbar durch die Gletscherwasser der zweiten Vereisung gebildet. Der Quetschstein kann also entweder im Eise hierher gebracht oder von demselben aus der unteren Moräne aufgewühlt sein. Es wäre demnach keineswegs ausgeschlossen, daß sich solche Gebilde durch das zweite Inlandeis gebildet haben, und die Schmelzwasser die Verbreitung derselben übernahmen. Auch ist die örtliche Bildung der Schobüller Geschiebe noch keineswegs zur Genüge erwiesen, und das Auftreten solcher Gesteine im Gebiet erschöpft. Dreßler.

Ergänzung zu Braunkohlenfund, Heimat 1893, S. 63. Den im vorigen Jahre gemeldeten Braunkohlenfund in Borgstedtfeld bei Rendsburg muß ich dahin ergänzen, daß er nur aus einigen, im unteren Geschiebemergel mitgeführten Stücken bestand, die Schicht hier also keineswegs anstehend ist. Dreßler.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

4. Jahrgang. № 5 u. 6. Mai—Juni 1894.

Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein.

(Mit einer Übersichtskarte über die ehemalien Slavendörfer.)

Von Dr. Arthur Gloy, Altona.

Inhalts-Verzeichnis.

Zusatz „Wendeschen" und oder mit slavischen Namen. Kurzer Überblick über die Geschichte des nördlichen Wagriens in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Kolonisierung des Oldenburger Landes. Wendische Reste in der Putloser Heide? Kolonisierung Fehmarns.

Kap. 4. Der Gang der Germanisation im östlichen Stormarn und in Lauenburg. Übersicht über die Litteratur für die Kolonisierung Lauenburgs. Heinrich von Badewide und sein Nachfolger. Das Ratzeburger Zehntregister und dessen Ergebnisse für die Geschichte der Kolonisation Lauenburgs. Die „Wentorfs." Verhältnis der slavischen Fürsten zu ihrem Volke. Moderne slavische Familiennamen. Verbleiben einzelner slavischer Familien in den kolonisierten Ländern.

A. Die ersten Nachrichten über die Slaven und ihre Westgrenze in Holstein.

Es ist noch heute eine unentschiedene Streitfrage, zu welcher Zeit die Slaven oder Wenden in das östliche Germanien eingewandert sein mögen. Nach der allgemeinen Annahme wären sie den zur Zeit der Völkerwanderung ihre Wohnsitze freiwillig verlassenden Ostgermanen nachgerückt und hätten sich in dem von Menschen entblößten Lande niedergelassen. Das wäre alsdann im Laufe des 5. Jahrhunderts geschehen; und in der That stammt die erste wirklich verbürgte Nachricht von Slaven in Ostdeutschland erst aus dem Ende des 5. Jahrhunderts (Prokop, Gotenkrieg II, 15). Ungefähr um dieselbe Zeit berichtet uns auch noch ein anderer byzantinischer Geschichtsschreiber, Theophylakt, von Slaven am „westlichen Ozean," worunter nach dem Zusammenhange offenbar die Ostsee verstanden werden muß.

Die beiden genannten Schriftsteller sprechen ganz deutlich von Slaven, so daß kein Zweifel obwalten kann. Nun fragt es sich aber weiter, ob nicht die schon von Plinius, Ptolemäus und Tacitus im 2. Jahrhundert n. Chr. erwähnten Venedi mit den Wenden identisch sind. Diese Venedi wohnten nach Plinius, Naturgesch. IV, 13 „zwischen Ostsee und Karpathen, neben und unter ihnen Sarmaten, Sciren und Hirren;" — nach Ptolemäus, Allgemeine Geographie III, 5: wohnen sie am ganzen „venedischen Meerbusen" (Ostsee), nach ihnen an der Weichsel die Gythonen (Goten); dann folgen die Finnen." Tacitus endlich „weiß nicht recht, ob er nicht die Peuciner, Veneder und Finnen lieber zu den Germanen als zu den Sarmaten rechnen soll. Man rechne diese (d. h. die Veneder) besser zu den Germanen, weil sie feste Häuser bauten, Schilde trügen und ein im schnellen Laufen geübtes Fußvolk hätten. Die Sarmaten dagegen wären ein Nomadenvolk."

Die Veneder gehörten also nicht dem Reitervolk der Sarmaten an, werden aber ebensowenig Germanen, sondern eben Wenden gewesen sein. Daß diese Wenden schon im 2. Jahrhundert n. Chr. an der ganzen Ostseeküste, möglicherweise bis in Ost-Holstein hinein gesessen haben, ist nach den vorliegenden Schriftstellern keineswegs ausgeschlossen. Was Tacitus über die Wohnsitze der einzelnen ostelbischen Germanenstämme zu berichten weiß, ist nur sehr allgemein und verworren. Auf der cimbrischen Halbinsel nennt er nur die Cimbern, setzt aber ausdrücklich hinzu, daß dieser germanische Stamm jetzt (d. h. um 120 n. Chr.) sehr klein sei. Der Geo-

graph Ptolemäus kann freilich eine Reihe von Volksstämmen auf der cimbrischen Halbinsel unter ziemlich genauer Angabe der Grenzen aufzählen (s. Bangert S. 4), aber wer weiß denn schließlich, welcher Nation jeder einzelne Stamm angehörte. Und wenn wir endlich auch sicher verbürgte Nachrichten darüber haben, daß um 500 die germanischen Heruler und Warnen in Pommern und Mecklenburg saßen, und wenn es den Anschein hat, daß Nordschwaben (Nordosquavi) auch nördlich von der Elbe bis in Ost-Holstein hinein wohnten,[1]) so ist es darum nicht unmöglich, daß slavische Stämme neben und unter ihnen, d. h. unter ihrer Herrschaft ihre Wohnsitze hatten.

Nach dem Verschwinden dieser Germanenstämme sind die Wenden Herren im ganzen ostelbischen Deutschland. Fredegar (um 600) bezeichnet sie als Vinidi, was einen wesentlichen Stützpunkt für ihre Identität mit den oben erwähnten Venedi ergiebt, und die Metzer Annalen sprechen schon deutlich von „Sclavi," welche dem Pipin mit angeblich 100 000 Mann gegen die Nordschwaben Beistand geleistet hätten.

Erst unter Karl dem Großen erhalten wir gesicherte Nachrichten auch über die ostholsteinischen Slaven. In seinem „Leben Karls" Kap. 12 berichtet Einhard, daß die Südküste der Ostsee von Slaven und Aisten (Esthen) bewohnt sei, und in seinen Annalen zum Jahre 789 von einem Zuge Karls gegen die Wilzen, auf welchem Sorben und Obotriten, letztere unter ihrem Fürsten Witzan, in seinem Heere waren. 795 wird eben jener Fürst Witzan an der Elbe von den Sachsen erschlagen, als er im Begriff steht, dem König Karl gegen ihre Landsleute Zuzug zu leisten. — 798 erleiden die Nordalbingier „in einer Gegend, welche Suentana genannt wird,"[2]) eine blutige Niederlage durch die Obotriten. Dieses Suentana wird von Pertz an die Warnow südlich von Rostock verlegt, von anderen dagegen als Suentinfeld gedeutet, welchen Namen die Gegend von Bornhövd getragen hat (Adam von Bremen I, 62). Und in der That erscheint diese Deutung als begründeter; denn der Obotritenfürst Thrasco rückt auf die Kunde von dem Anzuge der Nordalbingier denselben entgegen. Demnach wäre es ungereimt, den Ort so tief in Mecklenburg suchen zu wollen. Ist aber Suentana = Bornhövd, so haben die Obotriten offenbar Ostholstein schon inne.

Sechs Jahre auf diese Schlacht bei Bornhövd (?) erfolgte „die Wegführung der nordalbingischen Sachsen aus ihrer Heimat und die Überlassung ihres Landes an die Obotriten." Von diesem Ereignis melden Einhards Annalen (die Fuldaer), die Lorscher Annalen, die Chronik von Moys u. s. w. in ziemlich gleichem Wortlaut, „daß alle Nordalbingier fortgeführt worden seien." Trotzdem aber gerade Einhard in den Annalen von „alle" spricht, so sagt er doch im „Leben Karls" Kap. 7, wo offenbar von demselben Jahre 804 die Rede ist, daß nur 10 000 Sachsen und zwar von beiden

---

[1]) S. Bangert S. 5.

[2]) Einhard, Annalen zum Jahre 798.

Ufern der Elbe aus ihren Wohnsitzen losgerissen worden seien. Wie soll man diese beiden Aussagen in Einklang bringen? Sind es zwei verschiedene Ereignisse oder ist es eins und dasselbe, nur auf zwei verschiedene Arten ausgedrückt, d. h. einmal sehr übertrieben und das zweite Mal auf das richtige Maß zurückgeführt. Offenbar ist die letzte Annahme vorzuziehen; denn wie sollte es wohl möglich gewesen sein, alle Bewohner des Landes einzufangen und nun gar ganz Ditmarschen zu entvölkern, welches doch in Nordalbingien miteinbegriffen ist. Was soll man ferner zu der „Überlassung des Landes an die Obotriten" sagen? Hat Einhard das ganze Nordalbingien im Auge gehabt oder meint er nur Ost-Holstein? Was er nun aber auch gemeint haben mag, — ich vermute, daß es sich bei der Stelle: „Im Sommer aber (804) zog er mit einem Heere nach Sachsen und führte alle Sachsen, welche jenseits der Elbe und in Wihmuodi (Gau zwischen Elbe und Weser, in dem Bremen liegt) wohnten, mit Weib und Kind ins Frankenland ab und gab ihre Gaue den Obodriten" — um eine Maßregel handelt, die jedenfalls nur in einem sehr beschränkten Maße zur Ausführung gekommen ist. Verhielte es sich anders, so wäre sowohl das Vorhandensein wie der Verlauf der „Sachsengrenze Karls des Großen," die Fr. Bangert in seiner sehr gründlichen Arbeit: Die Sachsengrenze im Gebiet der Trave, Programm des Realprogymnasiums in Oldesloe, 1893 — auf seinem früher so umstrittenen südlichen Drittel nunmehr in der Hauptsache endgültig festgelegt hat, gar nicht zu erklären. Bangert ist es gelungen, Wisbircon zu deuten, dessen früher allgemein angenommene Identität mit Wesenberg ich bereits in meiner Dissertation S. 30 f. enschieden in Abrede stellte. Wisbircon ist Eichede. Birznig deutet er als Barkhorst und Horbinstenon als die Süderbeste (vgl. „Heimat," Jahrgang 1893, Mai-Heft und meine Karte). Mit dieser vorgeschlagenen Hauptrichtung der Sachsengrenze hat Bangert offenbar Recht und ebenso, wenn er die frühere Auffassung des limes als eines „Grenzwalles" zerstört und das Wort limes nur als Grenzlinie aufgefaßt wissen will.

Nachdem wir jetzt über Verlauf und Beschaffenheit des „limes" orientiert sind, müssen wir fragen: Wie kommt Karl dazu, nachdem er soeben „ganz Nordalbingien den Obotriten überlassen hat," jetzt eine Sachsengrenze durch das östliche Holstein zu ziehen? Hat er das westlich vom limes gelegene und von den Obotriten bereits besetzte Sachsenland diesen wieder abgenommen und die Sachsen zurückgeführt? Schwerlich; denn wie sollte man sich das gute Verhältnis der Obotriten zu Karl und seinem nächsten Nachfolger erklären, wenn man ihnen den eben für gute Dienste im Sachsenkriege gegebenen Lohn wieder abgenommen hätte. Die von Karl festgesetzte Grenze wird doch offenbar dem damaligen (d. h. noch vor 814) Besitzstande beider Stämme, der Sachsen und Slaven, entsprochen haben müssen. Die Sachsen sind also nach 804 noch da.

Nunmehr stehen wir vor der Frage nach der Nationalität der Bevölkerung des östlichen Holsteins unmittelbar vor dem Eingreifen Karls des Großen. Haben die Slaven es schon vor Karl etwa bis zur Trave-Schwentine-Linie

inne gehabt oder ist es ihnen durch Karl erst gegeben worden? Die Geschichte vermag hierüber keine sichere Auskunft zu geben, und so gehen denn die Ansichten der Historiker auseinander. Diejenigen, welche die erste Möglichkeit vertreten, stützen sich namentlich auf die Deutung der Bornhövder Gegend als Suentana (vom slavischen sventu = heilig), welches nach der Schilderung Einhards (vgl. S. 99) ungefähr an der Grenze beider Nationen gelegen haben muß. Dagegen wendet Bangert mit einigem Recht ein, daß es auch andere „Heiligenfelder" geben konnte.

Ebensowenig aber vermögen Vertreter der zweiten Ansicht etwas Positives zu erweisen. Die von Bangert vorgebrachten Anzeichen dafür, daß die Sachsen vor den Slaven in Ost-Holstein gesessen hätten, thun nicht recht ihre Schuldigkeit. Bangert stützt sich hauptsächlich auf folgende 3 Punkte:

Nach einer Angabe Helmolds haben die Sachsen den Segeberger Kalkberg „vor alters Alberg genannt," das will sagen: einige Jahrhunderte vor Helmold. Das bürgt aber meines Erachtens noch nicht dafür, daß die Sachsen den Alberg vor alters auch im Besitz hatten, und wenn auch dieses Zugeständnis noch gemacht wird, so hatten die Sachsen mit dem Alberg noch nicht ganz Ostholstein.

Dasselbe gilt mit Bezug auf Oldesloe. Gewiß haben die Sachsen diesen wichtigen Punkt schon vor Karl dem Großen besessen. Dafür zeugt der Name. Weiter nach Osten brauchen sie deshalb aber nicht gewohnt zu haben.

„Endlich zeuge der Name des Dorfes Nehms (in der Nähe des Plöner Sees) dafür, daß noch in slavischer Zeit Reste deutscher Bevölkerung unter den Slaven sitzen geblieben seien." Die Slaven nämlich nennen Leute, deren Sprache sie nicht verstehen, nemu d. h. stumm, und der Name des betreffenden Dorfes lautete ehemals Nemete oder Nemizze.

Dagegen läßt sich schlechterdings nichts einwenden. Indessen wissen wir doch nicht, daß diese „stummen Leute" sächsischen Stammes waren. Es konnten ebensogut Reste eben jener Nordschwaben gewesen sein, und außerdem liegt Nehms nur wenig jenseits der Sachsengrenze Karls des Großen.

Der Wahrheit am nächsten wird wohl die Annahme liegen, daß Ostholstein vor Karl dem Großen ein Streitobjekt zwischen Sachsen und Slaven gewesen ist und daß die beiderseitige Grenze daselbst nach den jeweiligen Machtverhältnissen der beiden Nationen beständig im Schwanken gewesen sein wird. Die schon öfter erwähnte Maßnahme Karls des Großen wird kaum etwas anderes als die Schlichtung dieses Streites zu Gunsten der Slaven bedeutet haben. Das nördliche Wagrien aber, wenigstens das Oldenburger Land und Fehmarn,[1] dürfte seit uralter Zeit im Besitz der Slaven gewesen sein.

---

[1] Wie ich bereits in meiner Dissertation bemerkte, zeigen alle fehmarnschen Dörfer denselben und zwar slavischen Typus. Sie sind oder waren wenigstens alle geschlossen und haben einen geräumigen, rechteckigen Dorfplatz in der Mitte. Dieser Dorftypus kommt auf der gegenüberliegenden cimbrischen Halbinsel nur ganz vereinzelt vor (Kropp, Gönnebek und vielleicht noch Kasseeburg, welches auf älteren Plänen mehr einem Rechteck als einem Rundling gleicht). Auch im übrigen Ostdeutschland kommt dieser Typus nur hin und wieder

Die Karolingische Sachsengrenze hat sich in der Folgezeit sehr zu Ungunsten des sächsischen Stammes verschoben. Zeitweilig haben die Slaven bis an die Alster und noch über sie hinaus gesessen, wie aus der Bauart der dort gelegenen Dörfer und einigen Orts- und Flurnamen hervorgeht.[2]) Die Zeit ihrer Anwesenheit im südöstlichen Stormarn läßt sich nicht genau ermitteln. Jedenfalls war es die Zeit der Schwäche des deutschen Reiches bezw. der Vernachlässigung Nordalbingiens. — Als die Slaven nach der Besiedelung Lauenburgs auch in Stormarn eindrangen, haben sie jenseits der Bille, am rechten Ufer, noch vollständig neue Dörfer angelegt. Hierher rechne ich mindestens Stellau, Siek und Hoisdorf. Die weiter westwärts bis zur Alster liegenden und auf der beigegebenen Karte als slavische Bauart aufweisend bezeichneten Dörfer brauchen nicht von Slaven angelegt zu sein, sondern können ihren freien Dorfplatz ev. auch der nur zeitweiligen Besetzung durch Slaven verdanken.

Weiter nördlich hat zur Zeit des Beginns der Kolonisation des slavischen Ostens die Slavengrenze ungefähr mit der Grenze des Geschiebelehms übereingestimmt. Wenigstens geht aus Nr. 128 des Hamburger Urkundenbuches I, ed. Lappenberg — hervor, daß das deutsche Kirchspiel Bramstedt noch im Jahre 1105 nicht in das östliche Hügelland hinübergegriffen hat. Ferner ist um 1136 der Gau von Faldera (Neumünster) noch fast ganz slavisch.[2]) Dasselbe gilt von der Nortorfer Gegend ungefähr um dieselbe Zeit (s. u.).

Endlich geben uns noch Helmold und eine Reihe von Urkunden (Meckl. Urk. Bd. I, 21, 24 2c.) als westliche oder nordwestliche Grenze der Slaven übereinstimmend die Eider an. Vermutlich ist die Eider etwa zwischen dem Flemhuder See und Rendsburg, nicht die Strecke vom Bothkamper bis zum Schulensee gemeint, welches letzte nicht zutreffend wäre; denn wir haben eben gesehen, daß die Slaven um Nortorf saßen, und kennen noch heute ein „Wentorf" am Wittensee. — Dies sind die wenigen, aber freilich auch festen Anhaltspunkte, durch welche wir zur Zeit des Beginns der Kolonisation Ostholsteins die Westgrenze der Slaven hindurchzulegen haben.

---

vor und zwar in Mecklenburg nur einmal, dagegen etwas häufiger in Pommern, Westpreußen und Schlesien. In Holstein ist ein ganz ausgeprägtes Beispiel: Großenbrode, Fehmarn gerade gegenüber. Es scheint denn doch, daß dieser Dorftypus eine Eigentümlichkeit der obotritischen Fembraner gewesen ist, und ich möchte aus diesem geschlossenen Vorkommen des besagten Dorftypus auf Fehmarn und seinem Übergreifen auf den zunächstliegenden Zipfel des Festlandes den weiteren Schluß ziehen, daß die Fembraner allerdings wohl zur See gekommen sind, was Helmold von allen ostholsteinischen Slaven annehmen zu müssen glaubt. (Helmold I.)

[2]) Vergl. die beigegebene Karte, meine Dissertation und Bangert S. 30 ff.

[2]) Vergl. Helmold 47 und Hasse, Regesten- u. Urkundenbuch Bd. I Nr. 72: („durch ganz Slavien, welches in eben jenem Kirchspiel (d. h. Neumünster) liegt." „— — — per totam Slaviam, que in ipsius sita est parochia (d. h. Faldera)."


OSTSEE
Iˢ FEHMARN
Eckernförde
Gettorf
Friedrichsort
KIEL
Probstei
WAGRIEN
Lütjenburg
Heiligenhafen
Oldenburg
Dahme
Cismar
Grömitz
Neustadt
Neustädter Bucht
Preetz
Plön
Eutin
Nortorf
Einfeld
Neumünster
Bornhöved
Segeberg
Bramstedt
Oldesloe
LÜBECK
Ratzeburg
Mölln
Bargteheide
Trittau
ALTONA HAMBURG
Bergedorf
Lauenburg
Pinnau
Bille
Trave
Stecknitz
Sachsengrenze
KARTE
DER EHEMALIGEN
SLAVENDÖRFER IN
OST-HOLSTEIN
von
Dr. Arthur Gloy, Kiel 1893.
ERKLÄRUNG:
Ort mit slavischer Bauart
Ort mit slavischer Bauart und slav. Namen.
Ort mit slav. Namen
...... Sachsengrenze K. d. Gr.
Grenze d. Gesch. Lehns.

B. Christianisierungs- und Germanisierungsversuche in Ost-Holstein bis zum Jahre 1137.

Die unmittelbaren Nachbarn der Nordalbinger waren, wie schon gesagt, das mächtige Volk der Obotriten, welche zu Karls des Großen Zeiten in Ostholstein von der Ostsee bis zur Elbe und weiter östlich in Mecklenburg saßen. Sie zerfielen (nach Schafarik, Slavische Altertümer II, 504) in 8 kleinere Stämme: die Fembraner, die Wagrier, Polaben, Smolinzer (Smeldinger in den Annalen genannt), Glinjaner, Wjetniker oder Wranowzer und die Drewaner, deren Namen aber zu Karls des Großen Zeiten erst zum kleineren Teil vorkommen. Die Namen Wagrier und Polaben (Lauenburger) finden wir erst bei Adam von Bremen. Es sind aber offenbar dieselben Stämme, welche unter Karl dem Großen bereits, unter dem Gesamtnamen: Obotriten eine große Rolle spielen. Die Schlacht von Suentana vollends (798) kann, auch wenn nicht die Bornhövder Gegend der Schlachtort gewesen sein sollte, nur gegen die Wagern geschlagen worden sein.

So lange Karl der Große lebte, waren die Obotriten seine treuen Bundesgenossen, freilich wohl in ihrem eigenen Interesse. Sie brauchten die deutsche Hülfe, um sich des Andranges ihrer östlichen Stammesgenossen besser erwehren zu können, wie Karl die ihrige im Kampfe gegen die Sachsen und gegen die Slaven an der mittleren Elbe. Eine vorübergehende Störung jenes guten Verhältnisses der Obotriten zum Reiche trat im Jahre 817 ein, als ihr Fürst Sclaomir die fürstliche Gewalt, welche er nach der Ermordung Drazcos (Thrasucho, Thrasico) im Jahre 809 durch die Dänen allein geführt hatte, mit dessen Sohne Ceadrag auf kaiserlichen Befehl teilen sollte. Er verband sich mit den Dänen und rückte mit ihnen vor Itzehoe. Aber schon 2 Jahre darauf wurde er durch die sächsischen Befehlshaber in Holstein gefangen genommen und nach Aachen gebracht, wo er auf Drängen der ebenfalls erschienenen Großen seines Volks die Herrschaft niederzulegen genötigt wurde. Ceadrag wurde Fürst der Obotriten. Es scheint, daß dieser mächtige Slavenstamm ganz unter die Oberhoheit des fränkischen Reiches getreten war. — Zu einer Mission unter den Obotriten kommt es damals noch nicht. Ansgar geht wohl nach Dänemark und Schweden, (Ad. v. Bremen I, 25) aber nicht nach Slavien. Auf das im Mekl. Urk. B. I, 28. z. J. 1065? — erhaltene Schreiben des Erzbischofs Adalbert an den Abt von Corbie über die Wirksamkeit Ansgars: „Dieser (d. h. Ansgar) hat sowohl unsern Gegenden das Evangelium gebracht, als auch die Gesamtheit der Friesen, Dänen, Slaven, Norweger und Schweden unter unsäglichen Mühen zum Glauben bekehrt“ — braucht man natürlich nicht viel Gewicht zu legen. Das ist eine Übertreibung, wie wir sie bei den damaligen Schriftstellern auf jeder Seite finden. Gelegentlich mag ja Ansgar auch in einem slavischen Grenzorte gepredigt haben. Mehr wird man schwerlich mit Recht behaupten dürfen. Der erste getaufte Slave in dieser Zeit ist, soweit wir wissen, eben jener Sclaomir, und zwar empfängt er die Taufe erst auf dem Totenbette und losgerissen aus

der Verbindung mit seinen Landsleuten. Obendrein könnte jene ganze Taufangelegenheit sehr wohl eine kirchliche Legende sein. Sclaomir starb 821, als er eben im Begriff stand, die durch Ceadrags Untreue wieder erledigte Herrschaft abermals anzutreten. Im folgenden Jahre 822 finden wir wieder obotritische Gesandte am kaiserlichen Hofe, woselbst die Neuwahl eines Fürsten möglicherweise geregelt worden ist. Fortan herrschte Ruhe im Obotritenlande, bis die Kämpfe der Söhne Ludwigs des Frommen gegen den Vater und der Brüder untereinander den Slaven neue Gelegenheit zum Abfall boten. 837 sind die Obotriten im Aufstand begriffen, und obgleich Grafen zu ihrer Bekämpfung ausgeschickt werden und in der That mit Geiseln zurückkehren, so stehen sie doch im folgenden Jahre 839 wieder unter den Waffen und trotzen einem wider sie ausgesandten Heere. Ludwig der Deutsche, dem bei der Teilung des Reiches Ostfranken mit den Slavenländern zugefallen war, mußte also in den letzteren Gebieten seine Autorität ganz neu begründen. 844 bezwang er die Obotriten, tötete ihren König Goztomuizl und verteilte die Herrschaft wieder unter mehrere Stammesfürsten.

Nach der großen Niederlage der Sachsen unter Herzog Brun gegen die Normannen (880) fallen die Elbslaven wieder ab, und wahrscheinlich auch die Obotriten; denn 889 unternimmt Arnulf einen Zug gegen sie, worauf im Jahre 895 ihre Gesandten mit Huldigungsgeschenken am Hofe erscheinen. In wie weit an diesen Abfällen und Beschickungen der Hoftage auch die westlichen Obotriten, d. h. die Wagern und Polaben beteiligt gewesen sind, wissen wir nicht.

Von da bis zu den Einfällen der Magyaren hören wir von dem Verhalten der Obotriten zum Reiche wenig. Die traurige Zeit der Schwäche des Deutschen Reiches aber werden die Wagern und Polaben sicherlich benutzt haben, um in Gemeinschaft mit den Dänen Nordalbingien heimzusuchen. (Ad. Brem.) Unter Heinrich I. erfolgt eine abermalige Niederwerfung der Obotriten (931). Durch die Errichtung der schleswigschen Mark sind sie fortan der unmittelbaren Berührung mit den Dänen, wenigstens zu Lande, entzogen und verhalten sich in der zunächst folgenden Zeit ruhig. Von Christentum unter ihnen kann indessen auch jetzt noch nicht gesprochen werden. Helmold I, 6 sagt nur, daß die 6 Erzbischöfe von Ansgar bis Unni, welcher im Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, sich außerordentliche, a b e r v e r g e b l i c h e M ü h e um die Slaven gegeben hätten.

Erst unter der kraftvollen Regierung Otto's I. begann die Einführung des Christentums, nachdem noch zu Beginn seiner Herrschaft ein erneuter Aufstand der Slaven, darunter auch die Obotriten, unter wechselndem Kriegsglück niedergeworfen worden war.

Um's Jahr 948 [1]) wurde Oldinburg, (slav. Starigrad=Altstadt) die Hauptstadt der Wagrier, zum Bischofssitz erhoben und dem Hamburger Erzbistum untergeordnet [2]). — Helmold I, 12 (nach Adam) berichtet, „daß die Zahl der Gläubigen dort sehr groß gewesen und daß bei dem Eifer der Ottonen für die Bekehrung der Slaven

[1]) Dehio: Gesch. d. Erzbistums Hbg.-Brem., Exkurs XII.
[2]) Ad. v. Bremen II, 5, 14, 42, Helmold I, 16 und Thietmar von Merseburg.

das ganze Land der Wagiren, Obotriten und Kricinen mit Kirchen, Priestern, Mönchen und Nonnen angefüllt worden sei." Und in der That, daß die Zahl der Priester eine recht beträchtliche gewesen ist, braucht man nicht zu bezweifeln. Wurden doch ihrer 60, die erschlagenen ungerechnet, bei der großen Reaktion von 1018 für weitere Martern aufgehoben. Ob aber die Zahl der wirklich Bekehrten dieser großen Priesterschar entsprach, ist mehr als fraglich trotz Adams Versicherung, daß alle Slaven durch Otto's Tapferkeit bekehrt worden seien. — In dem eben bereits zitierten 12. Kapitel spricht Helmold ferner auch ganz deutlich von Sachsen, welche sich unter den Ottonen in jenem großen Walde Isarnho (zwischen Lütjenburg und der Schlei) angesiedelt hätten. „Damals war nämlich Schleswig samt der anliegenden Landschaft, welche sich vom Slya-See (Schlei) bis zum Egdora-Flusse (Eider) ausdehnt, dem römischen Reiche unterthan. Das Land war geräumig und fruchtbar, lag jedoch meistens wüst, weil es, zwischen dem Ozean und dem Baltischen Meere gelegen, durch häufige feindliche Einfälle litt. Als aber durch Gottes Barmherzigkeit und des großen Otto Tapferkeit ein sicherer Friede überall herrschte, da begannen die Einöden des wagrischen und schleswigschen Landes bewohnt zu werden, und bald blieb kein Winkel übrig, der nicht mit Städten, Dörfern und meistens auch mit Klöstern geschmückt war. Noch giebt es mehrere Spuren jener alten Bevölkerung, zumal in dem Walde, der sich von der Stadt Lucilinburg (Lütjenburg) in sehr weiter Ausdehnung bis Schleswig erstreckt. Die weite Einsamkeit und das tiefe, fast undurchdringliche Dickicht desselben bieten noch Grenzlinien dar, durch welche einst die einzelnen Äcker abgeteilt waren. Auch die Anlage von Städten oder festen Orten ergibt sich aus dem Bau der Wälle. Ebenso zeigen die Dämme, welche, um das Wasser zum Behufe der Mühlen aufzustauen, an den meisten Bächen aufgeführt sind, daß jener ganze Wald einst von Sachsen bewohnt war." — Man fragt sich beim Lesen dieser Stelle, ob Helmold das wohl wirklich gesagt haben will, was man allenfalls aus seinen Worten herauslesen könnte, nämlich daß unter den Ottonen eine sächsische Besiedelung größeren Umfanges auch östlich von der Kieler Föhrde und der Schwentine erfolgt wäre. Helmold spricht freilich von dem ganzen Walde Isarnho; aber die damaligen Schriftsteller sind mit dem „ganz" und „alle" sehr leicht bei der Hand. Helmold mag wohl einzelne Beispiele gefunden haben, aber er hat offenbar das, was er in der Plöner Gegend sah, ohne weiteres auf den ganzen Isarnho ausgedehnt. Wir sahen bereits, daß der Name des Dorfes Nehms darauf hindeutet, daß eben in dieser Gegend Deutsche unter den Slaven wohnten. Das wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Zeit der Ottonen beziehen und braucht also nicht auf die Zeit vor Karl dem Großen bezogen zu werden (vgl. S. 101). Mit dieser Gegend südwestlich vom Plöner See bleiben wir immer noch an der Grenze des Sachsenlandes. In den eigentlichen Kern Wagriens sind auch in dieser glanzvollen Zeit Otto's I. Deutsche wohl nur vereinzelt eingedrungen, abgesehen von den Geistlichen und ihrem Anhange. Im 14. Kap. sagt Helmold, daß der Bischof Wago in Olden-

burg seine Güter an Anbauer austeilte zur Bearbeitung — und ferner, daß diese Anbauer, welche zu den bischöflichen Gütern gehörten, Verfolgungen von seiten der Slaven ausgesetzt gewesen wären. Nimmt man nun auch alle Bewirtschafter der bischöflichen Güter als Deutsche an, (— was durchaus nicht notwendig ist; denn die Slaven können sehr wohl ihre eigenen Landsleute verfolgt haben, welche sich zum Dienst der verhaßten Fremdlinge hergaben, —) so bleibt ihre Zahl immer noch eine sehr geringe. Eine bewaffnete deutsche Macht hat nicht im Lande gestanden.

Der Haß der Slaven hatte nicht so sehr das Christentum selbst zum Gegenstande, — denn gegen dieses konnten sie sich ja indifferent verhalten —, als die damit verbundene Abgabe an den Bischof, den Zehnten. Dazu kamen noch die Erpressungen von seiten der sächsischen Herzoge. Helmold wird nicht müde, dies als die Ursachen der unaufhörlichen Schilderhebungen der Slaven immer aufs neue hervorzuheben. — Die Zahl der Bischöfe in Oldenburg vom Jahre 948 bis zur Vernichtung des Christentums (1066) giebt Adam auf 10 und Helmold auf 11 an. Den ersten, Marco, hat er hinzugedichtet.[1]) Nach Adam sind es Egward, Wago, Ezilo, Reginbert, Volkward, Benno, Reinold, Meinher, Abelin und Eizo, welcher letzte noch 1074 lebte. Diese Bischofsreihe macht ja einen ganz stattlichen Eindruck. Aber es ist nur Schein. Viele von diesen Bischöfen haben sich während der längsten Zeit ihres Episkopats nicht im Lande behaupten können, und daß es namentlich mit den 4 letzten, welche nach dem gleich zu besprechenden großen Aufstande von 1018 ernannt wurden, sehr schwach bestellt gewesen sein muß, liegt ja auf der Hand. Volkward wurde durch die Erhebung wahrscheinlich des Jahres 1018 vertrieben, und nach 1066 ist es mit dem Christentum in Wagrien überhaupt vorbei.

Als die Kunde von der Niederlage Ottos II. durch die Sarazenen sich verbreitete, brach auch unter den Obotriten ein Aufstand los. Hamburg wurde von ihnen zerstört. Aber Mistewoi (Mistui) blieb doch Christ, und die Kirche in Oldenburg überstand noch diesen ersten Sturm. Hier ist es nun eine etwas verwickelte Sache, alle jene Begebenheiten, welche Adam und Helmold irrigerweise in den Anfang der Regierung Heinrichs II. zusammendrängen, zu sondern und auf die Jahre von 983—1018 zu verteilen. Thietmar unterscheidet genau die beiden Aufstände von 983 und 1018, deren erster mehr nach außen, gegen die deutsche Herrschaft, der letzte gegen den eigenen Fürsten Mistislav, (nicht Mistewoi) und gegen die Kirche gerichtet war[2]). In den letzten Lebensjahren Heinrichs II. wurde nicht viel gebessert. Zwar versuchte der Bischof Benno den zerstörten Oldenburger Bischofssitz wiederherzustellen; doch mußte er sehr bald aus Mangel an Hülfsmitteln Wagrien wieder verlassen. Er begab sich nach Hildesheim, wo er 1023 gestorben ist. Die slavischen Fürsten hatten sich während der letzten Christenverfolgung der

[1]) Vergl. Lappenberg in Pertz' Archiv IX, 387 f und Schirren, Beiträge zur Kritik älterer schleswig-holsteinischer Geschichtsquellen, Leipzig 1876, S. 56.)

[2]) Vergl. Usingers Exkurs VI b zu Hirsch, Jahrbücher Heinrichs II. Bd. I 478—486 und Wendt, Die Colon. d. Länder östl. der Elbe, Teil I, 65.

bischöflichen Güter bemächtigt und gaben sie weder auf die Bitten Bennos noch auf den Befehl des Kaisers heraus. Unter Konrad II. herrschte Ruhe und Frieden im Obotritenlande, nicht etwa, weil sich die Slaven dem Christentume fügten, sondern vielmehr deshalb, weil die Geistlichkeit sich im Lande nicht halten konnte. „Der Herzog nämlich und die Sachsen rafften alles an sich und ließen den Kirchen und Priestern nichts übrig". Nach Mistislavs (= Metschislav) Tode herrschten unter den Obotriten mehrere Fürsten [1]) zugleich: Onodrag (Anadrag), Pribinjev (Pribignevus, Gneus), dessen deutscher Name Uto (Udo) war, der Sohn Metschislavs, ferner Sederich und Ratibor. Utos Sohn, der, wie Helmold c. 19 andeutet, nur ein Scheinchrist war, ist jener Gottschalk, welcher sich, nach anfänglichem Wüten gegen die nordalbingischen Christen, später als einen so eifrigen Bekenner des Christentums bewährte, daß er, nach mancherlei Abenteuern zur Herrschaft gelangt, auch einen großen Teil seines Volkes [2]) mit sich fortriß. „Damals", erzählt Helmold c. 20, „seien die durch das ganze Land der Wagiren, Polabingen und Obotriten zerstörten Kirchen wieder aufgebaut, Klöster und Stifter seien in Alt-Lübeck, Oldenburg, Ratzeburg, Lenzen, Mecklenburg und anderen Orten errichtet worden, Gottschalk selbst habe in slavischer Sprache seinem Volke gepredigt und ungefähr den 3ten Teil von denen, welche unter seinem Großvater Mistewoi (richtig: Metschislav) wieder ins Heidentum zurückgefallen wären, wiederbekehrt." Aber diese Herrlichkeit war nicht von langem Bestande. Bald nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Sachsen sollte es sich zeigen, daß die Erfolge Gottschalks nur äußerlich gewesen waren.

Die fortgesetzten Tribute an den Herzog und die zur Erhaltung der Kirchen und Klöster den Slaven auferlegten Lasten mußten notwendig den alten Haß gegen alles deutsche Wesen und das Christentum wachhalten.

Im Anfang des Jahres 1066 brach ein allgemeiner Aufstand los, an dessen Spitze Gottschalks eigener Schwager Blusso stand. Am 7. Juni wurde Gottschalk nebst seinem Gefolge zu Lenzen erschlagen, die Christen in Ratzeburg gesteinigt und der Bischof von Mecklenburg gefangen nach Rethra geführt, wo er dem Radigast geopfert wurde. Das Bistum Oldenburg wurde zum 2. Mal vernichtet und blieb fortan bis zur Ankunft Vicelins unbesetzt. Sigrid, die Wittwe Gottschalks, flüchtete mit ihrem jüngeren Sohne Heinrich nach Dänemark. Ihr älterer Stiefsohn Butue begab sich nach Lüneburg und versuchte wiederholt mit Unterstützung des Sachsenherzogs Ordulf sein väterliches Erbe wiederzugewinnen. Bei dem Versuch, auch im eigentlichen Wagrien sich festzusetzen, wurde er nebst 600 Sachsen beim Abzuge aus der von ihm übergebenen Feste Plön niedergemacht. Selbst über die Grenze brachen die nun einmal entfesselten Slaven. Jahre lang verwüsteten sie Nordalbingien, dessen Einwohner z. T. die Auswanderung vorzogen. Auch Schleswig und Hamburg wurden zerstört. Fortan herrschten Blusso und nach ihm Cruco (Cruto) unumschränkt. Die Re-

[1]) Vgl. Schafarik, Slav. Altert. II 534, Anm. 2.

[2]) Nach Schirren, Beiträge S. 116 ff. ist Gottschalk Fürst der Elbslaven (Polaben) gewesen, nicht der Wagern.

sidenz des letzteren war Buku (Bukowec) auf jener Halbinsel, welche den ältesten Teil des heutigen Lübeck bildet. Jetzt hatte sich das Spiel vollständig gewandt, indem die nordalbingischen Gaue dem Wendenfürsten Tribut zahlen mußten.

So lagen die Verhältnisse, als Heinrich, Gottschalks jüngerer Sohn, um 1090 (?) aus Dänemark zurückkehrte. Wohl suchte der alte Cruto sich dieses gefährlichen Nebenbuhlers (nach Helm. 34, durch Mord) zu entledigen; aber seine Ermordung ebnete Heinrich den Weg. Die mit Hülfe der Sachsen gewonnene Schlacht von Schmilau in Lauenburg ums Jahr 1093 (?) sicherte ihm vollends die Herrschaft zunächst über das heutige Lauenburg. Ob sich seine Macht später noch weiter nach Norden und Osten ausdehnte, können wir nicht recht kontrollieren. Wohl aber dürfen wir daran zweifeln, daß es in dem Umfange geschah, wie Helmold uns glauben machen will (vgl. Schirren, Beitr. 128 ff.) — Nach diesem Siege suchte Heinrich, jedenfalls aus dem Grunde, um es mit dem Sachsenherzog nicht zu verderben, den Einfällen der Slaven in Nordalbingien ein Ende zu machen. Es gelang, wenn auch nicht vollständig. Nach Helmold 34 „verließen die Nordalbingier jetzt ihre festen Plätze, in denen sie sich aus Furcht vor Kriegsgefahr eingeschlossen hatten, und jeder kehrte in sein Dorf zurück". Ganz aber hörte das Räuberunwesen doch nicht auf; denn 1110 plündert eine slavische Räuberbande das Hamburger Gebiet und erschlägt den Grafen Gottfried von Holstein, (den unmittelbaren Vorgänger der Schauenburger,) welcher ihr die gemachte Beute wiederabnehmen will. — Das Verhältnis des Polabenfürsten Heinrich zum Sachsenherzog blieb ein andauernd gutes. Die Sachsen und namentlich die Nordalbinger leisteten Heinrich gute Dienste auf seinen Kriegszügen gegen die weiter östlich wohnenden Slaven, namentlich die Rügener; Heinrich belohnte sie durch Gewährung eines Anteils an der gemachten Beute. Dem Sachsenherzog zahlte er Tribut, aber das Christentum wagte er seinem Volke doch nicht aufzudrängen. Die einzige Kirche im ganzen Slavenlande soll nach Helmold 34 und 41 damals in Alt-Lübeck gewesen sein, wo sich Heinrich mit seiner Familie häufig aufhielt. Heinrich selbst bekannte sich wohl nur aus politischen Rücksichten äußerlich zum Christentum. Außer der fürstlichen Familie scheint es aber doch eine kleine christliche Gemeinde in Alt-Lübeck gegeben zu haben; denn eine Urkunde (Urk. B. d. Stadt Lübeck Nr. 3) erwähnt eine Kolonie deutscher Kaufleute daselbst in jener Zeit bereits. Helmold I, 48 und II, 12 sagt uns noch Näheres hierüber. Das Todesjahr Heinrichs steht nicht fest. Die Angaben und Berechnungen schwanken zwischen 1119 und 1127. In den letzten Jahren seines Lebens und gerade in Alt-Lübeck soll es nach Helmold gewesen sein, wo Vicelin die Erlaubnis von ihm erwirkte, im ganzen holsteinischen Slavenlande — und namentlich in Wagrien, wohin Heinrichs Befugnisse höchst wahrscheinlich gar nicht reichten — predigen zu dürfen. Wie diese Fabel nur aus der durch die ganze Slavenchronik zu verfolgenden Tendenz Helmolds, die Bekehrung Wagriens an Lübeck zu knüpfen und Hamburg-Bremen in den Hintergrund zu drängen, zu erklären ist, das hat Schirren in seinen öfter zitierten „Beiträgen zur Kritik älterer schleswig-holst. Geschichtsquellen" ein-

gehend nachgewiesen. Historisch wird es sein, daß nicht allzu lange nach Heinrichs Tode die Mission in Holstein unter Vicelin beginnt. Das Jahr läßt sich nicht näher bestimmen, kaum das Jahrzehnt, in welchem dieses geschah. Zunächst blüht das Christentum hart an der Grenze des Slavenlandes auf, zu Neumünster. Ein Dom und ein Augustinerkloster entstanden, und die Predigt unter den umwohnenden Slaven, die nach Helm. I, 47 bis in die Heide hinein wohnten, nahm ihren Anfang. — Das weitere Vordringen der Mission nach Osten schienen die Bemühungen Knud Lawards, (eines Sohnes des Königs Erich von Dänemark und Vetters von Heinrich mütterlicherseits,) den die Slaven „Knese" (=Herr) nannten, vorbereiten zu sollen. Knud, welcher gegen Zahlung einer großen Geldsumme und nach Leistung des Lehnseides zum Fürsten der Slaven, d. h. wohl der Polaben erhoben worden war durch den Kaiser Lothar, suchte seine Macht auch nördlich über die Trave auszudehnen. Er ist es, welcher zuerst eine kleine sächsische Feste auf dem Alberg anlegte. Zu eigentlicher Herrschaft in Wagrien ist er niemals gelangt. Nach kurzer, machtloser Regierung wurde er im Jahre 1131 zu Roeskilde ermordet. Auch der militärische Posten, den er auf den Alberg gelegt hatte, hatte nur ein kurzes Bestehen. Schon einige Wochen oder Monate nach seiner Anlegung wurde er durch eine bewaffnete Schar, die, wie verlautete, vom Grafen Adolf ausgeschickt worden war, wieder aufgehoben. Dieses Gerücht ist durchaus glaubhaft; denn es konnte für niemanden ein schlimmerer Strich durch die Rechnung sein, als gerade für den holsteinischen Grafen, wenn sich ein fremder Fürst, der noch dazu mit Dänemark in Verbindung stand, in Wagrien, dem demnächst anzutretenden Erbe Holsteins festsetzte.

Wahrscheinlich im Jahre 1136 wurde dann auf Anregung Vicelins und unter persönlicher (Helmold, 53) Anwesenheit des Kaisers (?) der Grundstein zu einer neuen und zwar kaiserlichen Burg auf dem Alberg gelegt, an deren Bau die Nordalbingier und die umwohnenden Slaven mitzuarbeiten Befehl erhielten. Sie bekam den Namen Sigeberg (Sigeburg). Auf den Bau der Burg oder gleichzeitig erfolgte die Gründung einer Kirche am Fuße des Berges und eines Klosters, welches jedoch bald, des geräuschvollen Getriebes auf der Burg wegen, nach dem nahegelegenen Hagerestorpe (dem slavischen Cuzalina, heute: Högersdorf am rechten Traveufer, welches die slavische Bauart noch bewahrt hat) verlegt wurde. Zum Unterhalt wurden der Kirche und dem Kloster 6 westlich von der Trave gelegene Dörfer angewiesen. Helmold 53 berichtet ausdrücklich, daß dem Brauche gemäß hierüber Urkunden ausgestellt wurden. Diese Urkunden sind uns erhalten. (Hasse: Regesten- und Urkundenbuch I, 43 ff.) Die erwähnten Dörfer sind: Ritteristorp, ein heute nicht mehr bestehendes Dorf westlich von der Trave, Hageristorp (Högersdorf), Zuizle oder Huezle (=Schwissel), Mozene oder Mozinke (=Mözen) und zwei Wittenburne, von denen eins noch heute besteht. Diese Dörfer werden also vor 1136 — nicht gegründet, sondern — mit sächsischen Ansiedlern besetzt worden sein. Sie beruhen nämlich fast alle auf slavischer Grundlage. Högersdorf ist noch heute ein deutlicher Rundling, Zuizle und Mozinke sind slav. Namen, und mit den beiden

Wittenburne verhält es sich wahrscheinlich ebenso, wie mit den meisten übrigen, zu Beginn der Kolonisation doppelt vertreten nebeneinanderliegenden Dörfern (s. u.).

Dies ist der Anfang einer systematischen Kolonisation Wagriens. Der westlich von der Trave zwischen Oldesloe und Segeberg liegende, bisher den Slaven gehörige Streifen des östlichen Hügellandes war für Holstein gewonnen, und mit Sigeburg war die Trave schon überschritten. Jedoch sollte sich diese junge Segeberger Stiftung keines langen Friedens erfreuen. Als im Jahre 1137 Kaiser Lothar gestorben war, erhob sich ein Streit zwischen Heinrich dem Stolzen und Albrecht dem Bären um das Herzogtum Sachsen. So kam es, daß, als Albrecht anfangs im westlichen Sachsen und in Nordalbingien die Oberhand behielt, Adolf II., welcher seine der Kaiserin-Wittwe Richenza und ihrem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen geschworene Treue nicht brechen wollte, dem Anhänger Albrechts, Heinrich von Badewide, in Holstein weichen mußte. Diese Wirren benutzte der Wagernfürst Pribislav (wahrscheinlich dieser und nicht der Pribislav von Lubeke, wenn anders sie nicht identisch sind.) Er fiel über die eben erst erbaute Sigeburg her und zerstörte sie „mitsamt den umliegenden Orten, wo Sachsen wohnten.“ Auch das Münster ging in Flammen auf; aber die Priester entkamen, bis auf einen, unversehrt nach Neumünster.

So waren die spärlichen Anfänge des Christen- und Deutschtums im Wagernlande wiederum so gut wie ausgerottet; aber zugleich war dies auch die letzte bewaffnete Reaktion der ostholsteinischen Slaven, wenigstens so weit wir wissen. Eine ganz neue, deutlich von der Vergangenheit abgegrenzte Aera in der Geschichte des ostholsteinischen Slavenlandes sowie der weiter östlich wohnenden Slaven überhaupt beginnt.

C. Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein seit dem Jahre 1137.

Kap. 1.

Einleitender Überblick.

Die beiden Landschaften Stormarn und Holstein, deren Verwaltung Graf Adolf I. von Schauenburg nach dem Falle des Grafen Gottfried im Jahre 1110 übernahm, enthielten an Fläche nur etwa die Hälfte des heutigen Holsteins, und gerade das unfruchtbare Land des Heiderückens war hierin mit einbegriffen. In den westlichen Marschen und im anliegenden Geestlande saßen die freien Ditmarscher, und die Slaven, wie ein Blick auf die beigegebene Karte lehren kann, im großen und ganzen bis an die Westgrenze des Geschiebelehms und stellenweise bis in die Heide hinein. Diese kleine Grafschaft war auf 2 Seiten von mächtigen Feinden bedroht. Im Norden war die schleswigsche Mark, einst ein Bollwerk gegen die Dänen, seit 1026 in deren Hände übergegangen, und im Osten brachen die Slaven in fortwährenden Verheerungszügen über die Grenze. Jetzt bietet sich unseren Augen ein kaum begreifliches Schauspiel. Die

Macht der Wagern und Polaben, welche bisher allen Bekehrungs- und Germanisierungsversuchen getrotzt, welche eben noch die ersten Keime des Christen- und Deutschtums in ihrem Lande wieder geknickt haben, bricht urplötzlich in sich zusammen. Heinrich von Badewide unternimmt im Winter 1138/39 einen Rachezug für die von Pribislav angerichteten Verwüstungen, verheert ganz Wagrien, nur mit Ausnahme der festen Städte, und im folgenden Sommer ziehen die Holsten sogar ohne den Grafen auf eigene Faust vor die Slavenfeste Plön (Plune), erobern sie und metzeln die Besatzung nieder. Helmold berichtet, „daß sie jetzt mit den Slaven verfuhren, wie diese mit ihnen zu verfahren beabsichtigt hätten, indem sie ihr ganzes Land wüst legten. Die Holzaten aber betrachteten diesen überelbischen Sachsenkrieg als eine günstige Vorbedeutung, weil sie Freiheit gehabt hätten, sich an den Slaven zu rächen, ohne daß Jemand es ihnen gewehrt hätte. Denn die Fürsten pflegen die Slaven zu beschützen, um ihre Einkünfte zu vermehren."

Diese Bemerkung giebt uns den Schlüssel des Verständnisses in die Hand dafür, daß die Slaven so lange ungestört ihr Wesen treiben konnten. Nur daran dürfen wir berechtigte Zweifel hegen, ob diese Bemerkung — was aus Helmold allerdings hervorginge — auch auf Wagrien bezogen werden darf. Es hat nach Allem, was wir bisher sahen, gar nicht den Anschein, als ob seit 1066 Tribute von dort geflossen sind. Wundern müssen wir uns ferner darüber, daß die Wagern so gut wie keinen Widerstand leisten. Von einer Schlacht oder einem Treffen wird uns nichts berichtet, abgesehen von dem Plöner Gemetzel. Wie soll man dies erklären? Haben Treffen gar nicht stattgefunden oder sind sie uns nur nicht überliefert? Die Ursachen der Katastrophe aber mag man wohl in der Zersplitterung des Wagernstammes in mehrere Fürstentümer (unter Pribislav, Rochel und Thessemar, welche noch späterhin Erwähnung finden werden) auf der einen Seite und dem Erstarken Nordalbingiens unter der kraftvollen Regierung der beiden ersten Schauenburger auf der anderen Seite sehen dürfen.

Nach der gewöhnlichen Ansicht wäre der Zug Heinrichs von Badewide ein allgemeiner „Vernichtungskrieg" gegen die wagrischen Wenden gewesen. Nun, das ließe sich allenfalls aus Helmold herauslesen. Indes, auch die Nordalbingier sind nach derselben Quelle schon wiederholt „vernichtet" worden, und doch sind sie immer wieder da. Z. B. eben erst durch die große Reaktion der Slaven von 1066 „vernichtet", schließen sie sich bald darauf in großen Massen den Zügen Heinrichs von Lauenburg gegen die östlichen Slaven an. Gewiß verfuhren die rauf- und raublustigen Holsten nicht allzu sanft mit ihren langjährigen Peinigern; wohl manchen ließen sie über die Klinge springen, aber die große Masse der Wenden blieb doch vorläufig im Lande sitzen, wenn sie auch schon jetzt begonnen haben mögen, sich allmählich zu verflüchtigen. Mehr in Fluß gekommen ist die Auswanderung der Slaven wohl erst zur Zeit der großen Kolonisationsperiode, welche mit dem Jahre 1142 ihren Anfang nahm. Aber erst bedeutend später, als Landmangel für die Masse der einströmenden Kolonisten eintrat und der Kontrast zwischen den Einkünften aus deutschen und

slavischen Dörfern sich für den Geldbeutel der Herzöge, Grafen und Bischöfe immer mehr bemerklich machte, kam ein förmliches System in die — sei es nun gewaltsame Austreibung, sei es mehr oder minder freiwillige Auswanderung der Slaven. Auf diesen Punkt wird im folgenden noch weiter eingegangen werden.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. Friedrich Dahl in Kiel.

III. Die Säugetiere.

Man sollte glauben, daß die hoch organisierten Säugetiere, welche in vielen ihrer Vertreter für den Menschen von der größten Bedeutung sind, von allen Tieren der Heimat am besten bekannt seien. Dem ist aber durchaus nicht so. Im Gegenteil sind die kleineren Arten unter ihnen weit mehr vernachlässigt als die meisten anderen Tiere. Von vielen Tiergruppen, so von Vögeln, Käfern, Schmetterlingen u. s. w. findet man in den Museen fast vollständige Sammlungen. Von Säugetieren aber fehlen meist einige der häufigsten Formen. Es mag die Vernachlässigung teilweise in der nächtlichen Lebensweise vieler Säugetiere ihren Grund haben, besonders aber dürfte sie auf die geringere Schönheit derselben, welche für die Schwierigkeit der Konservierung nicht einen entsprechenden Ersatz zu bieten scheint, zurückzuführen sein. Durch ihre Lebensweise bieten aber unsere Säugetiere so viel Interessantes, daß ein genaueres Studium der einzelnen Formen nicht warm genug empfohlen werden kann. — Bis jetzt wurden von Säugetieren der Provinz eingehender untersucht, die Seesäugetiere, welche regelmäßig oder gelegentlich an unsern Küsten stranden oder gefangen werden. K. Möbius widmete unter anderen, speziell diesen Tieren seine Aufmerksamkeit. Von demselben Forscher wurde eine ziemlich umfangreiche Knochensammlung von Tieren, die bei uns ausgestorben sind, für das Kieler Museum zusammengebracht. Weitere Mitteilungen über einheimische Säugetiere liegen vor von Boje, Boll und Wiese. Alles das kam für die vorliegende Arbeit zur Verwendung. Dann wurde das Material des Hamburger Museums durchgesehen. Dem vertretenden Direktor, Herrn Dr. Pfeffer, bin ich deshalb zu besonderem Dank verpflichtet. Über die Verbreitung jagdbarer Tiere verdanke ich meinem Freunde Dr. Bier vielfache Notizen. Kleinere Mitteilungen machten mir schließlich Herr Dr. H. Lenz in Lübeck und Herr Lehrer Frahm in Poppenbüttel bei Hamburg. Auch ihnen besten Dank.[1])

---

[1]) Es mögen hier gleich diejenigen Schriften genannt werden, welche besonders zum weiteren Studium zu empfehlen sind. Die besten Bestimmungstabellen der Säugetiere und

Die systematische Stellung der Säugetiere.

Das Nähren der Jungen nach der Geburt mit einer Drüsenabsonderung ist es, welches die Säugetiere den andern Tieren gegenüber auszeichnet und nicht etwa, wie Laien häufig glauben, das Gebären lebendiger Jungen. Viele Reptilien und Fische, ja selbst eine große Zahl niederer Tiere bringen lebendige Junge zur Welt und andererseits ist vor einigen Jahren nachgewiesen, daß die Schnabeltiere Australiens Eier legen, ohne deshalb aus der Reihe der Säugetiere gestrichen werden zu müssen. — Wenn nun auch das Vorhandensein von Ernährungsdrüsen als Hauptmerkmal der Klasse anzusehen ist, so giebt es doch eine große Reihe von Eigenschaften, welche mehr oder weniger ausnahmslos mit jenem verbunden sind. Als leicht erkennbares Merkmal wurde bei der Übersicht der Wirbeltierklassen das Vorhandensein von Haaren genannt. Unsere Delphine und die häufig an unsere Küsten gelangenden Wale machen aber schon eine Ausnahme. — Die größte Ähnlichkeit zeigen die Säugetiere mit Reptilien, soweit diese vollständige Beine besitzen. In den Beinen kehrt sogar die vollkommen gleiche Anordnung der Knochen &c. wieder. — Da die Reptilien schon in großer Zahl existierten, bevor es Säugethiere und Vögel gab, so werden wir sie auch wohl als die Stammeltern unserer Klasse anzusehen haben. Aber wie kann man sich bei einem Reptil die Milchdrüsen entstanden denken? Die jetzt noch lebenden, höheren Wirbeltiere führen uns gewissermaßen die Art der Entstehung vor Augen: Bei den Vögeln sehen wir zur Brutzeit einen eigentümlichen Brutfleck sich entwickeln, eine Hautstelle am Bauche, an welcher die Federn ausfallen und die Blutgefäße sich stärker entwickeln. Denken wir uns an dieser Stelle Falten gebildet, welche die Eier aufnehmen können, so haben wir eine Stufe vor uns, die wir bei den australischen Schnabeltieren finden. Drüsen treten auf, welche, obgleich noch nicht in eine Zitze ausmündend, die eben aus dem Ei ausschlüpfenden Jungen auf einige Zeit zu nähren imstande sind. Es tritt dann die Entwicklung der Jungen im mütterlichen Körper hinzu. Der Embryo wird im Uterus durch eine Drüsenabsonderung ernährt. Die lebend geborenen aber noch wenig entwickelten Jungen werden zur weiteren Ernährung in den Beutel übertragen und saugen sich hier an die Zitzen an. Es ist das ein Verhalten, welches wir bei den ebenfalls besonders in Australien lebenden Beuteltieren, z. B. dem Känguru, antreffen. Vom Beuteltier ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zu dem höheren Säugetier. Die Ernährung im Uterus tritt mehr in den Vordergrund. Es tritt eine Placenta auf, durch welche die Ernährung vor sich geht und die Jungen werden auf

---

Vögel, freilich ohne Abbildungen, liefert uns noch immer „Keyserling und Blasius, Die Wirbeltiere Europas, Braunschweig 1840." Die vollständigste Darstellung der Säugetiere, besonders auch ihrer Lebensweise, mit Abbildungen finden wir in „J. H. Blasius, Naturgeschichte der Säugetiere Deutschlands, Braunschweig 1857." Außerdem muß ich ein kleines Buch „B. Altum, Die Säugetiere des Münsterlandes, Münster 1867" nennen, in welchem außerordentlich sorgfältige, eigene Beobachtungen mitgeteilt sind.

einer höheren Entwicklungsstufe geboren, sodaß der Beutel entbehrlich ist. — Vergleichen wir mit diesen, jetzt noch vorliegenden Thatsachen die paläontologischen Befunde, so läßt sich beides sehr wohl in Einklang bringen: Die ersten Säugetiere bis zur Tertiärzeit waren nämlich ausschließlich Beuteltiere.

Die biologische Stellung der Säugetiere.

Die Säugetiere mit dem Menschen an der Spitze haben nicht nur seit ihrem ersten Auftreten auf der Erde beim Wettbewerb um die Nahrung ihren Platz zu behaupten vermocht, die Überreste früherer Erdperioden zeigen uns, daß ihre Hauptnahrungskonkurrenten, die Reptilien, seit jener Zeit ganz außerordentlich von ihnen zurückgedrängt sind. Den Grund dieses biologischen Übergewichts könnte man nun geneigt sein, in demjenigen Merkmal der Klasse zu suchen, welches wir als das durchgehendste erkannt haben und vermuten, daß die veränderte Art der Brutpflege so außerordentliche Erfolge mit sich bringe. Allein es kann wohl als feststehend betrachtet werden, daß die eigentümliche Ernährung der Jungen biologisch nur als untergeordnet aufzufassen ist. Ausschlaggebend war entschieden die höhere Ausbildung der Kreislauforgane und der Lunge. Größere Beweglichkeit und Kraft und namentlich größere Ausdauer in der Bewegung, welche mit der genannten Vervollkommnung in enger Beziehung stehen, sind den Reptilien gegenüber als die Hauptvorzüge zu nennen. Freilich besitzen auch die Vögel diese Vorzüge und zwar vielleicht in noch höherem Grade. Warum ist denn nicht ein Vogel zum Herrn der Schöpfung geworden? Eine Eigenschaft ist es besonders, welche den Säugetieren den Wettkampf auch mit den Vögeln leicht macht: die geistigen Fähigkeiten der Säugetiere stehen entschieden höher als die der Vögel, und sie sind es auch besonders, welche sich in neuerer Zeit fortentwickelt haben. Es ist nämlich nachgewiesen, daß die Schädelhöhle und damit das Gehirn, der Träger der Intelligenz, bei den tertiären Säugetieren weit kleiner war als bei den jetzt lebenden, verwandten Arten. — Bei den Vögeln sind der Vergrößerung des Gehirns gewisse Schranken gesetzt. Der Umstand, daß die Zerkleinerung der Nahrung hier vom Kopf in den Magen verlegt ist, der Schwund der Zähne zeigt zur Genüge, daß bei den Vögeln der Kopf leicht sein mußte, um den Flug nicht zu beeinträchtigen. Der für die vielseitigere Thätigkeit erforderliche längere Hals läßt sich nicht gleichzeitig mit höherer Flugfähigkeit und einer Vergrößerung des Kopfes in Verbindung bringen.

Das Bebrüten der Eier scheint bei Tieren mit vollkommnerem Kreislauf und deshalb höherer Körpertemperatur das Gegebene. Wir finden es wie bei dem Schnabeltier, so bei fast sämtlichen Vögeln, soweit nicht andere entsprechende Einrichtungen getroffen sind. Wenn bei den Vögeln die teilweise sehr hülflos zur Welt kommenden Jungen von den Eltern gefüttert und nicht, wie bei den Säugetieren, durch eine Drüsenabsonderung genährt werden, so liegt dies vielleicht daran, daß bei jenen die notwendige Zwischenstufe, das Tragen der Eier in einem Beutel wegen der Flugfähigkeit nie auftrat. Es war also

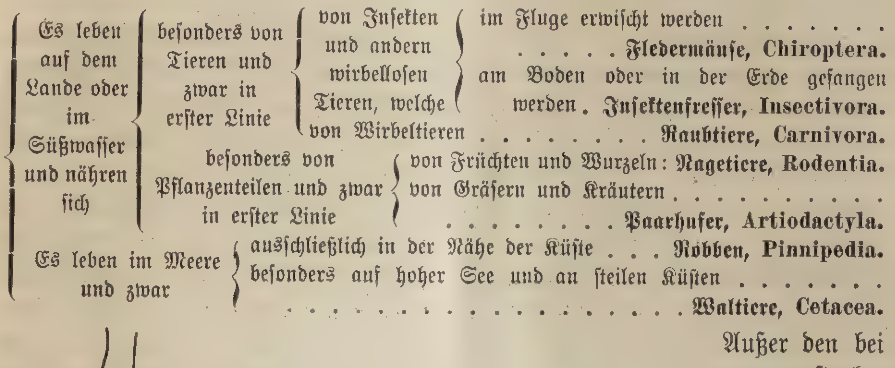
keine so günstige Gelegenheit zum allmählichen Entstehen von Milchdrüsen vorhanden.

Während wir die jetzt lebenden Reptilien und die Amphibien als etwas biologisch Einheitliches auffassen konnten, finden wir bei den Säugetieren eine Anpassung an die verschiedenartigsten Lebensbedingungen. Auf dem Lande, im Süßwasser und im Meere finden wir Säugetiere, aber überall nehmen sie als die geistig hervorragendsten Tiere gewissermaßen die erste Stelle ein. — Da die biologische Stellung sich hier im Körperbau widerspiegelt, so stelle ich eine Übersicht der Ordnungen nach biologischen und morphologischen Gesichtspunkten einander gegenüber.

Systematische Übersicht der Ordnungen.

- Vorder- und Hinterbeine vorhanden; Zähne von verschiedener Form. (Fig. 20 bis 22.)
  - An den Hinterfüßen ist die Außen- oder Innenzehe am kleinsten; Backzähne verschieden oder alle mit breiter Kaufläche.
    - Vorderextremität als Hand ausgebildet; hintere Fußsohle senkrecht zum Bein und Körper gestellt, Ober- und Unterkiefer mit 4 lückenlos gestellten Schneidezähnen . . . . **Zweihänder, Bimana.**
    - Vorderextremität keine Hand; Gang nicht aufrecht; Schneidezähne 2, 6, 8, 4 mit Lücke (Fig. 17) oder fehlend.
      - Zwischen den Vorderzehen und Hinterbeinen eine Flughaut ausgebreitet; zwischen den kegelförmigen Eckzähnen des Oberkiefers 2 oder 4 Schneidezähne (Fig. 16 u. 17) . . . . **Fledermäuse, Chiroptera.**
      - Keine Flughaut; 6 Schneidezähne vorhanden, sind nur 2 vorhanden, so fehlen die Eckzähne.
        - Im Unterkiefer sind Schneidezähne vorhanden.
          - Die Zehen nehmen nach der Mitte allmählich an Größe zu oder nur eine Zehe ausgebildet. Obere Schneidezähne vorhanden.
            - Mehr als eine Zehe ausgebildet und mit Krallen versehen (Fig. 14 D); Eckzahn in geschlossen. Zahnreihe oder ganz fehlend.
              - Zahnreihe ohne größ. Lücke; Eckzahn vorh.; die beiden mittleren, Schneidezähne nicht stark gebog.
                - Die beiden mittleren Zähne größer als die benachbarten (Fig. 19). . . . **Insektenfresser, Insectivora.**
                - Die beiden mittleren Schneidezähne kleiner als die übrigen (Fig. 20—22). **Raubtiere Carnivora.**
              - Die beiden Schneidezähne lang, gebogen, weit von den übrigen Zähnen entfernt (Nagezähne) . . . . . **Nagetiere, Rodentia.**
            - Nur eine Zehe ausgebildet (Fig. 14 A). Sechs Schneidezähne; Eckzahn sehr klein, weit von Schneide- und Backzähnen entfernt . . . . **Unpaarhufer, Perissodactyla.**
          - Den beiden, fast gleichen Mittelzehen gegenüber treten die andern stark zurück (Fig. 14 B u. C). Obere Schneidezähne meist fehlend . . **Paarhufer, Artiodactyla.**
        - Im Unterkiefer nur Backzähne vorhanden . . . . **Rüsseltiere, Proboscidea.**
  - An den Hinterfüßen sind die Mittelzehen am kleinsten; Backzähne alle ähnlich gestaltet, ohne breite Kaufläche (Fig. 28) . . . . **Robben, Pinnipedia.**
- Die Hinterbeine fehlen; eine wagerechte Schwanzflosse vorhanden; Zähne fehlend oder alle kegelförmig, oft durch Abnutzung gestutzt (Fig. 29—32) . . . . . . **Waltiere, Cetacea.**

Biologische Übersicht der Ordnungen.



- Es leben auf dem Lande oder im Süßwasser und nähren sich
  - besonders von Tieren und zwar in erster Linie
    - von Insekten und andern wirbellosen Tieren, welche
      - im Fluge erwischt werden . . . . **Fledermäuse, Chiroptera.**
      - am Boden oder in der Erde gefangen werden . **Insektenfresser, Insectivora.**
    - von Wirbeltieren . . . . **Raubtiere, Carnivora.**
  - besonders von Pflanzenteilen und zwar in erster Linie
    - von Früchten und Wurzeln: **Nagetiere, Rodentia.**
    - von Gräsern und Kräutern . . . . **Paarhufer, Artiodactyla.**
- Es leben im Meere und zwar
  - ausschließlich in der Nähe der Küste . . . **Robben, Pinnipedia.**
  - besonders auf hoher See und an steilen Küsten . . . . **Waltiere, Cetacea.**

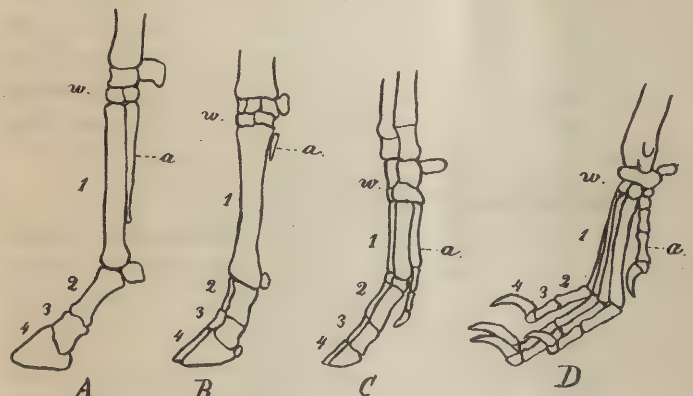


Fig. 14. Knochenbau des Vorderfußes A vom Pferd, B vom Rind, C vom Schwein und D vom Fuchs. a mehr oder weniger verkümmerte Finger, w Handwurzelknochen. 1, 2, 3 und 4 die vier Fingerglieder.

Außer den bei uns ausgestorbenen Tieren sind in der biologischen Übersicht der Mensch und die Haustiere fortgeblieben. Eine genaue Ansicht der Tabelle wird ergeben, daß der Mensch sich nicht in das gegebene System hineinbringen läßt, daß er vielmehr in jeder einzelnen Gruppe seinen Platz finden könnte. Während er sich morphologisch den Säugetieren vollkommen anreiht und sogar den Affen oder Vierhändern außerordentlich nahe steht, näher als manche der andern Ordnungen einander, nimmt er biologisch eine ganz besondere Stellung ein und muß mit allen übrigen Vertretern der Klasse, ja, mit allen Tieren überhaupt in Gegensatz gebracht werden. Seine höhere Intelligenz, seine Fähigkeit die Naturkräfte zu benutzen, sich Werkzeuge, Wohnung und Kleidung zu konstruieren, hat es ihm möglich gemacht, nicht nur den größten Teil der Erdoberfläche für sich bewohnbar zu machen, sondern auch seine Beute ohne besondere Schwimmfähigkeit aus den Tiefen des Meeres heraufzuholen und ohne besondere Flugfähigkeit aus der Luft zu gewinnen, hat es ihm möglich gemacht, die ihm nützlichen Tiere und Pflanzen in seinen Dienst zu stellen und für seine Zwecke immer geeigneter zu machen, hat es ihm endlich auch möglich gemacht, seine Feinde und Konkurrenten immer mehr zurückzudrängen.

Wenn wir dem Menschen indessen biologisch auch eine besondere Klasse einräumen müssen, so wäre es doch durchaus verfehlt, ihn aus einer biologischen Betrachtung der einheimischen Organismen ausschließen zu wollen. Wir dürfen

ihn und seine durch künstliche Zuchtwahl vollkommen umgewandelten Haustiere und Kulturpflanzen nur nicht mit den wildlebenden Organismen in dieselben biologischen Übersichten bringen, d. h. mit ihnen auf die gleiche Stufe stellen wollen. Durch seine Gegenwart schafft der Mensch eine vollkommene Umwandlung der ganzen biologischen Wechselbeziehungen. Manche Organismen müssen zu Grunde gehen und für andere werden Existenzbedingungen neu geschaffen. Ausgerottet werden allmählich diejenigen werden, welche dem Menschen schädlich sind oder welche speziell auf unkultiviertes Land, auf Urwald, Steppe &c. angewiesen sind. Neu hinzu kommen die Kulturpflanzen und Haustiere und zugleich alle diejenigen Organismen, welche zu ihnen in irgend welcher biologischen Beziehung stehen. Neue Existenzbedingungen bieten auch die menschlichen Wohnungen. Fast alle Tiere, welche wir in der Ebene in Häusern und an Mauern finden, sind Fels- und Höhlenbewohner. — In den systematischen Übersichten sind alle bei uns lebenden Tiere berücksichtigt, auch die Haustiere. Außerdem wird man diejenigen Tiere darin finden, welche bei uns zwar ausgestorben sind, aber noch häufig in Knochenresten gefunden werden.

Bimana, Zweihänder.

Der einzige Vertreter der ersten Ordnung ist der **Mensch** selbst, **Homo sapiens** L. Inbetreff seiner biologischen Stellung vergleiche man die vorhergehenden Seiten. Nur die wichtigsten Parasiten mögen hier noch genannt werden. Äußere Schmarotzer sind der ihm eigene Floh, Pulex irritans, die Kopflaus Pediculus capitis, die Kleiderlaus P. vestimenti und die Filzlaus Phthirius inguinalis. In der Haut lebt die Krätzmilbe Sarcoptes Scabiei. Im Körper kommen vor drei Bandwürmer: Taenia solium nebst Finne (vom Schwein), T. saginata (vom Rind) und Botriocephalus latus, ferner die Finne von T. echinococcus (vom Hund) und endlich drei Spulwürmer: Ascaris lumbricoides, Oxyuris vermicularis und die Trichine Trichina spiralis (vom Schwein).

Chiroptera, Fledermäuse.

Die deutschen Gattungen dieser Ordnung sind folgende:

- Nase mit häutigem Aufsatz; Ohröffnung durch eine umgebogene Ecke des Randes verdeckt (Fig. 15); im Unterkiefer 4, im Oberkiefer 2 Schneidezähne . . . . Hufeisennase, **Rhinolophus** Geoffr.
- Nase ohne Aufsatz; Ohröffnung durch einen Deckel verschließbar; im Unterkiefer 6, im Oberkiefer 4 Schneidezähne (Fig. 17 b).
  - Spornbein (Fig. 16 A sp.) mit einem äußeren Hautsaum, der von einem Knorpelstrahl gestützt ist; im Unterkiefer jederseits 5 Backzähne (Fig. 16 C).
    - Im Oberkiefer entweder 4 Backzähne, oder es kommt noch ein sehr kleiner fünfter hinzu, welcher im innern Winkel zwischen Eckzahn und 2. Backzahn steht und von außen kaum sichtbar ist (Fig. 17 b); Ohren auf dem Kopf weit von einander getrennt . . . . **Vesperugo** Keys. Bl.
    - Im Oberkiefer 5 wohl entwickelte Backzähne, der erste zwar kleiner, aber in der Zahnreihe stehend (Fig. 18); Ohren auf dem Kopf mit einander verwachsen . . . . **Synotus** Keys. Bl.
  - Spornbein ohne Hautsaum; im Unterkiefer jederseits 6 Backzähne (Fig. 18).
    - Auch im Oberkiefer 6 Backzähne; Ohren von einander getrennt . . . . **Vespertilio** L.
    - Im Oberkiefer 5 Backzähne; Ohren sehr groß, auf dem Kopfe sind beide mit einander verwachsen . . . . **Plecotus** Geoffr.



Fig. 15. Kopf der kleinen Hufeisennase, Rhinolophus hipposideros, nach Blasius.

Von diesen Gattungen scheint in der Provinz bisher nur die erste nicht gefunden zu sein. Da aber die größere Art derselben bis zum Harz nach Norden vordringt und die kleinere sogar in Mecklenburg gefunden wurde, könnten beide noch im südlichen Teil unserer Provinz vorkommen. In ihrer Lebensweise scheinen die Hufeisennasen insofern von den andern einheimischen Arten abzuweichen, als sie gelegentlich warmblütigen Tieren, namentlich andern Fledermäusen Blut absaugen sollen, wie dies von manchen südamerikanischen Verwandten unzweifelhaft festgestellt ist.

Ich gebe den Hauptunterschied der beiden Arten an.

Das 1. Glied des 3. Fingers etwa 23 mm lang; Flughaut nicht bis zur Ferse angewachsen . . . . Kleine Hufeisennase, Rhinolophus hipposideros (Bechst.)

Das 1. Glied des 3. Fingers etwa 31 mm lang; Flughaut bis über die Ferse angewachsen . . . . Große Hufeisennase, Rh. ferrum-equinum (Schreb.)

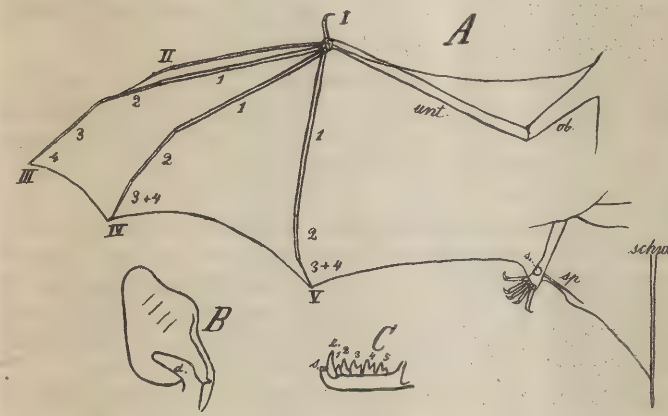


Fig. 16. A Flughaut von Vesperugo serotinus; I Daumen, II—V die vier Finger, 1—4 die Glieder der Finger, unt. Unterarm, ob. Oberarm, schw. Schwanz, s. Schwiele am Hinterfuß, sp. Sporn am Hinterbein. — B Ohr derselben Art, d Ohrdeckel. — C Unterkiefer derselben Art, s. Schneidezähne, e. Eckzahn, 1—5 die 5 Backzähne.

Die Fledermäuse zeichnen sich vor anderen Tieren besonders durch die Flughaut aus, welche zwischen den stark verlängerten Fingern, dem Bein und dem Schwanz ausgebreitet ist (Fig. 16). Der Daumen (I) ist den Fingern gegenübergestellt, und die beiden Zitzen befinden sich an der Brust. Durch diese beiden letzten Merkmale nähern sich die Fledermäuse unter allen einheimischen Tieren am meisten dem Menschen. Die Augen sind schwach entwickelt; dagegen scheint das Gehör und namentlich das Gefühl ganz außerordentlich hoch ausgebildet zu sein. Eine geblendete Fledermaus weiß nicht nur, ohne anzustoßen, den kleinsten Ausgang aus einem Zimmer zu finden, sondern entdeckt sogar freifliegend ein Loch in einem ausgespannten Netze, ohne das Netz zu berühren. — Alle Fledermäuse halten sich bei Tage verborgen und fliegen während der Dunkelheit. Im Frühjahr kommen sie am frühsten hervor, einige Arten schon vor Sonnenuntergang. Im Herbst erscheinen sie etwas später und im Sommer, wenn die Nahrung am reichlichsten ist, am spätesten nach Sonnenuntergang. — Während des Winters fallen alle einheimischen Arten in einen Winterschlaf.

Die jetzt fetten Tiere suchen geschützte, aber nicht zu trockene Orte auf: Böden, Keller, Brunnen, hohle Bäume ꝛc., hängen sich, wie sonst zur Tagruhe, entweder mit den Hinterfüßen auf, und zwar bisweilen zu Hunderten zusammen, oder sie klemmen sich in enge Spalten ein. Die Bluttemperatur sinkt während des Winterschlafes von 36° C. auf 18—12° C. Das Fett wird besonders am Halse, in den sogenannten Winterschlafdrüsen aufgespeichert. — Bei der Paarung, die im Frühling stattfindet, umschlingen sich Männchen und Weibchen gegenseitig mit den Armen. Die Tragzeit dauert 6—8 Wochen. Während derselben scheinen die Weibchen sich von den Männchen abzusondern, aber unter sich gesellig zu leben. Beim Gebären hängt sich das Weibchen mit dem Vorderdaumen auf und stellt mit der eingebogenen Schwanzflughaut einen Sack her, in welchen die 1—2 Jungen aufgenommen werden. Die Jungen saugen sich sogleich an die Brustwarzen an und werden, von der Schenkelflughaut gehalten, sogar beim Fluge mit umhergetragen. — Die Feinde der Fledermäuse sind besonders Schleiereule, Iltis und Marder. Von Parasiten haben die Fledermäuse ihre besonderen Floharten (Typhlopsylla) und noch eine eigentümliche flügellose, spinnenartig aussehende Fliegengattung (Nycteribia).

Arten der Gattung **Vesperugo.**

- Es ist ein fünfter kleiner Backzahn vorhanden (Fig. 17 b); der Schwanz ragt nicht um die halbe Länge des Daumens aus der Flughaut vor. Fußsohle ohne Schwiele (Vesperugo).
  - Größere Art, das erste Glied des 3. Fingers 49—51 mm lang; der 5. Finger kurz, bei weitem nicht bis zum 2. Gelenk des 3. Fingers reichend; Ohrdeckel breit, am Grunde eingeschnürt (Fig. 17 a); der erste obere Schneidezahn einspitzig . . . . **Frühfliegende Fledermaus, Vesperugo noctula** (Schreb.)
  - Kleinere Arten, das 1. Glied des 3. Fingers 28—32 mm lang; der 5. Finger reicht bis zum 2. Gelenk des 3. Fingers; Ohrdeckel lang und schmal; der erste obere Schneidezahn zweispitzig.
    - Der erste obere Schneidezahn fast zweimal so lang als der 2.; der obere Eckzahn fast doppelt so lang als der untere; Oberseite der Flughaut auf dem Hinterbein nur bis zur Mitte des Unterschenkels behaart; 1. Glied des 3. Fingers 28—30 mm lang . . . . . **Zwergfledermaus, V. pipistrellus** (Schreb.)
    - Der 1. obere Schneidezahn nur wenig höher als der 2.; der obere Eckzahn wenig länger als der untere; Flughaut oben bis zum Ende des Unterschenkels dicht behaart; größer . . V. abramus (Temm.)
- Der erste Backzahn fehlt; Schwanz um Daumenlänge aus der Flughaut vorstehend (Fig. 16 A); Fußsohle mit Fersenschwiele (Fig. 16 A s.), (Vesperus).
  - Größere Art, das 1. Glied des 3. Fingers 45—50 mm lang; Ohrdeckel lang und schmal (Fig. 16 B). Die Schneiden der unteren Schneidezähne stehen parallel quer zur Richtung der Kiefer (Fig. 17 c) . . . . **Spätfliegende Fledermaus, V. serotinus** (Schreb.)
  - Kleinere Arten, 1. Glied des 3. Fingers bis 37 mm lang; Ohrdeckel am Ende mehr gerundet.
    - Die Schneiden der Schneidezähne im Unterkiefer stehen parallel, quer zur Richtung des Kiefers (Fig. 17 c); der erste untere Backzahn fast so lang und dick wie der 2.; das 2. Glied des 5. Fingers reicht weit über die Mitte des 2. Gliedes des 4. Fingers hinaus . . . . V. borealis (Nilss.)
    - Die Schneiden der Schneidezähne im Unterkiefer in der Richtung der Kiefer gestellt; der erste untere Backzahn nicht halb so dick und kaum halb so lang als der 2.; das 2. Glied des 5. Fingers reicht nicht bis zur Mitte des 2. Gliedes am 4. Finger . . V. discolor (Natt.)

Die beiden letztgenannten Arten sind aus Dänemark und dem Harz, aber noch nicht aus der Provinz bekannt. V. abramus (nathusii) wurde außerdem in Mecklenburg gefunden.

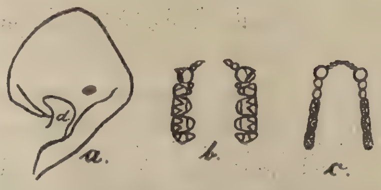


Fig. 17. a Ohr von V. noctula d, Ohrdeckel, b Zähne des Oberkiefers, c Zähne des Unterkiefers.

Die **frühfliegende Fledermaus, V. noctula** (Schreb.) scheint durch die Provinz verbreitet zu sein und fliegt früh am Abend um hohe Baumgipfel. Viehburger Gehölz bei Kiel, Hamburg, Lübeck.

Die **Zwergfledermaus, V. pipistrellus** (Schreb.) ist die gemeinste Fledermaus der Provinz. Sie findet sich bei jedem kleineren Bauerngehöft und fliegt meist niedrig zwischen Bäumen ꝛc.

Die **spätfliegende Fledermaus, V. serotinas** (Schreb.) findet in unserer Provinz die Nordgrenze ihrer Verbreitung. Sie kommt bei Hamburg, Lübeck, Kiel und Dahme vor; das Kieler Museum besitzt außerdem ein Exemplar aus dem mittleren Schleswig.

Die **Breitohrfledermaus, Synotus barbastellus** (Schreb.) scheint in der Provinz nur spärlich vertreten zu sein. Das Kieler Museum besitzt ein Stück, das wohl aus der Nähe von Kiel stammt. Auch bei Hamburg, in Mecklenburg und Dänemark wurde die Art gefunden.

Arten der Gattung **Vespertilio.**

- Ohr angedrückt, nicht über die Schnauzenspitze vorragend, mit 4 Querfalten an der Innenseite.
  - Das 2. und 3. Glied am 3. Finger sind gleich lang; das 1. Glied desselben 27—29 mm lang . . . Vespertilio mystacinus Leisl.
  - Das 2. Glied des 3. Fingers länger als das 3., das 1. Glied desselben über 33 mm lang.
    - Kleinere Art, das 1. Glied des 3. Fingers etwa 34 mm lang; der Eckzahn im Unterkiefer nicht länger als die Backzähne; der 3. untere Schneidezahn flachgedrückt, doppelt so breit als dick . . . . **Wasserfledermaus, V. daubentoni** Leisl.
    - Größere Art, das 1. Glied des 3. Fingers etwa 38 mm lang; der Eckzahn im Unterkiefer länger als die Backzähne; der 3. untere Schneidezahn nicht flachgedrückt . . . Teichfledermaus, V. dasycneme Boie.
- Ohr angedrückt über die Schnauzenspitze vorragend, innen mit wenigstens 5 schwachen Querfalten, meist mit 8—10.
  - Ohr mit 5—6 schwachen Querfalten; der Schwanz von der Flughaut vollkommen eingeschlossen; Flughaut neben der Schwanzspitze am Rande gewimpert; 1. Glied des 3. Fingers etwa 35 mm lang . . . . V. nattereri Kuhl.
  - Ohr mit 8—10 Falten; Schwanzspitze vorragend; Flughaut am hint. Rand kahl
    - Flughaut bis zur Mitte der Sohle dem Fuß angewachsen; das 1. Glied des 3. Fingers etwa 53 mm lang . . **Große Fledermaus, V. myotis** Bechst.
    - Flughaut nur bis zur Wurzel der Zehen angewachsen; das 1. Glied des 3. Fingers etwa 34 mm lang. . . **Großohrige Fledermaus, V. bechsteini** Leisl.

Die drei durch schwächeren Druck ausgezeichneten Arten wurden in Mecklenburg und Dänemark, aber noch nicht in der Provinz gefunden.

Die **Wasserfledermaus, V. daubentonii** Leisl. dürfte durch die Provinz verbreitet und nirgend selten sein.

Die **große Fledermaus, V. myotis** Bechst. (murinus) besitzt das Londoner Museum von Hamburg; auch in Mecklenburg wurde sie gefunden.

Die **großohrige Fledermaus, V. bechsteini** Leisl. wurde von Boje bei Kiel gefunden und ist auch aus Mecklenburg bekannt.

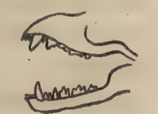


Fig. 18. Gebiß von Plecotus auritus.

Das **Großohr, Plecotus auritus** (L.) zeichnet sich besonders durch seine außerordentlich großen Ohren aus. Dieselben sind beim Fluge meist widderhornähnlich nach außen gekrümmt. Gefunden wurde die Art bei Hamburg, Lübeck, Plön und Kiel.

Folgende Tabelle soll die Lebensweise der verschiedenen Fledermausarten übersichtlich darstellen.

- Kräftige Tiere, die auch bei Regen und Sturm und in geschickten Wendungen fliegen, aber mit weniger zarten Hautanhängen und geringerem Empfindungsvermögen.
  - Größere Arten mit längerem Winterschlaf
    - in Wäldern sehr hoch um Baumspitzen, früh am Abend fliegend; überwintert in Baumhöhlen: **V. noctula.**
    - in Städten und bei größeren Gehöften um die Dächer, oft auch niedrig fliegend, kommt abends spät hervor und überwintert in Gebäuden . . **V. serotinus.**
  - Kleinere Arten, welche länger ihre Beute finden und deshalb einen kürzeren Winterschlaf haben oder wandern.
    - Im Sommer ins Gebirge oder weiter nach Norden wandernd.
      - Vom Norden könnten im Winter zu uns kommen
        - V. borealis (Dänemark, Harz).
        - V. abramus (Dänemark, Harz, Mecklenburg).
      - Aus deutschen Gebirgsgegenden kann kommen V. discolor (Harz, Dänemark).
    - Nicht wandernd, auch im Sommer bei uns.
      - Es fliegt höher, in Städten und bei größeren Gehöften um die Dächer . . . . **Syn. barbastellus.**
      - Es fliegt meist niedrig, oft zwischen Baumstämmen, in Dörfern und bei einzelnen Gehöften . . . **V. pipistrellus.**
- Zarte Tiere mit einfachem, geraden, flatternden Flug, aber mit sehr feinem Gefühl oder Gehör; fliegen nur bei gutem Wetter, bei welchem sie auch geräuschlos fliegende Insekten leicht fangen.
  - Es kommen in der Nähe von Gewässern vor und fliegen namentlich niedrig über der Oberfläche:
    - Über Gewässern ohne Schilf und Gebüsch, meiden die Ufer und entfernen sich nicht vom Wasser.
      - kleinere Art, auf kleineren Gewässern, besonders von Mücken lebend . . . . **V. daubentoni.**
      - größere Art, auf größeren Gewässern, von Eintagsfliegen, Wassermotten u. s. w. lebend: V. dasycneme.
    - Über Gewässern, an deren Rändern Gebäude und Bäume stehen, auch über Gossen und Wiesen: V. mystacinus.
  - Nicht an Gewässern.
    - Große Art, auf freien Plätzen, nie nahe an Gebäuden und Bäumen fliegend . . . . **V. myotis.**
    - Kleinere Arten, auf Waldwegen, in Alleen und um Gehöfte fliegend.
      - Namentlich entfernt von menschlichen Wohnungen, niedrig auf Waldwegen und in Alleen fliegend.
        - **V. bechsteini** und V. nattereri, beide selten, erstere nach C. Koch bissiger.
      - Es lieben die Nähe menschlicher Wohnungen und halten sich den Tag über in Gebäuden auf:
        - Höher fliegend um die Obstbäume in den Gärten der Stadt . . . **Pl. auritus.**
        - Sehr niedrig um Gebäude und Gemäuer fliegend . . . . . Rhin. hipposideros.

Insectivora, Insektenfresser.

Übersicht der Gattungen nach Merkmalen am Schädel.

- Die mittleren Schneidezähne des Oberkiefers kaum größer als die benachbarten, die Eckzähne sehr stark vorragend . . . . **Maulwurf, Talpa** L.
- Die mittleren oberen Schneidezähne größer als die Eckzähne, an der Wurzel von einander entfernt.
  - Die mittleren Schneidezähne des Oberkiefers einfach, der Schädel über 4 cm lang . . . . **Igel, Erinaceus** L.
  - Die mittleren Schneidezähne im Oberkiefer zweispitzig (Fig. 19); Schädel unter 2,5 cm.
    - Hinter dem Eckzahn des Oberkiefers 3 einspitzige, weiße Zähne. . . Feldspitzmaus, Crocidura Wagl.
    - Hinter dem oberen Eckzahn 4—5 einspitzige Zähne (Fig. 19)
      - Im Oberkiefer 4 einspitzige, vordere Backzähne, von denen der hintere oft ganz weiß ist. **Wasserspitzmaus, Crossopus** Wagl.
      - Im Oberkiefer 5 einspitzige, vordere Backzähne, von denen der hintere oft klein und ganz weiß ist (Fig. 19 b u. c) . . . . **Waldspitzmaus, Sorex** L.

Übersicht der Gattungen nach leicht erkennbaren Merkmalen.

- Haut oben mit Stacheln besetzt. . . . . **Igel, Erinaceus** L.
- Körper mit Haaren bekleidet.
  - Vorderfüße sehr breit, ihre Krallen doppelt so breit als die der Hinterfüße . . . . **Maulwurf, Talpa** L.
  - Vorderfüße wie die Hinterfüße mit spitzen Krallen.
    - Zähne ganz weiß . . . Feldspitzmaus, Crocidura Wagl.
    - Zähne mit rotbraunen Spitzen.
      - Hinterfüße groß und breit, von der Krallenspitze bis zur Ferse 2 cm lang; Schwanz an der Unterseite mit einem Kiel längerer Borstenhaare . . . . **Wasserspitzmaus, Crossopus** Wagl.
      - Hinterfüße höchstens 1,5 cm lang, Schwanz unten ohne Haarkiel . . . . **Waldspitzmaus, Sorex** L.

Der **Maulwurf, Talpa europaea** L. ist wohl, soweit der Boden nicht zu leicht oder schwer ist, durch die ganze Provinz verbreitet. Entsprechend seinem Aufenthalt in der Erde sind die Augen klein und verkümmert, ebenso die Ohrmuscheln; das Gehör und namentlich das Gefühl, dessen Sitz besonders in der rüsselförmig verlängerten Schnauze zu suchen ist, sind aber außerordentlich hoch entwickelt. Die Vorderbeine sind als Graborgane sehr breit und kurz und mit sehr kräftigen Muskeln versehen. Das Brustbein trägt zum Ansatz der Grabmuskeln einen Kiel. Die Nahrung des Maulwurfs besteht besonders in Regenwürmern. Dazu werden aber unterirdisch lebende Insektenlarven nicht verschmäht. Grabend folgt er seiner Beute in der Erde und wirft dabei die bekannten Haufen auf. In seinem Jagdgebiet zeichnet sich stets ein Haufen durch besondere Größe aus. Unter diesem befindet sich seine Wohnung, ein runder, mit Gras und Moos gepolsterter Kessel, von welchem mehrere Seitenröhren ausgehen, um in andere Röhren, welche mehr oder weniger regelmäßig um den Bau verlaufen, auszumünden. Der Maulwurf hält keinen Winterschlaf, sondern folgt den Würmern, wenn diese sich im Herbst in tiefere Erdschichten zurückziehen. Die Erlangung derselben muß sogar im Winter noch leichter sein; denn nach längerem Frost findet man stets große Mengen (mitunter einige Kilogr.) von Würmern in die Wände der an die Wohnung anstoßenden Gänge eingemauert. Die Würmer werden zu diesem Zweck nicht getötet, sondern ihnen

nur der Kopflappen zerbissen, sodaß sie nicht mehr zu bohren imstande sind. Im April wirft das Weibchen 4—6, anfangs nackte Junge. Sein schlimmster Feind ist der Waldkauz. Von Flöhen hat er zwei Typhlopsylla-Arten mit den Spitzmäusen gemein.

Der **Igel, Erinaceus europaeus** L. scheint ebenfalls überall verbreitet zu sein, wo sich Gebüsch findet. Seine Fähigkeit, sich einzurollen, d. h. seinen Hautmuskelschlauch über Kopf und Beine beutelartig zuzuschnüren und sich dadurch seinen Feinden zu entziehen, ist bekannt. Seine Nahrung besteht in jungen Vögeln, Reptilien, Insekten, Früchten 2c. Mäusereste wurden seltener in seinem Magen gefunden. Das Gift der Kreuzotter schadet ihm nicht. In einer mit Gras und Moos ausgepolsterten Vertiefung hält er seinen Winterschlaf. Bei der Paarung legt sich das Weibchen auf den Rücken. Im Juli wirft dasselbe 4—8 fast nackte Junge. Die Männchen kämpfen gegen einander mit nach vorn gerichteten Stirnstacheln. Sein schlimmster Feind ist der Iltis, der ihn während seiner Winterstarre aufsucht. Daß der Fuchs ihn in der bekannten Weise überliste, ist Fabel. Der Floh des Igels, Pulex erinacei, scheint ihm ausschließlich eigen zu sein.

Die **Spitzmäuse, Soricidae** sind bisher in drei Arten in der Provinz bekannt geworden. Die beiden Arten der Gattung Crocidura, C. leucodon (Herm.) und C. russula (Herm.) (aranea) wurden bisher nur bis Mecklenburg und Hannover nordwärts gefunden. Dieselben lassen sich an der Farbe unterscheiden. Bei der ersteren ist die Oberseite dunkelbraun, die Unterseite weiß, bei letzterer die Oberseite graubraun, die Unterseite grau. — Alle Spitzmäuse besitzen an den Körperseiten Drüsen, welche eine moschusartig riechende Flüssigkeit absondern. Sie werden deshalb von vielen Tieren nicht gefressen. Ihr schlimmster Feind ist die Schleiereule. — Von Mai bis August werfen sie 5—10 Junge.

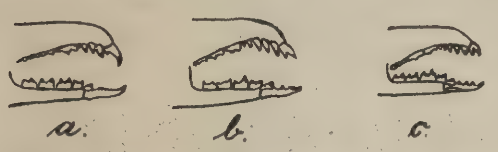


Fig. 19. Gebiß a der Wasserspitzmaus, b der Waldspitzmaus und c der Zwergspitzmaus.

Die beiden Arten der Gattung **Sorex** unterscheiden sich folgendermaßen:

- Der Vorderzahn im Unterkiefer mit nur 2 deutlichen Zacken (Fig. 19 b); Körper ohne Schwanz 7,5 cm, der Schwanz 3,5 cm lang . . . **Waldspitzmaus, S. vulgaris** L.
- Der Vorderzahn im Unterkiefer mit 3 fast gleichen Zacken (Fig. 19 c); Körper 5—6 cm, Schwanz 3,5—4 cm lang . . . . **Zwergspitzmaus, S. minutus** L.

Die **Waldspitzmaus, S. vulgaris** L. ist überall in der Provinz, wo es Gebüsch, Wälder und Knicks giebt, gemein.

Die **Zwergspitzmaus, S. minutus** L. (pygmaeus) scheint weniger häufig. Hamburg, Kiel, Dahme.

Die **Wasserspitzmaus, Crossopus fodiens** (Pall.) (Fig. 19 a) scheint ebenfalls in der Provinz weit verbreitet und häufig zu sein.

Die biologische Übersicht der Insektenfresser findet man bei der nächsten Ordnung.

Carnivora, Raubtiere.

Ich gebe zunächst eine Übersicht der Gattungen.

- Im Oberkiefer ist der letzte Zahn, von außen gesehen, am längsten, nach innen ist derselbe flächenförmig ausgebreitet (Fig. 20).
  - Im Oberkiefer 5—6 Zähne hinter dem Eckzahn, der erste und zweite klein, oft ausgefallen (Fig. 20a) . . . . **Bär, Ursus** L.
  - Im Oberkiefer 4 Backzähne, der letzte fast so breit als lang (Fig. 20b) . . . . **Dachs, Meles** Briss.
- Im Oberkiefer ist der letzte Backzahn von außen gesehen nicht am längsten (Fig. 22).
  - Der letzte (4. oder 5.) Backzahn im Oberkiefer nach innen erweitert (Fig. 22b—f); im Unterkiefer 5—6 Backzähne.
    - Im Oberkiefer 6 Backzähne, von denen die beiden hinteren nach innen erweitert sind (Fig. 21a) . **Hund, Canis** L.
    - Im Oberkiefer 4—5 Backzähne, von denen meist nur der letzte erweitert ist.
      - Der letzte Backzahn im Oberkiefer breit, auch der vorletzte erweitert (Fig. 22f) . . . . **Fischotter, Lutra** L.
      - Der letzte Backzahn im Oberkiefer schmäler, der vorletzte nicht nach innen erweitert (Fig. 22b—d).
        - Im Oberkiefer 5 Backzähne (Fig. 22d) . . **Marder, Martes** Nilss. (1820).
        - Im Oberkiefer 4 Backzähne (Fig. 22b—c) . . . . **Iltis, Mustela** L.
  - Der letzte (4.) Backzahn im Oberkiefer sehr klein (Fig. 22a); im Unterkiefer jederseits 3 Backzähne . . . . **Katze, Felis** L.

Fig. 20. Zahnstellung a vom Bären, b vom Dachs; e Eckzahn.

Der Bär, Ursus arctos L. (Fig. 20a) wird früher entschieden in unserer Provinz gelebt haben. In Mecklenburg wurde Mitte des vorigen Jahrhunderts das letzte Tier erbeutet. Bisher sind mir aber Schädel, die bei uns gefunden wären, nicht bekannt geworden.

Der **Dachs, Meles meles** (L.) (taxus) ist in der Provinz weit verbreitet. Er lebt bei Tage in seinem kunstvollen, selbstgegrabenen Bau. Während des Winters fällt er in einen Winterschlaf. Daß er sich während dieser Zeit von dem fettigen Sekret seiner Aftertasche nähre, indem er die Schnauze in dieselbe hineinstecke, ist Fabel. Er paart sich im Oktober und wirft im März 2—6 Junge.

Von der Gattung **Canis** sind folgende zu nennen:

- Schneidezähne ohne Seitenlappen (Fig. 21b); Pupille länglich; Schwanz etwas länger als der halbe Körper . . . . **Fuchs, C. vulpes** L.
- Schneidezähne mit Nebenlappen (Fig. 21c); Pupille rund; Schwanz gleich $^1/_3$ der Körperlänge.
  - Schädel etwa 25 cm lang; die Lücke zwischen dem 2. und 3. oberen Backzahn klein (meist 2—3 mm) . . . **Wolf, C. lupus** L.
  - Schädel meist kleiner, oder, wenn gleich groß, die Lücke zwischen den oberen Backzähnen meist größer . . . . **Haushund, C. familiaris** L.

Der **Fuchs, C. vulpes** L. ist überall in der Provinz nicht selten. Der Bau des Fuchses, wenn er diesen selbst hergestellt hat, ist weniger kunstvoll als der des Dachses. Oft benutzt er aber einen verlassenen Dachsbau. Der Fuchs hält sich übrigens auch weit weniger im Bau auf als der Dachs. Die Paarung findet im Februar statt und nach 9 Wochen wirft das Weibchen 3—9 Junge. Die aus warmblütigen Wirbeltieren bestehende Nahrung ist bekannt, er frißt übrigens auch Insekten.

Der Wolf, C. lupus L. ist bei uns ausgestorben, aber erst in jüngerer Zeit. In Mecklenburg wurde Anfang dieses Jahrhunderts der letzte geschossen. Im Kieler Museum befindet sich ein Schädel aus einem Moor bei Marne.

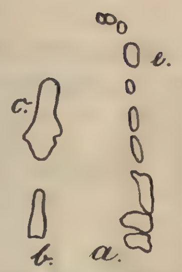


Fig. 21. a Zahnstellung vom Fuchs; b Schneidezahn vom Fuchs, von vorn gesehen; c Schneidezahn vom Wolf; e Eckzahn.

Der **Haushund, C. familiaris** L. stammt von verschiedenen Wolfsarten ab, ist also eigentlich keine einheitliche Art. Durch Zuchtwahl und Kreuzung hat man für verschiedene Zwecke und Liebhabereien zahllose Rassen geschaffen. Beim Jagdhund kommt häufig ein Bandwurm (Taenia serrata) vor, dessen Finne im Hasen lebt. Beim Schäferhund findet sich ein anderer (T. coenurus), dessen Finne im Gehirn der Schafe lebt und die Drehkrankheit erzeugt. Der gefährlichste ist ein dritter, kleiner, dreigliedriger Bandwurm (T. echinococcus), dessen Finne besonders in der Leber der Haustiere und des Menschen lebt. Die abgehenden Glieder desselben haften am After, bringen Jucken hervor und werden vom Hunde zerbissen. Durch engere Berührung, namentlich Küssen und Lecken des Hundes können dann die Eier leicht auf den Menschen übertragen werden. Den Floh (Pulex serraticeps) hat der Hund mit den meisten Raubtieren, aber nicht dem Menschen gemein. Derselbe kann aber auch den Menschen kurze Zeit belästigen.

Die **Fischotter, Lutra lutra** (L.) (vulgaris) (Fig. 22f) ist überall, wo es fischreiche Seen und Flüsse giebt, nicht selten und gräbt sich an dem unterwühlten Ufer einen Bau mit einer Röhre über und einer Röhre unter Wasser. Sie macht weite Wanderungen über Land und scheint Wasserflächen schon von weitem wittern zu können. Während des Winters hält sie sich Stellen im Eise offen. Das Weibchen wirft zweimal im Jahr 3—4 Junge.

Die beiden Arten der Gattung **Martes** (Mustela) unterscheiden sich folgendermaßen:

- Der weiße Brustfleck hinten gegabelt . . . . **Hausmarder, M. fagorum** (L.)
- Der weiße Brustfleck hinten einfach . . . . **Baummarder, M. martes** (L.)

Der **Hausmarder, M. fagorum** (L.) (foina) ist überall in der Nähe von Gehöften vorhanden, dringt häufig in die Hühnerställe ein und mordet dann alles, was er findet. Er frißt aber auch gerne Mäuse und Früchte. Das Weibchen wirft im Mai oder Juni 3—5 Junge.

Der **Baum- oder Edelmarder, M. martes** (L.) ist verbreitet; er lebt auf Bäumen, klettert sehr geschickt, auch mit dem Kopf nach unten und springt von Zweig zu Zweig. Sein Lager findet er in hohlen Bäumen oder Krähennestern. Stets gelangt er von den Nachbarbäumen zu diesem seinem Aufenthaltsort. Das Weibchen wirft im April oder Mai 3—5 Junge.

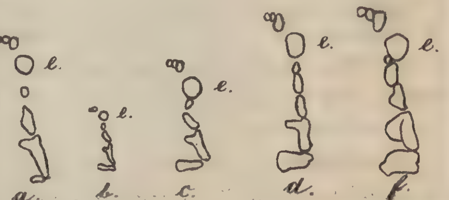


Fig. 22. Zahnstellung a der Katze, b vom Hermelin, c vom Iltis, d vom Marder, f von der Fischotter; e Eckzahn.

Von der Gattung **Mustela** (Foetorius) sind folgende Arten zu unterscheiden:

- Der letzte Backzahn im Oberkiefer innen stärker erweitert, die 6 Schneidezähne im Unterkiefer in einer Reihe; der Pelz oben und unten gleich dunkel: **Nörz, Mustela lutreola** L.
- Der letzte Backzahn im Oberk. innen schmal (Fig. 22c); zwei Schneidezähne im Unterk. stark eingezogen. Pelz nicht oben und unten gleich hell.
  - Der Pelz oben heller als an Brust und Bauch; der 1. und 2. Backzahn bilden einen Winkel nach innen (Fig. 22c) . **Iltis, M. putorius** L.
  - Der Pelz unten heller, ganz weiß oder gelblich; die beiden erst. Backzähne sind nur schwach bogenförm. gestellt (Fig. 22b).
    - Schwanzspitze breit schwarz; der zweite Backzahn etwas schräg zur Längsrichtung des Kopfes, vorn weiter nach innen (Fig. 22b), Schädel über 4 cm lang; Gesamtlänge 30 cm. . . **Hermelin, M. erminea** L.
    - Schwanzspitze nur mit grauen Haaren; der erste Backzahn vollkommen parallel zur Längsrichtung des Kopfes; Schädel unter 4 cm lang; Gesamtlänge 20 cm. . . . . **Wiesel, M. nivalis** L.

Die **Sumpfotter** oder der **Nörz, M. lutreola** L. wurde in der Provinz bei Lübeck bis zum Himmelsdorfer See (Brehm) und bei Nortorf (Frahm) gefangen. Blasius giebt auch Eutin als Fundort an. Er besitzt etwa die Größe vom Iltis, kommt aber nur an und in Gewässern vor.

Der **Iltis, M. putorius** L. (foetidus) ist überall häufig. Er ist durch Vertilgen von Ratten und Mäusen sehr nützlich, kann aber unter dem Geflügel großen Schaden anrichten. Der Iltis hat keinen Bandwurm und das Sekret der Afterdrüse, welches dem Tier den penetranten Geruch verleiht, wird sogar Hunden gegen Bandwurm auf Brot gegeben. Der Biß giftiger Schlangen schadet dem Iltis nicht. Die Paarung findet zu Ende des Winters statt und im Mai wirft das Weibchen unter Holzhaufen &c. 3—8 Junge.

Das **Hermelin, M. erminea** L. ist ebenfalls überall häufig. Es wird eben so wie das Wiesel im Winter weiß. Das kleine Tier ist sehr mutig und greift sogar Hasen an. In seinem Neste, das sich unter Baumwurzeln &c. befindet, findet man Mitte Mai 6—9 Junge.

Das **Wiesel, M. nivalis** L. (vulgaris) ist noch häufiger als die vorhergehende Art, der es in der Lebensweise vollkommen gleicht.

Die **Hauskatze, Felis domestica** Briss. soll von der in Nubien lebenden Falbkatze F. maniculata abstammen, nicht von der in Deutschland lebenden Wildkatze. In Indien war sie schon 2000 v. Chr. Haustier, über Europa aber verbreitete sie sich erst nach den Kreuzzügen. Die Katze treibt sich oft verwildert im Freien umher und plündert dann besonders Vogelnester. Sie schadet dann entschieden mehr, als sie nützt, und müßte deshalb energisch verfolgt werden. Den Floh hat die Katze mit dem Hunde gemein. Von Eingeweidewürmern ist ein Bandwurm zu nennen, dessen Finne in Ratten und Mäusen lebt, Taenia crassicollis.

Die Wildkatze, F. catus L. kam vielleicht früher in der Provinz vor, doch sind mir hier gefundene Knochen derselben nicht bekannt geworden. Da verwilderte Katzen oft für Wildkatzen gehalten werden, gebe ich die Unterschiede.

- Schwanz stark behaart, nach dem Ende hin nicht schmäler werdend; zwischen den Augenhöhlen ragen die (mittleren) Nasenbeine um 5 mm weiter nach hinten vor als die (seitlichen) breiteren Oberkieferknochen . . . . Wildkatze, F. catus L.
- Schwanz nach dem Ende allmählich dünner werdend; die Nasenknochen ragen nicht weiter nach hinten vor als die Oberkieferknochen . . . . . . **Hauskatze, F. domestica** L.

Die Lebensweise der verschiedenen Raubtiere und Insektenfresser läßt sich folgendermaßen übersichtlich zusammenstellen:

- Es leben von Insekten, Würmern und Schnecken; (nützliche Tiere) und zwar:
  - im Wasser . . . . **Wasserspitzmaus, C. fodiens.**
  - auf dem Lande
    - Es gehen ihrer Nahrung in Wäldern, Gebüschen, Knicks und Rainen nach
      - Es meiden Gebüsche und leben an Feldrainen und buschfreien Gartenrändern
        - mehr entfernt von menschlichen Wohnungen . . . . C. leucodon.
        - mehr um menschliche Wohnungen und häufig in denselben, auch Speck ꝛc. fressend . . . . C. russula.
      - In Wäldern, Gebüschen, Knicks u. s. w.
        - Kleinere Tiere, die sich in Erdlöchern verborgen halten.
          - Kleinste Art, im dichtesten Pflanzengewirr lebend . . . . **Zwergspitzmaus, S. minutus.**
          - Größere Art, mehr an freien Stellen lebend . . . . **Waldspitzmaus, S. vulgaris.**
        - Größeres Tier, das sich im Gebüsch verborgen hält . . . . **Igel, Er. europaeus.**
    - Es gehen ihrer Beute im offenen Gelände nach
      - In der Erde Gänge grabend, folgt Würmern und Insektenlarven in die Tiefe . **Maulwurf, T. europaea.**
      - Von oben nach Würmern u. s. w. grabend, frißt auch Wurzeln und Beeren . . . . . **Dachs, M. meles.**
- Es leben besonders von Wirbeltieren und zwar
  - in erster Linie von Säugetieren und Vögeln
    - Es frißt besonders größeres Geflügel, Hasen und Rehkälber . . . . **Fuchs, C. vulpes.**
    - Kleinere Tiere erbeutend.
      - Es beschleicht die Beute und dringt nicht in die Schlupfwinkel ein . . . . **Verwilderte Katze, F. domestica.**
      - Es folgen der Beute und dringen, wo nötig, in deren Höhlen ein:
        - Tiere, welche mehr über der Erde leben und klettern.
          - Fern von menschlichen Wohnungen in Wäldern, besonders Eichhörnchen jagend . . **Baummarder, M. martes.**
          - In und um menschliche Wohnungen, Mäuse, Geflügel, Kirschen ꝛc. fressend . . . **Hausmarder, M. fagorum.**
        - Tiere, die auf dem Boden und in Höhlen leben.
          - Mehr an Gehöften, von Ratten, Mäusen, Igeln und Geflügel lebend, kann nicht in die Höhlen der Mäuse und Wasserratten eindringen . . . . **Iltis, M. putorius.**
          - An Knicks und in Gebüschen lebend.
            - In die Röhren auch der Mäuse eindringend und besonders von diesen lebend . . **Wiesel, M. nivalis.**
            - Kann nur noch in die Röhren der Wasserratte eindringen und lebt besonders von dieser. . . . . **Hermelin, M. erminea.**
  - in erster Linie von Fischen und Fröschen:
    - besonders Frösche fressend und deshalb an sumpfigen Ufern . . . . **Nörz, M. lutreola.**
    - besonders Fische fressend und deshalb fischreiche Flüsse und Seen liebend . . . . **Fischotter, L. lutra.**

Rodentia, Nagetiere.

Übersicht der deutschen Gattungen.

- An den Hinterfüßen 3—4 Zehen.
  - Hinterfüße mit 3 Zehen. . . Meerschweinchen, Cavia Marcgr.
  - Hinterfüße mit 4 Zehen . . . . **Hase, Lepus** L.
- Hinterfüße mit fünf Zehen.
  - Schwanz flach, über 10 cm breit, mit Schuppen . . . . . Biber, Castor L.
  - Schwanz cylindrisch.
    - Schwanz am Ende mehr oder weniger buschig behaart; das Ende mit den Haaren breiter als die Wurzel.
      - Der Schwanz nicht halb so lang als der übrige Körper . . . Ziesel, Spermophilus Cuv.
      - Schwanz länger als der halbe Körper.
        - Schwanz mit den langen, abstehenden Haaren so dick als der Körper . . . . **Eichhörnchen, Sciurus** L.
        - Schwanz weit dünner . . . . **Schläfer, Myoxus** Zimmerm.
    - Schwanz kurz behaart, nach dem Ende hin deshalb dünner.
      - Der Schwanz fast ebenso lang als der übrige Körper.
        - Schwanz spärlich behaart, Schnurrborsten in 5 Längsreihen . . . **Maus, Mus** L.
        - Schwanz dicht behaart, Schnurrborsten in 2 Längsreihen . . . . Streifenmaus, Sminthus Keys. Bl.
      - Der Schwanz kaum halb so lang als der übrige Körper.
        - Unterseite schwarz, Oberseite heller; Länge ohne Schwanz über 20 cm . . . . Hamster, Cricetus Pall.
        - Unterseite heller als die Oberseite; Körperlänge ohne Schwanz unter 20 cm . . . . . . **Wühlmaus, Arvicola** Lacep.

Übersicht der Gattungen nach Unterschieden im Schädelbau.

- Im Unterkiefer jederseits 4 Backzähne.
  - Im Oberkiefer jederseits 5—6 Backzähne.
    - Im Oberkiefer 6 Backzähne und hinter den beiden Nagezähnen 2 kleinere . . . . **Hase, Lepus** L.
    - Im Oberkiefer 5 Backzähne und 2 Nagezähne.
      - Der 1. Backzahn im Oberkiefer über halb so breit als der 2., in der Zahnreihe stehend . . . . Ziesel, Spermophilus Cuv.
      - Der 1. Backzahn im Oberkiefer nicht halb so dick als der 2., von außen kaum sichtbar . . . . **Eichhörnchen, Sciurus** L.
  - Im Oberkiefer jederseits 4 Backzähne.
    - Backzähne mit 4—7 Querlamellen . . . . **Schläfer, Myoxus** Zimmerm.
    - Jeder Backzahn mit 2 birnförmigen, innen hohlen Schmelzfalten . . . . Meerschweinchen, Cavia Marcgr.
- Im Unterkiefer jederseits 3 Backzähne.
  - Kaufläche ebengeschliffen, die Schmelzfalten bilden Dreiecke, Kreise oder Schleifen.
    - Schädel über 12 cm lang: Biber, Castor L.
    - Schädel bis 4 cm lang . . . . **Wühlmaus, Arvicola** Lacep.
  - Die Kaufläche höckerig.
    - Oberkiefer jederseits mit 4 Backzähnen . . . . Streifenmaus, Sminthus Keys. Bl.
    - Oberkiefer mit 3 Backzähnen.
      - Der 1. Backzahn im Oberkiefer mit 6 Höckern, welche in 2, durch eine Rinne getrennten Reihen stehen . . . . Hamster, Cricetus Pall.
      - Die Höcker auf dem 1. Backzahn im Oberkiefer unregelmäßig oder mit einer mittleren Längsreihe . . . . **Maus, Mus** L.

Von diesen Gattungen sind vier wild bisher nicht in der Provinz gefunden. Das Meerschweinchen, Cavia cobaya Marcgr. wird nur in der Gefangen-

schaft gehalten. Das Ziesel, Spermophilus citillus (L.) kommt sicher nicht bei uns vor; Schlesien ist der einzige deutsche Fundort. Weit eher könnte man schon den Hamster, Cricetus cricetus (L.) (frumentarius) bei uns suchen wollen. Sein Hauptverbreitungsgebiet liegt zwischen Dresden und Hannover; in Pommern und im östlichen Teil von Mecklenburg wurde er noch einzeln gefunden. Die Verbreitung der Streifenmaus, Sminthus subtilis (Pall.) (betulinus, vagus) ist noch wenig bekannt. Sie wurde in Ungarn, Rußland, Schweden und Dänemark gefunden.

Die Nagetiere zeichnen sich besonders durch die Nagezähne aus. Dieselben sind im Wachstum nicht abgeschlossen und behalten infolge ihres eigentümlichen Baues stets Meißelform. Es ist nämlich nur der Vorderrand mit Schmelz bekleidet. Als härtere Masse wird der Schmelz langsamer abgenutzt. Stehen zwei der Nagezähne einmal nicht genau einander gegenüber, so wachsen sie bogenförmig ins Unbegrenzte weiter. Die Backenzähne sind der Pflanzennahrung entsprechend richtige Mahlzähne mit breiter Kaufläche. Einige Nagetiere fallen in einen Winterschlaf; die meisten dagegen sammeln sich Vorräte für den Winter oder suchen Orte auf, wo sie im Winter ihre Nahrung finden. Der Hamster besitzt zum Eintragen der Vorräte wohl ausgebildete Backentaschen. Wie unter den Raubtieren Hund und Katze, so hat hier der Hase, als bester Läufer, hinten nur 4 Zehen. Bei Schwimmern (Fischotter, Biber), Kletterern (Marder, Eichhörnchen) und Grabern (Dachs, Wühlmaus) ist die größere Zehenzahl wichtig.

Der **Hase, Lepus europaeus** Pall. (timidus) ist in der Provinz überall häufig. Er gräbt sich keine Schlupfwinkel, wie das Kaninchen, besitzt aber eine außerordentlich gute Schutzfarbe, indem er grauen Erdhaufen, Steinen 2c. gleicht. Erhöht wird die Täuschung durch seine Gewohnheit, bei Annäherung des Menschen möglichst lange liegen zu bleiben. Sein Gesicht ist schlecht, das Gehör aber außerordentlich scharf. Er schläft mit halb offenen Augen. Das Weibchen wirft vom Februar bis in den Herbst 4 bis 5mal 2—3 Junge, welche 3 Wochen lang gesäugt werden. Sein schlimmster Feind ist der Fuchs.

Das **Kaninchen, L. cuniculus** L. wird als Haustier gehalten und soll aus Südeuropa eingeführt sein. Es verwildert leicht und wird dann mitunter zur Landplage. Verwilderte Kaninchen sollen in der Provinz bei Kellinghusen, Bramstedt und auf Föhr vorkommen. Die Bastardierungsfrage mit dem Hasen scheint noch immer nicht endgültig entschieden zu sein. Während einige Forscher behaupten, die Bastarde, die sogen. Leporiden mehrere Generationen hindurch gezüchtet zu haben, wird von andern behauptet, daß bei den Experimenten nicht die genügende Sorgfalt beobachtet sei.

Die Hauptunterschiede zwischen Hasen und Kaninchen sind folgende:

- Ohr lang, ragt nach vorn angedrückt über die Schnauzenspitze hinaus; Schädel 10 cm lang, der 4. Backzahn etwa halb so breit als die Gaumenlücke neben ihm . . . . **Hase, L. europaeus** Pall.
- Ohr ragt angedrückt nicht bis zur Schnauzenspitze; Schädel 7 cm lang, der 4. Backzahn fast so breit als die Gaumenlücke neben ihm . . . . **Kaninchen, L. cuniculus** L.

Das **Eichhörnchen, Sciurus vulgaris** L. ist in Wäldern überall häufig.

Im Winter ist sein Pelz mit weißen Haaren untermischt, während er im Sommer rotbraun ist. Nüsse öffnet es, indem es mit den Nagezähnen ein Loch hineinfeilt und die spitzen Unterzähne zum Sprengen in das Loch hineinführt. Es sammelt sich Vorräte in Baumhöhlen rc. und wird im Winter nur etwas träger. Gelegentlich frißt es auch junge Vögel. Es baut auf Bäumen vollkommen geschlossene Nester und zwar mehrere an verschiedenen Orten. Das Weibchen wirft zweimal im Jahr bis 4 Junge. Sein schlimmster Feind ist der Baummarder. Ein ihm eigentümlicher Floh ist Pulex sciurorum.

Die deutschen Arten der **Schläfer, Myoxus** sind folgende:

- Körperlänge mit Schwanz etwa 12 cm; der erste Backzahn im Oberkiefer bei weitem nicht halb so breit und dick als der folgende . . . . **Haselmaus, M. avellanarius** (L.)
- Körperlänge mit Schwanz über 18 cm; der erste Backzahn im Oberkiefer über halb so breit und dick als der folgende.
  - Haargrund an Brust und Kehle grau; der 2. und 3. Backzahn im Oberkiefer dicker als breit; Körperlänge etwa 20 cm . . . . **Gartenschläfer, M. quercinus** (L.)
  - Haare an Brust und Kehle ganz weiß; der 2. und 3. Backzahn im Oberkiefer ebenso breit als dick; Körperlänge etwa 26 cm . . . . Siebenschläfer, M. glis (L.)

Der Siebenschläfer, M. glis (L.) wurde aus der Provinz noch nicht genannt; in Mecklenburg wurde er gefunden.

Der **Gartenschläfer, M. quercinus** (L.) (nitela) kommt ebenfalls in Mecklenburg vor und wird von Boll aus Holstein angeführt.

Die **Haselmaus, M. avellanarius** (L.) soll auch in Holstein vorkommen. Wie Herr Dr. Lenz mir mitteilt, wurde sie in der Lübecker Enklave Schretstaken gefunden.

Die Schläfer entziehen sich durch ihre nächtliche Lebensweise leicht der Beobachtung. Zersprengte Obstkerne in Gärten lassen mitunter auf ihre Gegenwart schließen. Sie bauen, wie das Eichhörnchen, ein geschlossenes Nest und werfen 3—7 Junge. Ihren Winterschlaf halten sie in Baumhöhlen, Maulwurfröhren rc.

Der Biber, Castor fiber L. wird in Deutschland nur noch bei Magdeburg an der Elbe gehegt. Einen Schädel besitzt das Kieler Museum aus einem Torfmoor bei Kappeln.

Arten der Gattung **Arvicola.**

- Länge der Backzahnreihe 8 mm und darüber; Länge des Körpers mit Schwanz über 16 cm; Ohren nicht über die Haare vorragend; 1. Backzahn im Unterkiefer innen mit vier Zacken (Fig. 23 b) . . . . **Wasserratte, A. amphibius** L.
- Länge der Backzahnreihen 6 mm und darunter; Körper unter 14 cm; Ohr aus der Behaarung vorragend.
  - Erster Backzahn im Unterkiefer innen mit vier Zacken und gerundeter Schleife (Fig. 23 b); Schwanz relativ lang, 40 mm bei 80 mm Körperlänge . . . . **Waldmühlmaus, A. glareolus** (Schreb.)
  - Erster Backzahn im Unterkiefer innen mit 5 Zacken und Schleife (Fig. 23 a); Schwanz kurz, 35 mm bei 90 mm Körperlänge.
    - Die Schleife des 1. untern Backzahns nach innen gebogen, der 2. Backzahn im Oberkiefer mit kleiner 3. Innenzacke (Fig. 23 d); Rücken dunkelbraungrau . . . . **Erdmaus, A. agrestis** L.
    - Die Schleife des 1. unteren Backzahns nach außen gebogen (Fig. 23 a); der 2. Backzahn im Oberkiefer mit 2 Innenzacken (Fig. 23 c); Rücken gelblichgrau . . . . **Feldmaus, A. arvalis** (Pall.)

9*

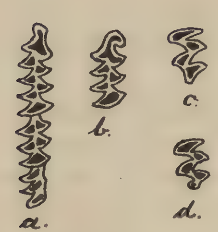


Fig. 23. a rechte Backzahnreihe aus dem Unterkiefer der Feldmaus, b erster Zahn derselben Reihe von A. glareolus, c zweiter Zahn aus dem Oberkiefer der Feldmaus, d derselbe Zahn der Erdmaus.

Die **Wasserratte, A. amphibius** (L.) ist sowohl in der grauen als in der schwarzen Abart in der Provinz häufig und durch Zerstören von Wurzeln schädlich.

Die **Waldwühlmaus, A. glareolus** (Schreb.) scheint ebenfalls verbreitet und häufig; sie frißt auch die Rinde junger Bäumchen.

Die **Erdmaus, A. agrestis** (L.) scheint selten zu sein. Ein Skelett des Kieler Museums stammt wohl aus der hiesigen Gegend.

Die **Feldmaus, A. arvalis** (Pall.) ist gemein und oft sehr schädlich.

Die Wühlmäuse leben in selbstgegrabenen Röhren. Auch das Nest ist unter der Erde oder in Getreidediemen 2c., nur A. glareolus baut auf der Erde. Sie sollen in günstigen Jahren 5—7 mal bis zu 8 Jungen zur Welt bringen. Die Vermehrung würde also eine ungeheure sein, wenn nicht Hermelin, Wiesel, Eulen, Bussard und Weihen derselben energisch entgegen wirkten. Die genannten Tiere können also nicht genug zur Schonung empfohlen werden. Unseren Wallhecken oder Knicks, welche den Feinden der Mäuse Schlupfwinkel gewähren, ist es auch wohl zuzuschreiben, daß in unserer Provinz die Mäuseplage nie so groß wird wie in anderen, buschfreien Gegenden.

Von der Gattung **Mus** sind folgende Arten zu unterscheiden:

- Körperlänge mit Schwanz über 30 cm; Schädellänge über 4 cm; Schuppenringe am Schwanz 1 mm br.
  - Das Ohr reicht angedrückt bis ans Auge; Rücken braunschwarz, Unterseite wenig heller; Schwanz 17 cm lang, länger als der übrige Körper (14 cm). . . . . **Hausratte, Mus rattus** L.
  - Das Ohr reicht angedrückt nicht bis zum Auge; Rücken dunkelbraungrau, Unterseite grauweiß; Schwanz 17 cm lang, kürzer als der übrige Körper (21 cm) . . **Wanderratte, M. decumanus** Pall.
- Körper unter 25 cm; Schädel bis 2,5 mm lang; Schuppenringe am Schwanz $^1/_3$—$^1/_2$ mm breit.
  - Rücken dunkelgrau, nach dem Bauche allmählich etwas heller werdend; Schuppenringe am Schwanz zahlreicher, $^1/_3$ mm breit; Körper mit Schwanz 17 cm lang . . . . **Hausmaus, M. musculus** L.
  - Die Unterseite scharf abgegrenzt weiß; Schwanz mit weniger zahlreichen Schuppenringen.
    - Körperlänge mit Schwanz über 20 cm, Schwanz 10 cm; Ohr angedrückt bis ans Auge reichend; Oberseite braun; Schwanzringel $^1/_2$ mm breit . . . **Waldmaus, M. sylvaticus** L.
    - Körperlänge bis 17 cm, Schwanz bis 7,5 cm; Ohr angedrückt nicht bis ans Auge reichend; Oberseite braunrot.
      - Rücken mit schwarzem Längsstreif; Körper mit Schwanz 17 cm lang, Schwanz 7,5 cm, Schwanzringel $^1/_2$ mm. . . . **Brandmaus, M. agrarius** Pall.
      - Rücken ohne schwarzen Längsstreifen; Körper mit Schwanz 12 cm lang, Schwanz 6 cm, Schwanzringel $^1/_3$ mm . . **Zwergmaus, M. minutus** Pall.

Die **Hausratte, M. rattus** L., welche früher sehr gemein war, ist durch die Wanderratte fast vollkommen verdrängt und dem Aussterben nahe. Es handelt sich hier eben um zwei Tiere, welche biologisch dieselbe Stelle einnehmen, d. h. an dieselben Lebensbedingungen angepaßt sind, und in einem solchen Falle

muß das schwächere, am wenigsten angepaßte weichen. Einzelne Tiere werden immer noch gefunden, namentlich in Lübeck soll die Art nach einer Mitteilung des Herrn Dr. Lenz noch häufiger vorkommen.

Die **Wanderratte, M. decumanus** Pall. ist jetzt überall in Ställen 2c. gemein, obgleich sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts in unserer Provinz noch fehlte. Nach Pallas kam sie 1727 schaarenweise über die Wolga, um sich über ganz Europa auszubreiten. In Italien scheint sie übrigens schon früher durch Schiffe eingeschleppt zu sein. Um sie zu vertreiben, streut man krystallisiertes Eisenvitriol in die Gossen 2c.

Die **Hausmaus, M. musculus** L. ist die gemeinste Art. Das sog. Singen der Mäuse ist auf eine Erkrankung der Luftwege zurückzuführen.

Die **Waldmaus, M. sylvaticus** L. lebt besonders in Wäldern von Baumsamen, Rinde und Insekten.

Die **Brandmaus, M. agrarius** Pall. scheint selten zu sein.

Die **Zwergmaus, M. minutus** Pall. ist überall häufig. Das kugelförmige Nestchen findet man zwischen Halmen und in Gesträuch, stets über dem Boden.

Die Vermehrung der Ratten und Mäuse ist eine ähnlich große wie die der Wühlmäuse. Auch die Feinde sind dieselben; in Gebäuden kommen allerdings der Iltis, der Marder und die Katze hinzu, während andere hier in Wegfall kommen, so die Weihen, der Bussard und die Waldeulen.

Die biologische Übersicht der Nagetiere folgt hinter den Paarhufern.

Perissodactyla, Unpaarhufer.

Die einzige einheimische Gattung dieser Ordnung ist das **Pferd, Equus** L. Die beiden Arten unterscheiden sich folgendermaßen:

Der Schwanz von der Wurzel an mit langen Haaren, Ohr gleich 1/4 der Kopflänge . . . . **Pferd, E. caballus** L.
Der Schwanz am Ende mit Haarquast, Ohr halb so lang als der Kopf: **Esel, E. asinus** L.

Die Figur 24 zeigt den allmählichen Übergang von der vierzehigen auf die einzehige Fußform. Die betreffenden Tiere lebten in derselben Reihenfolge in der Tertiärzeit. Beim Pferd sind nur noch geringe Reste von zwei seitlichen Zehen vorhanden (Fig. 14 A a). Beim schnellen Lauf bieten breite Füße der Luft zu großen Widerstand, daher die Reduktion der Zehen.

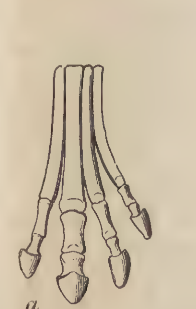
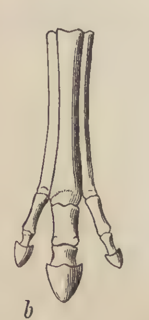
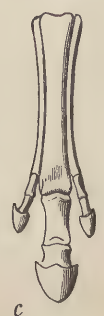
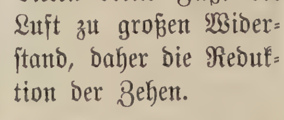





Fig. 24. Fuß a vom Orohippus, b vom Anchitherium, c vom Hipparion und d vom Pferd; nach Claus.

Das **Pferd, E. caballus** L. wurde seit der ältesten Steinzeit vom Menschen als Haustier gehalten. Es stammt jedenfalls vom diluvialen Wildpferd, einem Steppentier, ab. Wild kommt

es jetzt nirgends auf der Erde mehr vor, wohl aber verwildert. Es trägt 11 Monate. Von inneren Parasiten sind zu nennen: im Darm ein großer Spulwurm Ascaris megacephala und im Magen die Larve der Pferdebremse Gastrophilus equi. Die Bremse legt ihre weißen Eier auf die Haare ab. Die Fliege saugt kein Blut und wird doch vom Pferde unter allen Fliegen am meisten gefürchtet. Die Eier gelangen in den Magen, wenn das Pferd juckende Hautstellen mit den Zähnen quetscht. Die Räude des Pferdes wird von zwei Räudemilben Dermatocoptes und Dermatophagus verursacht. Auch die Krätzmilbe des Menschen kommt beim Pferde vor. Von Läusen sind eine geflügelte und eine ungeflügelte zu nennen: Hippobosca equina und Haematopinus asini.

Der **Esel, E. asinus** L. wird in der Provinz wenig als Haustier gehalten. Er stammt vom E. onager Zentralasiens ab. Auch das Maultier, der Bastard von Eselhengst und Pferdestute, kommt in der Provinz kaum vor.

Artiodactyla, Paarhufer.

Übersicht der einheimischen Gattungen.

- 6 Schneidezähne im Ober- und Unterkiefer . . . . **Schwein, Sus** L.
- Im Unterkiefer 8, im Oberkiefer keine Schneidezähne.
  - Zwischen der Augen- und Nasenhöhle fehlt ein Stück der äußeren Schädeldecke.
    - Die beiden mittleren Schneidezähne mit doppelt so breiter Schneide als die benachbarten . **Hirsch, Cervus** L.
    - Die Schneiden der vier mittleren Schneidezähne fast gleich breit . . . . Elch, Alces Smith.
  - Schädeldecke vollständig.
    - Stirnzapfen immer vorhanden, drehrund; Quernaht am Gaumen 1 cm vor den beiden Gefäßlöchern. . . . . **Rind, Bos** L.
    - Stirnzapfen kantig oder fehlend; die Gaumenquernaht berührt die Gefäßlöcher.
      - Zwischen Augen- und Nasenhöhle, im Thränenbein eine tiefe Einsenkung (Thränengrube). . . . . **Schaf, Ovis** L.
      - Zwischen Augen- und Nasenhöhle keine Einsenkung . . . . **Ziege, Capra** L.

Mit Ausnahme des omnivoren Schweines gehören alle zu den Wiederkäuern und besitzen als solche einen eigentümlichen Magen. Es führt nämlich eine röhrenartig geschlossene Rinne durch den Netzmagen in die hinteren Abteilungen (Blätter- und Labmagen). Die Speise muß diese Rinne passieren. Ist sie nur roh gekaut, so öffnet sie die Röhre, fällt in den Netzmagen und speichert sich im Pansen auf. Als gute Läufer haben alle nur 2 wohlausgebildete Zehen.

Das **Wildschwein, Sus scropha** L. wird in der Provinz nicht gehegt und gelangt deshalb nur gelegentlich in einzelnen Irrlingen zu uns. Früher dürfte es in weiterer Verbreitung vorgekommen sein, da man in Torfmooren öfter Knochen findet. Das Kieler Museum besitzt Schädel von Neustadt und Meldorf.

Das **Hausschwein, S. domesticus** Briss. stammt nach neuerer Ansicht wohl nicht ausschließlich von unserm Wildschwein, sondern besonders von einer indischen Stammform ab. Als Torfschwein kommt es schon in den Pfahlbauten des nördlichen Europas vor. Der Kopf ist weniger schlank und die Hauer werden weniger groß als beim Wildschwein. Von gefährlichen Parasiten beherbergt das Schwein in seinen Muskeln die Trichine und die Finne eines Menschen-

bandwurms Taenia solium. Beide können mit rohem Schinken übertragen werden. Auf der Haut kommt eine Laus Haemotopinus suis und eine Räudemilbe Sarcoptes squamiferus vor. Das Schwein wirft zweimal im Jahr bis 12, selten bis 20 Ferkel.

Die jetzt noch lebend vorkommenden Arten der Gattung **Cervus** unterscheiden sich folgendermaßen:

- Schwanz wenigstens von halber Ohrlänge, am Schädel unter der Augenhöhle eine tiefe Thränengrube.
  - Der Schwanz von halber Ohrlänge; im Oberkiefer ein Eckzahn vorhanden. . . . . **Edelhirsch, C. elaphus** L.
  - Der Schwanz so lang als das Ohr; Eckzahn fehlt . . . . **Damhirsch, C. dama** L.
- Schwanz fehlt; am Schädel die Thränengrube sehr flach . . . . **Reh, C. capreolus** L.

Der **Edelhirsch, C. elaphus** L. kommt jetzt nur noch im Halloher Gehege bei Neumünster und auf Glashütte bei Segeberg vor. Früher war er über den östlichen Teil der Provinz verbreitet. Das Museum besitzt im Moor gefundene Geweihe von Heiligenhafen, Oldenburg, Lütjenburg und aus der Probstei. Die Fig. 25 zeigt das Geweih eines Zwölfenders. Zwischen Augen- und Mittelsproß findet sich meist noch ein kleinerer, Eissproß. Im Segeberger Rathaus befindet sich das Geweih eines Vierundzwanzigenders. Die Zahl der Enden schreitet übrigens nicht mit den Jahren regelmäßig fort. Im Vorfrühling wird das Geweih abgeworfen. Zur Fortpflanzungszeit, im August ist es wieder vollständig. Im Mai des folgenden Jahres setzt das Weibchen ein Kalb.

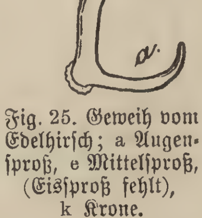


Fig. 25. Geweih vom Edelhirsch; a Augensproß, e Mittelsproß, (Eissproß fehlt), k Krone.

Der **Damhirsch, C. dama** L. ist aus Südeuropa bei uns eingeführt und hat den Edelhirsch fast vollkommen verdrängt. Er kommt im ganzen Osten von Holstein und im südöstlichsten Teil von Schleswig überall, wo größere Wälder sind, vor. Die Brunstzeit fällt in den November und die Setzzeit in den Juni.

Das **Reh, C. capreolus** L. ist mit Ausnahme der Marsch über die ganze Provinz verbreitet. Die Brunstzeit fällt in den Juli und August, die Setzzeit in den Mai.

Das Rentier, C. tarandus L. kam in der ältern Steinzeit im gemäßigten Europa vor und soll noch zur Zeit Cäsars in Deutschland gelebt haben. Im

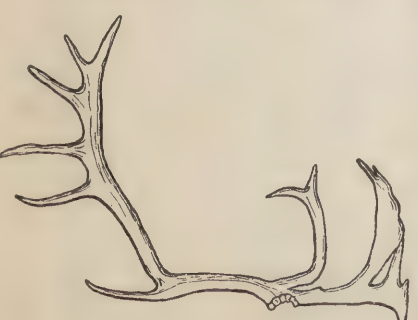


Fig. 26. Geweih des Rentiers.



Fig. 27. Geweih vom Elch.

Kieler Museum befindet sich ein Geweih aus einem Torfmoore bei Ellerbeck.

Der Elch oder das Elentier, Alces alces (L.) war in historischer Zeit noch weit über Deutschland verbreitet, jetzt wird es nur noch zu Ibenhorst in Ostpreußen gehegt. Im Kieler Museum befinden sich Geweihstücke von Neuwühren, Woltersmühlen, Wrist, Moorkirchen und Stemwarde.

Zur Erkennung derartiger fossiler Geweihe gebe ich hier eine Übersicht nach dem Geweih:

- Geweih vom Grunde an schaufelartig flach gedrückt, ohne getrennten Augenspross (Fig. 27) . . . . Elch, Alces alces.
- Geweih mit Augensprossen, die am Grund cylindrisch sind.
  - Zwei Augensprossen, die nach dem Ende hin mehr oder weniger ästig oder flach gedrückt sind (Fig. 26) . . . . Rentier, Cervus tarandus.
  - Augensprosse nicht verästelt oder flach gedrückt.
    - Grundstock des Gehörns länger als die Entfernung der beiden ersten Gabelungen von einander . . **Reh, C. capreolus.**
    - Grundstock des Geweihs kürzer als die Entfernung der beiden ersten Sprossen.
      - Ende des Geweihs nicht schaufelförmig flach gedrückt; zwischen Augen- und Mittelspross oft ein dritter, Eisspross (Fig. 25) . . . . **Edelhirsch, C. elaphus.**
      - Kein Eisspross; Krone des Geweihs mehr oder weniger flach gedrückt. . . . . **Damhirsch, C. dama.**

Unser **Rind, Bos taurus** L. (holst. Rasse) stammt vom Auerochsen ab und wird jetzt überall als Haustier gehalten. Die Tragzeit ist 9 Monat. In den Muskeln kommt die Finne eines Menschenbandwurms Taenia saginata vor und wird mit rohem Beefsteak übertragen. Außer einigen Räudemilben und Läusen ist dann noch die Biesfliege Hypoderma bovis zu nennen. Die Larve dieser Bremse lebt in der Rückenhaut und erzeugt die sog. Dasselbeulen. Die Bremse selbst fliegt an schwülen Tagen und veranlaßt bei ihrer Annäherung die Kühe zum Biesen, d. i. mit gehobenem Schwanze umherzulaufen.

Der Auerochs, B. urus L. (primigenius) lebte noch zur Bronzezeit in Europa und ist vielleicht der Ur des Nibelungenliedes. Das Kieler Museum besitzt Hörner (von 10 cm Dicke) und andere Knochen von Alsen, Hamburg, Ellerbeck, Preetz, Neustadt und Oldenburg.

Das **Schaf, Ovis aries** L. wird überall als Haustier gehalten. Es kam schon in den Pfahlbauten vor. Seine Abstammung ist aber noch unbekannt. Es wirft nach 5monatlicher Tragzeit im Anfang des Frühlings 1—2 Lämmer. Die im Gehirn lebende Finne eines Hundebandwurms Taenia coenurus erzeugt die Drehkrankheit. In der Haut lebt eine Räudemilbe Dermatocoptes communis, auf der Haut findet sich die sog. Zecke, eine Lausfliege Melophagus ovinus. Die Nasenbremse Oestrus ovis legt ihre Eier an die Nase. Die Larve gelangt dann durch die Nase in die Stirnhöhlen.

Die **Ziege, Capra hircus** L. wird namentlich von der ärmeren Bevölkerung gehalten. Sie war schon zur Steinzeit Haustier und stammt wahrscheinlich von der Bezoarziege, C. aegagrus, in Kleinasien ab.

Ich gebe zum Schluß noch eine biologische Übersicht der bei uns wildlebenden Pflanzenfresser.

- Es fressen Gräser und Kräuter.
  - In Wäldern und ausgedehnten Gebüschen.
    - Besonders im ausgedehnten Hochwalde und in bewaldeten Brüchen . . . . **Edelhirsch, C. elaphus.**
    - Besonders in kleineren, von Feldern unterbrochenen Wäldern und Gebüschen, in unsern knickreichen Gegenden auch dauernd fern vom Walde . . . . **Reh, C. capreolus.**
    - An den gleichen Orten wie die vorhergehenden; eingeführt . . . . **Damhirsch, C. dama.**
  - Besonders im waldfreien Gelände.
    - Es liebt die Ebene und lebt nur oberirdisch: **Hase, L. europaeus.**
    - Es liebt hügeliges Gelände und gräbt Höhlen. . . . . **Kaninchen, L. cuniculus.**
- Es fressen Früchte, Wurzeln und Rinde.
  - Geschickte Kletterer, die auf Bäumen und Büschen leben.
    - Es geht bei Tage seiner Nahrung nach und hält keinen Winterschlaf . . . . **Eichhörnchen, Sc. vulgaris.**
    - Nachttiere, die einen Winterschlaf halten.
      - Besonders in Wäldern und höherem Gebüsch.
        - Größer, geschickter kletternd, besonders in Eichen- und Buchenwäldern. . . . . Siebenschläfer, M. glis.
        - Kleiner, besonders in höheren Gebüschen und Obstgärten. . . . . **Gartenschläfer, M. quercinus.**
      - Besonders im niederen Gebüsch . . . . **Haselmaus, M. avellanarius.**
  - Es klettern weniger gut und halten sich nahe dem Boden auf.
    - mehr über der Erde, mit Hülfe des langen Schwanzes etwas kletternd.
      - Besonders in menschlichen Wohnungen.
        - Größere Arten, besonders in Scheunen und Ställen.
          - **Wanderratte, M. decumanus.**
          - **Hausratte, M. rattus.**
        - Kleinere Art, auch in den menschlichen Wohn- und Speiseräumen . . . . **Hausmaus, M. musculus.**
      - Besonders fern von menschlichen Wohnungen.
        - Kleinere Art, die Halme erklimmt; Nest über der Erde . . **Zwergmaus, M. minutus.**
        - Größere Arten, in Wäldern und Gebüsch.
          - Besonders in Wäldern . . . **Waldmaus, M. sylvaticus.**
          - Besonders an Ackerrändern . **Brandmaus, M. agrarius.**
    - mehr am Boden und unter der Erde.
      - Fast ausschließlich unterirdisch lebend und Wurzeln fressend. . . . . **Wasserratte, A. amphibius.**
      - Es leben mehr von Samen, Knospen oder Rinde.
        - Auf Feldern von Getreide lebend.
          - Größere Art . . . . Hamster, C. frumentarius.
          - Kleinere Art . . . . **Feldmaus, A. arvalis.**
        - In Wäldern und Gebüschen von Sämereien, Knospen und Rinde lebend.
          - Es geht mehr bei Tage auf Nahrung aus . . . . **Erdmaus, A. agrestis.**
          - Es geht mehr nachts auf Nahrung aus: **Waldwühlmaus, A. glareolus.**

Proboscidea, Rüsseltiere.

Das Mammuth, Elephas primigenius Blumenb. lebte noch zur Steinzeit zusammen mit dem Menschen in Europa. Im Diluvium unserer Pro-

vinz wurden wiederholt Knochen gefunden, so am Nord-Ostseekanal bei Königsförde, Meckelsee und Klein-Bornholt, dann bei Itzehoe und Büsum. Von den beiden letzteren Orten besitzt das Kieler Museum einen Backenzahn.

Pinnipedia, Robben.

Übersicht der Gattungen.

- Im Oberkiefer 6 Schneidezähne, im Unterkiefer 4.
  - Die Backzähne im Oberkiefer alle kegelförmig ohne Nebenspitzen (Fig. 28 c) . . . . **Kegelrobbe, Halichoerus** Nilss.
  - Die Backzähne im Oberkiefer alle, außer der starken Mittelspitze, mit wenigstens angedeuteten Nebenspitzen (Fig. 28 a und b) . . . . **Seehund, Phoca** L.
- Im Oberkiefer (abgesehen vom ganz jungen Tier) 2 oder 4 Schneidezähne.
  - Im Oberkiefer 4 wohlentwickelte Schneidezähne; keine Lücke dazwischen. . . . . Blasenrobbe, Cystophora Nilss.
  - Im Oberkiefer neben den mächtigen Eckzähnen mit zwei durch eine breite Lücke getrennten Vorderzähnen; bei jüngeren Tieren oft noch mittlere Zahnhöhlen . . . . Walroß, Trichechus Scop.

Die Blasenrobbe, Cystophora leonina (L.) (cristata) und das Walroß, Trichechus rosmarus (L.) sind aus dem hohen Norden versprengt bisher nur bis in den nördlichen Theil der Nordsee beobachtet.

Durch den cylindrischen Körper und kurzen, steifen Hals, die kugeligen Augenlinsen, die fehlenden Ohrmuscheln und die flach ausgebreiteten, nach hinten gerichteten Hinterfüße sind die Robben dem Aufenthalt im Wasser sehr vollkommen angepaßt.

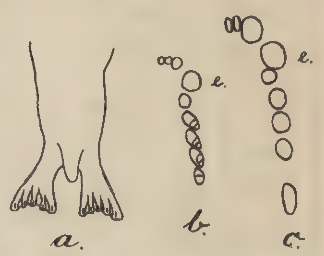


Fig. 28. a hinteres Körperende vom Seehund, Phoca vitulina; b Zahnstellung desselben; c Zahnstellung der Kegelrobbe.

Die **Kegelrobbe, Halichoerus grypus** Nilss. ist grau, an der Rückenseite dunkler; sie wird 2,5 m lang. An der Nordseeküste ist sie sehr selten, an unserer Ostseeküste häufiger. Sie nährt sich von Fischen und anderen Meerestieren und wirft (in der Ostsee) im Februar oder März ein Junges.

Die Arten der Gattung **Phoca** sind folgende:

- Die Backzähne stehen schräge zur Kieferrichtung und legen sich aneinander, im Unterkiefer teilweise fünfhöckerig; Rücken schwärzlich mit hellen Flecken. Länge bis 1,5 m . . . . **Gemeiner Seehund, Ph. vitulina** L.
- Die Backzähne nicht schräg, etwas getrennt, im Unterkiefer 3—4-höckerig.
  - Backzähne im Unterkiefer teilweise vierhöckerig; Körper mit schwarzem Kopf und Seitenfleck, bis 3 m lang . . . . **Grönländischer Seehund, Ph. groenlandica** Müll.
  - Backzähne im Unterkiefer dreihöckerig; Rücken schwarz mit weißen Ringflecken; Größe bis 1,2 m. . . **Ringelrobbe, Ph. foetida** O. Fabr.

Der **gemeine Seehund, Phoca vitulina** L. ist in der Ost- und Nordsee häufig, namentlich an den Flußmündungen, geht auch in die Flüsse hinein. Er frißt besonders Fische, paart sich im September und wirft im Juni ein Junges.

Die **Grönlandrobbe, Ph. groenlandica** Müll. kommt vom hohen Norden, äußerst selten einmal in den südlichen Teil der Nordsee.

Die **Ringelrobbe, Ph. foetida** O. Fabr. (annellata) ist eine nordische Art, die in der Ostsee namentlich dem Nordosten angehört. Sie frißt mehr als die andern auch Muscheln und Krebse und setzt im März ein Junges.

Cetacea, Waltiere.

Übersicht der Gattungen.

- Statt der Zähne sind im Maule lange, vom Oberkiefer nach unten vorragende Hornbarten vorhanden.
  - Eine Rückenflosse oder an deren Stelle ein stark vorragender Höcker vorhanden; Bauch vorn mit Längsfurchen; Oberkiefer breit.
    - Brustflosse lang, gleich $1/4$ der Körperlänge; Körper dick; Rückenflosse ein stumpfer Höcker; bis 15 m lang . . . . **Buckelwal, Megaptera** Gray.
    - Brustflosse kürzer als $1/5$ des Körpers; Körper schlank; Rückenflosse lang und spitz; bis 26 m lang . . . . **Walfisch, Balaenoptera** Lacep.
  - Die Rückenflosse und die Furchen am Bauch fehlen; Oberkiefer schmal; bis 20 m lang . . . . **Grönlandwal, Balaena L.**
- Es sind wenigstens im Unterkiefer Zähne oder Zahnhöhlen vorhanden. Keine Barten
  - Im Oberkiefer keine über das Zahnfleisch vorragenden Zähne.
    - Im Unterkiefer jederseits 20—27 starke Zähne; Spritzloch kreisrund; Kopf dick, vorn senkrecht aufsteigend; bis 17 m lang . . . . **Pottwal, Physeter L.**
    - Im Unterkiefer höchstens 5 Zähne jederseits; Spritzloch halbmondförmig; Kopf mehr oder weniger schnabelförm.
      - Zähne in der Mitte des Unterkiefers; Schnabel sehr lang; Stirn allmählich ansteigend; bis 4,5 m lang: Kleinflosser, Micropteron Eschr.
      - Zähne od. Zahnhöhlen vorn am Ende des Unterkiefers.
        - Der Schnabel fast so breit als lang (Fig. 29); im Unterkiefer jeders. 4—5 Zahnhöhlen; bis 3,7 m lang **Grampus** Gray.
        - Schnabel wenigstens um die Hälfte länger als breit, jederseits mit 1—2 Zähnen (Fig. 30).
          - Zähne nicht aus dem Zahnfleisch vorragend; Stirn vom Schnabel fast senkrecht aufsteigend (Schädel Fig. 30); bis 8 m lang . . **Dögling, Hyperoodon** Lacep.
          - Zähne kräftig, Stirn bogenförmig aufsteigend; bis 6 m lang: Ziphius Cuv.
  - Im Oberkiefer und Unterkiefer kräftige Zähne vorhanden.
    - Im Oberkiefer und Unterkiefer jederseits 9—12 Zähne; Schnabel breit (Fig. 31a und b).
      - Körper einfarbig gelblichweiß, bis 7 m; Rückenflosse fehlt; Zähne um mehr als ihren Durchmesser von einander entfernt. . . . . **Weißfisch**, Delphinapterus Lacep.
      - Körper nicht weiß; Rückenflosse vorhanden; Zähne nicht oder kaum um ihren Durchmesser getrennt.
        - Stirn kugelförmig gehoben; der bezahnte Teil im Oberkiefer so breit als lang; Zähne fast um ihren Durchmesser getrennt; bis 6 m lang: Grind, Globicephalus Less.
        - Stirn allmählich gehoben; Zähne nur um die Hälfte ihres Durchmessers getrennt.
          - Körper bis 7 m lang, gelblichweiß und schwarz gefleckt; 11—12 Zähne; Zwischenkiefer, Kopf von der Seite gesehen, nur vorn sichtbar (Fig. 31 b). . **Schwertfisch, Orca** Gray.
          - Körper schwarz, bis 7,5 m lang, 10 Zähne; Zwischenkiefer von der Seite gesehen auch hinten sichtbar (Fig. 31a): **Pseudorca** Rhdt.
    - Im Oberkiefer und Unterkiefer jederseits 20 Zähne und mehr. Schnabel meist lang.
      - Die Zähne vor dem Ende breiter als am Grunde; bis 1,5 m lang . . . . **Tümmler, Phocaena L.**
      - Die Zähne kegelförmig nach dem Ende allmählich verjüngt.
        - Der Schnabel dreimal so lang als am Grunde breit (Fig. 32 a).
          - Jederseits 20—30 dickere Zähne (bei 50 cm Schädellänge 7 mm dick) (Fig. 32 a) . . . . Delphinorhynchus Lacep.
          - Jederseits über 40 dünnere Zähne (bei 40 cm Schädellänge 2 mm dick) (Fig. 32 b); bis 2 m lang . . . . . . **Delphin, Delphinus L.**
        - Der Schnabel $2^1/_2$mal so lang als am Grunde breit; Zähne dünn (bei 40 cm Schädellänge 2,2 mm dick) (Fig. 32 c) . . . . Prodelphinus Flower.
        - Der Schnabel höchstens zweimal so lang als breit (Fig. 32 d).
          - Schnabel doppelt so lang als am Grunde breit, jederseits 20—25 Zähne (Fig. 32 d); 62 Wirbel; bis 3,4 m lang: **Großer Tümmler, Tursiops** Cope.
          - Schnabel um die Hälfte länger als breit (Fig. 32 e); 80 Wirb.; bis 3 m lang: **Lagenorhynchus** Gray.

In diese Tabelle sind alle Gattungen aufgenommen, aus denen bis jetzt eine Art in der Nord- oder Ostsee beobachtet ist. Wurde die Art an den schleswig-holsteinischen Küsten gefunden, so ist der Name fett gedruckt. Die Waltiere sind auf der hohen See zu Hause; nur der große und kleine Tümmler können als auch an unserer Küste regelmäßig vorkommend bezeichnet werden. Die Körperform ist in noch höherem Maße als bei den Robben dem Wasserleben angepaßt. Die Hinterbeine sind vollkommen geschwunden, nur ein Knochen

findet sich noch als letzter Rest des Beckengürtels. Dafür hat sich als Bewegungsorgan eine mächtige Schwanzflosse entwickelt. Der Hals ist sehr kurz, die 7 Halswirbel sind fast papierdünn. Die Luftröhre geht quer durch die Speiseröhre hindurch und öffnet sich oben als sogenanntes Spritzloch. Die Säule, welche man beim Walfisch aus dem Loch hervorkommen sieht, ist nicht Wasser, sondern mit Wasserdämpfen gesättigte Atemluft. Die größeren Wale können fast eine Stunde unter Wasser verweilen, bis sie wieder zum Atmen auftauchen. Die Nahrung besteht aus Meerestieren. Gerade die größten, die Bartenwale nähren sich von den kleinsten Tieren, die aber massenhaft im Meereswasser sich finden, sie haben einen sehr kleinen Schlund. Die Barten, es sind umgewandelte Gaumenfalten, bilden mit ihren feinen Endfasern ein Sieb, welches beim Abpressen des Wassers die kleinen Thierchen zurückhält. Zur Paarung legen sich die Tiere seitlich oder aufrecht aneinander. Bei der Geburt soll das Schwanzende schon um einige Tage früher hervorkommen, um sich, nach der gebogenen Lage im mütterlichen Körper, vollkommen zu strecken. Zum Säugen legt sich die Mutter auf die Seite.

Der **Buckelwal, Megaptera boops** (L.) (longimana) strandete 1824 an der Elbmündung.

Von der Gattung **Balaenoptera** kommen vor:

Die Barten ganz schwarz oder gestreift; 60—65 Wirbel vorhanden.	Barten ganz schwarz, Körper oben und unten blaugrau, oft mit weißlichen Flecken; meist 64 Wirbel. Länge bis 26 m. Strandete 1881 bei Sylt (Exemplar des Kieler Museums) . . **Blauwal, B. sibbaldi** (Gray)
	Barten hell und dunkel gestreift; Körper oben dunkelgrau, unten weiß; nicht über 62 Wirbel. Länge bis 23 m. Strandete wiederholt in der Nord- und Ostsee . . . . **Finnwal, B. musculus** (L.)
Die Barten weiß oder mit weißen Endfranzen; 48—56 Wirbel.	Grundteil der Barten und die Flossenfüße dunkel; 55—56 Wirbel; Größe bis 10 m. Strandete 1819 bei Grömitz . . . . **B. physalus** (L.) (borealis, rostrata)
	Barten ganz weißgelb; Flossenfüße in der Wurzelhälfte weiß; 48 bis 49 Wirbel; Länge bis 9 m. Strandete 1850 bei Flensburg . . . . **Zwergwal, B. rostrata** (O. Fabr.) (minor)

Der **Grönlandwal, Balaena mysticetus** L. strandete 1805 bei Helgoland.

Der **Pottwal** oder **Cachelot, Physeter macrocephalus** L. Ein Skelet wurde bei Tönning ausgegraben.

Der Kleinflosser, Micropteron Micropterum (Cuv.) (sowerbyensis, bidens) wurde wiederholt in der Nordsee gefangen.

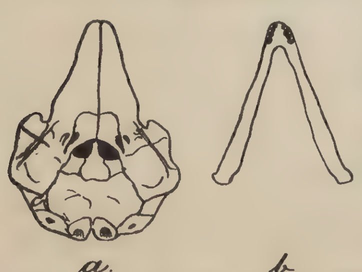


Fig. 29. a Oberkiefer, b Unterkiefer von Grampus griseus.

Grampus griseus Cuv. wurde bei Büsum gefangen; lebt sonst auf der südlichen Hemisphäre.


Fig. 30. Schädel vom Dögling.

Der **Dögling, Butzkopf** oder **Entenwal, Hyperoodon rostratus** (Pontop.) (spurius, bidens) strandete 1801 bei Kiel.

Ziphius cavirostris Cuv. (philippii) gelangte vom Norden bis in den nördlichsten Teil der Nordsee.

Der **Weißfisch**, Delphinapterus leucas (Pall.) (albicans) kam ebenso bis in die nördlichste Nordsee.

Der **Grind**, Globicephalus melas Traill. kam öfter in die Nordsee, vielleicht auch in die Ostsee.

Der **Schwertfisch, Orca orca** (O. Fabr.) (gladiator) kam wiederholt in die Nord- und Ostsee. Seine Hauptnahrung sind Häringe und Seehunde.

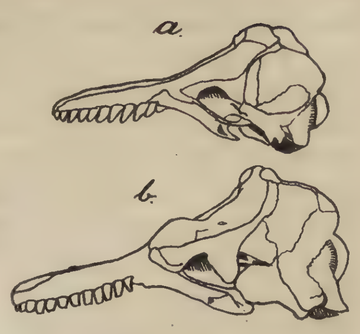


Fig. 31. a Schädel von Pseudorca crassidens, b Schädel v. Orca orca.

Pseudorca crassidens Gray. 1861 eine Herde bei Kiel, 1862 bei Heiligenhafen.

Der **Tümmler** oder **Braunfisch, Phocaena phocaena** (L.) (cummunis) ist in Nord- und Ostsee häufig. Frißt Fische.

Delphinorhynchus rostratus Cuv. im südlichsten Teil der Nordsee gefangen.

Der **Delphin, Delphinus delphis** L. kommt öfter in die Nord- und Ostsee (Amrum).



Fig. 32. Unteransicht des Schädels a von Delphinorhynchus, b von Delphinus, c von Prodelphinus, d von Tursiops, e von Lagenorhynchus.

Prodelphinus thethyos Gerv. kommt im tropischen Teil des atlantischen Oceans vor, wurde noch nicht in der Nordsee gefunden.

Der **große Tümmler, Tursiops tursio** (O. Fabr.) häufig in der Nordsee seltener in der Ostsee.

Lagenorhynchus albirostris Gray wurde bei Kiel gefangen.

Sagen aus Eiderstedt.

Von Lehrer **Schacht** in Altona.

(Fortsetzung.)

4. Steenbock in Tönning.

Als Steenbock sich in Tönning festsetzte, hatte er nur wenig Mannschaft bei sich. Das Heer der Belagerer aber war sehr stark. Steenbock sah ein, daß er sich nicht lange halten könne und sich ergeben müsse. Er hatte aber einen

Bund mit dem Teufel gemacht und gedachte, sich mit dessen Hilfe zu retten. An einem Abend befahl er einem Soldaten, auf die Straße zu gehen und das Herz desjenigen zu bringen, der ihm zuerst begegnen werde. Der Soldat ging hinaus, und der ihm zuerst begegnete, war sein eigner Bruder. Er konnte es nicht übers Herz gewinnen, denselben zu töten. Um aber dem Befehl des Generals nachzukommen, ergriff er den Pudel, der bei dem Bruder lief, schlachtete ihn und brachte das Herz seinem Herrn. Dieser zerlegte das Herz in 4 Stücke, sagte seine Zaubersprüche und aß einen Teil nach dem andern warm auf. Am andern Morgen stand der Wall der Festung voll schwarzer Pudel, alle auf 2 Beinen mit einem Gewehr zwischen den Vorderfüßen. Hätte der Soldat ein Menschenherz gebracht, so wäre der Wall mit Soldaten besetzt gewesen. So mußte sich Steenbock ergeben.

5. Der verzauberte Offizier in Tönning.

Als Tönning noch Festung war, lagen einstmals 4 Soldaten auf dem Schlosse in Gefangenschaft. Unter dem Schloßplatz befand sich eine große Höhle. Der Kommandant der Festung aber wollte gerne wissen, was in der Höhle sei, und versprach den Gefangenen die Freiheit, wenn sie ihm darüber Nachricht geben könnten. Die Gefangenen kauften sich ein Tau, und daran ließ sich der erste hinab. Als er unten ankam, war da ein Pferdestall. An jeder Seite standen aufgesattelte Pferde. Die Krippen waren voll Hafer und hinter jedem Pferd lag ein Reiter auf der Streu. Am Ende des Ganges stand eine lange Tafel. An derselben saß ein Offizier, der den Kopf auf den Tisch stützte. Vor ihm stand ein brennendes Wachslicht und 3 Becher, ein goldener, ein silberner und ein hölzerner. Der Soldat ging hin und nahm den goldenen Becher weg. Von dem Geräusch, welches er machte, erwachte der Offizier und fragte ihn: „Ist es noch nicht bald Tag?“ „Noch nicht,“ antwortete der Soldat. Darauf schlief der Offizier wieder ein. Als es dem ersten so gut ergangen war, stieg der zweite hinunter. Er fand es unten ebenso und nahm den silbernen Becher vom Tisch. Der Offizier erwachte wieder und fragte: „Ist es noch nicht bald Tag?“ „Noch nicht,“ antwortete der Soldat und ging mit dem Becher fort. Darauf stieg der dritte Soldat hinunter und fand alles ebenso. Als er nichts andres finden konnte, nahm er den hölzernen Becher mit. Der Offizier erwachte wieder und fragte: „Ist es noch nicht bald Tag?“ „Nun, gleich“ antwortete der Soldat und ging fort. Als nun der vierte hinunterkam, fand er alles in Aufruhr. Die Reiter sattelten ihre Pferde, machten ihre Säbel und Gewehre zurecht und alles lief durcheinander. Da ward dem Soldaten bange, und er ließ sich von seinen Kameraden wieder herausziehen. Der Offizier mit seinem Volk ist in diese Höhle verzaubert. Wenn seine Zeit gekommen ist, wird er heraufkommen und Krieg gegen den König von Dänemark führen.

6. Der rote Hauberg.

An der Landstraße nicht weit von Witzwort steht ein großer schöner Hof, der rote Hauberg; der hat neunundneunzig Fenster. Vor Zeiten stand hier ein

kleines elendes Haus, und ein armer junger Mann wohnte darin, der in die Tochter des reichen Schmieds, seines Nachbarn, verliebt war. Das Mädchen und die Mutter waren ihm auch gewogen; doch der Vater wollte nichts davon wissen, weil der Freier so arm war. In der Verzweiflung verschrieb er seine Seele dem Teufel, wenn er ihm in einer Nacht bis zum Hahnenschrei ein großes Haus bauen könnte. In der Nacht kam der Teufel, riß das alte Haus herunter und blitzschnell erhoben sich die neuen Mauern. Vor Angst konnte es der junge Mann nicht länger auf dem Bauplatze aushalten; er lief hinüber in des Schmieds Haus und weckte die Frauen, wagte aber nun nicht zu gestehen, was ihm fehlte. Doch als die Mutter einmal zum Fenster hinaussah und mit einem Male ein großes Haus erblickte, dessen Dach eben gerichtet ward, da mußte er bekennen, daß er aus Liebe zu dem Mädchen seine Seele dem Teufel verschrieben habe, wenn er, ehe der Hahn krähe, mit dem Baue fertig würde. Schnell ging die Mutter in den Hühnerstall. Schon waren neunundneunzig Fenster eingesetzt und nur noch das hundertste fehlte: da ergriff sie den Hahn, schüttelte ihn und er krähte laut. Da hatte der Teufel sein Spiel verloren und fuhr zum Fenster hinaus. Der Schmied aber gab seine Tochter nun dem jungen Mann, dessen Nachkommen noch auf dem Hauberge wohnen. Aber die hundertste Scheibe fehlt noch immer, und so oft man sie auch am Tage eingesetzt hat, so wird sie doch nachts wieder zerbrochen. (Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen.

Die Bienenzucht bei unseren Vorfahren. Als Ergänzung zu dem gleichnamigen Artikel des Herrn Ahrens, November 1892 der „Heimat“, möge nachstehender Bericht des Pastors Laurentii dienen, der vor etwa 150 Jahren die Hallig Nordmarsch, auf der er 58 Jahre Prediger war, beschrieben hat. „Ich brachte,“ sagt er, „einen guten Bienenstock von Föhr herüber. In den Hundstagen gab der alte Stock 2 große Schwärme und innerhalb 4 Wochen hatte der erste Stock schon einen Mangel an Raum, mehr Honig zu fassen, so daß ich 26 Pfund des allerschönsten Honigs herausbrachte. Nach diesem trugen die Bienen noch 10 Pfund innerhalb 14 Tagen. Die Einwohner machten sich zum Teil lächerliche Begriffe von den Bienen, weil vor diesem noch keine auf unserer Insel gesehen worden. Wenn ich etwa nur Lust halber aufs Feld hinausgegangen war, den Bienen in ihrer Arbeit zuzusehen, so meinten einige, daß ich meine Bienen einsammeln und nach Hause tragen wollte, weil sie sich verirrt hätten und nicht wieder zurückfinden könnten. Auch kam ein Knabe zu mir und sagte, er hätte ein Gerücht gehöret, als ob eine von den Bienen wäre vermisset worden, wollte sich also erkundigen, ob es auch an dem sei; welche Einfalt ohne Lachen nicht konnte beantwortet werden. Wenn nun endlich, wie zu vermuten, die Nordmarscher ins künftige klüger werden und sich auch Bienenstöcke anschaffen, so müssen sie mir doch ohnstreitig auf alle künftige Zeiten hinaus die große Ehre lassen, daß ich sie zum ersten in dies Land gebracht und zur Verbesserung unsres Eilandes nicht wenig beigetragen habe, womit ich noch soviel weiß, als ob ich durch eine treffliche That meinen Namen verewiget hätte.“ Soweit der Bericht. Wir ersehen aus demselben, daß die Bienenzucht auf den nordfriesischen Inseln, wenigstens auf der Nordmarsch, erst spät Eingang gefunden hat, obwohl sie in den schleswig-holsteinischen Haidgegenden schon in alten Zeiten in hohem Ansehen

stand und eine nicht geringe Einnahmequelle bildete. Ferner ist anzunehmen, daß, wie in manchen anderen Gegenden unseres Landes, so z. B. Schwansen, auch auf Nordfriesland die Seidelzucht vorherrschend gewesen ist, wie aus dem Passus: „so daß ich 26 Pfund des allerschönsten Honigs herausbrachte" hervorgehen dürfte. Auffallend ist nur, daß der Bienenstock so ungemein spät schwärmte und daß trotzdem der Vorschwarm noch eine so reichliche Honigernte lieferte.

Söby. H. Theen.

Kranz bei der Richtfeier (Märzheft 1893 S. 63—66). Sollte in der Kaltenkirchener Gegend „Husboern" gefeiert werden, so wurden die Nachbarinnen zum Kranzwinden am Vorabend eingeladen. In diesen Kranz befestigte man eine Geldsumme von 3—6 M. zur Verteilung unter die Zimmerleute sowie eine Flasche Branntwein für ihren Durst — und für den Altgesellen, den Redner, ein schwarzseidenes Tuch. Zur Verhüllung dieser Geschenke fand Hülsen, Ilex aquifolium L. reichliche Verwendung. (Man vergl. auch Januarheft 1892 S. 5). Die „Grotdeern" hatte diesen Kranz an den Altgesellen zu überreichen und entledigte sich ihrer Aufgabe mit folgenden Worten:

Hier komm' ich hergeschritten,
Hätt' ich ein Pferd, so wär' ich geritten.
Mein Pferd, das muß im Stalle steh'n
Und ich muß jetzt zu Fuße geh'n.
Ein Kränzlein thu ich Dir bringen,
Mit vielen und lieblichen Dingen,
Mit vielen und freundlichen Sachen.
Viele Komplimente weiß ich nicht zu machen.
Hast Du mich lieb, so küsse mich,
Hast Du Bier, so begrüße mich.
Gehst Du die Diele mit mir auf und nieder,
Gefällt er Dir dann nicht, so gieb mir ihn wieder.*)

Holm bei Ütersen. H. Eschenburg.

Taschenkrebs und Maus. In meinen diesjährigen Ernteferien wurde ich Augenzeuge einer merkwürdigen Begebenheit auf dem Gebiete des Tierlebens. Im Friedrichskoog bei Marne, wo meine Eltern wohnen, wurde die Schleuse ausgebessert. Beim Ausgraben des alten Holzes kam eine Maus zum Vorschein, welche von einem anwesenden Knaben gegriffen wurde. Der Knabe warf die Maus ins Wasser, um sie zu ertränken. Die Maus war noch keine Minute im Wasser, als eine Krabbe, Taschenkrebs (Carcinus maenas) herbeieilte, die Maus mit ihren Scheren anfaßte und mit sich unter Wasser zog. Zufällig war das Wasser klar genug, daß man die beiden im Wasser sehen konnte. Unter der Oberfläche entspann sich ein heftiger Streit. Die Maus suchte auf alle mögliche Weise loszukommen. Sie wollte mit aller ihrer Kraft sich losreißen, ferner durch Umsichbeißen sich ihres Peinigers entledigen, was ihr anfangs aber nicht gelang. Da machte sie nach Verlauf von einer Minute eine letzte großartige Anstrengung, wurde frei und erschien wieder an der Oberfläche. Die Krabbe verfolgte die Maus, welche der Schleuse zuschwamm, wo sie von dem Zimmermeister aufgegriffen und ans Ufer gebracht wurde. Von der Anstrengung war sie aber so ermattet, daß sie im nächsten Augenblick starb.

Wäre es der Krabbe gelungen, sich der Maus zu bemächtigen, so hätte sie sie jedenfalls verzehrt.

Süderwisch bei Marne, den 11. September 1893.

J. H. Schmidt, Präparand.

*) Der Altgeselle mußte sie nachher zum Tanze führen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

4. Jahrgang. № 7 u. 8. Juli—August 1894.

Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein.

(Mit einer Übersichtskarte über die ehemaligen Slavendörfer und einigen Plänen slavisch gebauter Dörfer.)

Von Dr. Arthur Gloy, Altona.

(Schluß.)

Kapitel 2.

Die Kolonisation des südlichen Wagriens.

Der Gang der Ereignisse in Holstein nach dem Jahre 1138 war kurz folgender: — Nachdem Heinrich der Stolze in Sachsen gegen Albrecht den Bären obgesiegt hatte, kehrte Graf Adolf II. nach Holstein zurück. Heinrich von Badewide flüchtete, nachdem er zuvor die Burgen von Segeberg und Hamburg verbrannt hatte. Endlich, im Jahre 1142, wurde die Sache der beiden Grafen in der Weise beigelegt, daß Adolf außer Holstein und Stormarn Wagrien mit Segeberg erhielt, Heinrich dagegen mit Ratzeburg und dem Polabenlande (=Lauenburg) abgefunden wurde. „Nachdem diese Angelegenheit[1]) geordnet war, begann Adolf die Burg Sigeberg wiederaufzubauen und umgab sie mit einer Mauer. Weil aber das Land menschenleer war, so sandte er Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland und ließ Alle, die um Land verlegen wären, auffordern, mit ihren Familien hin zu kommen. Sie würden sehr gutes, geräumiges, fruchtbares, Fisch und Fleisch im Überfluß darbietendes Land und vorteilhafte Weiden erhalten. Den Holzaten und Stormaren ließ er sagen: „Habt ihr nicht das Land der Slaven unterworfen und es mit dem Blute eurer Brüder und Väter erkauft? Warum kommt ihr denn zuletzt, es in Besitz zu nehmen? Seid die ersten, in das erwünschte Land hinüberzuwandern und bewohnt es und nehmt Teil an den Genüssen desselben, da euch das Beste davon gehört, die ihr es aus Feindeshand gerissen habt." Diesem Aufrufe folgend erhob sich eine unzählige Menge aus verschiedenen Völkern, und sie kamen mit ihren Familien und ihrer Habe ins Land der Wagern zum Grafen Adolf, um das Land, das er ihnen versprochen hatte, in Besitz zu nehmen.

Zuerst erhielten die Holzaten Wohnsitze an sehr sicheren Orten -

im Westen bei Sigeberg am Travenafluß, auch das Gefilde von Zwentineveld (Bornhövd) und Alles, was sich vom Sualenbache bis nach Agrimeson (Tensfelder-Au) und bis zum Plunersee erstreckt. Das Dargunerland[2]) bezogen die Westfalen, das Utiner die Holländer, Susle (Süsel) die Friesen. Das Pluner Land war noch unbewohnt. Oldenburg und Lutilinburg gab er den Slaven zu beziehen, und diese wurden ihm zinspflichtig."

Die deutschen Kolonien schoben sich also, wie ein Blick auf die Karte zeigt, wie ein Keil in das Slavenland hinein bis an die Neustädter Bucht und trennten so das heute noch sogenannte Wagrien, nördlich von der Schwentine und dem Seenkomplex, von dem Polabenlande (Lauenburg).

Was wurde nun aus den slavischen Bewohnern dieses nunmehr kolonisierten Gebietes? Wir fragen hier nicht, ob sie vernichtet worden sind; denn davon kann keine Rede sein, auch nicht danach, ob ein größerer oder geringerer Prozentsatz vorläufig im Lande sitzen geblieben ist, denn das braucht im Grunde kaum noch bewiesen zu werden, — sondern — und dies ist der springende Punkt der Frage —, ob die zurückgebliebenen Reste der Slaven nun auch endgültig sitzen geblieben und mit den deutschen Kolonisten verschmolzen sind.

Bevor wir zur Erörterung dieser wichtigen, sehr umstrittenen Sache schreiten, mag es doch angebracht sein, die Zeugnisse für das Zurückbleiben wendischer Bestandteile, zunächst in dem in Frage stehenden Keile, zu sammeln. Aus dem, was Helmold über diesen Punkt sagt, kann man nur bei oberflächlicher Betrachtung seiner Angaben zu dem Ergebnis gelangen, daß die Slaven gleich während dieser ersten Kolonisationsperiode oder doch binnen kurzem (etwa bis zum Jahre 1156) das Land verlassen hätten. Auf die Stelle in der Botschaft des Obotritenfürsten Niclot an den Grafen Adolf (Helm. 62) „damit du keine Belästigungen erduldest von Seiten der Slaven, welche einst das Land der Wagiren besaßen und jetzt klagen, sie seien auf ungerechte Weise des Erbes ihrer Väter beraubt worden" — ist nicht allzuviel Gewicht zu legen. Sagt doch Helmold selbst (c. 87, Schluß) „der Herzog schrieb den Slaven, welche im Lande der Wagiren, der Polaben, der Obotriten und Kycinen zurückgeblieben waren, dieselben Steuern vor, welche bei den Polen und Pommern erlegt wurden." Außerdem berichtet er uns noch von slavischen Seeräubern am Crempineflusse[3]) (Kremper Au), um deren Bekehrung der Priester Deilav in den 50er Jahren des 12. Jahrhunderts sich bemühte.

[1]) Das Citat ist, wie die vorigen, der deutschen Übersetzung Helmolds durch Dr. Laurent, Berlin 1852, entnommen. Diese Übersetzung ist nebst vielen anderen (Einhard, Adam v. Bremen, Chroniken und Annalen) in der von Pertz, Ranke 2c. veranstalteten Ausgabe der „Geschichtsschreiber der deutschen Vergangenheit in deutscher Bearbeitung" erschienen.

[2]) Das Kirchspiel und die Gegend von Segeberg wohl bis zum Warder-See, vgl. Schröder und Biernatzky, Topographie d. Herzogt., Einleitung.

[3]) In der Nähe entstand später Adolfs IV. Gründung „de Nygenstad by der Crempen" = Neustadt, eine holländische Kolonie; denn crimpe = Haken, in diesem Falle eine hakenförmig gestaltete Meeresbucht, ist ein holländisches Wort. 1244 soll der Ort das lübsche Recht erhalten haben.

Was die Plöner Gegend betrifft, so sagt Helmold mit nicht mißzuverstehenden Worten, daß die Slaven sie verlassen hätten. „Um eben diese Zeit (d. h. 1156) baute der Graf die Burg Plune wieder auf und gründete daselbst eine Stadt und einen Markt. Die Slaven aber, die in den umliegenden Ortschaften wohnten, zogen sich zurück. An ihre Stelle kamen Sachsen und wohnten daselbst. Die Slaven verschwanden allmählich aus dem Lande." Dies wird man dem Pfarrer von Bosau, der am Plöner See wohnte, unbedingt glauben dürfen. Man muß dabei nur nicht das „allmählich" vergessen. Noch 1163 besuchen die Sachsen und die umwohnenden Slaven gemeinsam den Sonntagsmarkt in Plön. Also scheint auch das Verhältnis der beiden Nationen ein ganz leidliches gewesen zu sein. — Außer diesen Angaben Helmolds weisen nun noch mehrere urkundliche auf das vorläufige Bleiben slavischer Reste im Lande hin. In No. 30 des Urk.-B. d. Bist. Lübeck, herausgeg. v. Levercus — aus dem Jahre 1215 — werden eine Reihe von Dörfern namhaft gemacht, u. A. auch Bosowe (Bosau) mit dem neuen Dorfe, dem Slavendorfe, Malkewitz mit der Mühle und dem in der Nähe liegenden Slavendorf ......" Im Folgenden ist dann von den Abgaben der Kolonisten die Rede, worauf es weiter heißt: „Der Slavenzehnte soll von der Hakenhufe 3 Maß betragen, das man (slavisch) Kuriz nennt" 2c. ... Diese Slavendörfer (villae slavicae), der Slavenzehnte, die Hakenhufe (uncus, im Gegensatz zu der deutschen Hufe, die lat. mansus oder hova heißt) weisen doch unverkennbar auf Reste slavischer Bevölkerung hin (um 1215). Ähnliche Belege gibt es nun noch mehr. Negernbötel, westlich von Segeberg, wird noch 1198 als: slavica villa Botele angeführt. (Vgl. Levercus Nr. XIX.) Auch bei solchen Dörfern, für welche der Zusatz: villa slavica, slavicalis, slavicum nicht mit überliefert ist, dürfen wir, wenn sie doppelt vertreten nebeneinander liegen, in dem einen von beiden in den meisten Fällen ein Slavendorf vermuten, was zur Gewißheit wird, wenn der Name ein slavischer ist. In der Regel nämlich bauten sich die Slaven, wenn sie aus ihrem ursprünglichen Dorfe vertrieben waren, in der Nähe desselben ein neues, auf welches sie dann den Namen des alten übertrugen. In den Urkunden erhalten dann diese Dörfer den Zusatz: slavica, slavicalis oder Wendeschen-.

Übersetzten die Deutschen den Namen des von ihnen okkupierten Slavendorfes oder wählten sie einen ganz neuen, so geht dieser in den Urkunden auch meistens auf das neue Slavendorf über. So erhalten wir auch deutsche Ortsnamen mit dem Zusatz: Wendeschen, wie z. B. Wendisch Seedorf und Wendeschen Ratverstorp (= Raisdorf), d. h. Dorf des Ratvart.[1]) — Einen sicheren Beleg dafür, daß die einwandernden Deutschen den Slaven in manchen Fällen ihre Dörfer abnahmen und selbst bezogen, haben wir in Groß-Pampau i. L., welches trotz seiner unverkennbar slavischen Bauart und des dabei gelegenen slavischen Begräbnisplatzes als Dudeschen-Pampowe urkundlich angeführt wird. Ein weiteres Beispiel wären Fehren- und Negernbötel, welche beide slavische Bauart

[1]) Ratwart ist wohl der Name des Schulzen, unter dessen Leitung die Ansiedelung der Kolonisten sich vollzog.

haben, während nur Negernbötel als slavica villa angeführt wird. Zu Beginn der Kolonisation mag allerdings wohl der andere Fall häufiger gewesen sein, daß die Deutschen sich in der Nähe des schon vorhandenen Slavendorfes ihrerseits ein neues erbauten und den Slaven nur den besten Teil ihrer Gemarkung wegnahmen. Wenn aber verlassene Slavendörfer dalagen, so werden die Einwanderer wenigstens die Dorflage benutzt haben. Die meist engen und schmutzigen Hütten der Slaven aber werden sie durch neue Bauten ersetzt haben. Daß dies in ganz umfassendem Maße geschehen ist, bezeugt die große Anzahl der noch heute erkennbaren Rundlinge.[1]) — Um auf unser in Rede stehendes Gebiet zurückzukommen, so haben wir dort 2 Rennowe (Groß- und Klein-Rönnau) und 2 Gorbeke (Garbek), vergl. Lev. 114 z. Jahre 1249. Es wird in dieser Urkunde noch hinzugefügt: „Und was auch immer in der Gemarkung der eben genannten Dörfer (es werden 30 in der weiteren Umgebung von Rönnau und Garbek angeführt) durch Rodung der Deutschen oder der Slaven gewonnen wird, oder wenn auf irgend eine andere Art ein Neubruch oder ein neues Dorf hinzukommt, so sollen sie es unter derselben Bedingung erhalten" ꝛc. Diese Bemerkungen lassen zugleich ein interessantes Streiflicht auf den weiteren Fortgang der Kolonisation jener Gegend fallen. Es ist in dem großen Trave-Walde rüstig weitergerodet worden, sowohl von Deutschen als von Slaven, und weitere Rodungen stehen noch in Aussicht. Auch die 20. Urkunde bei Levercus aus dem Jahre 1200 berichtet von Rodungen an der Trave. „Die Kolonisten," heißt es dort, „sollen frei sein vom „burghwerk" und vom Kriegsdienst (d. h. wohl: während der Arbeit des Rodens, bis die Felder ertragfähig geworden wären), außer wenn Feinde ins Land selbst eindringen." Hierzu bemerkt Levercus, Anm. 1: „Das neu anzubauende Dorf erhielt später von dem hier gelegenen Bache Berizla seinen Namen, wie die gräfliche Urkunde vom Jahre 1233 zeigt. Es ist das bald nachher in 2 Dörfer geteilte Barnitz." Dieser Schluß auf spätere Teilung dürfte nicht stichhaltig sein. Klein-Barnitz ist noch heute ein deutlicher Rundling, also ein Slavendorf, Groß-Barnitz dagegen ist ganz unregelmäßig gebaut, wie es deutsche Dörfer in der Regel sind. In diesem Falle ist also das slavische Klein-Barnitz das ältere, und die Slaven sind aus ihrem Dorfe nicht vertrieben worden, sondern die Deutschen haben sich eine Ansiedelung daneben erbaut. Ebenso scheint es mit Großen- und Lütjenbrode sich verhalten zu haben, nur mit dem Unterschiede, daß hier Großenbrode das Slavendorf gewesen ist.

Mit der Germanisation der befestigten altslavischen Städte ging es allem Anschein nach am schnellsten, wohl aus dem Grunde, weil die alte Einwohnerschaft bei der Erstürmung größtenteils zu Grunde ging oder sich bald darauf verflüchtigte.

Eutin, (slavisch: Utin, Uthine, wahrscheinlich: „Die Stadt am schlammigen Ufer" vom altslav. u = bei und tina = Schlamm) war bereits in slavischer

---

[1]) Vgl. die Karte und die Dorfpläne.

Zeit ein blühender Ort gewesen. 1142 wurde er von Holländern besiedelt und 1147 war er, als die Reiterscharen des Obotritenfürsten Niclot, des Stammherrn der heutigen Großherzoge von Mecklenburg, Wagrien verheerten, abgesehen von den holsatischen, der einzige, den die Slaven nicht einzunehmen vermochten. Dem Bischof Gerold wird die Förderung der Stadt und ihres Marktes zugeschrieben. Hier in Eutin hat Gerold gelebt. Die Übersiedelung des Bischofsitzes nach Lübeck erfolgte gerade in seinem Todesjahre 1163.

Plön, das alte slavische Plune, wurde im Sommer 1139 vollständig von den Holsten zerstört und die Besatzung niedergemacht. Nach dem ersten großen Wenden-Kreuzzug (1147—49) baute Adolf II. den Ort wieder auf und befestigte ihn (Helm. 83). Die Einwohnerschaft war seitdem wohl eine rein deutsche. Sonntags wurde hier ein auch von den Slaven der Umgegend besuchter Markt abgehalten, durch welchen der Kirchgang erhebliche Einbuße erlitt. Gerold verbot infolge dessen das Abhalten dieser Märkte (1163).

Wir sahen bei der Betrachtung des bisher behandelten Gebietes, daß bis zum Jahre 1250 Wenden noch im Lande nachweisbar sind (vgl. S. 20). Noch in dieser Zeit aus dem etwaigen Zusatz: villa slavica oder Wendeschen- auf ihre Anwesenheit schließen zu wollen, ist aber schon nicht mehr angängig. In Lauenburg wenigstens hat dieser Zusatz, wo er nach 1230 noch vorkommt, in den meisten Fällen seine ursprüngliche Bedeutung bereits verloren. Die Slaven sind auch aus diesen Dörfern in den meisten Fällen bereits gewichen. Nur der Name: Wendeschen- ist vorläufig noch geblieben, zur Unterscheidung von dem mit Dudeschen- bezeichneten Dorfe. Bald hat dann diese Art der Unterscheidung solcher Doppeldörfer der in: Groß- und Klein- (bezw. Olden- und Nien-) Platz gemacht. (Die einzige Ausnahme in Lauenburg ist heute Wendisch Lieps.) Die Wenden scheinen also verschwunden zu sein. Aber — ließe sich einwenden — sie könnten ja germanisiert worden sein, d. h. Christentum, deutsche Sprache und deutsche Sitten angenommen haben und so mit den Deutschen verschmolzen sein. Nun spricht aber von allen *historischen* Nachrichten, welche wir über diesen Punkt besitzen, nicht eine für, sondern alle gegen eine solche Ansicht. Sowohl Helmold, als Arnold von Lübeck, als die Urkunden sagen mit klaren, dürren Worten, daß *man die Slaven überall „hinausgeworfen"* habe. Die Beweisstellen hierfür betreffen zwar größtenteils nicht das südliche Wagrien, sondern die östlich und südlich angrenzenden Gebiete. Es könnten aber doch Analogieschlüsse auch auf jenes Land statthaft sein.

Ich beginne wieder mit Helmold. C. 83 schildert Pribizlav von Lübeck die Leiden seines Volkes dem Bischof Gerold in folgender Weise: „Unsere Fürsten — d. h. die deutschen Herzoge und Grafen — verfahren mit solcher Strenge gegen uns, daß uns der Tod lieber ist als das Leben. In diesem Jahre haben wir, die Bewohner dieses kleinen Erdenwinkels, dem Herzog ganze 1000 M. bezahlt, dazu dem Grafen so viele Hunderte und noch sind wir nicht darüber hinweg, sondern werden noch tagtäglich gepreßt und gedrängt. . . . Wie sollen wir nun für diesen neuen Glauben die Möglichkeit erlangen, Kirchen

zu bauen und uns taufen zu lassen, wir, denen täglich die Flucht vor die Augen tritt? Und hätten wir einen Ort, wohin wir fliehen könnten? Wenn wir über die Träve gehen (— d. h. nach Wagrien —) so ist dort dasselbe Unglück, und kommen wir an die Peene, so ist es auch dort ebenso. Was bleibt uns also anderes übrig, als das Land zu verlassen und aufs Meer zu fahren, um in Fischerhäusern[1]) zu wohnen? Oder welche Schuld trifft uns, wenn wir, aus dem Vaterlande vertrieben, das Meer unsicher machen und von den Dänen oder den Kaufleuten, die dasselbe befahren, unseren Lebensunterhalt nehmen?" — Das bisher Zitierte ist nun freilich, wenn auch äußerst charakteristisch, für unsere Hauptfrage (vgl. S. 18) doch noch nicht entscheidend. Auf diese wirft der Schlußsatz der Rede Pribizlavs ein helles Licht. Er lautet: „Wenn es dem Herrn Herzoge und dir beliebt, daß wir denselben Glauben haben sollen, wie der Graf, so mögen uns denn auch die Rechte der Sachsen in bezug auf Güter und Steuern zu teil werden." — Das deutsche Recht war den Slaven also versagt, und auch später haben sie es nicht erhalten. Den einzigen Fall von Verleihung deutschen Rechtes an ein Slavendorf enthält Nr. 266 der Meckl. Urk.-B. vom Jahre 1220. „Doch geht aus Einleitung und Schluß der Urkunde deutlich hervor, daß diese Verleihung eine Ausnahme und ein Verstoß gegen Recht und Gewohnheit war", wie H. Ernst in seiner gediegenen Abhandlung: Die Colonisation von Ostdeutschland, Teil I, S. 12, Progr. von Langenberg (R. B. Köln) 1888 — sehr richtig bemerkt. Es scheint, daß die Gräfin Oda, Gemahlin des Grafen Günzel, Mitleid mit dem harten Los des geächteten Volkes hatte und die in der Grafschaft (Schwerin) noch vorhandenen Reste desselben vor der Vertreibung zu retten trachtete. Zu diesem Zwecke ließ sie sich von ihrem Gemahl das Dorf Krüsewitz schenken. Der Graf gab auf ihre Bitten und ihren Willen den Slaven, die es bewohnten, das deutsche Recht, das sich aber für die Bauern darauf beschränkte, daß sie nach deutschem Recht gerichtet werden sollten. Das deutsche Eigentumsrecht an ihren Hufen erhielten nur die 4 Männer, die mit dem Schulzenamt belehnt wurden. Doch war die Ausstattung dieses Lehens geringer als in den deutschen Dörfern."

War den Slaven nun das deutsche Recht versagt, so war ihnen damit Alles versagt. Was das „Slavenrecht" (ius slavicum, slavicale) zu bedeuten hatte, das zeigt uns eine Urkunde des Codex diplom. Brandenburgensis, I, 1, S. 457, vgl. Ernst S. 16. Sie betrifft das dem Kloster Amelungsborn gehörige Dorf Rederank und lautet nach der von Ernst gegebenen Übersetzung folgendermaßen: „— — — — Die Hufen gehören dem heiligen Kloster und dem Klostergutshofe und nicht den Bauern, auch sind sie nicht den Hofstellen zubehörig, sondern einfach ausgethan nach slavischem Recht, nämlich so, daß, wenn die Bebauer besagten Dorfes den Verträgen mit dem Klostergutshofe nicht nachkommen, dann können ihnen die Hufen beliebig abgenommen und an

[1]) Vgl. die sog. »Kietze« (= wendische Fischerdörfer) in Brandenburg. Das Landbuch Karls IV. für die Mark vom Jahre 1375 zählt ca. 40 solcher »Kietze« auf, welche damals noch alle von Slaven bewohnt sind. Wendt, Teil II, S. 35.

andere Landleute für beliebige Pacht ausgethan werden, ohne irgend welchen Einspruch. Ferner ist zu wissen, daß sie gar kein Recht haben an den Wäldern, nahe bei dem Dorfe oder weiter ab, außer was sie nach der Willkür der Herren haben können. Wer dawider handelt, soll schwer bestraft werden und Geldbuße zahlen." — „Das heißt also, fügt Ernst hinzu, man gab auch den zurückgebliebenen Resten das geächteten Volkes keine Gewähr des Bleibens. Man duldete sie vorläufig nur unter Bedingungen, die man stets gegen sie wenden konnte, wenn man sie los sein wollte. Besonders zu bemerken ist, daß dieses sog. slav. Recht noch im 14. Jahrh. galt und daß den Slaven durch die Bestimmung über den Wald die Möglichkeit genommen wurde, wie zu Anfang der Kolonisation, sich im Walde neben dem alten Dorfe ein neues zu bauen." — Diesen Auseinandersetzungen Ernst's kann man sich nur anschließen.

Für die in der 2ten Hälfte des 12. Jahrh. und im 13. Jahrh. fortdauernde systematische Austreibung der Slaven aus Wagrien und Lauenburg werde ich jetzt noch einige Belege anführen. — Die „Vision des Gottschalk" (visio Godescalci, aus dem Jahre 1190, welche später noch genauere Besprechung finden wird), sagt z. B. im 25. Kap.: „Wagrien, ein Teil des Slavenlandes, welches die Deutschen nach soeben erfolgter Austreibung der Slaven besitzen 2c." Arnold von Lübeck, V, 7 bemerkt von Bernhard, dem Sohn und Nachfolger Heinrichs von Badewide: „Nach Austreibung der Slaven machte er von Tag zu Tage Fortschritte im Lande", und die Ratzeburger Dotationsurkunde,[1]) vom Jahre 1158? (Meckl. Urk.-B. 65): „Nachdem aber nach Austreibung der Slaven das Land zehntpflichtig geworden sein wird, soll dem Bischof das ganze Zehnte zufallen." Die endgültige Vertreibung der noch vorhandenen Slavenreste ist demnach in Aussicht genommen und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die slavischen Dörfer bei weitem nicht soviel einbrachten, als die deutschen. Z. B. sagt die Dotationsurkunde für Schwerin (Meckl. Urk.-B. I, 100a): „Weil aber die „Zehnten"[2]) der Slaven mager sind" u. s. w. — Die Erträge welche die Slaven aus ihrem unvollkommeneren Ackerbau, aus Jagd, Fischfang, Vieh- oder Bienenzucht gewannen, wurden jedenfalls durch die Abgaben an den Herzog[3]) und den Grafen ziemlich vollständig in Anspruch genommen. Für die Geistlichkeit blieb nichts übrig. Wie sollte diese denn nicht auf die Verdrängung der letzten Slavenreste auf jede mögliche Art hingewirkt und ihre Ersetzung durch deutsche Kolonisten begünstigt haben! Ein vortreffliches Beispiel bietet das Lauenburger Dorf Pogatse (Pogeez). In einer Urkunde von 1250 (Hasse, Nr. 744) heißt es: „Die Wenden sollen binnen Jahresfrist aus Pogeez entfernt werden." Eine Urkunde von 1252 (Hasse, II, 21) zeigt uns alsdann die Ausführung. Es finden sich nämlich jetzt „II Pogaz."

---

[1]) Freilich ist diese Urkunde wohl eine Fälschung oder sie ist wenigstens stark interpoliert, aber bereits zwischen 1180 und 1190. Das über die Slaven darin gesagte kann also sehr wohl richtig sein.

[2]) D. h. die sog. Biscopownitza, der Bischofszins; denn den eigentlichen Zehnten bezahlten sie nicht.

[3]) Woywodnitza = Herzogssteuer.

Nach allem, was ich bisher an Beispielen angeführt habe, darf man doch wenigstens annehmen, daß die Vertreibung der Slaven Regel war. Aber diese Regel könnte Ausnahmen gehabt haben, und dafür scheinen in der That körperliche Merkmale der Bevölkerung gewisser Gegenden Holsteins zu sprechen. Man nimmt an, daß die slavische Rasse eine im großen und ganzen braunhaarige und grauäugige (seltener braunäugige) gewesen ist, wie es z. B. die Wenden in der Nieder-Lausitz noch heute sind. Nun hat u. A. Dr. H. Jellinghaus in Segeberg eine dahingehende Bemerkung an der dortigen Bevölkerung gemacht. Er sagt in seinem Aufsatze: Die Mundart des Dorfes Fahrenkrug, in den Jahrbüchern des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1888, Bd. XII — „mehr als das ziemlich verbreitete dunkle Haar weisen häufig Bildung und Blick der Augen auf slavische Abstammung hin.“ Ich bemerke, daß dies Beispiel nicht vereinzelt dasteht. An den Bewohnern der Putloser Heide bei Oldenburg hat Dr. Meißner ähnliche Beobachtungen gemacht,[1]) desgleichen Georg Hanssen an den Bewohnern des Dorfes Presen auf Fehmarn im Jahre 1832. In der Probstei endlich sind ganz offenbar wendische Reste sitzen geblieben (vgl. S.160 f.). Ob die Bewohner der Putloser Heide, diese kleine braune Rasse, nun wirklich Slaven sind, müßte wohl noch gründlicher untersucht werden. Abkömmlinge von Zigeunern, fremden Soldaten u. s. w. können hier leicht zu Irrtümern Anlaß geben. Im übrigen Ostdeutschland aber sind wendische Reste gar keine Seltenheiten. Ich erinnere nur an die Bewohner des hannöverschen „Wendlandes“, der Jabelheide, welche noch im 18. Jahrh. ein verdorbenes Wendisch sprachen, an Rügen, gar nicht zu gedenken der Lausitzer Wenden, der Kassuben u. s. w. — In Holstein beschränken sich, wie wir sahen, solche Slavenreste auf vereinzelte Distrikte.

Was die heutige Körperbeschaffenheit der gesamten Schleswig-Holsteiner, wie der Pommern und Brandenburger betrifft, so läßt sich hier ein Einfluß slavischen Blutes statistisch nicht feststellen. Der Prozentsatz an Blonden und Blauäugigen ist hier mindestens ebenso groß, wie im westlichen Deutschland. Dies könnte ja ein weiterer Beweis sein für die Gründlichkeit, mit der die Austreibung (ejectio) des Slaven einst erfolgt ist. Wären in Ostholstein größere Massen von Slaven sitzen geblieben, so müßten die östlichen Kreise gegen die westlichen doch jedenfalls ein Mehr an Braunhaarigen und Dunkel- oder Grauäugigen aufweisen können. Das ist aber nicht der Fall, wie folgende von Dr. Meißner a. a. O. entnommene statistische Übersicht über Haar- und Augenfarbe von Schulkindern aller Kreise Schleswig-Holsteins beweisen mag.

---

[1]) Vgl. Mitteilungen des Vereins für Anthropologie in Schleswig-Holstein, Heft IV, 1890 in dem Aufsatze über die Körpergröße der Wehrpflichtigen in Schleswig-Holstein. Meißner glaubt auch in der Hademarscher Gegend Slavenreste entdeckt zu haben. Das beruht aber ganz offenbar auf einem Irrtum. Zwar finden sich im Orte Hanerau viele dunkeläugige und schwarzhaarige Leute. Das rührt aber daher, daß der Ort durch die Ansiedelung süddeutscher (württembergischer) Kolonisten im Anfang unseres Jahrhunderts entstanden ist.

Statistische Übersicht über Blonde und Braune in Schleswig-Holstein.

Kreis.	Von 100 Schulkindern waren blond	braun	blauäugig und braunhaarig	Auf 100 blondhaarige kamen braunhaarige	Auf 100 helläugige kamen grauäugige
Hadersleben	52	6	24	21	30
Apenrade	43	6	32	23	40
Sonderburg	42	7	36	20	43
Flensburg	45	6	26	22	38
Tondern	51	5	20	22	34
Husum	47	5	25	19	39
Eiderstedt	39	6	32	24	44
Schleswig	40	7	36	25	43
Eckernförde	42	7	35	24	41
Altona	33	10	61	25	51
Pinneberg	42	7	35	24	42
Steinburg	41	7	34	24	44
Süderditmarschen	**44**	**6**	**31**	**21**	**39**
Norderditmarschen	**47**	**7**	**30**	**21**	**37**
Rendsburg	40	8	38	27	43
Kiel	41	7	36	24	43
Segeberg	47	7	28	25	36
Stormarn	45	8	33	25	37
Plön	**47**	**7**	**29**	**25**	**36**
Oldenburg	**42**	**6**	**31**	**25**	**42**
Lauenburg	45	8	34	24	38
Fürstentum Lübeck	44	8	36	22	39
Freie Stadt Lübeck	38	10	54	27	43

In ganz Schleswig-Holstein kommen
auf 100 Blauäugige circa 33 Braunäugige,
„ 100 Blondhaarige „ 23 Braunhaarige,
„ 100 Helläugige „ 40 Grauäugige.

Ein Bezirk der Großen ist das ganze östliche Holstein, einschließlich der Ämter Kiel, Lübeck, Bordesholm, Probstei, Lütjenburg, Plön, Eutin, Cismar und besonders Oldenburg und Fehmarn. Die Slaven waren eher klein als groß und meist grauäugig. Ein Einfluß auf die Körperentwickelung der heutigen Schleswig-Holsteiner kann ihnen (nach dem vorliegenden statistischen Material wenigstens) füglich nicht zugeschrieben werden.[1]) Wohl aber ließe sich folgender Einwand gegen das eben Ausgesprochene machen. Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, ob die in Ostholstein angesessenen Slaven dem blonden helläugigen, oder dem dunklen Slaventypus angehört haben. Im allgemeinen zeigen ja die Nordslaven den hellen Typus, während die Südslaven

[1]) Nach Meißner a. a. O.

den dunklen repräsentieren. Gehörten also die Ostseeslaven zum größeren Teil dem ersten Typus an, was die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben dürfte, so konnten sich ihre Spuren bei einer Vermischung mit den Deutschen leichter verwischen. Daß die nachweisbaren Slavenreste in Holstein meist den dunklen Typus zeigen, widerlegt den obigen Einwurf nicht vollständig. Soviel aber dürfte bereits klar geworden sein, daß es viel eingehenderer anthropologischer Untersuchungen bedarf, um zu wirklichen Ergebnissen in dieser Frage zu gelangen. Haar- und Augenfarbe allein geben keinen genügenden Anhaltspunkt. Es ist namentlich auf die Gesichtsbildung und Gesichtsfarbe zu achten.

Kapitel 3.

Die Kolonisierung der Umgegend von Nortorf, Neumünster, Kiel, Preetz, der Probstei, Lütjenburgs und Fehmarns.

Was uns an Nachrichten über die Kolonisierung des nunmehr zu behandelnden Gebietes vorliegt, beschränkt sich fast ganz auf urkundliche Angaben. Was Helmold über das ganze ehemals slavische Gebiet von der Eider bis Schwerin am Schluß seiner Chronik sagt: „— — — denn das ganze Gebiet der Slaven, welches an der Egdora, wo die Grenze des Dänenreiches ist, beginnt und sich zwischen dem baltischen Meere und der Elbe hin durch weite Länderstrecken bis nach Zwerin ausdehnt, dies Gebiet, welches einst durch räuberische Anfälle unsicher und öde gemacht war, ist jetzt durch Gottes Gnade gleichsam eine große Ansiedelung der Sachsen geworden, in der Städte und Dörfer erbaut werden und die Zahl der Kirchen und Diener Christi zunimmt," — ist in der Allgemeinheit, in welcher er es vorbringt, nicht ganz zutreffend, wenigstens noch nicht für die Zeit, wo er schreibt (um 1173). Ein Vergleich der Urkunden zeigt, daß z. B. die Kolonisierung der Probstei und des nördlichen Wagriens überhaupt erst bedeutend später durchgeführt worden ist (vgl. S. 31).

Über den Gang der Kolonisation im Kirchspiel Nortorf sind wir durch die, was diesen Punkt betrifft, gewiß glaubwürdigen Angaben der »visio Godescalci«[1]) ziemlich gut unterrichtet. Im allgemeinen hat man ja auf die Nachrichten solcher „Visionen" nicht viel zu geben. Ihre eingehenden, zum Zweck der größeren Glaubhaftigkeit niedergeschriebenen Detailschilderungen sind oft erdichtet, aber in unserem Falle, wo der Verfasser der Vision eine seinen Zeitgenossen allgemein bekannte Sache berührte, eine Thatsache, die auch wir auf anderem Wege (durch Flurnamen, slavische Namen vergangener Ortschaften und ehemalige Rundlinge kontrollieren können, da dürfen wir die unverfänglichen Angaben der visio als glaubwürdig hinnehmen. Der Verfasser ist ein Augustinermönch in Neumünster, und die Zeit der Abfassung ist das Jahr 1190. Seine Absicht, welche mit der größten Verschmitztheit ins Werk gesetzt wird, ist, die Hinterbliebenen eines kürzlich verstorbenen Präfekten von Holstein, des Marcrad, zur Herausgabe einiger Hufen zu veranlassen, welche der Verstorbene nach der Ansicht des Verfassers

[1]) Abgedruckt u. a. bei Langebek, scriptores rerum Danicarum, V, S. 362 ff.

der Kirche widerrechtlich vorenthalten hat. Zu diesem Zwecke bedient er sich einer Erzählung [1]) von den „Höllenqualen" des Marcrad und noch einiger anderer historischer Persönlichkeiten des 12. Jahrhunderts, die der Bauer Gottschalk aus Groß-Harrie, ein ebenso „einfacher als biederer Mann," der natürlich eben deshalb nicht lügen kann, auf seiner Höllenfahrt gesehen haben will. Die ganze Geschichte ist auf dem Hintergrunde der historischen Ereignisse des Jahres 1190 aufgebaut, greift aber zeitlich auch zurück. Einer von den in der Hölle gebratenen Unglücksmenschen ist nun auch ein alter slavischer Räuberhauptmann aus der Nortorfer Gegend, ein Mann, wie es scheint, von vornehmer Herkunft, dessen Geschick in der visio ausführlich erzählt wird. Wir erfahren, wie seine Bande die Nortorfer Kirche ausraubt, darauf z. T. abgefaßt und von dem älteren Grafen Adolf zur Feuerprobe verurteilt wird. Das folgende Kap. 23 der visio berichtet dann weiter, wie sich die deutschen Bewohner des Kirchspiels aufmachen „zugleich mit den Slaven, von denen damals eine beträchtliche Anzahl (maxima pars) in jenem Kirchspiel wohnte," um auch die übrigen Räuber zu fangen. Etwas mangelhaft ist bei dieser ganzen Schilderung nur die Zeitangabe. Wir erfahren nicht einmal, ob jener „ältere Graf Adolf" (Atolfus comes senior) der erste oder der zweite Adolf gewesen ist. Wahrscheinlich war es der letzte, Adolf II., welcher von 1131—1164 regierte; denn in seine Regierung fällt ja auch der Beginn der Kolonisation des übrigen ostholsteinischen Slavenlandes. Und auch soviel dürfen wir wohl mit Recht annehmen, daß dieser am weitesten nach Westen vorgeschobene Posten der Slaven bei Nortorf den andringenden Kolonisten zuerst erlag, also wohl noch vor jener großen Kolonisationsperiode, welche mit dem Jahre 1142 beginnt. — Wie überall in den damals kolonisierten Slavenländern ist eine nicht unbeträchtliche Zahl der alten Bewohner zurückgeblieben, teils als Räuber das Land durchschweifend, — und gerade der Adel, der sich am allerwenigsten den neuen Verhältnissen fügte und lieber den Untergang vorzog — teils als gefügige Werkzeuge der deutschen Ansiedler bei der Verfolgung ihrer eigenen Landsleute, die freilich auch sie selbst gelegentlich ausgeplündert haben mögen. Um 1190 ist von dieser großen Menge von Slaven wenig mehr vorhanden; denn die visio sagt ausdrücklich: „mit den Slaven, welche damals, d. h. z. Z. Adolfs II., das Land bewohnten." Möglicherweise verdankt das Dorf Kropp den Resten der Nortorfer Slaven seine Entstehung. Die Bauart des Dorfes ist entschieden slavisch. Urkundlich kommt es zuerst 1285 vor. Aus freier Wahl werden sich die Slaven in der öden Haide kaum angesiedelt haben; denn wir wissen, wie gut sie schlechten von gutem Boden zu unterscheiden wußten bei der Wahl ihrer Wohnsitze, gerade hier in Holstein (vgl. die Karte). Wo wir sie auf minderwertigem Boden antreffen, wie auf der Jabel- und Putloser Heide, da können

[1]) Vgl. dazu die Quellensammlung für schleswig-holsteinische Geschichte und die bereits zitierten „Beiträge" von Schirren.

wir annehmen, daß sie zu einer Zeit, wo die Kolonisation schon weiter vorgerückt war, dorthin geflüchtet sind. Und nur da konnten sich slavische Reste halten, wo der Boden den deutschen Kolonisten als nicht begehrenswert erschien.

Ebenfalls wohl noch vor 1142 sind die westlich, östlich und südöstlich vom und am Einfelder See sitzenden Slaven verdrängt worden. Ob damals die slavischen Verschanzungen auf dem heute sog. Klinkenberg bei Groß-Kummerfeld und bei Wittorf eine Rolle gespielt haben? Auch am Einfelder See liegt eine solche runde Verschanzung, Margarethenschanze genannt. Die Schweden sollen sie nach der allgemeinen Sage aufgeworfen haben. Eine zweite war bei dem heutigen Wirtshause „Zur Schanze." Man wird in beiden slavische Anlagen zu sehen haben, gleich denen von Groß-Kummerfeld und Wittorf. [1])

Den Hauptanhaltspunkt für die Zeit der deutschen Besiedelung der Umgegend von Neumünster, welche zur Zeit der Ankunft Vicelins fast ganz von Slaven bewohnt war, giebt uns eine Urkunde des Jahres 1141 (Hasse, I, 77) durch welche Erzbischof Adalbert von Hamburg dem Neumünsterschen Kloster die Zehnten folgender Dörfer verleiht: Stavera, [2]) Horgna (= Groß-Harrie, welches noch heute den ehemaligen Rundling erkennen läßt), Brachtenvelde (= Brachenfeld, an der Schwale), Tuenthorp (= Tungendorf), Tadesthorp (= Tasdorf), Godelande (= Gadeland), Wulmerstorp (ehem. Dorf bei Brachenfeld), Boienebutle (Bönebüttel), Husberge (Husberg am Geilenbek), Cumervelde (Kummerfeld), Padenwurth (ehem. Dorf bei Padenstedt), Withthorp (= Wittorf), Padenstide (= Padenstedt), Bulligstide (ehem. Dorf an Bullenbek) u. a. — Die Kolonisation der Gegend um Neumünster ist also vollzogen. Von hier aus wird sie nach Norden fortgeschritten sein um ungefähr dieselbe Zeit oder etwas später. Vor 1200 hören wir indessen nichts von weiter nördlich gelegenen Dörfern. 1201 (Hasse I, 228) werden dem Neumünsterschen Kloster bestätigt die Zehnten von Aspe, Bochstede (Bostedt) südl. v. N. und von Endorf, Wasbek, Einfeld und Eiderstede nördlich. 1220 folgen Flintbek und Brügge; 1223 wird das Kirchspiel Flintbek dem Kloster überwiesen. 1230 Milkendorpe, Smalenstede, Bisticzee (= Bissee, welches slav. Bauart zeigt), Bocwolde (Buchwald); 1236 Riclinge, Sciphorst, Rohlfstorp; 1238 Muthebroge (Mühbrook), Sprenge, Vorde, Mulvesse (Molfsee), Boienhusen (Böhnhusen), Sconenhorst (Schönhorst), Willenrothe (Willingrade). Die in unmittelbarer Nähe von Kiel gelegenen Dörfer kommen urkundlich nicht vor 1242 vor. In der Hauptsache ist es deshalb richtig, wenn man sagt: Je weiter die Dörfer nördlich von Neumünster entfernt sind, desto später werden sie genannt, was mit der Zeit der Gründung in einem gewissen Zusammenhange stehen mag.

Die Zeit der Gründung Kiels läßt sich nicht ganz genau ermitteln. Allem

---

[1]) Vgl. Zeitschrift d. Ges. f. Schl.-H.-L. Gesch. IV, 26, V, 148, X, 41 und die Topographie von Schr. u. B. unter Gr. Kummerfeld, Wittorf u. s. w.

[2]) Vergangenes Dorf bei Einfeld, an welches der Name einer Kathe Stover daselbst noch heute erinnert.

Anschein [1]) nach fällt sie in das Jahrzehnt zwischen 1233 und 1242. Als Stadt ist Kiel jedenfalls nicht älter. Schon im 14. Jahrhundert war die Nachricht verbreitet, daß Graf Adolf IV. die Stadt und das Schloß angelegt habe. Ob eine frühere (vielleicht slavische) Ansiedelung auf der Insel zwischen der Föhrde und dem kleinen Kiel gelegen hat, läßt sich nicht ermitteln. Was das nördlich von Kiel gelegene Dorf Uppande (das heutige Brunswik) betrifft, so soll es (nach der Topographie s. u. Brunswik) ein Slavendorf gewesen sein und der Name „am Abhang" bedeutet haben. Diese Deutung ist nach dem Urteil des Prof. Leskien in Leipzig falsch. Historisch möglich aber ist es, daß Slaven um die Kieler Föhrde herum gesessen haben. Man hält noch viel zu sehr fest an der Schwentinelinie und an jenem Phantasiegebilde von einem „Grenzwall." [2]) Warum sollten die Slaven nicht auch über die Kieler Föhrde haben setzen können, wenn sie doch in der Nortorfer Gegend und am Wittensee gesessen haben? Kiel ist offenbar die „Holstenstadt" im kolonisierten Slavenlande. Freilich ist es noch nicht ausgemacht, ob die Namen der im Weichbild der Stadt gelegenen Moore: Kocce und Kokor, ferner von Malugestorp, eines vergangenen Dorfes südlich von Kiel, das die Topographie vom altslavischen malu = klein ableitet, wirklich slavisch sind. Aber die Möglichkeit halte ich nicht für ausgeschlossen, auch nicht die weitere, daß manche der vielen, urkundlich auf -se (heute -see) endigenden Dorfnamen (wie Russee, vorm. Rutse; Dreckſee, vorm. Drachse; Honigsee, vorm. Honechse) trotz ihres, namentlich in der modernen Form, durchaus deutschen Gepräges durch Verdrehung slavischer, auf -ze endigender Namen entstanden sind. Auch viele unzweifelhaft slavische Namen, wie Poretse (Preetz), Pogatse (Pogeez), Marmotse endigen urkundlich auf -se. Ganz sicher lassen sich die Spuren der Slaven bis Meimersdorf verfolgen, welches, wie der große, jedermann, welcher dort gewesen ist, bekannte, typisch slavische Dorfplatz beweist, unzweifelhaft ein Slavendorf gewesen ist. Denselben Typus repräsentieren noch Moorsee (vorm. Morse), wenn auch nicht so ausgeprägt wie Meimersdorf, und Techelsdorf (zwischen Groß-Flintbek und Brügge), dessen Name ebenfalls, was den ersten Bestandteil betrifft, slavisch ist (vgl. Techelwitz, vorm. Thecghelwicendorp, Techelwitzendorp nördlich von Oldenburg). Der Name Kotelwik (heute Wik bei Kiel) könnte in seinem ersten Bestandteil das slavische kotl = Kessel (vgl. Dorf Köthel, vorm. Kotle, in Lauenburg, und Reinbek, welches früher ebenfalls Kotle hieß) enthalten, was, wenn man auf die Lage des Dorfes achtet, als nicht ungereimt erscheinen möchte. Doch ist ein Zusammenhang mit dem deutschen Kote [3]) = Hütte ebenfalls nicht ausgeschlossen und vielleicht wahrscheinlicher.

---

[1]) Vgl. Ravit, Jahrb. f. Landeskunde II, 243—56, K. Jansen, Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit, und die Urk.-Sammlg. der S. H. L. Gesellschaft für vaterl. Gesch. S. 206, No. XIII.

[2]) Vgl. Bangert: Die Sachsengrenze im Gebiete der Trave, Oldesloe 1893.

[3]) Vgl. Hellwig: Die deutschen Ortsnamen in Lauenburg im Archiv des Vereins für lauenb. Gesch. 1892.

Ziemlich genau sind wir über die Zeit der Kolonisation des südöstlich von Kiel bis nach Preetz gelegenen Gebietes unterrichtet. Die beiden Urkunden, welche hauptsächlich in Betracht kommen, stammen aus den Jahren 1222 und 1224. Die erste, eine Urkunde des Grafen Albert von Orlamünde, welche den Nonnen von Porez (Preetz) ein bedeutendes Grundgebiet verleiht, spricht von coloni, villici und agricolae. Wenigstens unter den Erstgenannten hat man ohne Zweifel deutsche Kolonen zu verstehen; das läßt sich aus dem Sprachgebrauch anderer Urkunden direkt nachweisen. Das Gebiet, welches die Urkunde dem Preetzer Kloster verleiht, wird abgegrenzt, wie folgt: „a stagno Honechse (vom Honigsee), Morse (Moorsee), Fossa (ehem. Graben aus dem jetzt trocken gelegten Moorsee in die Eider), Eydria (Eider), Hertesse (Hassee) et indagine, quae Manhage dicitur (Winterbek) usque in stagnum Kyl (= Kieler Hafen) et Zwentine et Szupute (Niederung am linken Ufer der Schwentine bei Clausdorf) suprema et palude Quernesvi (Quersack) et Wenekenbeke usque in stagnum Erpesse (Pohnsdorfer Stauen bei Neuwühren).

Wichtiger noch ist die folgende Urkunde vom Jahre 1224, durch welche Bischof Bertold dem Kloster die Zehnten aus folgenden Dörfern schenkt; die Worte der Urkunde, auf welche es besonders ankommt, lauten: Die **jetzt** gebauten Dörfer aber (villae vero nunc aedificatae), sei es im Gebiete der vorgenannten Kirche (Preetz), sei es außerhalb dieses Gebietes, sind mit ihren Grenzen folgende: „Spolesthorp (vergangenes Dorf bei Rastorf), Radesthorp (Gut Rastorf) item (= dito): Radesthorp (= Gut Rosenfeld), Mistestorp (= Lilienthal?), Radwardesthorp (= Raisdorf), Torente (= Trent), Walesthorp (= Wahlsdorf), Kuren (= Groß Kühren), item Kuren (= Klein K.), Rothen (= Depenau?), Libetine (= Löptin), Bardenbeke, Rigardeskampe (= Nettelsee), Bistekesse (= Groß Bissee), item B. (= ehem. Klein Bissee), Porsvelde (= Postfeld), Sivredesthorpe (= Sieversdorf), Ponasthorp (= Pohnsdorf), Vruwenburghe, Ebbendorp (= vergang. Dorf zwischen Preetz und Rastorf), Vruwenhutte und Vruwenwische (= Neuwühren), Ubbenthorp (= Oppendorf), Skervisthorp (= Scharsdorf)."

Man wird aus dieser Urkunde, ohne das nunc (jetzt) (s. oben) allzu sehr zu pressen, entnehmen dürfen, daß die Gründung der aufgezählten Dörfer, bezw. ihre Besetzung mit deutschen Ansiedlern, erst um 1200 stattgefunden hat, das will aber sagen: die vollständige Besiedelung des ganzen Gebietes zwischen Neumühlen und Preetz; denn die Zahl der dort aufgezählten Dörfer kommt der heutigen nahezu gleich.

Preetz selbst, ein altes slavisches Dorf namens Poretse, Porez = „am Flusse", (vom altslav. po = an und reka = Fluß, gebildet nach Analogie von Pomorn (Pomorje) = Pommern = „am Meer", ferner von Pogatse = „am See" ꝛc.) wird schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts als Kirchort erwähnt und 1226 dem eben dort gegründeten Kloster überwiesen. — Was aus den slavischen Bewohnern der Gegend um Kiel und Preetz vorläufig geworden ist, darüber geben uns sowohl die genannten Urkunden, als noch einige andere einigen

Aufschluß. Sie blieben z. T. im Lande sitzen, wie wir aus einigen, teils doppelt vorkommenden, teils als Wendeschen- und Dudeschen- geschiedenen Dörfern ersehen können. Vgl. hierzu das auf S. 147 Gesagte.

In der Urkunde von 1224 wird 2 mal ein Radesthorp (s. o.) genannt. Das eine war also vielleicht slavisch. Sicher ist es bei Raisdorf; denn wir wissen, daß der Name im 13. Jahrh. noch Wendischen Ratverstorp lautete. Auch läßt das Dorf die slav. Bauart noch zur Not erkennen. Dudeschen Ratverstorp ist das heutige Sophienhof, welches erst 1795 aus einem Dorfe in ein Gut umgewandelt worden ist. Doppelt vertreten sind ferner Kuren, Libetine, Bistekesse, Barkau. Alle 4 haben slavische Namen, also steht es außer Zweifel, daß eins der 2 mal vertretenen Dörfer in den ersten Jahrzehnten der Kolonisation noch ein Slavendorf gewesen ist. Kühren besteht noch heute in 2facher Auflage. Der Name bedeutet im Slavischen: „Strohhütte". Klein Löptin (Lutteke Lubbentyn) ist heute nur noch ein Teil des Dorfes Löptin. Von den beiden Bistekesse ist das eine heute nicht mehr vorhanden. Barkau endlich ist gar 3 mal vertreten, als Groß-, Klein- und Kirchenbarkau (abgesehen von dem Barkau in der Gegend der unteren Trave). Das heutige Groß-Barkau hieß noch im Jahre 1400: Wendischen Berkowe. Ob damals noch mit Recht, oder nur zur Unterscheidung von Dudeschen Berkowe und Kerkenbarkow, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Dem Anschein nach machte die Kolonisation an der Schwentine mit der Gründung von Clausdorf und Oppendorf vorläufig eine zeitlang Halt. Wenigstens werden die jenseits, am r. Ufer der Schwentine in der Nähe des Kieler Hafens gelegenen Dörfer erst später genannt. Natürlich kann auch das Fehlen der betr. Urkunden die Schuld tragen. Thatsache ist, daß wir erst seit 1233 von Mönkeberg, Heikendorf, Laboe 2c. hören.

Eine direkte Zeitangabe besitzen wir über den Beginn der Kolonisierung der Probstei zwischen Carzniz (der heute sog. Hagener Au, welche zwischen Laboe und Stein in die Ostsee mündet) und Suarzepouc (Schwartbuck, norstwestlich vom Selenter See). Die betr. Urkunde, durch welche Graf Albert den Marquard von Stenwer mit der „Salzenwiese" (an der Kolberger Heide) und dem soeben begrenzten Teile der Probstei belehnt, trifft u. a. folgende Bestimmung:[1] „Für die Kosten, welche den Anbauern entstehen bei der Rodung des Waldes **um die Slaven herum**, will ich $^2/_3$ beitragen, er selbst soll $^1/_3$ dazu geben." — Die Kolonisierung der Gegend zwischen Hagener Au und Schwartbuck soll also erst jetzt, d. h. im Jahre 1216, aus welchem die Urkunde stammt, beginnen. So schnell ging es mit der Rodung des Waldes, eines Teiles des bei Helmold sog. Isarnho, welches sich von Lütjenburg nach Schleswig erstreckt haben soll, nun freilich nicht. Noch 1233 werden „der Wald und die Wiese zwischen Karznesze und Zwartepuch" erwähnt. Die hier gelegenen Dörfer Fiefbergen, Stakendorf, Krummbek, Bentfeld und vielleicht noch Neu-

---

[1]) Vgl. Urk.-Samlg. d. Schl.-H.-L. Gesellschaft für vaterl. Gesch. Bd. I S. 191.

Ratjendorf weisen noch heute slav. Bauart auf. Sie waren also vor 1216, in slavischer Zeit, schon vorhanden. Ob sie gleich jetzt deutsche Ansiedler erhielten, können wir mit Bestimmtheit nicht aussprechen. Gegen Ende des Jahrhunderts aber wird die Austreibung (bzw. Germanisation?) vollzogen gewesen sein, wenn wir auch nur von Stakendorf urkundliche Nachricht darüber besitzen, daß im Jahre 1286 Kolonen dort anwesend sind (vgl. S. H. L. Urk. I S. 216, 219). 1250 haben wir bereits Hufeneinteilung in Wentorf (Rytserestorpe) bei Stein, was auf deutsche Ansiedler hinweist.

Außerdem besitzen wir noch ein jüngeres Zeugnis über die deutsche Besiedelung der Probstei. Im Register des Probsten C. Bocholt vom Jahre 1286 (vgl. S. H. L. Urk. I S. 384) heißt es vom Probsten Friedrich (1246—50), dem 4. in der Reihe der Prälaten des Klosters Preetz: „Er gab „das Erbe“[1]) den Kolonen in dem Walde und auf der Wiese zwischen Karcenitz und Zwartepuc und legte dort Dörfer und Hufen aus.“ Demnach hätte jener Marquard von Stenwer noch nicht viel ausgerichtet, und die Kolonisation der Probstei wäre erst um etwa 1250 erfolgt.

Ob die heutigen Probsteier Wenden oder Niederländer seien, ist bekanntlich lange eine Streitfrage gewesen und ist es auch noch. Die Vertreter der ersten Ansicht stützen sich namentlich auf die Ähnlichkeit der Probsteier Tracht mit der der Lausitzer Wenden. Und sie ist in der That frappierend. Die kurzen mit blauem Bande (in der Probstei „Verböhrels“ genannt) besetzten Röcke, das Verhüllen in Trauer mit dem „Schlippen“, die um den Kopf gewundenen Tücher, endlich die Schuhe sind in der Probstei wie in der Lausitz nahezu dieselben.[2]) Es scheint in der That, als ob die vor etwa 50 Jahren noch allgemeine Tracht der Probsteier Mädchen und Frauen ursprünglich den Wendinnen eigen gewesen ist. Daß die eingewanderten deutschen Kolonisten die kleidsame Tracht der Wenden angenommen hätten, wäre bei der Nachahmungssucht der Deutschen, namentlich der Frauen, nichts so sehr Wunderbares. Auch haben sich die Wenden ja, wie soeben nachgewiesen ist, verhältnißmäßig lange in der Probstei gehalten. Nach alledem darf man die Frage nicht so allgemein stellen: ob die heutigen Probsteier Wenden oder Niederländer seien. Es kann sich doch nur darum handeln, ob sich neben den nachweisbar eingewanderten deutschen Kolonisten noch wendische Reste erhalten haben und ob diese Reste stark genug gewesen sind, der heutigen Bevölkerung ihr Gepräge in Tracht und Körperbeschaffenheit zu verleihen. — Wenn man auf der Tabelle (S. 25) den Prozentsatz der Blonden und Blauäugigen im Kreise Plön mit dem in Norder- und Süderdithmarschen vergleicht, so zeigt sich hier nicht nur kein Unterschied, sondern im Gegenteil überwiegt der Kreis Plön noch mit 47 % Blonden gegen 44 bzw. 47 % in jenem echt germanischen Lande. Masse also gegen Masse gehalten ergiebt in diesem Punkte keinen Unterschied. Aber daraus darf man noch nicht schließen, daß die Wenden aus der

[1]) hereditas, ein noch nicht völlig klargestellter Begriff. Gemeint sind jedenfalls die dortigen, dem Kloster gehörenden Ländereien.

[2]) Vgl. Schmidt: Die Probstei Preetz, Kiel 1813.

Probstei alle vertrieben worden seien. Es kommt eben nicht allein auf Haar- und Augenfarbe an, sondern auf die ganze Gesichtsbildung und auf die Gesichtsfarbe. Daß diese slavischen Einfluß verrieten, wird von Kennern der Probsteier mit Entschiedenheit behauptet. Erweisen ließe sich das am ehesten an der Bevölkerung zwischen Hagener Au, Selenter See und Schwartbuck, wo ja die Wenden am längsten nachweislich gesessen haben. Was endlich noch einmal die Tracht betrifft, so sahen wir bereits, daß die Lausitzer und Probsteier mehrere Ähnlichkeiten aufweist, während zwischen der Niederländer und Probsteier im Grunde nur eine vorhanden ist. Das ist der Kopfputz der Frauen. Wir finden nahezu denselben bei den Probsteierinnen, den Vierländerinnen und den Amagerinnen. Bei den letztgenannten weist er natürlich auf niederländische Herkunft hin. Ob auch bei den Probsteierinnen ist vielleicht noch fraglich. Wendische und niederländische Sitte kann sich hier verquickt haben.

Wenn man alle Anzeichen für und wider zusammenfaßt, so dürfte sich als Endergebnis aussprechen lassen dürfen: Die heutigen Probsteier sind eine Mischung von Niederländern und Wenden. — Von wendischen Ortsnamen ist noch eine ganze Reihe in der Probstei heute erkennbar: Schlesen (vorm. Slecen, Sles), Pülsen (vorm. Politze), Pratjau (vorm. Pratekowe), Giekau (vorm. Gykowe, Ghikow), Krokau (vorm. Krokow), Fahren (vorm. Warnow), Schwartbuck (wohl die unvollständige Übersetzung des slav. Czernebog), (Karzniz = Hagener Au). Ob Laboe (vorm. Lubodne, Lybodden, Laboy) nicht auch aus einem slavischen Namen entstanden ist, ähnlich wie Lübeck, welches mit Bek = Bach gar nichts zu schaffen hat, sondern vielleicht aus dem slav. ljub = lieb gebildet ist?

Für das östlich an die Probstei grenzende Land, den Gau oder Distrikt Luttikenborg sind unsere Nachrichten über die Zeit der Kolonisation einigermaßen dürftig. Dieser Gau umfaßte ein ziemlich bedeutendes Gebiet.[1]) Er enthielt das Dorf Dannau im Kirchspiel Eutinisch-Neukirchen und reichte östlich bis in die Nähe der Stadt Oldenburg.

Die Stadt Lütjenburg (vorm. Luttilinborg, Lutikenborch, Lucelenborg, Luktenborch) erhielt um 1156 eine christliche Kirche (Helm. 83) und 1275 durch den Grafen Gerhard I. das lübsche Recht. -- Die Kolonisierung des platten Landes wäre nach Helmold II, 14 in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ungefähr durchgeführt gewesen; doch wissen wir, wie allgemein und rhetorisch jener Schlußsatz der ganzen Chronik gehalten ist (vgl. S. 26).

Das erste Dorf mit deutschem Namen im Lande Lütjenburg kommt urkundlich erst im Jahre 1197 vor, nämlich Bunentorp (Bunestorp, Budendorp), welches nordöstlich von der Stadt Lütjenburg gelegen hat. Mitunterzeichnet ist die Urkunde von einem Waltherus, advocatus de Luttelenborg. Da diese gräflichen Vögte (advocati) nicht nur über die Stadt, sondern über den ganzen Gau gesetzt wurden, so haben wir zugleich einen Anhalts-

[1]) Vgl. Witt: Ein Abschnitt a. d. Geschichte Lütjenburgs im März-Aprilheft d. „Heimat" 1894.

punkt dafür, daß auch das platte Land um Lütjenburg gegen Ende des 12. Jahrhunders schon von deutschen Kolonen besiedelt war. Auch Oldenburg hatte einen solchen Vogt, welcher hier den ausdrücklichen Titel „Vogt der Holländer“ führt. Weitere deutsche Dörfer im Lande Lütjenburg kommen urkundlich erst 1210, 1214, 1224 ꝛc. vor; fernerhin werden sie zahlreicher. Was wir über das vorläufige Schicksal der Slaven wissen, beschränkt sich wieder nur auf einige mit dem Zusatz Wendischen- versehene Orte, welche heute zum Teil nicht mehr bestehen. Erhalten sind: Wendischen Parzouwe (Wittenberger Passau), W. Rantzouwe (adel. Gut Rantzau), W. Nuchele (Kirchnüchel) und W. Petersdorf (adel. Gut Petersdorf, südlich von Oldenburg). Vergangen sind: W. Tralowe, W. Selkouwe, W. Salsouwe und W. Alverstorpe. Endlich mag noch erwähnt werden, daß die Orte mit slavischen Namen denen mit deutschen noch heute beinahe die Wage halten. Slavisch sind: Lepahn, Grebin, Görnitz, Mucheln, Rantzau, Bellin, Selent, Malente, Kühren, Malkwitz, Nüchel, Kaköhl, (vorm. Kukole), Kükelühn (vorm. Cuculune, Cuculine) u. a. und weiter östlich: Lensahn, Hobstin, Pustin, Schlamin, Dahme, Quaal und jenseits vom Oldenburger Graben: Gaarz, Quals, Göhl, Rellin, Putlos (Kröß?), Wandelwitz, Brode, Satjewitz, Klötzin, Görz. Außerdem mag in den mit -dorf zusammengesetzten Ortsnamen noch manches slavische Grundwort sich verstecken, kurz, auch im Lande Oldenburg halten die slavischen Ortsnamen den deutschen nahezu die Wage. Dies könnte auf eine ziemlich dichte Bevölkerung bereits in slavischer Zeit schließen lassen, auch wenn wir dabei berücksichtigen, daß es häufig nur Wälder, Flüsse, Seen u. s. w. waren, welche ihren slavischen Namen für neugegründete deutsche Dörfer hergaben. Bestätigt wird eine solche Ansicht durch Helmold. Kap. 57 heißt es: „Oldenburg und Lutilenburg und die anderen Küstengegenden gab er (der Graf Adolf II.) den Slaven zu beziehen, und diese wurden ihm zinspflichtig.“ Die Slaven blieben also nach 1142 hier, im heute noch sogenannten Wagrien, vorläufig teils sitzen, teils wurden sie hier zusammengedrängt, welches letzte Helmolds Worte eigentlich zu sagen scheinen. Bis hierher erstreckte sich die Kolonisation vorläufig noch nicht. Ungestört setzten die Wagern ihr bisheriges Leben und Treiben und ihren einheimischen Gottesdienst fort, unter ihren Fürsten Pribizlav, Rochel, einem Nachkommen Crutos, und Thessemar. Ihre Lieblingsbeschäftigung war der Seeraub. Ärger denn je suchten sie gerade in dieser Zeit (nach 1142) mit großen Geschwadern, ebenso wie die Fehmaraner und die übrigen, weiter östlich sitzenden Slaven, die dänischen Inseln heim, und der Ertrag floß zum guten Teil als Tribut in die Taschen des sächsischen Herzogs und der holsteinischen Grafen. Begreiflicher Weise suchten die Dänen diesem Unwesen zu steuern. Aber innere Wirren in Dänemark kamen den Slaven zu gute. Vereinzelte dänische Landungen in Wagrien hatten wenig Erfolg. Anders wurde es erst unter Waldemar I. Indessen hatte doch schon Sven im Jahre 1150 die Stadt Oldenburg niedergebrannt und die Küste verheert (Helmold 57). Hier hatte Vicelin im Jahre vorher gerade „das Bistum wieder aufgerichtet“ (Helmold), d. h. eine kleine Kapelle dort erbauen lassen. Dies war

das einzige Gebäude, welches der Bischof Gerold, Vicelins Nachfolger, vorfand, als er im Winter 1155 mit seinem Gefolge, unter ihm Helmold, das verödete Oldenburg besuchte und dort einen nur von Pribizlav und einigen wenigen Slaven besuchten Gottesdienst abhielt. Das Heidentum herrschte damals noch vollständig im Lande und zwar verehrten die Oldenburger Slaven den Gott Prove, dessen heiliger Hain im „jenseitigen Slavenlande", d. h. jenseits des Dannauer Sees, wohl bei dem heutigen Gute Putlos (Patluse) sich befand. Hier stehen die noch heute einzigen Hölzungen des Landes Oldenburg, die außer der Siggener von Erheblichkeit sind.

1157 schickte Gerold einen Priester nach Oldenburg, den Bruno. Auch bei seiner Ankunft lagen Burg und Stadt noch gänzlich zerstört und öde, weshalb der Graf auf Brunos Bitte sächsische Ansiedler dorthin schickte, und mit ihrer Hülfe erbaute Bruno jetzt eine, wie es bei Helmold heißt, recht ansehnliche Kirche zu Ehren St. Johannis des Täufers; sie wurde im Beisein des Grafen eingeweiht. Dies war der Anfang der Kolonisation Oldenburgs. Bei der Besetzung der Stadt aber durch deutsche Ansiedler blieb es vorläufig auch. Um die Bekehrung der Eingeborenen gaben sich zwar Bruno durch Verlesen slavisch geschriebener Predigten und der Graf durch strenge Verbote alle Mühe. Aber es fruchtete nicht. So lange die Slaven in größeren Massen im nördlichen Wagrien saßen, haben sie dem Christen- und Deutschtum feindlich gegenüber gestanden. Namentlich in der Schlacht von Demmin (1164) haben sie diesen Haß bewährt. Sie standen mit in dem Kontingent Adolfs II., welches dieser seinem Herzoge Heinrich dem Löwen zum Wenden-Kreuzzuge zur Verfügung gestellt hatte, und benutzten die erste beste Gelegenheit, um den Vortrab des deutschen Heeres ihren Landsleuten zu verraten. Unter den Opfern dieses Verrates war auch Graf Adolf II. — Auch ihre Seeraubzüge gegen die dänischen Inseln dauerten fort, und die Dänen konnten sich der beutelustigen, verzweifelten Gesellen trotz aller Anstrengungen kaum erwehren. Erst 1170, nachdem eine große wendische Flotte durch einen Sturm vernichtet worden war, wagte Christoph, ein natürlicher Sohn Waldemars I., Statthalter von Schleswig, einen Angriff auf Wagrien und zerstörte den Hafen der Stadt Oldenburg.[1]) Die Wagern entschädigten sich indessen auf den dänischen Inseln. Ein zweiter Zug, noch im Frühjahr 1171, führte die Dänen abermals vor Oldenburg. Die Einwohner flüchteten mit ihrer Habe in die Kirche und wurden dort auch geschont. „Marchradus und Homo, die Ältesten des Wagirenlandes," rücken alsdann mit einer Schar von Sachsen und Wenden den Dänen entgegen, richten aber nichts aus (Helmold 86). Die Dänen ziehen mit reicher Beute ab, worauf die Wagern ihren Verlust auf den dänischen Inseln zehnfach wieder einbringen (Helm. II, 13). Erst das Bündnis Heinrichs des Löwen mit dem Dänenkönige Waldemar I., welches eine strengere Handhabung des Land- und Seefriedens

[1]) Helm. II, 13 und Saxo Grammaticus p. 878.

zur Folge hatte, scheint den Dänen einige Ruhe vor ihren Drängern verschafft zu haben.

Erst nach diesen Ereignissen, frühestens im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts wird man den Beginn einer Kolonisation Oldenburgs anzusetzen haben. Unsere Nachrichten hierüber sind indessen ohne Ausnahme jüngeren Datums. Erst 1224 wird ein „Vogt (Gerebertus) der Holländer" in Oldenburg genannt (S. H. Urk. I, 456). Diese Holländer müssen sich auch auf dem platten Lande angesiedelt haben, da die Stadt bereits durch die sächsischen (holsteinischen) Ansiedler Brunos besetzt war. 1235 erhält die Stadt das lübsche Recht, und erst eine Urkunde des Jahres 1249 (Levercus No. 80) spricht von 6 deutschen Dörfern (VI villae theutonicae) im Lande Oldenburg, nämlich Helerikendorp, Tulendorp, Sukesdorp, Harrikendorp, Poppendorp und Olinckendorp. — Helerikendorp (später auch Havenis, Hilligenhavene, portus sacer genannt) ist das heutige Heiligenhafen. 1262 wird die Kirche des Ortes zuerst genannt, und um ungefähr dieselbe Zeit soll er das lübsche Recht erhalten haben, welches ihm 1305 bestätigt wird. Daß auch wendische Elemente anfangs dort vorhanden waren, bezeugt der Name der großen und kleinen Wentstraße, welche 1660 abgebrannt und seitdem nicht wieder aufgebaut worden sind (vgl. Top. I). — Die übrigen in der oben zitierten Urkunde aufgezählten Dörfer bestehen heute nicht mehr. — Grube, vorm. Grobe, Grove, welches in der Topographie als altslavischer Ort aufgeführt wird, ist denn doch wohl eine rein deutsche Ansiedelung. Weder der Name noch die Bauart sind slavisch. Erwähnt wird Grube zuerst 1232 und 1323 bereits oppidum (Stadt) genannt, das mit dem lübschen Recht begabt war. — Großenbrode, vorm. Brode, vom altslavischen brod = Fähre, Furt, wird 1249 zusammen mit Lütjenbrode zuerst erwähnt. Letzteres ist als die deutsche Ansiedelung anzusehen, da heute nur in Großenbrode die slavische Bauart zu erkennen ist, und zwar weist der Typus nach Fehmarn (s. o. Mai-Juniheft Anm. S. 101—102).

Im ganzen machen diese Nachrichten den Eindruck, als ob die Kolonisation des Landes Oldenburg erst etwas später als die des übrigen Wagriens vollendet worden ist. Noch das Zehntregister des Bistums Lübeck aus dem Jahre 1286 erwähnt „14 neue Dörfer" in der Nähe der Stadt Oldenburg, vgl. Levercus No. 288 S. 294 ff. »Item de Subruke et aliis villis XIIII novis ibidem diffusis decime novales nec colliguntur nec solvuntur« — zu deutsch: Gleichfalls werden aus Subruke[1]) und 14 anderen neuen Dörfern, die daselbst zerstreut liegen, die Neubruchszehnten weder gesammelt noch bezahlt. Namentlich die Bemerkung, daß die Neubruchszehnten noch nicht bezahlt werden, zeugt dafür, daß jene Dörfer thatsächlich ziemlich neu sind und nicht etwa nur im Gegensatze zu den altslavischen so genannt werden. Wir dürfen daher wohl aussprechen, daß die Germanisation Oldenburgs erst mit dem Schluß des 13. Jahrhunderts beendet gewesen ist. — Kleine slavische

---

[1]) Subruke ist der heutige Meierhof Einhaus, Kirchsp. Hohenstein, westl. von Oldenburg.

Reste haben sich höchst wahrscheinlich noch ziemlich lange behauptet. Lassen doch die Bewohner der Putloser Heide noch heute slavische Merkmale erkennen (nach Meißner a. a. O.). Es ist eine kleine, braune Rasse, welche zu den großen, blonden und meist blauäugigen übrigen Oldenburgern in auffallendem Kontrast steht. Gerade in dieser Gegend lag ein Slavendorf, welches 1215, als zu dem bischöflichen Hofe Kakediz gehörig, erwähnt wird.

Die Hauptmasse der deutschen Ansiedler im Lande Oldenburg sowie auf der gegenüberliegenden Insel Fehmarn bestand aus Friesen. Zu dieser Annahme berechtigt die stattliche Größe der Oldenburger und Fehmaraner, welche noch heute einen Bezirk der Großen, über das Mittelmaß der übrigen Ostholsteiner hinaus, bilden (vgl. S. 25 und Meißner). Aus der geographischen Lage der beiden Landschaften Oldenburg und Fehmarn zu einander darf man entnehmen, daß ihre Kolonisation etwa gleichzeitig in einem Zuge erfolgte. Nun ist Fehmarn bereits 1231 fast vollständig von Deutschen besiedelt (vgl. unten), während Oldenburg im weiteren Verlaufe des 13. Jahrhunderts noch weitere Nachschübe erhält. Es ging also hier, wie überall bei Wanderungen großer Menschenmassen, daß zuerst das äußerste Ende der Sackgasse sich füllte.

Über den Gang der Kolonisation und Germanisation auf der Insel Fehmarn habe ich mich bereits in meiner Dissertation geäußert, sodaß ich das dort Gesagte an dieser Stelle nur kurz zusammen zu fassen und stellenweise zu ergänzen brauche.

Genannt wird die Insel Vemere zuerst von Adam von Bremen, Buch IV, und zwar als von Slaven bewohnt. Es sind Schafariks Fembraner, ein obotritischer Stamm. Der Name Vemere ist wahrscheinlich slavisch. — Direkte historische Nachrichten über die Insel bis in den Anfang der neueren Zeit besitzen wir nicht. Was wir bis dahin von ihr wissen, müssen wir aus König Waldemars „Erdbuch“ [1]) (liber terrae, Kong Waldemars »Jordbog,« was besser mit „Grundbuch“ zu übersetzen wäre) und z. T. aus Saxos Angaben, welcher freilich direkt von der Insel nicht spricht, entnehmen oder teilweise erraten. — Man wird es als sicher betrachten dürfen, daß die Insel einer jener Ausgangspunkte für die wendischen Seeräuberfahrzeuge gewesen ist, daß ferner von den etwa 20 Zügen Waldemars I. gegen die Wenden wohl einige auch mit gegen die Fembraner gerichtet gewesen sind. Thatsache ist, daß 1231, in dem Jahre der Abfassung des Grundbuches, nicht nur die Unterwerfung der Fehmarnschen Slaven, sondern auch die Kolonisation des Landes vollzogen ist. Da aus dem Grundbuch bereits 37 der heute bestehenden 40 Ortschaften nachzuweisen sind, welche zum größeren Teil [von den nur zweiseitig [2]) bebauten Dörfern, soweit sie nicht slavische Namen führen, ist es nicht sicher] die slavische Bauart zeigen, so ist der Schluß auf eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung

[1]) Gedruckt bei Langebek, scriptores rerum Danicarum, Bd. VII, und in der Quellensammlung für Schleswig-Holsteinische Geschichte.

[2]) Vgl. meine Dissertation, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde (herausgegeben von Kirchhoff), Bd. VII, 3. Stuttgart 1892.

bereits in slavischer Zeit durchaus statthaft, und man darf den Grund mit einigem Recht in dem Zuzug von Slaven aus dem eroberten Festlande sehen, bevor dasselbe Geschick auch die Insel traf. Ob die Dänen sie allein oder mit Hülfe der Deutschen eroberten oder ob gar die deutsche Besiedelung der Eroberung durch die Dänen vorherging, vermögen wir nicht zu sagen. Das aber dürfen wir aussprechen, daß die Kolonisten schon damals (um 1231) zum weitaus größeren Teil Friesen und wohl nur zum kleineren Dänen gewesen sind. Die Namen einiger Ritter bezw. Schulzen auf Fehmarn in damaliger Zeit sind offenbar dänischer Herkunft, andere wieder deutscher (Ouae = Uwe?, Oddo, Hiddo, Ducco, Hermannus de Basthorp, Weneco, Petrus de Kalundaeburgh, Henricus Scaerping, Willikinus, Tuko = Tygo?, Davidsun). Nur 1 Dorf führt ausdrücklich den Namen Dænskæthorp (Dänschendorf) und wird merkwürdigerweise zugleich als villae slavica bezeichnet. Vielleicht hatte diese letzte Bezeichnung bereits 1231 nur noch historisch einen Sinn, wie in vielen Fällen das „Wendeschen" des Ratzeburger Zehntregisters um ungefähr dieselbe Zeit (1230—34). Möglicherweise aber saßen auch Dänen und Slaven zusammen in dem Dorfe. In Klausdorf (villa Nicholai) a. F. haben wir ein solches Beispiel, daß Slaven und Kolonisten nebeneinander wohnen. Man schließt dies aus dem Umstande, daß in jenem Dorfe nach mansi oder hovae (dem deutschen Landmaß) und nach unci (= Hakenhufe, dem slavischen Landmaß) gezählt wird. — Was nun noch das fernere Schicksal der auf Fehmarn verbliebenen Slaven betrifft, so haben wir auch hier, wie überall in Ostholstein, einige villae slavicae, im ganzen fünf,[1]) nämlich: Dænskæthorp, Potgardæ (Putgaarden), Lymækænthorp (Lemkendorf), Gamænthorp (Gammendorf), Galænthorp (Galendorf). Hierzu ist das eben über Dänschendorf Gesagte zu vergleichen, und über slavische Namen auf Fehmarn meine Dissertation S. 43 f. — In dem Dorfe Presen (vorm. Præzniz), an der Nordostküste der Insel, hat Georg Hansen — Geogr.-histor.-statistische Beschreibung der Insel Fehmarn, Altona 1832 — beobachtet, daß die Bewohner sich durch Tracht und Gebräuche von den übrigen Fehmaranern unterschieden haben. Ob es slavische Reste sind oder nur ein nicht friesischer Stamm? Mögen diese Zeilen zu einer Prüfung der Sache anregen!

Die auf S. 37 gemachte Annahme, daß die Kolonisierung der Insel gleich anfangs durch die Friesen geschah, gewinnt dadurch eine noch größere Wahrscheinlichkeit, daß von einer späteren Besiedelung nichts verlautet, abgesehen von Danckwerths Notiz, daß ein vornehmer, landflüchtiger Ditmarsche mit seinem Anhange sich auf der Insel niedergelassen habe. Danckwerth meint schließen zu dürfen, daß die ganze Fehmarnsche Bevölkerung von den Ditmarschen abstamme. Er sagt, „es sei eine gemeine Sage, daß die itzigen Einwohner der Insulen Femern von den Ditmarschen ihr herkommen haben, denen sie auch an Stärke des Leibes, Art und Sitten gleich syn." So ganz ungereimt war Danck-

[1]) Vgl. indessen hierzu das Erdbuch in der Ausgabe der Quellensammlung für Schl.-H. Geschichte mit den einleitenden Bemerkungen daselbst.

werths Ansicht keineswegs. Die Ditmarscher, ein ursprünglich sächsischer Stamm, aber mit friesischer Beimischung, wie schon die Sprache [1]) zeigt, gleichen den Friesen allerdings. So läßt sich Danckwerths Notiz nur als weiterer Beleg für die oben ausgesprochene Ansicht betrachten. Eine Untersuchung der Fehmarnschen Orts-, Flur- und Familiennamen, sowie der dortigen Sprache überhaupt, wird sicher weitere Anhaltspunkte bieten. Aus dem Vorkommen des Familiennamens Fries, Frese, Frees, Freese, Frehse, Friese dürfte indessen heute, bei der allgemeinen Verbreitung des Namens, nicht allzuviel mehr zu schließen sein, wohl aber aus Ortsnamen wie: Vresendorp, Fresenburg, Vresenkamp, Vresenvelde, Fresenholt, Fresenteich, Vrysgud. Wir finden dieselben ohne Ausnahme immer nur da, wo Friesen vereinzelt unter anderen deutschen Ansiedlern sich niedergelassen haben. Dementsprechend finden sich solche Namen in Oldenburg und auf Fehmarn nicht. — Es würde eine in sich abgeschlossene, recht interessante und dankbare Aufgabe [2]) sein, die ostholsteinischen Orts- und Flurnamen mit Bezug auf ihre Herkunft zu untersuchen. Man hätte zu diesem Zwecke das ganze nordwestliche Deutschland, Holland und Belgien nicht nur auf gleichlautende Namen hin zu durchsuchen, sondern auch ganz genau festzustellen, welchem Stamme ein bestimmter Name besonders eigentümlich ist. So weist z. B. nach Westfalen der Name Bentfeld, auf Flamland: Flehm, Flemhude, Süsel (vgl. Süsel bei Brügge i. Belgien), Brügge, Seveneken, Waken u. a. [3]) Die Endung -wolde ist besonders in Groningen und Drente heimisch. An Familiennamen sind niederländischer Herkunft: van der Vecht, Vechtmann, Brüggemann, van Alen, Schneekloth, Schlapkohl (Slabbekol). Die beiden zuletzt genannten kommen namentlich in der Probstei [4]) vor.

Kapitel 4.

Der Gang der Germanisation in Ost-Stormarn und in Lauenburg.

Daß Slaven im östlichen Stormarn gesessen haben, und zwar schon sehr früh, sahen wir bereits im ersten Teil, A (vgl. dazu die Karte). Hamburg lag, wie eine Urkunde des Jahres 834 sich ausdrückt, „zwischen den todbringenden Gefahren der Heiden“ (inter mortifera paganorum pericula). Unter ihnen werden wohl auch bereits die Slaven mit verstanden sein. Daß Hamburg mehr als einmal von ihnen heimgesucht worden ist, wurde bereits gesagt. Nicht bekannt aber ist die Zeit der Vertreibung der Slaven. Helmold schweigt über die Kolonisation dieses Gebietes vollständig. Sie vollzog sich jedenfalls unter dem Einfluß des Hamburg-Bremer Erzstiftes, was für Helmold Grund genug zum

---

[1]) Vgl. Jahrbücher für niederdeutsche Sprachforschung und Outzen: Ditmarsisches Idiotikon, Schleswig 1821.

[2]) Bei einer solchen Untersuchung müßte aber immer auf möglichst alte Erdbücher, Flurkarten und Kirchenbücher zurückgegangen werden, welche in den Kirchen- und Gutsarchiven und auf den Landratsämtern zu suchen sind.

[3]) Vgl. dazu Schmidt: Zur Agrargesch. Lübecks und Ostholsteins. 1887.

[4]) Vgl. Schmidt: Die Probstei Preetz, Kiel 1813.

Stillschweigen gewesen sein mag (vgl. Teil B S. 13). — Urkundlich genannt wird uns von deutschen Dörfern zuerst Sülfeld (1207); 1223: „Stillenov, welches Horst genannt wird," = Stellan, n. o. v. Hamburg, ein gut erhaltener Rundling. — Ferner Arnesfelde (Ahrensfelde) und Bergvelde; 1248: II Trutowe, von denen eins wohl ein wendisches Dorf gewesen ist; 1252: Bergstedt, 1256: Braak u. s. w. Natürlich sind alle diese Dörfer, welche außer dem vergangenen Bergvelde alle auf slavischer Grundlage beruhen, bezw. zeitweilig von Slaven okkupiert gewesen sind, bedeutend älter als das Jahr ihres ersten urkundlichen Vorkommens. Auch ihre Besetzung mit deutschen Kolonisten fällt allem Vermuten nach vor jene große Kolonisationsperiode von 1142 ff., da man annehmen sollte, daß die am weitesten nach Westen liegenden Slavengebiete zuerst von den Deutschen besetzt worden sind. Die vollständige Besiedelung des Landes ist freilich mit dem 12. Jahrhundert noch keineswegs abgeschlossen; denn noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird gerodet z. B. in der Gegend von Reinbek (vgl. Hasse II, 29 und die Namen: magnum „Roth" = „Großenrade," Willersroth und Weteroth), ferner im Jahre 1253 bei Großensee im Kirchspiel Trittau (Hasse II, 44). Damit ist in der Hauptsache auch schon erschöpft, was an Nachrichten über die Kolonisation Stormarns unmittelbar zur Hand liegt.

Reichlicher fließen unsere Quellen für die Geschichte der Kolonisation Lauenburgs, und so hat denn auch die Geschichte dieses Landes mehrfach Bearbeiter gefunden. — 1848 erschien „Mecklenburgs deutsche Kolonisation" von Pastor F. Boll, im 13. Band der Jahrbücher für mecklenb. Geschichte. Die Arbeit erstreckt sich auch über Lauenburg. 1861 folgte Alex. Padberg mit seiner „ländlichen Verfassung in Pommern" und 1875 Dr. H. Ernst: „Die Kolonisation Mecklenburgs im 12. und 13. Jahrhundert. Beide Arbeiten greifen auch nach Lauenburg hinüber. Zu den neuesten Arbeiten gehören: H. Ernst: Die Kolonisation von Ostdeutschland, Progr. von Langenberg 1888, Teil I, und G. Wendt: Die Germanisation der Länder östlich von der Elbe, Beilage zum Progr. der Kgl. Ritterakademie in Liegnitz, 1889. Die primären Quellen sind Helmold, Arnold von Lübeck und die Urkunden, von denen die meisten im Meckl. Urk.-B. abgedruckt sind. Namentlich ist es das Ratzeburger Zehntregister (M. U.-B. 375) aus den Jahren 1230—34, welches die Geschichte der Germanisation des Landes geradezu enthält. Wer einige Sachkenntnis besitzt und zwischen den Zeilen zu lesen versteht, für den bedarf es kaum noch einer besonderen Geschichte der Germanisation Lauenburgs.

Der Gang der Ereignisse des 12. und 13. Jahrhunderts in Lauenburg war kurz folgender:

Jener Heinrich von Badewide, welcher den Grund zur Kolonisierung des südlichen Wagriens legte, ist der Begründer der Grafschaft Ratzeburg. 1142 wurde sein Streit mit dem Grafen Adolf II. dahin beigelegt, daß er Ratzeburg (die Burg, welche schon seit der Mitte des 11. Jahrhunderts bestand) mit dem Land der Polaben erhielt. Die Gründung des Bistums Ratzeburg erfolgte im Jahre 1154. Die Grenze desselben gegen Westen war die Bille. Der Beginn

der Kolonisation erfolgte nach Helmold erst mit dem Jahre 1162. Jedenfalls erwähnt er diese Begebenheit erst unter den Ereignissen dieses Jahres. Weitere Fortschritte machte die Kolonisation und Germanisation unter Heinrichs Sohn und Nachfolger Bernhard. Den besten Aufschluß über die Lage, Stellung und erst allmähliche, dann reißend schnelle Auswanderung der Slaven geben uns zwei Urkunden: 1. die Dotierungsurkunde des Bistums Ratzeburg, Meckl. Urkundenbuch No. 65 aus dem Jahre 1158 (vgl. S. 23); 2. das Ratzeburger Zehntregister aus den Jahren 1230—34, M. U.-B. No. 375 a. Es enthält unter 125 Ortschaften der Grafschaft Ratzeburg[1]) nur 4 mit rein slavischer Bevölkerung. Nur Sciphorst, Slavicum Parketin und Sl. Pogatse erhalten den ausdrücklichen Zusatz: »Slavi sunt« (Es sind Slaven), villa Elisabeth tota slavica est (Elisabethdorf ist ganz slavisch). Außerdem werden im Kirchspiel Siebeneichen noch 7 villae slavicae aufgezählt, doch findet sich hier zugleich schon die deutsche Hufeneinteilung, und der Zehnte wird gezahlt, während die Slaven nur den Bischofszins (biscopownitza) zu entrichten haben. Außerdem führt noch eine ganze Reihe von Dörfern den Zusatz »slavicum.« Hier weiß man vollends schon nicht mehr, ob dieser Zusatz nicht schon jetzt anachronistisch und nur zur Unterscheidung von dem entsprechenden mit Dudeschen- bezeichneten Dorfe noch beibehalten ist. Ebenso wie mit den villae slavicales, oder mit dem Zusatz slavicum = Wendeschen verzeichneten Dörfern verhält es sich auch mit den „Wentorfs." Auch diese Bezeichnung (Wenetdorp, Wenthorp) hatte bald nur noch historisch einen Sinn. So finden wir z. B. in einem Lauenburger Wentorf (Wenetdorp) schon 1217 Kolonen, desgleichen die deutsche Hufeneinteilung in dem Probsteier Wentorf (Rytserestorp) ungefähr um die Mitte des 13. Jahrhunderts. — „Eine ziemliche Anzahl der mit Wendisch- bezeichneten Ortschaften, sagt Ernst S. 11 f., hat schon einen Schulzen, dem der halbe Zehnte verliehen ist, ist aber noch nicht vermessen." Z. B. wird von Marmotse in Mecklenburg gesagt: „Es sind Slaven. Wenn die Deutschen eingezogen sind, soll (der Schulze) Wartus 2 Hufen haben, außer denen der halbe Zehnte dem Bischof zustehen wird." — Wir thun hier, sagt Ernst weiter, einen Blick mitten in diese Bewegung hinein; wir finden die meisten Ortschaften mit Deutschen besetzt, mit slavischen und mit deutschen Namen, letztere wohl meist Neugründungen im Walde. Wir finden die Slaven z. T. schon zum zweiten Mal vertrieben aus den im Walde neben ihrem alten Dorfe angelegten Wohnsitzen. Wir finden Dörfer, aus denen die Slaven gerade gewichen sein müssen, in welche die Deutschen aber noch nicht eingezogen sind, wir finden endlich die Slaven teils in Dörfern mit ihrem alten Namen, teils in solchen, denen die deutschen Schulzen schon einen neuen, zumeist aus ihrem eigenen abgeleiteten Namen gegeben haben, in der Absicht, sie sobald als möglich mit Deutschen zu besetzen," vgl. Pogeez S. 23. Die noch anwesenden Slaven waren jedenfalls keine Eigentümer des Bodens, auf dem sie saßen, sondern nur Zeitpächter, denen beliebig gekündigt werden konnte, vgl. S. 22.

---

[1]) Die Grafschaft Ratzeburg umfaßte das westliche Mecklenburg mit.

Dieses Verfahren der deutschen Fürsten und Bischöfe, welches damals geradezu Prinzip war, begannen schon im Anfang des 13. Jahrhunderts sogar die slavischen Fürsten nachzuahmen. In der Urkunde des Bischofs Dietrich von Lübeck aus dem Jahre 1210 wird z. B. gesagt, daß der Fürst von Michilinburg (Mecklenburg) Heinrich (Borwin I.) deutsche Ansiedler nach der Insel Pöhl zog, „weil die Slaven sie wegen ihrer Armut und geringen Anzahl nicht bebauen könnten." In einer anderen Urkunde des Herzogs Barnim von Pommern aus dem Jahre 1228 wird darüber geklagt, daß in einem slavischen Dorfe ohne drückende Auflagen und fortwährende Verfolgung der Vornehmen nichts zur Freiheit (!) der Kirche und zum Nutzen (!) der Geistlichen beschafft werden könne. Endlich wird auch von dem Fürsten der Rügener berichtet, daß er deutsche Kolonisten in sein Land zog. Wie sollten sich bei einem solchen Zusammenwirken des deutschen Staates und der Kirche mit den slavischen Fürsten größere Reste des geächteten Volkes im Lande haben behaupten können!

Was zum Schluß nun noch das Verbleiben einzelner slavischer Familien im Lande betrifft, so dürfte es sehr schwer fallen, eine solche in Holstein direkt nachzuweisen. Von unseren adeligen Geschlechtern ist kein einziges nachweisbar slavischen Ursprungs. Ihre z. T. slavischen Namen, wie die der Rantzaus, von Qualen, von Wensin u. a., sind nur aus ihrem Besitz abgeleitet, welcher auf slavischer Grundlage beruht. Ebenso verhält es sich mit den bürgerlichen slavischen Familiennamen; man findet sie mit geringen Ausnahmen als Dorfnamen, wenn nicht in Holstein, so doch in Mecklenburg, Pommern u. s. w. wieder. Also auch aus ihnen kann in diesem Falle kein sicherer Schluß auf slavische Abstammung der betreffenden Familie gemacht werden. Das schließt natürlich nicht aus, daß außer den bereits erwähnten zusammenhängenden Slavenresten auch vereinzelte Slaven im Lande sitzen blieben und wirklich zu Deutschen wurden. — Die schon mehrfach zitierte „Vision des Gottschalk" redet bei Gelegenheit des Nortorfer Kirchenraubes (c. 25) von dem Hehler desselben, einem in Ascheberg wohnenden Slaven und kurz vorher von noch einem anderen, welcher irgendwo in Wagrien seinen Wohnsitz hatte. — Wir sehen, daß es etwas nicht so ganz Ungewöhnliches war, daß Slaven auch in ganz deutschen Dörfern sitzen blieben. Diese einzelnen Personen oder Familien wird man nachträglich doch wohl kaum hinausgejagt haben, wenn sie selbst zum Bleiben geneigt waren; und so mögen denn ihre Nachkommen allmählich zu Deutschen geworden sein. — Noch 1632 wird ein gewisser Wenceslaw Janibal zum Pastor in Barkau gewählt.[1]) Möglicherweise — wenigstens dem Namen nach zu schließen — stammt der Mann aus einer solchen germanisierten Slavenfamilie, wenn er überhaupt ein Holsteiner gewesen ist.

[1]) Urk.-Sammlg. d. Ges. f. S.-H.-L. Gesch. I, S. 417.

Föhringer Gartenpflanzen.

Von P. Knuth in Kiel.

Die dörferreiche Insel Föhr ist mit zahlreichen, meist aber sehr kleinen Gärten geschmückt, welche fast immer an der Ostseite der Häuser angelegt sind, sonst aber durch Steinwälle oder Hecken gegen die Weststürme möglichst geschützt werden. Der Boden der Insel Föhr ist keineswegs für Gartenanlagen geeignet: der Norden besteht fast ausschließlich aus Marsch, der Süden aus Heide. An der Grenze dieser beiden Formationen aber entsteht durch Mischung der Bodenarten eine schmale für Gartenbau geeignete Zone, auf welcher denn auch die Dörfer mit ihren Gärtchen liegen. Obst- und Gemüsebau wird aus den angeführten Gründen zwar nur wenig getrieben; doch tragen die an geschützten Stellen herangewachsenen Apfel- und Birnbäume (friesisch: Appel und Peer) vorzügliche Früchte, auch die der reichlich gepflanzten Johannisbeeren (friesisch: Riebersen die roten, Solbein die schwarzen) und Stachelbeeren (friesisch: Staeckern) sind von gutem Geschmack; selbst die wenigen Kirschbäume (rote Kirschen: Marellen, schwarze: Kaegschen) und Pflaumenbäume (friesisch: Plum) bringen ihre Früchte zur Reife.

Von Gemüsen sind in erster Linie Kartoffeln und Kohl (fr.: Kual), besonders Grünkohl zu nennen. Außerdem werden gebaut: Rüben (fr.: Roben), rote Beet (fr.: ruad la Beeten), Gurken (Gorken) und Kürbis (Flaskopler), Zwiebeln (Euen), Schnittlauch (Gäslook), Schalotten (Eerdapple), Erbsen (Eerften), Bohnen (Buanen), große Bohnen (Hingst-Buanen), Salat, gelbe Wurzeln (güül Wortle), Radieschen, Rhabarber, Pastinak, Sellerie, Dill, Petersilie, Porre, Erdbeeren, Thymian (fr.: Thymijon), Majoran, Krauseminze (fr.: Krüsemont), Sauerampfer (fr.: Süürbleten), Schwarzwurzeln, Spinat, Kohlrabi, Rettich.

Ein besonderes Interesse beanspruchen die Gartenblumen und Ziersträucher. Sie sind eine Auswahl aus den auch sonst in den schleswig-holsteinischen Bauerngärten beliebten; doch fand ich auch einige sonst nicht übliche, wohl gelegentlich mitgebrachte Arten, z. B. Lysimachia nummularia (rundblättrige Lysimachie) im „Gesellschaftsgarten“ zu Alkersum, Oenothera biennis (Nachtkerze) in Nieblum, Sedum acre (Mauerpfeffer) in Nieblum (vom Strande stammend, friesisch Stianpöpper d. i. Steinpfeffer genannt). Außerdem ist neuerdings Lobelia Erinus (Lobelie), die früher nur als Fensterblume vorkam, auch als Gartenblume beliebt geworden, ferner Aristolochia Sipho (Pfeifenstrauch) zu Lauben und Wandbekleidungen, Deutzia, Weigelia, Berberis (Berberitze) u. a.

Die Föhringer sind große Blumenliebhaber; daher findet man in ihren Gärten eine größere Anzahl Arten, als man bei den ungünstigen Gartenverhältnissen ihrer Insel vermutet. Sie bezeichnen alle Blumen mit dem friesischen „Rusen“ (= Rosen), doch unterscheiden sie viele der von ihnen von

alters her gepflegten Gartenpflanzen durch zum Teil recht merkwürdige und vom gewöhnlichen Sprachgebrauch oft erheblich abweichende*) Namen. Ich habe mir Mühe gegeben, diese friesischen Bezeichnungen zu sammeln, und gebe in der folgenden Zusammenstellung der Föhringer Gartenpflanzen die mir bekannt gewordenen Namen wieder. Ich habe aber noch lange keine Vollständigkeit erreichen können und richte daher an dieser Stelle an Kenner der friesischen Sprache, insbesondere an Bewohner von Föhr und der anderen Inseln der nordfriesischen Gruppe die Bitte, sowohl die folgende Liste durch Mitteilung von Arten, die ich übersehen habe, zu erweitern, als auch die friesischen Bezeichnungen zu vermehren, bezüglich zu verbessern und zu erklären. Ich habe die Namen so, wie ich sie verstanden habe, niedergeschrieben; doch ist es zuweilen nicht möglich gewesen, den Laut richtig wiederzugeben. Ein Irrtum inbezug auf die Art ist ausgeschlossen, denn ich habe die Pflanze stets vorgelegt. Eine große Zahl Pflanzennamen verdanke ich Frau Witt in Nieblum.

In Föhringer Gärten fand ich folgende Zierpflanzen:

Ranunculus repens flore pleno, kriechender Hahnenfuß mit gefüllter Blüte; friesisch: Güül Knooper = gelbe Knöpfe (wie im Plattdeutschen: geel Knöp).

Aquilegia vulgaris, Akeley; friesisch: Klookrusen = Glockenrosen (-blumen).

Delphinium Consolida, Rittersporn.

Aconitum Napellus, Sturmhut, Pferd und Wagen; fries.: Düwel un he Kutsch, so auch auf Föhr plattdeutsch: Düwel in de Kutsch (Teufel in der Kutsche).

Paeonia officinalis, Bauernrose; fries.: Kaiserkrone oder Kaiserrose.

Papaver somniferum, Schlafmohn; fries.: Muhnkopen, wie dort auch plattdeutsch: Mohnköpp (Mohnköpfe), dänisch: Mannekop.

Hesperis matronalis, Nachtviole.

Matthiola annua, Levkoje; fries.: Livkojen.

Cheiranthus Cheiri, Goldlack; fries.: Vijolen.

Viola odorata, Veilchen.

V. tricolor, Stiefmütterchen.

Reseda odorata, Reseda.

Dianthus barbatus, Bartnelke; fries.: Je länger je lieber.

D. plumarius, Federnelke; fries.: Negelken.

Althaea rosea, Stockrose.

Tilia grandifolia und parvifolia, Linde.

Aesculus Hippocastanum, Roßkastanie.

Ampelopsis quinquefolia, wilder Wein.

---

*) Das Merkwürdigste ist die Bezeichnung Je länger je lieber für die Bartnelke (Dianthus barbatus), während Geisblatt (Lonicera Periclymenum oder L. Caprifolium — ich bin mir augenblicklich über die Art nicht sicher —) Teufelskralle oder süße Liebe heißt.

Tropaeolum majus, Kapuziner-Kresse.
Cytisus Laburnum, Goldregen.
Lupinus sp., weiße und blaue Lupinenart.
Colutea arborescens, Blasenstrauch.
Robinia Pseudacacia, wilde Akazie (selten).
Spiraea salicifolia, Spierstaude.
Rosa centifolia, Zentifolie; wie die beiden folgenden fries.: Rusen.
R. alba, weiße Rose.
R. pimpinellifolia, Dünenrose.
Crataegus Oxyacantha, Weißdorn, auch in der Form flore pleno rubro, Rotdorn.
Philadelphus coronarius, Pfeifenstrauch, Jasmin.
Saxifraga umbrosa, Porzellanblume.
Sedum maximum, große Fetthenne; fries.: Johannislook, ebenso plattdeutsch: Johannislooch.
Hedera Helix, Epheu.
Sambucus nigra, Hollunder, Flieder.
Viburnum Opulus, Schneeball.
Lonicera Periclymenum und Caprifolium (?), Geißblatt; fries.: Düwelsklawen (= Teufelskrallen), süße Liebe.
Symphoricarpus racemosa, Schneebeere.
Aster sp., Aster.
Bellis perennis fl. rubro, Tausendschön; fries.: Marleblömken, ebenso plattdeutsch: Marlbloom.
Helianthus annuus, Sonnenblume.
Helichrysum margaritaceum, Immortelle.
H. bracteatum, Strohblume; fries.: Strährusen (Strohrosen).
Matricaria Chamomilla, echte Kamille; fries.: Stirren-Krallen (Riech-Krallen?).
Chrysanthemum Parthenium, Mutterkraut.
Tanacetum vulgare foliis crispis, krausblättriger Rainfarrn.
T. Balsamita, Frauenminze.
Dahlia variabilis, Georgine.
Calendula officinalis, Ringelblume; fries.: Morgenrusen.
Ligustrum vulgare, Liguster; fries.: Lagoster.
Syringa vulgaris, Syringe; fries.: Katstörte (Katzenschwänze).
Vinca minor, Immergrün.
Polemonium coeruleum, Speerkraut.
Phlox panniculata und Drummondi, Phlox.
Lycium barbarum, Bocksdorn.
Myosotis sp., Vergißmeinnicht.
Antirrhinum majus, Löwenmaul.
Digitalis purpurea, Fingerhut; fries.: Fangerhud.

Mentha crispa, Krauseminze; fries.: Krüsemant.

Lavandula spica, Lavendel.

Salvia officinalis, Salbei.

Hyssopus officinalis, Ysop.

Primula elatior, Primel; fries.: Aurikkelken.

P. Auricula, Aurikel; fries.: wie vor.

Buxus sempervirens, Buchsbaum; fries.: Boskbuum, plattdeutsch: Boschboom.

Iris germanica, Schwertlilie.

Crocus vernus, Crocus.

Narcissus Pseudonarcissus, gelbe Narzisse; fries.: Puasklilli, wie das plattdeutsche Osterlilk = Osterlilie.

N. poeticus, weiße Narzisse; fries.: Pingsterlilli, wie das plattdeutsche Pingstlilk = Pfingstlilie.

Gladiolus communis, Siegwurz, Allermannsharnisch.

Galanthus nivalis, Schneeglöckchen.

Muscari botryoides, Traubenhyazinthe.

Convallaria majalis, Maiglöckchen.

Lilium candidum, weiße Lilie; fries.: Witte Stockrusen.

L. bulbiferum, Feuerlilie; fries.: Brandlilli.

Tulipa silvestris, wilde Tulpe; fries.: Tolpen.

T. Gesneriana, gemeine Tulpe; fries.: wie vor.

Phalaris arundinacea, var. picta, Bandgras.

Die Carlshütte bei Rendsburg.

Von Dr. Otto Volbehr in Rendsburg.

Zu den ersten größeren industriellen Unternehmungen, welche in den, wesentlich Ackerbau treibenden, Herzogtümern gegründet wurden, gehört die Carlshütte bei Rendsburg. Bei der großen Bedeutung, welche diese Gründung auf dem Gebiete des Hüttenbetriebes bei uns gefunden hat und welches noch heute in großer Blüthe steht, dürfte es für weitere Kreise von Interesse sein, einen Rückblick auf die Geschichte der Entstehung der Carlshütte zu werfen.

Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der alte schleswig-holsteinische Eiderkanal gebaut wurde, kamen zwei Brüder, Hartwig und Johann Holler, welche, aus der Kremper Marsch stammend, in Holland an den Kanal- und Wasserbauten gearbeitet, und später ihre Kenntnisse in ihrer engeren Heimat verwertet hatten, nach Rendsburg, um hier am Kanalbau Beschäftigung zu suchen. Durch ihre Wasserhebungsmaschinen und Pumpwerke eigener Erfindung erwarben sie sich bald einen Namen und waren außerdem durch große Holzlieferungen beim Kanalbau thätig. Nach Beendigung desselben im Jahre 1784 setzten die beiden Brüder das begonnene Holzgeschäft fort, welches zu hoher Blüte gelangte und sie zu wohlhabenden Leuten machte.

Hartwig Holler, welcher später alleiniger Inhaber des Holzgeschäftes wurde, starb bereits 1807 und hinterließ zwei Söhne, Johannes, welcher 1845 starb, und Markus Hartwig, welcher der spätere Gründer der Carlshütte wurde. Er wurde am 22. September 1796 geboren, nach seiner Konfirmation ein Jahr in einem Institut in Oldesloe weiter ausgebildet und unternahm dann größere Reisen durch Dänemark, Schweden und Norwegen, wo er sich längere Zeit aufhielt, um diese für den Holzhandel wichtigen Länder kennen zu lernen. Trotz seines jugendlichen Alters hatte er infolge seines klaren Verstandes und der sorgsamen Erziehung ein lebhaftes Interesse für alles, was er sah, und studierte nicht nur eifrigst die besten Bezugsquellen für den Holzhandel, sondern besuchte auch mit Vorliebe die Eisen-, Stahl- und Hüttenwerke, die Holzsägereien und Kanal-Anlagen, wodurch er sich einen genauen Einblick in die damaligen industriellen Verhältnisse verschaffte. Schon damals stieg der Gedanke in ihm auf, diese Kenntnisse für seine engere Heimat zu verwerten. In diese zurückgekehrt, übernahm er, erst zwanzig Jahre alt, das väterliche Geschäft und wußte demselben trotz seiner Jugend sehr bald einen erheblichen Aufschwung zu geben. Er war der erste, der die bisher in Schleswig-Holstein und Norddeutschland unbekannten schwedischen Balken dort einführte.

Neben dem Holzgeschäft beschäftigte aber Markus Hartwig Holler beständig der Gedanke, ein Eisen- und Hochofen-Hüttenwerk in seiner Heimat zu errichten, da hier sowohl wie in Dänemark nichts derartiges bestand und die Fabrikate aus diesen Werken alle aus Schweden bezogen werden mußten. Aber den Gedanken in die That umzusetzen, war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, um so mehr, da die Beschaffung des Rohmaterials, des Eisens, große Kosten verursachen würde. Da hörte Holler von dem vielfach im Lande gefundenen Raseneisenstein oder Wiesenerz, welcher dem Ackerbau so schädlich war, und dieser Umstand veranlaßte ihn, mit der ihm eigenen Energie dem Plane näher zu treten. Um selbst noch näher sich über den Betrieb der Eisen- und Hüttenwerke zu belehren, bereiste Holler mehrere derartige Werke in Deutschland, so besonders das gräflich Einsiedelsche Musterwerk Lauchhammer bei Dresden. Hier suchte er möglichst gründlich den Betrieb, die Gewinnung des Materials zu erlernen, verschaffte sich die nötigen Modelle, Maschinen u. s. w. und gewann auch geschickte Hüttenleute für sein neues Unternehmen. Nach seiner Rückkehr ging Holler eifrigst an die Ausführung seines Planes; als Platz wurde die am nördlichen Ufer der Eider gelegene unbebaute, sandige Gegend, Rendsburg gegenüber, gewählt, wo schon das Holzlager bestand, und außerdem im Lande Raseneisenstein und geeigneter Formsand und Lehm gesucht. Aus dem Holzgeschäft, welches allmählich aufhörte, zog er das Geld heraus und mit diesem sowie dem seiner Verwandten ging es bald an den Bau.

Zur weiteren Entwickelung und zum Gedeihen des Werkes war aber auch die Unterstützung der Landesregierung erforderlich, um ein möglichst günstiges Privilegium für den Hochofenbetrieb zu erhalten. Es gelang Holler, den damaligen, sehr einflußreichen Statthalter der Herzogtümer, Landgraf Carl von

Hessen, für sein Unternehmen zu interessieren, der alle geistigen Bestrebungen, sowie industriellen und kommerziellen Unternehmungen nach Möglichkeit unterstützte. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, welche besonders von den Kanalaufsichts- und Festungs-Behörden dem Unternehmer entgegengestellt wurden, erhielt Holler durch den Landgrafen das Privilegium für den Bau der Hütte und konnte am 19. April 1827 den Grundstein zu der Schmelzhütte legen. Seinem hohen Gönner zu Ehren, der ihn auch fernerhin mit seinem Wohlwollen, sowie durch Rat und That unterstützte, gab Holler dem Werke den Namen „Carlshütte."

Wenn auch der Umfang der Hütte in den nächsten Jahren in erfreulicher Weise zunahm, die Zahl der Arbeiter von anfangs 80 auf 180 stieg und alle möglichen Handwerks-, Fabrik und landwirtschaftlichen Geräte, Maschinen, sowie für das Bau- und Mühlenfach die Eisenteile durchschnittlich um die Hälfte billiger, als früher hergestellt wurden, so blieben doch weitere Schwierigkeiten nicht aus, und mit mancherlei Unglücksfällen, aber auch mit Unverstand und Vorurteilen hatte Holler zu kämpfen. So waren Ende der 20er Jahre die Zeiten des Mißwachses, die Cholera zog durch das Land und beides übte einen lähmenden Einfluß auf alles gewerbliche Leben. Dazu kam der Unverstand der Landeigentümer, welche die Lieferung des vollkommen nutzlosen und für den Boden nur schädlichen Raseneisensteins trotz guter Bezahlung verweigerten, und schließlich wurde das Werk Hollers unter seinen eigenen Mitbürgern mit Mißtrauen und Abneigung angesehen. Ja, es ging sogar so weit, daß im Jahre 1835 seitens der deputierten Bürger Rendsburgs eine Eingabe an die holsteinische Ständeversammlung gerichtet wurde, welche in jeder Beziehung charakteristisch ist. Es heißt in derselben u. a.: „Nicht allein von innen, sondern von außen her geschieht aber unserm bürgerlichen und städtischen Gewerbe großer Abbruch. Unmittelbar vor dem Thore unserer Stadt befindet sich die Fabrik des Herrn Agenten und Ritters Holler, die vor 8 Jahren unter dem Namen einer Eisenhütte angelegt wurde, obgleich sie bis jetzt nichts weiter, als eine Eisengießerei ist und von einem Hüttenwesen nichts bisher gezeigt hat, als einen Schornstein, aus dem bisher noch nie Rauch gestiegen ist. Diese Fabrik genießt Vorrechte, Privilegien aller Art, Schutzzoll, Zollfreiheit, Freiheit von Militärpflichtigkeit, vom Zunftzwang u. s. w. Der Herr Agent Holler ist nicht allein Fabrikant, er ist auch Grossierer und Detaillist, und auf seiner Hütte befinden sich Werkstätten aller Art. Wie sehr die hiesigen Zünfte dadurch gelitten haben, ist nicht zu beschreiben, und ohne Übertreibung dürfen wir behaupten, daß während einer Belagerung der Festung eine feindliche Batterie vom schwersten Kaliber, aufgestellt da, wo die Carlshütte liegt, der Stadt nicht mehr Schaden zufügen könnte, als mitten im Frieden die Hollersche Fabrik der Stadt zugefügt hat. Es ist fast keine Zunft zu nennen, die nicht durch die derselben auf ihre Kosten eingeräumten Vorrechte gelitten hätte, und mancher brave Arbeiter ist dadurch schon zu Grunde gerichtet worden. Auch der Kaufmannsstand hat bedeutend dadurch gelitten, daß der Schutzzoll auf die

Eisengußwaren gelegt ist, wodurch gewissermaßen dem Herrn Agenten Holler ein Monopol auf Kosten aller übrigen, die bisher mit diesem sehr gesuchten Artikel handelten, erteilt worden ist."

Wie diese Eingabe selbstverständlich ohne Erfolg war, so blieb auch die gebührende Antwort von seiten Hollers nicht aus. Er trat diesem von „neun Achtung fordernden Repräsentanten der Bürgerschaft unterzeichneten und öffentlich ausgesprochenen, neunfach hallenden Angriff" mit beredten Worten entgegen und wies den Nutzen nach, den sein Werk für die Stadt Rendsburg und das ganze Land habe. Folgende Stellen aus dieser höchst interessanten Widerlegung mögen hier wiedergegeben sein: „Es erfordert Mut, wenn man sich, nur auf sich selbst gestützt, über das Gemeine erheben will. Das Gemeine aber schien mir die Genügsamkeit mit den Dingen zu sein, so weit sie uns der Tag bringt, ohne uns ein höheres Ziel zu stecken oder selbst über diese Gewohnheiten und Dinge weggehen zu können." Mit Bezug auf den Schornstein ohne Rauch sagt er: „Da, wo alles fehlte, außer dem Gelde und guten Willen, würde es Leichtsinn, würde es Thorheit gewesen sein, die Anlage mit dem zu beginnen, was der Natur der Sache nach das letzte sein muß, mit dem Hochofen-Betriebe. — Übrigens wird der Zeitpunkt auch nicht mehr fern sein, wo der Betrieb des Hochofens in Thätigkeit treten kann, wenn auch etwas mehr dazu gehört, als nur Rauch, wie die Herren Deputierten Rendsburgs meinten." Weiter beweist er mit klaren Worten, daß durch die der Carlshütte bewilligte Zunftfreiheit die Rendsburger nicht gelitten hätten, daß vielmehr das Armenwesen bedeutend entlastet und auch sonst die Stadt nur Vorteil davon haben könne. „Wie furchtbar und verheerend sind die Wirkungen einer feindlichen Batterie vom schwersten Kaliber. Unglücklich ist die Stadt, die solchen Feuer und Verderben speienden Schlünden im Kriege preisgegeben ist, unglücklicher aber noch diejenige, die selbst in Friedenszeiten unter einer solchen Geißel in ewiger Angst unabwendbar ihrem Untergange entgegensieht. Ob Wirklichkeit, ob Wahn — gleichviel, denn auch im Wahn wird sie sich nicht minder unglücklich fühlen. Jedes Mittel muß und wird sie ergreifen, sich der niederschmetternden Gewalt zu entziehen. Wer darf ihr einen Fehlgriff in den Mitteln verargen? — Die Carlshütte wird von Ihnen, meine Herren Deputierte der Bürgerschaft Rendsburgs, einer solchen Batterie gegen die Stadt, die Sie vertreten, verglichen. Ich will Ihnen ein rechtliches Mittel zur Erwägung vorschlagen, sie von derselben zu befreien. Haben Sie wirklich Wahrheit geredet, so vereinigen Sie sich mit mir um eine Entschädigungssumme, und jede Spur von meinem Werke — nach Ihrer Ansicht einem Werke des Bösen — soll verschwinden. Ich aber will mir einen anderen Fleck in Schleswig-Holstein aussuchen, wo meine Bemühungen für das vaterländische Gewerbewesen besseren Anklang finden, wo Wahn und Wirklichkeit keinem solchen Zweifel unterliegen. Nur das bewegliche Inventarium ist mir für keinen Preis feil, es ist mein größter Schatz, es ist die Frucht des Nachdenkens und eines achtjährigen ununterbrochenen Fleißes, es ist ein Etwas, das durch uns selbst geschaffen worden, das aber für kein Geld

in unserem Lande käuflich war, es ist das Mittel, wodurch ich mich imstande sehen werde, auch entfernt von hier zum Nutzen vieler gewerbthätiger Mitbürger zu wirken."

Diese beweiskräftigen Ausführungen mußten die Gegner zur Ruhe bringen, aber die unablässigen Bemühungen Hollers wurden von mancherlei Mißgeschick verfolgt. Bald stellte es sich heraus, daß der Eisengehalt des Raseneisensteins nur 20, höchstens 30 Prozent betrug, oft aber viel weniger, ferner mußte zum Schmelzen ausschließlich Holzkohle verwendet werden, welche bei dem bedeutenden Verbrauch später nicht mehr in Schleswig-Holstein zu haben war. Trotzdem arbeitete Holler unverdrossen weiter, machte Versuche mit anderen Brennmaterialien und gemischten Erzen, erbaute auch einen Hochofen mit veränderter Konstruktion; alles dieses aber führte zu keinen besseren Resultaten, und so mußte der Hochofenbetrieb wieder eingestellt werden.

Auch der Krieg von 1848/51 brachte naturgemäß schwere Zeiten für die Carlshütte. Wegen der Gefahr der Zerstörung der Hütte wurden die Modelle teils vergraben, teils auf Schiffe verladen, nach der Schlacht von Idstedt war sogar schon der Befehl gegeben, das Werk in Grund und Boden zu schießen, wurde jedoch wieder zurückgenommen, und so auch diese Katastrophe überwunden. Trotz aller dieser Stürme nahm die Hütte einen immer größeren Aufschwung, und besonders die Erzeugnisse der Gießereien, wie Herde und Öfen, erfreuten sich bald eines ausgezeichneten Rufes. So mußten denn bald die Gießereien, die Maschinen-Werkstätten, sowie die Kesselschmieden erweitert werden, man ging an die Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen, Kriegsmunition wurde gefertigt und bald entstand auch eine Schiffswerft für den Bau von hölzernen und eisernen Schiffen, sowie Prähmen und Kanonenboten, welche letztern für die schleswig-holsteinische Flotte gebaut wurden. Bei der geringen Tiefe des Kanals konnten allerdings nur Schiffe von beschränktem Größenmaß gebaut werden, und dieser Umstand brachte Holler schon 1848 auf den Gedanken, die Nord- und Ostsee durch eine tiefergehende Wasserstraße zu verbinden. Er rief damals das Rendsburger Kanalbau-Komitee ins Leben, setzte sich mit den Gebrüdern Christensen, von denen der eine Deichinspektor, der andere Wasserbaudirektor war, in Verbindung, und so wurde das Projekt ausgearbeitet, welches die Linie Eckernförde-Rendsburg-Brunsbüttel für den Kanal in Aussicht nahm. Wenn auch die Verwirklichung dieses Projekts erst 40 Jahre später in anderer Weise sich vollzogen hat, so hat doch Holler schon damals sich um die Ausarbeitung desselben große Verdienste erworben.

Als 1852 das 25jährige Bestehen der Hütte gefeiert wurde, konnte Holler auf die stattliche Anzahl von 400 Arbeitern blicken, welche im Laufe der 50er Jahre auf 700 stieg. Die Gebäude für die Werkstätten und Gießereien wurden von Jahr zu Jahr vergrößert und vermehrt und die Leistungen der Hütte stiegen in erstaunenswerter Weise. Unterstützt wurde Holler von seinem Neffen Hudemann, der als technischer Leiter einen großen Einfluß auf die Gießereien und den Maschinenbau gewann. Holler starb am 1. Juni 1858 und hinterließ

das Werk seinem einzigen Sohne Peter Hartwig (gest. 1892), der dasselbe fortführte bis zum Jahre 1869, wo dasselbe an eine Aktiengesellschaft überging, in deren Besitz es sich noch heute befindet. Unter sachkundiger Leitung hat es seinen alten Ruf nicht nur in den Herzogtümern, sondern weit darüber hinaus als eines der bedeutendsten industriellen Unternehmungen Norddeutschlands bewahrt und erhalten. Zur Zeit steht die Hütte unter technischer Leitung des Herrn Direktor W. Meyn, dessen Vater schon als solcher fungierte; kaufmännischer Direktor ist Herr Ahlmann.

Von den vielseitigen Erzeugnissen der Hütte gewinnen wir am besten einen Überblick in dem großen, drei Stockwerke umfassenden Lagermagazin der Hütte, sowie in dem ebenso großen Modellmagazin. Aus dem Betriebe des Maschinenbaus sind es besonders Maschinen für den Meiereibetrieb, so eine Balance-Zentrifuge von großer Leistungsfähigkeit, die bis 7000 Umdrehungen in der Minute umfaßt, ferner zwei Arten von Entrahmungsmaschinen, welche in fast allen Staaten durch Patente geschützt sind, außerdem aber auch alle für den Molkereibetrieb erforderlichen Maschinen und Geräte. In der Kesselschmiede werden Dampfkessel für Maschinen, Schiffe und Lokomobilen in allen Systemen hergestellt, ferner Brau- und Kühlpfannen und Gasapparate. Eine mit drei Dampfhämmern ausgerüstete Schmiede liefert die vielerlei Arbeiten für Maschinenbaubedarf und Baukonstruktionen, während in dem Emaillierwerk alle Arten emaillierter Poteriewaren gemacht werden, welche eine Hauptspezialität der Hütte bilden. Ein Hauptprodukt sind auch die eisernen Öfen der verschiedensten Systeme, ebenso die Kochherde mannigfacher Art, welche beide fast über die ganze Erde verbreitet werden. Schöpfungen des Baugusses, wie Säulen aller Art, Veranden, Treppen, Gitter, Geländer, Pforten, Kandelaber, sowie Gebilde des Kunstgusses vervollständigen das Bild von dem großartigen und vielseitigen Betriebe der Fabrik.

Der jährliche Umsatz beträgt ungefähr einen Durchschnittswert von 1½ Millionen Mark, der Versand der Waren geschieht sowohl auf dem Bahnwege, mit welchem die Hütte durch ein Geleise verbunden ist, wie auch auf den Wasserstraßen der Eider und des Nord-Ostseekanals und erstreckt sich über die ganze Erde.

Für das Wohl der Arbeiter, deren Zahl durchschnittlich 7—800 beträgt, ist seit der Begründung der Hütte in ausgezeichneter Weise gesorgt worden, die Wohlfahrtseinrichtungen sind in jeder Beziehung als mustergültig anzusehen. Schon 1832 gründete Holler eine Pensions- und Krankenkasse, wozu er die nötigen Mittel hergab. Hieraus entstand bald das „Marienstift", zum Andenken an seine Frau so genannt, bestehend aus 22 Häusern mit mehr als 40 Familienwohnungen für die Arbeiter. Dieser Anlage folgte 1877 in Anlaß des 50jährigen Bestehens der Hütte die „Halbjahrhundertstiftung," welche aus ungefähr ebenso vielen Arbeiterwohnungen besteht. Außerdem besteht eine sehr segensreich wirkende Leihkasse, sowie für die Lehrlinge des Maschinenbaufachs

eine eigene Werkzeichenschule. Bei der alljährlich stattfindenden feierlichen Begehung des Gründungstages der Hütte findet eine Auszeichnung derjenigen Arbeiter statt, welche 25 und 50 Jahre hindurch dort thätig gewesen sind.

Die vierte Generalversammlung unsers Vereins in Rendsburg am 15. Mai d. J.

wurde im kleinen Saal des Bahnhofshotels abgehalten und war von etwa 50 Teilnehmern besucht.

Der geschäftsführende Ausschuß war nur durch den Vorsitzenden und den unterzeichneten Herausgeber der „Heimat" vertreten. Der Kassenwart, Herr Peters, nahm als Vertreter des Schleswig-Holsteinischen Lehrervereins am Deutschen Lehrertag in Stuttgart teil; Herr Kleemann, unser Schriftführer, wurde durch eine Augenerkrankung in Kiel zurückgehalten, und auch Herr Splieth war am Erscheinen verhindert.

Nach der Begrüßung der Versammlung durch den Vorsitzenden, Herrn Gymnasiallehrer a. D. Fack, machte der Unterzeichnete in Vertretung des Schriftführers und des Kassierers folgende Mitteilungen über den Stand des Vereins:

Die Zahl der Mitglieder beträgt 2051. Eine Übersicht über die Entwicklung des Vereins geben folgende Zahlen:

Ende 1890	1108	Mitglieder
1. Januar 1892 . .	1668	"
" " 1893 . .	1943	"
" " 1894 . .	2039	"

Da die monatliche Versendung der „Heimat" einen unverhältnismäßig großen Teil der Einnahme in Anspruch nahm, so hat der geschäftsführende Ausschuß beschlossen, von Neujahr 1894 alle zwei Monate ein Doppelheft erscheinen zu lassen. Gleichzeitig ist der Raum der Druckfläche auf einer Seite von 198 qcm auf 236 qcm, also fast um 20 % erweitert. Außerdem ist der grüne Umschlag durch einen weißen, der für Mitteilungen, Anfragen u. s. w. benutzt wird und mit eingebunden werden kann, ersetzt. Trotzdem das monatliche Erscheinen große Vorzüge hat, so hofft der geschäftsführende Ausschuß doch, daß die Mitglieder der angeführten Erweiterung wegen der vorgenommenen Änderung zustimmen.

Die Thätigkeit des Vereins im Sinne der Pflege der Natur-, Landes- und Volkskunde ist am besten aus seiner Monatsschrift zu erkennen.

Die Einnahme betrug im Jahr 1893	4801,02 M.
die Ausgabe	4801,14 "
Mithin hat der Kassierer dem Verein vorgeschossen	0,12 M.

Wegen seines Augenleidens muß Herr Kleemann das Amt des Schriftführers vor Ablauf seiner Amtszeit niederlegen. Er hat schon seit längerer Zeit die Arbeit seinem Schwager Lehrer Th. Doormann IV in Kiel, Ringstraße 86,

übertragen müssen. Dieser wurde von der Versammlung bis zum Ablauf von Herrn Kleemanns Amtszeit zum Schriftführer gewählt. Die Versammlung dankte Herrn Kleemann für seine umfangreiche und sorgfältige Arbeit für den Verein. Der Unterzeichnete, dessen Amtszeit abgelaufen war, wurde für weitere drei Jahre mit der Herausgabe der „Heimat" betraut.

Nach Erledigung der Vereinsangelegenheiten erteilte der Vorsitzende Herrn Eckmann, Ellerbek, das Wort zu seinem Vortrag: „Über Dr. Ludwig Meyn." Herr Eckmann gab ein interessantes Bild von Meyns Lebenslauf und von seiner Thätigkeit auf dem Gebiet der Landeskunde, wie auch im politischen, wirtschaftlichen und gewerblichen Leben. Der Vortrag wird in der Heimat abgedruckt werden. Die Herren Dr. Gottsche, Hamburg, und Fack, Kiel, bestätigten die Ausführungen des Vortragenden und ergänzten sie durch Mitteilungen über ihren persönlichen Verkehr mit Dr. Meyn.

Den zweiten Vortrag hielt Herr Dreßler, Lehrer am Realgymnasium in Rendsburg: Über die geologischen Verhältnisse des Kreises Rendsburg. Der Vortrag wurde erläutert durch eine unter Benutzung von Dr. Meyns geologischer Karte von Schl.-Holst. vom Vortragenden gezeichnete geologische Karte vom Kreise Rendsburg. Dr. Meyns Beobachtungen konnten wesentlich ergänzt werden, da der Bau des Nord-Ostseekanals und eine Anzahl Tiefbohrungen des Brunnenbohrers Herrn Thöl in Rendsburg neue Aufschlüsse gebracht haben.

In der Besprechung dieses Vortrages wurden die Verdienste Dr. Meyns nochmals hervorgehoben. Herr Dr. Stern-Kiel stellte im Anschluß an den Vortrag und bezugnehmend auf Herrn Eckmanns Lebensbild den Antrag:

> „Die 4. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde rc. beauftragt den geschäftsführenden Ausschuß, die Frage eines Denkmals für Dr. L. Meyn zu erwägen und der nächsten Generalversammlung darüber Vorschläge zu machen."

Der Antrag wurde aus der Versammlung heraus lebhaft unterstützt und einstimmig angenommen.

Nach einer Pause, während welcher die von Herrn Dreßler ausgestellte geologische Sammlung besichtigt wurde, hielt Lehrer Frahm aus Poppenbüttel seinen Vortrag: Über vergessene und halbvergessene Kinderspiele. Herr Frahm erörterte zunächst, ob und warum unsere Jugend nicht mehr so fleißig und mit solchem Eifer spiele, wie früher. Es liegt nicht daran, daß unsere Jugend etwa keine Lust zum Spiel hat, sondern daß sie in ihrem Spiel zu sehr beschränkt wird; die Spiellust ist erdrosselt, durch Unduldsamkeit verkümmert. — Darnach führte der Vortragende einige alte zum teil vergessene Kinderspiele vor wie: „Himmel und Haken, Kliew, das Bultenspiel, Abzählreime, Pick-Pahl, Mutter Ros'." — Er forderte auf, ihn dabei zu unterstützen, daß die Beschreibungen alter in Vergessenheit geratener Kinderspiele gesammelt werden. Frahm bittet um Mitteilungen, die dann in der Heimat veröffentlicht werden sollen.

Hieran schloß Herr Dr. Lenz aus Lübeck Anfragen über Mauerverzierungen an altsächsischen Bauernhäuser, besonders über die von Prof. Petersen in Hamburg als „Donnerbesen“ bezeichneten.

Auch über diese volkskundlich wichtige Frage wird die Heimat nähere Mitteilungen bringen.

An die Versammlung schloß sich eine Besichtigung der Karlshütte, deren Entwicklung der Aufsatz von Dr. Volbehr in vorliegendem Heimatheft darstellt.

Kiel. H. Dannmeier.

Dritter Jahresbericht
über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg.

Der Botanische Verein zu Hamburg hat auch im verflossenen Jahre fleißig an der Durchforschung der Flora Hamburgs und Umgegend weiter gearbeitet. Der vorliegende Bericht mag die Vereinsthätigkeit in kurzen Zügen illustrieren.

Die Zahl der Vereinsmitglieder beträgt zur Zeit 35. Von diesen sind während des Sommers Exkursionen nach den verschiedensten Punkten des Hamburg benachbarten Gebietes gemacht worden. Aus der Zahl der größeren Ausflüge heben wir hervor: 1. Kaltenkirchen-Schmalfeld, 2. Segeberg und Umgegend, 3. Moisburg-Buxtehude, 4. Siek-Rausdorf-Grande, 5. Poppenbüttel und Umgegend, 6. Crummesse-Gr. Grönau-Lübek, 7. Wedel-Ütersen, 8. Geesthacht-Besenhorst, 9. Trittau und Umgegend und 10. Lockstedter Lager-Kellinghusen. Ausflüge in die nähere Umgebung Hamburgs sind wöchentlich in größerer Zahl gemacht. Die Winterexkursionen behufs Durchforschung der Moosflora sind besonders von dem Mitgliede Herrn Otto Jaap gepflegt worden. Derselbe wird später über die Ergebnisse seiner Arbeit ausführlichere Mitteilungen machen.

Die 7 während des Winterhalbjahrs abgehaltenen monatlichen Versammlungen wurden durchschnittlich von 16 Mitgliedern besucht. Vorträge sind gehalten von Herrn G. Pieper: über die Aufnahme des freien Stickstoffs durch die Pflanze; von Herren W. Timm und W. Maack: über die Adventivflora Wandsbeks; von Herrn J. Schmidt: über Heimat und Kultur der einheimischen Nährpflanzen; von Herrn W. Zimpel: über die Adventivflora Hamburgs und Umgegend; von Herrn W. Schmidt: über Genossenschaftsleben und Arbeitsleistung im Pflanzenleben; von Herrn O. Jaap: Geschichtliches über die Laubmoosflora Hamburgs.

Dem Vereinsherbar wurden seitens verschiedener Mitglieder neue Zuwendungen gemacht. Demselben und auch der Vereinsbibliothek sind von Herrn A. Junge-Hamburg und Herrn Prof. Dr. Leimbach-Arnstadt Geschenke überwiesen, für die wir namens des Vereins herzlichst danken.

Was nun die Ergebnisse unserer Florendurchforschung betrifft, so konnten neue Standorte für verschiedene seltenere Pflanzen festgestellt werden:

Drosera obovata M. & K. im Eppendorfer Moor. Durch das Auffinden dieser Pflanze im Eppendorfer Moor ist der vierte Fundort derselben

in der Provinz gewonnen worden. Dr. obovata war bislang von Dr. Sonder bei Escheburg, von Rohweder bei Süsel und von Ohl im Meimersdorfer Moor bei Kiel nachgewiesen. Es ist eigentümlich genug, daß diese Pflanze, die sich so auffallend von den verwandten Dr. longifolia und rotundifolia unterscheidet, so lange im Eppendorfer Moor übersehen worden ist.

Eriophorum gracile Koch in einem kleinen Moor zwischen Siek und Rausdorf, im Moor bei Farmsen und am Beidendorfer See im Kreis Herzogtum Lauenburg. Durch Hinzufügung dieser drei neuen Standorte zu den bekannten ergiebt sich, daß E. gracile im südöstlichen Holstein recht weit verbreitet ist.

Asplenium Trichomanes L. kommt ziemlich häufig an einer Steinmauer bei Glashütte unweit Rausdorfs im Kreise Stormarn vor.

Cystopteris fragilis Bernh. ist um Rausdorf weit verbreitet.

Botrychium Lunaria Sw. ist an 3 Stellen neu aufgefunden: Glashütte bei Rausdorf, Ober-Büssau und Gr. Grönau bei Lübek. Die bei Glashütte gefundenen Exemplare zeichnen sich durch mannigfaltige monströse Bildungen aus,

Carex panniculata × remota (C. Boenninghausiana Weihe). Bis zum Jahre 1892 war diese Spezies für das Hamburger Gebiet eine Seltenheit ersten Ranges. Als Fundorte waren bis dahin bekannt das Niendorfer Gehölz durch C. T. Timm und die Gegend zwischen Boberg und Reinbek durch Sickmann nach Nolte bei Reichenbach fil. Im Sommer 1892 ist diese Seltenheit an vier verschiedenen Stellen aufgefunden worden, nämlich am Elbufer bei Wittenbergen (schon erwähnt im Bericht des vorigen Jahres), bei Rausdorf, bei Escheburg und am Elbufer oberhalb Geesthachts. Die drei letzten Fundstätten konnten erst diesmal aufgeführt werden, da die bezüglichen Angaben im Sommer 1893 endgültig auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden mußten.

Senecio vernalis L. wurde bislang für unsere Gegend als Adventivpflanze angesehen. Diese Ansicht ist hinfällig geworden, da die Pflanze an gewissen Stellen unseres Gebietes — Umgegend von Wandsbek — schon regelmäßig zu finden ist. Gerade massenhaft trat die Pflanze im Jahre 1893 bei Daerstorf und Elstorf auf, zwischen Neugraben und Buxtehude gelegen; einzelne Weiden waren so mit der schön gelb blühenden Pflanze besetzt, daß sie aus der Ferne blühenden Rapsfeldern glichen. Vereinzelt wurde das Frühlings-Kreuzkraut in der Umgegend Segebergs bei Westerrade, Poels, Langen-Niendorf und Rehorst beobachtet.

Narcissus poeticus L. wurde auf Wiesen bei Meiendorf im Kreise Stormarn gefunden; jedenfalls handelt es sich hier nur um Gartenflüchtlinge.

Hieracium praealtum Vill. ist auf den Hügeln bei Bahrenfeld unweit Altona gesammelt. Wenn diese Pflanze auch mit in den Floren unserer Heimat als ständiges Glied aufgeführt wird, so dürfte es sich in diesem Falle doch nur um ein durch Zufall dahingekommenes Exemplar handeln. Richtiger würden wir also sie der Gruppe der Adventivpflanzen zuweisen müssen.

An neuen Pflanzenformen unseres Gebietes erwähnen wir zunächst eine

stark behaarte Form von Litorella lacustris, welche im Jahre 1892 am Ihlsee bei Segeberg aufgefunden worden ist. Dieselbe Form konnte 1893 als am Bramfelder Teich (Kreis Stormarn) vorkommend, nachgewiesen werden. Nach uns gewordenen Mitteilungen ist diese Form zugleich in einem andern Teile Deutschlands aufgefunden und wahrscheinlich auch benannt worden, sodaß wir zunächst auf eine Benennung verzichten, um nicht die Zahl der Namen unnötiger Weise zu vergrößern.

Botrychium Lunaria Sw. var. ovata Milde. Diese seltene Form der Mondraute wurde im Mai 1893 am Kupferteich bei Poppenbüttel im Kreise Stormarn nachgewiesen.

Botrychium Lunaria Sw. var. tripartita Moore. Diese Form, welche von Luerssen als Übergang zu den Monstrositäten der Mondraute angesehen wird. — cfr. Luerssen, Farnpflanzen S. 559 — wurde bei Ransdorf im Kreise Stormarn aufgefunden.

Die Adventivflora von Hamburg und Umgegend war im verflossenen Jahre an einzelnen Stellen reich entwickelt. Die Durchforschung derselben ergab verschiedene Neuigkeiten. Leider sind wir nicht imstande gewesen, alles, was gefunden worden ist, richtig bestimmen zu können, sodaß noch manche Pflanze ihrer Bestimmung harrt.

Herr Professor Dr. Ascherson in Berlin und Herr Oberstabsarzt Dr. Prahl in Rostock, die auch in früheren Jahren die Güte hatten, uns bei Bestimmung der Fremdlinge zu Hülfe zu kommen, wofür wir denselben unsern verbindlichsten Dank hier ausdrücken möchten, werden auch in diesem Jahre uns ihre Hülfe nicht versagen.

An Neuigkeiten der Adventivflora führen wir an:

Asphodelus albus Mill., Cenchrus echinatus L., Coronilla Emerus L., Cuminum Cyminum L., Erodium ciconium Willd., Herniaria hirsuta L., Hypecoum pendulum L., Lathyrus Ochrus Lmk., Lathyrus setifolius L., Nonnea pulla D. C., Ptychotis coptica D. C., Plantago aristata Michx., Solanum guineense Lam., Solanum nodiflorum Jacq., Stachys salviaefolia Ten., Tithymalus virgatus Kl. & G., Trifolium parviflorum Ehr., Trifolium tomentosum Ehr., Thymelea Passerina C. & Germ., Vicia peregrina L. und Verbena bonariensis L.

Von diesen Pflanzen sind Cenchrus echinatus, Cuminum Cyminum, Plantago aristata, Solanum guineense, Solanum nodiflorum und Verbena bonariensis schon vor 1893 gesammelt, aber erst im Laufe des Jahres bestimmt worden.

Berichtigend wollen wir hier hinzufügen, daß das im vorjährigen Bericht aufgeführte Geum macrophyllum Willd. falsch bestimmt gewesen ist. Die Pflanze heißt richtiger Geum japonicum Thunb.

Fügen wir nachstehend noch die Namen einiger Adventivpflanzen hinzu, die früher schon vereinzelt gefunden worden und im letzten Jahre wieder beobachtet sind:

Alyssum minimum Willd., Amarantus spinosus L., A. silvetris Desf., Ammi majus L., Anthemis altissima L., Asperula arvensis L., Beta maritima M. B., Bifora radians M. B., Bromus squarrosus L. var. villosus Koch., Br. unioloïdes Humb. & Knth., Bupleurum protractum Hoffmg., Centaurea maculosa Lmk., C. solstitialis L., Chorispora tenella D. C., Cynosurus echinatus L., Delphinium Ajacis L., Ecballium Elaterium Rich., Echinospermum patulum Lehm., Eleusine indica Gaertn., Erysimum canescens Roth., Enclidium syriacum R. Br., Glaucium corniculatum Curt., Gypsophila panniculata L., Lathyrus Aphaca L., Linaria genistaefolia D. C., Medicago arabica All., M. Aschersoniana Urban, Melica altissima L., Melilotus ruthenicus M. B., Milium vernale M. B., Orlaya grandiflora Hoffm., Phalaris minor L., Phleum asperum L., P. graecum Boiss & Heldr., Rudbeckia hirta L., Silene conica L., S. gallica L., S. vulgaris var. saponariaefolia Schott, Sisymbrium Irio L., S. junceum M. B., Triticum villosum M. B., Turgenia latifolia Hoffm., Vicia cordata Wulf, Vicia lutea L. und Xeranthemum annuum L.

Dagegen sind im letzten Jahre häufiger, zum Teil in großen Mengen beobachtet worden:

Ambrosia artemisiaefolia L., Achillaea nobilis L., Anthemis austriaca Jacq., A. ruthenica M. B., A. tinctoria L., Bidens leucanthus W., Brassica elongata Ehrh., Bupleurum rotundifolium L., Caucalis daucoïdes L., Erysimum orientale L., E. repandum L., Lepidium Draba L., L. perfoliatum L., Medicago apiculata Willd., M. denticulata Willd., Melilotus coeruleus Lam., Silene dichotoma Ehrh., Sisymbrium Columnae L., S. Loeselii L., S. Sinapistrum Crtz., Trigonella Foenum graecum L., Vaccaria parviflora Mnch., Veronica opaca Fr., V. polita Fr., Vicia narbonensis L. und V. tricolor Seb. & Maur.

Hamburg, im Mai 1894.

Justus Schmidt,
zur Zeit I. Vorsitzender.

Sagen aus Eiderstedt.

Von Lehrer Schacht in Altona.

7. Goldmariken und Goldfeder.*)

Es war einmal ein Edelmann, der hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Goldmariken. Einst wollten die Eltern ausfahren und Goldmariken wollte gerne mit, aber die Eltern wollten es nicht haben. Da mußte Goldmariken allein zu Hause bleiben. Nachts aber, als die Eltern wieder nach Hause wollten, verirrten sie sich in einem großen Walde und konnten sich garnicht wieder zurecht finden. Endlich begegnete ihnen ein großer Pudel. „Ich will euch wohl auf den rechten Weg bringen," sagte der Pudel, „wenn ihr mir das geben wollt,

*) Die von Herrn Sch. mitgeteilte Fassung stimmt fast wörtlich mit der in Müllenhofs Sagen und Märchen S. 395—404 überein. Vergl. die Anm. daselbst S. 404. Dannmeier.

was euch aus eurem Haus zuerst begegnet.“ Da dachten die Eltern sogleich an ihr liebes Goldmariken und fürchteten, sie möchte ihnen zuerst entgegenkommen. Aber das Wetter ward immer schlimmer, und da sie den Weg ganz verloren hatten, so willigten sie endlich ein und versprachen dem Pudel, was er verlangt hatte, denn sie dachten, vielleicht kommt unser Haushund auch zuerst an unsern Wagen. Nun waren sie bald zu Hause; aber der erste, der an ihren Wagen kam, war Goldmariken. Da sprach der Pudel: „Jetzt gehört sie mir und nicht euch.“ Aber die Eltern baten soviel, er möge sich alles andere nehmen und ihnen nur ihr liebes Goldmariken lassen; aber dem Pudel wars gerade recht, daß er Goldmariken haben sollte; darum half all ihr Bitten nichts. Nur drei Tage wollte er Frist geben, dann wollte er wiederkommen und sie holen.

Goldmariken benutzte nun die Zeit, um von allen Verwandten und Bekannten Abschied zu nehmen; sie war bei all ihren Klagen ganz ruhig und zufrieden. Am letzten Abend sagte Goldmariken zu ihrer Mutter: „Nun will ich unsrer alten Nachbarin auch noch Adjeu sagen.“ „Meine Tochter,“ antwortete die Mutter, „was willst du doch bei der alten Frau thun?“ „Ja,“ sagte Goldmariken, „ich will und muß dahin.“ Sie ging also hin, und als sie da kam, sagte die Alte: „Fürchte dich nicht, mein Kind! ich will dich heute Abend, wenn du diese Nacht bei mir schlafen willst, das Wünschen lehren, daran sollst du dein ganzes Leben denken, und das wird dir viel nützen.“ Goldmariken war ganz froh und ging zu ihrer Mutter, um zu sagen, sie wolle diese Nacht bei der Nachbarin schlafen. Da sagte die Mutter: „Was willst du doch bei der Alten schlafen?“ Aber Goldmariken hörte nicht darauf, sondern ging des Abends doch hin. — Sie gingen nun miteinander zu Bette, und als Goldmariken am andern Morgen aufstand, konnte sie alles hervorzaubern, was sie wollte. Sie dankte der Alten von Herzen, und hoffte nun durch ihre Kunst ihre Eltern sehen zu können, so oft sie wollte.

Als sie nun nach Hause kam, war der Pudel auch schon da, um Goldmariken abzuholen. Goldmariken nahm Abschied von ihren bekümmerten Eltern, sagte aber nichts davon, daß sie das Wünschen kennen gelernt hätte. Als sie aufs Feld kamen, sprach der Pudel: „Setze dich auf meinen Rücken, so will ich dich wohl zur Stelle bringen.“ Goldmariken that das, und es dauerte nicht lange, so kamen sie zu einem Hause, darin wohnten zwei Mädchen; da gingen sie hinein und der Pudel verwandelte sich gleich zu einem alten Weibe, das war die Mutter von den beiden Mädchen. „Nun,“ sprach sie, „habe ich drei Mädchen, daran ich mich ergötzen kann. Du, Goldmariken, sollst es recht gut bei mir haben, wenn du nur immer gehorsam bist.“ Goldmariken versprach das, und wenn die Alte sagte: Goldmariken thue dies oder das, so konnte sie immer leicht damit fertig werden, denn sie wünschte sich nur immer alles zurecht.

Einst ging die Alte wieder als Pudel in den Wald; da fand sie einen jungen hübschen Mann, der hatte sich verirrt und hieß Goldfeder. Der Pudel sprach zu ihm: „Ich will dich hinausführen, wenn du mir versprichst, nachher zu mir zu kommen und bei mir zu bleiben.“ Goldfeder antwortete, daß er nichts

dazu sagen könne, denn er sei eines Königs Sohn und müsse zuvor erst mit seinem Vater sprechen. Endlich aber, da er sich garnicht zurecht finden konnte, mußte er doch ja sagen und dem Pudel versprechen, ihm zu gehören; da brachte der Pudel Goldfeder aus dem Walde auf den Hof seines Vaters. Aber nach 3 Tagen kam er wieder, um Goldfeder abzuholen. Der Vater wollte es nicht zugeben, mußte aber doch darein willigen, denn der Pudel sprach: „Goldfeder hat es selber zugesagt und er muß Wort halten.“ Da mußte Goldfeder mit und er kam nun dahin, wo Goldmariken war. Goldmariken sprach zu Goldfeder: „Nimm dich in Acht vor der Alten, denn das ist keine Gute, und sie kann mehr als Brot essen, morgen sollst du gewiß Gras ummähen.“ „Ja,“ sagte Goldfeder, „das kann ich nicht, ich weiß nicht, wie ich das machen soll.“ Am Abend sagte auch die Alte zu ihm: „Goldfeder, du könntest eine Sense zurecht machen, denn morgen sollst du Gras mähen.“ Da ging Goldfeder zu Goldmariken und sagte: „Ich soll eine Sense zurecht machen und verstehe es nicht.“ „O,“ sagte sie, „klopfe nur ein bischen auf die Sense, dann wird sie bald fertig werden.“ Das that Goldfeder und die Sense war sogleich fertig. Am anderen Morgen sagte die Alte: „Goldfeder, gehe hin und mähe das Gras!“ Er ging aber erst zu Goldmariken und fragte sie: „Wie fange ich das an? ich verstehe nichts davon.“ Goldmariken antwortete: „Streiche du nur die Sense, daß es klingt, gegen die Zeit, wenn dir die Alte Essen bringt.“ Nun ging Goldfeder auf die Wiese und legte sich nieder und schlief. Zu der Zeit aber, als ihm das Essen gebracht werden sollte, strich er die Sense, daß es klang; da fiel alles Gras auf einmal um. Nun kam die Alte, und da sie sah, daß alles gethan war, lobte sie ihn wegen seines Fleißes und versprach ihm, daß er es gut dafür haben sollte.

Am anderen Tage sprach die Alte wieder zu Goldfeder: „Heute, mein Sohn, gehe hin und mache ein Beil scharf, dann sollst du Holz hauen!“ Er aber wußte nicht, wie er ein Beil scharf machen sollte, ging darum wieder zu Goldmariken, um sich Rat zu holen. Diese sagte: „Nimm einen Stein und streich das Beil nur zwei-, dreimal her und hin, dann wird es wohl scharf sein.“ Goldfeder that es, und im Augenblick war das Beil scharf. Bald darauf sagte die Alte: „Nun geh' in den Wald und hau' mir Holz!“ Er ging, aber er konnte garnichts abkriegen. Endlich kam Goldmariken und brachte ihm Frühstück. „Ach,“ sagte er, „du muß mir doch wieder helfen, ich verstehe das Holzhauen nicht!“ „Ja,“ sagte sie, „ich soll dir immer helfen und du hilfst mir nie!“ „O, süßes Goldmariken,“ antwortete Goldfeder, „glaube mir, ich will dich auch immer lieb haben und nie verlassen, solange nur noch ein Tropfen warmes Blut in mir ist. Hilf mir nun auch diesmal aus der Not!“ „Nun denn,“ sagte sie, „so kehre nur das Beil um und schlage an den Baum!“ Da lag in einem Augenblick alles Holz umgehauen. Mittags, als die Mutter kam, wunderte sie sich, daß er so fleißig gewesen sei, lobte ihn und versprach ihm, daß er es auch ferner gut haben sollte. Als Goldfeder nun abends nach Hause kam, legte er sich auf sein Bette und dachte viel an seine Eltern, aber mehr noch an Goldmariken.

Am andern Morgen sprach die Alte: „Du kannst wohl einige Harken zurecht machen, denn heute sollt ihr das Heu kehren und eintragen." „Mutter," sagten die Töchter, „wie sollen wir das Heu eintragen? Das geht doch wohl nicht an." „Ja," sagte sie, „das soll geschehen und ihr müßt es thun:" Da ging Goldfeder hin, und nachdem ihm Goldmariken geholfen, waren die Harken fertig. Als nun die beiden Töchter mit Goldfeder hinaus auf die Wiese gingen und auch Goldmariken kam, sagte Goldfeder leise zu ihr: „Wie sollen wir nun das Heu eintragen?" „Nimm du nur," sprach sie, „wie ich es mache, einen Stock auf den Nacken; dann wird das Heu schon einkommen." Als nun die beiden Töchter mit ein wenig Heu voraufgingen, so nahmen Goldmariken und Goldfeder ihre Stöcke auf den Nacken und alles Heu kam hinter ihnen her, und bald hatten sie es da zusammen, wo es liegen sollte. Da kam die Alte und lobte Goldfeder und die anderen, daß sie alle so fleißig gewesen waren.

Nun sollte er am andern Tage darauf das Holz nach Hause tragen. Als er aber hinging, konnte er gar wenig fortbringen und war gleich müde; da klagte er es wieder Goldmariken. Die aber sprach: „Mache es nur so wie beim Heu," und als Goldfeder das that, war gleich alles Holz beim Hause. Nun sprach die Alte: „Mache jetzt auch einige Spaten zurecht, denn morgen sollst du Lehm graben, und mache auch Formen zu Mauersteinen, denn du sollst Lehmsteine streichen." Goldmariken mußte ihm wieder helfen, da waren Spaten und Formen gleich fertig, und als er nun Lehm graben sollte und nichts herausbringen konnte, kam Goldmariken und sagte ihm, er solle nur tüchtig mit dem Spaten stoßen, dann würde Lehm genug herausfliegen. Als Goldfeder nun mit der Arbeit fertig war, da kam die älteste der Töchter und lobte ihn gar sehr. Aber Goldmariken sprach: „Ihr lobt mir ihn allzuviel, ich habe doch auch mitgearbeitet." Aber die Tochter meinte, Goldfeder verdiene noch viel mehr Lob. „Das bedeutet nichts gutes für mich," sagte Goldmariken zu Goldfeder, als jene nachher weggegangen war, „daß sie dich so sehr lobte." Goldfeder aber antwortete: „Ich will dir ganz gewiß treu bleiben, liebes Goldmariken, solange ich lebe." Als jetzt die Alte kam, sagte sie, er solle nun Lehmsteine streichen. Goldfeder that das, und als sie trocken waren, sollte er sie nach Hause schaffen, aber sie waren ihm viel zu schwer. Da ging er wieder zu Goldmariken, sich Rat zu holen. „Du bist doch recht ein Dummerjan," sagte sie, „ich hab es dir ja so oft gesagt, du solltest nur einen Stock auf den Nacken nehmen, dann würde alles wohl nachkommen." Goldfeder nahm einen Stock auf den Nacken und alle Steine folgten ihm. Nun sprach die Alte: „Verstehst du auch einen Ofen zu bauen?" „Nein," sagte er, „aber ich will mir Mühe geben." Goldfeder machte sich ans Werk, konnte aber nichts fertig bekommen, sodaß Goldmariken ihm erst wieder helfen mußte. Während der Arbeit kam die Alte, um nachzusehen, und als er fragte, ob sie zufrieden sei, bejahete sie es. Aber als er fertig war, kam Goldmariken zu ihm und sprach: „Wir müssen uns nun bald reisefertig machen, denn ich habe die Alte sagen hören, daß wir ihr zu klug würden und wenn der Ofen fertig sei, wir darin sollten gebraten werden.

Aber ich sage dir, Goldfeder, wenn dir dein Leben lieb ist, so verlasse mich nicht, denn du allein vermagst nichts gegen sie. Morgen will sie dich ruhen lassen, um dich übermorgen zu braten, darum sei auf deiner Hut." Goldfeder wurde ganz bange; es kam aber so, wie Goldmariken gesagt hatte. „Morgen," sagte die Alte zu ihm, „kannst du ausruhen." Ganz frühe, da es eben Tag ward, stand Goldmariken auf und weckte Goldfeder. Sie machten sich schnell reisefertig, und als sie davon gehen wollten, spukte Goldmariken ihre Kammerthür zweimal an auf beiden Seiten und sprach: „Wenn die Alte mich zum ersten Male ruft, dann antwortest du: ich komme, und ruft sie zum zweiten Male, so antwortest du: ich komme gleich." Morgens schrie die Alte nun nach Goldmariken; da antwortete die Thür aus der Kammer: „Ich komme!" Als sie aber zum zweiten Male rief, antwortete die Thür aus der Küche: „Ich komme gleich!" aber niemand kam. Da stand die Alte endlich auf, sah in der Kammer und Küche nach; da waren Goldmariken und Goldfeder fort. Nun weckte sie schnell ihre beiden Töchter und sprach: „Stehet auf, Goldfeder und Goldmariken sind fort und ihr müßt ihnen nach! Gehe du zuerst," sprach sie zu der Jüngsten, „am Abhange vor dem blauen Berge steht ein Rosenbusch mit einer verdorrten Rose, die muß du auf jeden Fall abpflücken und mir bringen!" Die Tochter ging und eilte den Flüchtlingen nach.

Diese waren schon eine gute Strecke gegangen, endlich sprach Goldmariken zu Goldfeder: „Tritt mir auf den linken Fuß und sieh mir über die rechte Schulter, ob auch jemand kommt!" Da sprach Goldfeder: „Die jüngste Tochter der Alten kommt uns nachgelaufen!" Goldmariken sagte: „So will ich mich zu einem Rosenbusch und dich zu einer verdorrten Rose machen, aber laß dich ja nicht abbrechen und stich tüchtig; denn bricht sie dich ab, so sind wir beide verloren!" Als nun das Mädchen an den Busch kam, wollte sie die Rose abpflücken, aber die stach so sehr, daß sie davon abstehen mußte. Da ging sie wieder nach Haus und bekam von ihrer Mutter viele Ausschelte, daß sie so dumm gewesen sei. Dann sprach die Mutter zu der ältesten Tochter: „Nun gehe du aus und wenn du über den blauen Berg kommst, so steht da eine weiße Kirche, darin steht ein Prediger auf der Kanzel, den fasse bei der Hand an und nimm ihn mit!" Goldmariken und Goldfeder waren unterdes weiter gegangen. Bald sprach Mariken wieder: „Tritt mir auf den linken Fuß und sieh mir über die rechte Schulter, ob jemand uns nachkommt!" „Ja," sagte Goldfeder, „die älteste Tochter kommt." „So will ich," sprach Goldmariken, „mich in eine Kirche und dich in einen Prediger verwandeln, aber laß dich ja nicht anfassen, denn sonst sind wir verloren!" Nun kam die älteste Tochter und ging in die Kirche, aber zu der Kanzel konnte sie nicht kommen und mußte so wieder nach Hause. Nun aber wurde die Alte böse und lief selbst fort. Da sprach Goldmariken wieder zu Goldfeder: „Tritt mir auf den linken Fuß und sieh mir über die rechte Schulter, ob uns auch jemand nachkommt!" „Ja," sagte Goldfeder, „nun kommt die Alte selbst!" „So will ich mich zu einem Teiche, dich aber zu einer Ente machen; aber ich sage dir, Goldfeder, laß dich

nicht an die Kante locken, daß sie dich nicht fassen kann; ihre goldenen Ringe aber, die sie hinwerfen wird, dich zu fangen, die nimm, wenn du sie ohne Gefahr kriegen kannst!" Nun kam die Alte zum Teiche und lockte die Ente, die immer darauf herum schwamm. Sie warf ihre goldenen Ringe einen nach dem anderen hinein, aber die Ente ließ sich nicht dadurch verführen, bis die alte Hexe zuletzt keinen Ring mehr hatte; da ward sie so böse, daß sie den Teich austrinken wollte, und da legte sie sich nieder und trank so lange, bis sie zerplatzte. Nun nahmen Goldmariken und Goldfeder ihre wahre Gestalt wieder an und schwuren einander ewige Treue und daß sie sich nie verlassen wollten; von der Alten aber hatten sie nun nichts mehr zu fürchten.

Nach langer Wanderung kamen sie endlich in die Stadt, wo Goldfeders Vater wohnte und König war. Als sie nun vor das Schloß kamen und Goldfeder hinein wollte, sagte Goldmariken zu ihm: „Höre, Goldfeder, ich bitte dich nur um eins, damit du mich nicht, wenn du in deines Vaters Haus kommst, vergißt und mich nicht hier draußen auf dem breiten Stein stehen läßt, hüte dich davor, daß dir jemand einen Kuß giebt; dann hat's keine Not, daß du mich sobald vergißt." Goldfeder versprach das und dachte daran, als er ins Haus kam und Vater und Mutter ihm entgegeneilten und ihn begrüßen wollten; er küßte sie nicht. Als er aber in die Stube trat, da war da seine alte Braut, die hieß Menne; sobald die ihn sah, sprang sie voll Freuden auf, lief auf ihn zu und hatte ihn geküßt, ehe er sich's versah. Da war ihm in einem Augenblick sein Goldmariken aus dem Sinn. Das stand lange draußen auf dem breiten Stein und wartete, daß er sie einholen sollte; als aber niemand kam, da weinte sie noch erst lange Zeit; dann aber, als sie sich ausgeweint hatte, ging sie fort, mietete ein kleines hübsches Haus, dem Schlosse gegenüber und gab sich für eine Nähterin aus. Da wohnte sie von nun an ganz allein, nur ein Paar Tauben waren stets zur Gesellschaft bei ihr in der Stube, und auf dem Grasplatz hinter dem Hause hatte sie ein kleines Kalb gehen, das fütterte sie tagtäglich und hatte ihre Freude daran, es groß zu ziehen. Weil sie aber so geschickt im Nähen war, so bekam sie bald Arbeit vollauf; kein Mädchen, sagte man, in der ganzen Stadt wisse es feiner und zierlicher zu machen, als Goldmariken.

Nun hatten die jungen Herren vom Schlusse und in der Stadt aber es auch bald herausgebracht, was Goldmariken für ein hübsches Mädchen sei, und sie wären gerne mit ihr genauer bekannt geworden. Aber Goldmariken kehrte sich nicht daran und sah garnicht von der Arbeit auf, wenn sie immer vor ihrem Fenster auf und ab gingen. Da waren drei Brüder unter den Hofleuten auf dem Schlosse, die waren vor allen in Goldmariken verliebt. Sie baten endlich ihre Mutter um etwas feine Leinewand: Goldmariken mache so niedliche Arbeit, sie wollten sich von ihr welche Kragen nähen lassen. Der älteste ging zuerst hin, sagte Goldmariken guten Tag und setzte sich nieder und sprach mit ihr. „Morgen Abend könnt ihr eure Kragen holen," sagte Goldmariken. Als er nun am andern Abend wiederkam, um die Kragen zu holen, da bat sie ihn, noch ein wenig zu bleiben; und so blieb er auch bis Bettzeit. Da wollte er

wieder fort; aber Goldmariken sagte: „Ihr könnt auch gerne diese Nacht bei mir bleiben.“ Damit war der junge Mann ganz zufrieden. Als Goldmariken aber zu Bette wollte, hieß sie ihn hingehen und die Hausthüre schließen, und als er das Schloß anfaßte, rief sie: „Mann an Schloß und Schloß an Mann, daß ich geruhig schlafen kann.“ Da saß er an der Thür fest und mußte die ganze Nacht da stehen bleiben. Morgens aber, als Goldmariken aufgestanden war, fiel es ihr ein, daß er noch da stehe, und sie sagte: „Mann vom Schloß und Schloß vom Mann, daß er hereinkomme und sich für ruhigen Schlaf bedank'.“ — Da kam er herein, dankte für den ruhigen Schlaf, nahm seine Kragen, mit denen er sehr zufrieden war, und ging. Zu Hause aber sagte er nichts. Aber der jüngere Bruder sprach: „Heute Abend muß ich hin.“

Abends ging der nun zu Goldmariken und sagte: „Ich wünsche gerne welche Kragen genäht zu haben, wie mein Bruder sie bekommen hat.“ „Das kann auch angehen,“ sagte Goldmariken, „sitzt nur ein wenig nieder und verweilt euch.“ Der Abend ging nun so hin, Goldmariken nähte und sie sprachen miteinander; aber um Bettzeit wollte er fortgehen. Da sagte sie auch zu ihm, daß er diese Nacht gerne bei ihr bleiben könne. Als sie aber zu Bette wollte, sprach sie: „Ich habe ganz vergessen, die Gartenthür zu schließen, wollt ihr nicht so gut sein und das für mich thun?“ „Recht gern,“ sagte der junge Mann und lief schnell hin. Als er aber den Ring an der Thür angefaßt hatte, rief sie: „Mann an Ring und Ring an Mann, daß ich geruhig schlafen kann.“ — Da konnte er nicht los kommen und mußte die ganze Nacht da stehen bleiben, bis morgens Goldmariken aufstand und sagte: „Mann vom Ring und Ring vom Mann, daß er hereinkomme und sich für ruhigen Schlaf bedank'.“ Dann ließ der Ring los, und er kam herein und bedankte sich für ruhigen Schlaf.

Als er nun mit seinen Kragen nach Hause kam, fragte ihn sein ältester Bruder gleich: „Wo hast du diese Nacht gestanden?“ „Was?“ antwortete er, „ich habe geschlafen.“ „Das ist nicht wahr,“ sagte jener, „sage nur, wo du gestanden, so sage ich dir, wo ich gestanden habe.“ Da sagte er: „Ich habe bei der Gartenthür gestanden.“ „Und ich bei der Hausthür,“ sagte der andere; nun aber machten es die beiden untereinander ab, ihrem jüngeren Bruder nichts zu sagen, damit er auch angeführt werde.

Der jüngste Bruder ging am Abend hin. „Guten Abend, Goldmariken,“ sprach er, „willst du mir nicht ein Paar Kragen nähen, wie meine Brüder welche bekommen haben, aber womöglich noch hübscher als sie?“ „Herzlich gern,“ antwortete Goldmariken, „setze dich nur ein wenig nieder und warte.“ Als nun der Abend zu Ende war, bat sie ihn auch, die Nacht bei ihr zu bleiben. Das wollte er gar gerne. Aber als Goldmariken zu Bette wollte, so sprach sie: „Ach, mein Kalb ist noch nicht getüddert, es geht auf dem Hofe, thu mir den Gefallen.“ „Mit Freuden,“ sagte er und lief hinaus. Als er aber das Tau anfaßte, sprach sie: „Mann an Tau und Tau an Mann, daß ich geruhig schlafen kann.“ Da lief das Kalb mit ihm über Stock und Block und durch dick und dünn, die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen erinnerte Goldmariken sich, daß der junge Mann noch mit dem Kalbe herumliefe und sagte:

„Mann vom Tau und Tau vom Mann, daß er hereinkomme und sich für ruhigen Schlaf bedank'." Nun kam er herein, dankte für ruhigen Schlaf und freute sich sehr über seine Kragen, die noch viel schöner waren als die seiner Brüder. Als er nach Hause kam und seine Brüder ihn fragten, gestand er aber nicht, daß er die ganze Nacht mit dem Kalbe herumgelaufen wäre.

Während dieser Zeit war es soweit gekommen, daß Goldfeder mit Menne Hochzeit geben sollte. Als nun der Wagen mit dem Brautpaar vom Schloß herunterkam und bei Goldmarikens Fenstern vorbeifahren wollte, da wünschte sie, daß er sogleich vor ihrer Thür in einen tiefen Morast versinken sollte. Der Wagen blieb stecken und Pferde und Menschen konnten ihn nicht von der Stelle bringen. Da ward der alte König sehr verdrießlich und befahl, mehr Pferde vorzuspannen, aber es half alles nichts. Unter der Dienerschaft, die den Bräutigam begleiten sollte, waren auch die drei Brüder. Da sprach der älteste zum König: „Herr König, in diesem Hause wohnt ein Mädchen, die kann wünschen, was sie will; gewiß hat sie den Wagen festgewünscht!" „Woher weißt du denn das?" sagte der König. Er antwortete: „Sie hat mich einmal an die Thür gewünscht, und da habe ich eine ganze Nacht daran stehen müssen!" „Ja," sprach der zweite Bruder, „aber wenn sie einen fest gewünscht hat, so wünscht sie ihn auch wieder los. Ich habe einmal die ganze Nacht an der Gartenthür stehen müssen, aber am Morgen hat sie mich frei gemacht." Da sprach der Jüngste zum König: „Herr König, das Mädchen hat auch ein Kalb, das hat Kräfte für zehn Pferde; laßt den Bräutigam zu ihr hineingehen und sie bitten, es uns zu leihen, so wird der Wagen schon los kommen." „Ja," sagte der Bräutigam, „das will ich schon thun," stieg aus dem Wagen und ging zu Goldmariken, und bat sie ganz freundlich, ihm ihr Kalb zu leihen, denn er hätte gehört, es hätte so viele Kräfte. „Ja," sagte sie, „das Kalb könnt ihr gerne nehmen, aber ihr müßt mir versprechen, daß ich mit meinen beiden Tauben zur Hochzeit geladen werde." Der Bräutigam versprach ihr das, und als nun das Kalb vorgespannt ward, zog es den Wagen ganz leicht heraus. — Als die beiden jungen Leute nun nach der Trauung nach Hause kamen und viele Gäste sich versammelt hatten, da kam auch Goldmariken mit ihren beiden Tauben. Sie ward ganz freundlich empfangen und in den Saal geführt; ihre Tauben aber blieben immer bei ihr und saßen ihr auf beiden Schultern. Nun ging es zu Tische und köstliche Gerichte wurden aufgetragen; man setzte auch Goldmariken davon vor, aber sie rührte keinen Bissen an und saß ganz stumm und traurig. Da wunderten sich die Leute darüber, daß das schöne Mädchen so traurig sei und nichts anrührte. Als man sie aber darum fragte, antworteten die Tauben: „Täubchen, Täubchen mag nicht essen; Goldfeder hat Goldmariken auf dem Stein vergessen." Das hörte der Bräutigam und er befahl den Dienern, ihr noch einmal und zwar köstlichere Speisen vorzusetzen, — aber Goldmariken rührte nichts an und die Tauben sagten: „Täubchen, Täubchen mag nicht essen ꝛc." Da ward der Bräutigam ganz nachdenklich, sah Goldmariken einmal recht genau an und erkannte sie. Dann sprach er zu seiner Braut: „Liebe Braut, du mußt mir doch eine Frage beantworten. Ich habe einen Schrank, dazu habe ich zwei Schlüssel, einen alten, den ich einmal verloren, nun aber wiedergefunden habe, und einen neuen, den ich mir für den alten, der verloren war, anschaffte. Sage mir nun, welchen ich zuerst nehmen und gebrauchen soll, den alten oder den neuen?" Da antwortete sie: „Den alten muß du erst brauchen!" „Nun," sagte er, „so hast du dein eigen Urteil gesprochen, denn dieses ist mein liebes Goldmariken, mit der ich Freud und Leid bei der alten Hexe im Walde geteilt habe, die mir allzeit half und mich gerettet hat, und der ich ewige Treue geschworen." Da mußte Menne von Goldfeder abstehen und alle Leute, ihre und seine Eltern sagten, daß keine es auch mehr verdient hätte, seine Frau zu werden, als Goldmariken. So gaben sie denn mit einander Hochzeit und lebten viele, viele Jahre glücklich.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

4. Jahrgang. № 9 u. 10. Septbr.—Oktbr. 1894.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. Friedrich Dahl in Kiel.

IV. Die Vögel.

Wohl überall haben die Vögel, jene anmutigen Bewohner der Lüfte, von allen Tieren die Aufmerksamkeit des Menschen am meisten auf sich gezogen. Auch in unserer Provinz sind sie am besten bekannt. Und dennoch ist das Studium ihrer Lebensweise noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten. Ihr Leben bietet des Eigenartigen so viel, daß bis in die neueste Zeit hinein noch vieles dunkel bleibt. Von Ornithologen unserer Provinz will ich nur zwei nennen, welche in neuerer Zeit ausführliche, gewissermaßen grundlegende Mitteilungen über die Verbreitung der einheimischen Vögel veröffentlicht haben, es sind J. Rohweder[1]) und H. Gätke.[2]) Die Namen weiterer Beobachter, von denen Veröffentlichungen und Privatmitteilungen vorliegen, werde ich am entsprechenden Orte in Klammer beifügen.

Bei den bisher behandelten Tierklassen sind die Namen derjenigen Arten, welche sicher in unserer Provinz gefunden sind, fett gedruckt, während diejenigen, die in benachbarten Gebieten gefunden wurden und deshalb bei uns noch gefunden werden könnten, mit gesperrtem Druck eingefügt sind. Die abweichende Verbreitungsweise der Vögel, verbunden mit dem Umstande, daß wir über das Vorkommen der Vögel weit besser unterrichtet sind, veranlaßt mich, hier ein etwas abweichendes Prinzip zu befolgen. Der Flug bringt es mit sich, daß Vögel bisweilen weit von ihrer Heimat verschlagen werden. Sie werden dann in der Gegend, in welcher sie sich zeigen, als Irrgäste bezeichnet. Natürlich sind es ganz bestimmte Bedingungen, welche einen Vogel als Irrgast in eine andere Gegend führen, und wenn diese Bedingungen häufiger gegeben sind, so haben wir es mit mehr oder weniger regelmäßigen Irrgästen zu thun. Bei

[1]) Die Vögel Schleswig-Holsteins und ihre Verbreitung in der Provinz. Husum. 1875 (Gymnasialprogramm).

[2]) Die Vogelwarte Helgoland. Braunschweig, 1891. Die in ornithologischer Beziehung so interessante Insel dürfen wir jetzt, nachdem sie unserer Provinz zugeteilt ist, mit Recht in unsere Betrachtungen aufnehmen.

uns wurden derartige Gäste aus Afrika, Asien, dem hohen Norden, ja, sogar aus Amerika beobachtet. Sie sind den fett gedruckten, zu einer bestimmten Jahreszeit regelmäßig auftretenden Tieren gegenüber mit einfachem, gesperrten Druck in die Tabellen eingefügt. Immerhin wurde auch in Bezug auf die Irrgäste möglichste Vollständigkeit erstrebt. Nur in wenigen Fällen, wo es sich um ein ganz vereinzeltes Vorkommen handelt, für welches nicht einmal ein Belegstück vorliegt, so daß ein Irrtum nicht vollkommen ausgeschlossen erscheint, blieben Tiere unberücksichtigt.[1])

Die systematische Stellung der Vögel.

In dem Kreise der Wirbeltiere nehmen die jetzt lebenden Vögel eine so vereinzelte, durch keine Übergänge vermittelte Stellung ein, daß sie stets mit Vorliebe genannt wurden, wenn es sich darum handelte, eine Tiergruppe anzugeben, die sich unmöglich aus einer andern, verwandten Gruppe heraus entwickelt haben könnte. Seitdem man die ausgestorbenen Wirbeltiere näher kennen

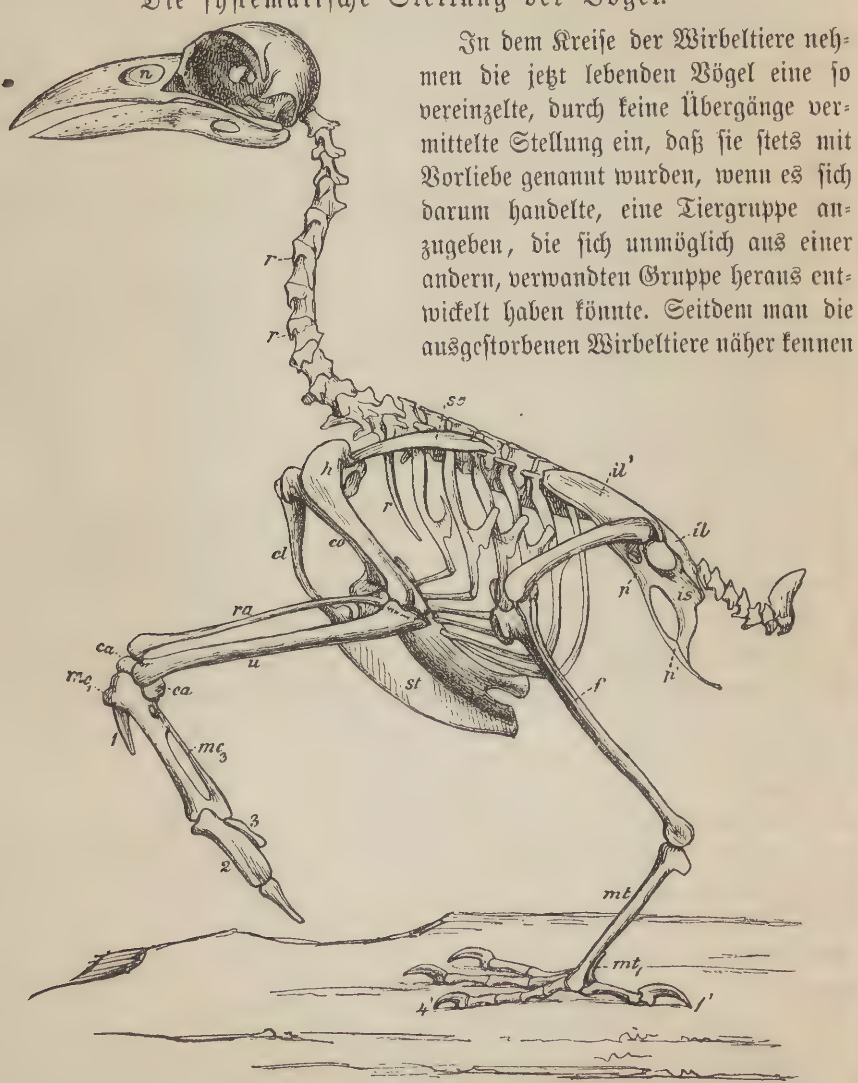


Fig. 33. Skelet vom Raben. (Aus Boas, Zoologie.) ca Handwurzelknochen, cl Gabelbein, co Rabenbein, f Unterschenkel, h Oberarm, il Darmbein, is Sitzbein, mc Mittelhandknochen, mt Lauf, n Schädel, p Schambein, r Halswirbel, ra Speiche, sc Schulterblatt, u Elle, 1—3 Finger, 1'--4' Zehen.

[1]) Zum weiteren Studium müssen auch hier wieder Werke zum Bestimmen und Werke, welche über die Lebensweise Auskunft geben, unterschieden werden. Zum Bestimmen kann

gelernt hat, ist der Gegensatz zwischen der Klasse der Vögel und denen der übrigen Wirbeltiere keineswegs so schroff geblieben. Ja, man kennt jetzt sogar eine fast vollkommene Reihe von Übergängen vom Vogel bis zum Reptil. Um dies zeigen zu können, müssen wir uns zunächst die hauptsächlichsten, unterscheidenden Merkmale vergegenwärtigen. Wir können uns auf diejenigen beschränken, welche bei ausgestorbenen Tieren erhalten sind, und wollen deshalb vom Knochengerüst eines Vogels (Fig. 33) ausgehen. 1) Am Kopfe ist der gestreckte Schnabel zu nennen, in welchem Zähne vollkommen fehlen (Fig. 33n). 2) Das stark entwickelte Brustbein besitzt einen sehr hohen Kiel (st). 3) Die beiden Schlüsselbeine sind zu einem einzigen Knochen, dem sogen. Gabelbein, verschmolzen (cl). 4) Das Ende der Flügel besitzt in seinem Knochengerüst eine von den Vorderfüßen der Reptilien vollkommen abweichende Gestalt (1, 2 u. 3). 5) Die Beckenknochen sind eigentümlich ausgebildet und 6) mit den Kreuzbeinwirbeln zu einem einzigen großen Beckenknochen verschmolzen (il, p u. is). 7) Die Füße besitzen statt der Fußwurzelknochen einen einzigen längeren Knochen, den sogen. Lauf (mt). 8) Der Schwanz besteht aus nur wenigen Wirbeln und 9) der letzte von ihnen ist stark entwickelt und eigentümlich gestaltet. 10) Endlich ist das Federkleid zu nennen, welches ebenso wie die andern genannten Merkmale für den Vogel charakteristisch ist.

Sehen wir nun nach, inwieweit die Unterscheidungsmerkmale bestehen bleiben, wenn wir ausgestorbene Reptilien und Vögel mit in den Vergleich hineinziehen. Zunächst sei unter den Reptilien der Dinosaurier, z. B. des Iguanodon (Fig. 34) gedacht. Die hinteren Extremitäten, besonders aber die Beckenknochen, sind außerordentlich ähnlich gebildet. Nur die Verwachsung der Beckenknochen mit den Kreuzbeinwirbeln und die Bildung eines Laufes finden wir nicht. Es fällt also das Vogelmerkmal 5 fort. Bei



Fig. 34. Skelet vom Iguanodon (I. bernissartensis Boul.) aus dem Jura Belgiens. Buchstaben wie in Fig. 33. (Aus Zittel, Paläontologie.)

außer dem schon früher genannten Werk von Keyserling und Blasius besonders der Catalogue of the British Museum empfohlen werden, der sich in Bezug auf Vögel seinem Abschluß nähert und alle überhaupt bekannten Vögel enthalten wird. Die Lebensweise findet man unübertroffen in: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Leipzig, 1822—1860. 13 Bde. dargestellt. Dem letztern Werke sind gute, farbige Abbildungen aller Arten beigegeben.

einem zweiten Reptil, dem Ceratosaurus, zeigt sich auch jene vollkommne Verschmelzung der ersten Zehenglieder zu einem Laufe; der Lauf hat hier fast vollkommen die Gestalt wie beim Pinguin. Es fällt damit das Merkmal 7. Bei den Flugechsen (Pterodactylus) ist ein breites Brustbein mit hohem Kiel vorhanden, also das Merkmal 2. Eine Gruppe von Vögeln aus der Kreide besitzt im Schnabel wohl ausgebildete Zähne (Fig. 35); ebenso hat der letzte Wirbel nicht die für Vögel charakteristische Gestalt. Es fallen damit die Merkmale 1 u. 9. Von den genannten Vogelmerkmalen bleiben also nur noch 3, 4, 6, 8 u. 10 bestehen. Um nun die Kluft vollkommen zu beseitigen, kommt als höchster Triumph der Urvogel (Archaeopteryx) hinzu (Fig. 36). Es ist das ein Tier, das an den Vorderextremitäten vollkommene, mit Krallen versehene Zehen besitzt und dabei einen langen Schwanz, also zwei entschiedene Reptilienmerkmale (4 u. 8). Von Vogelmerkmalen besitzt es das Gabelbein, den Beckenknochen und die Federn (3, 6 und 10).

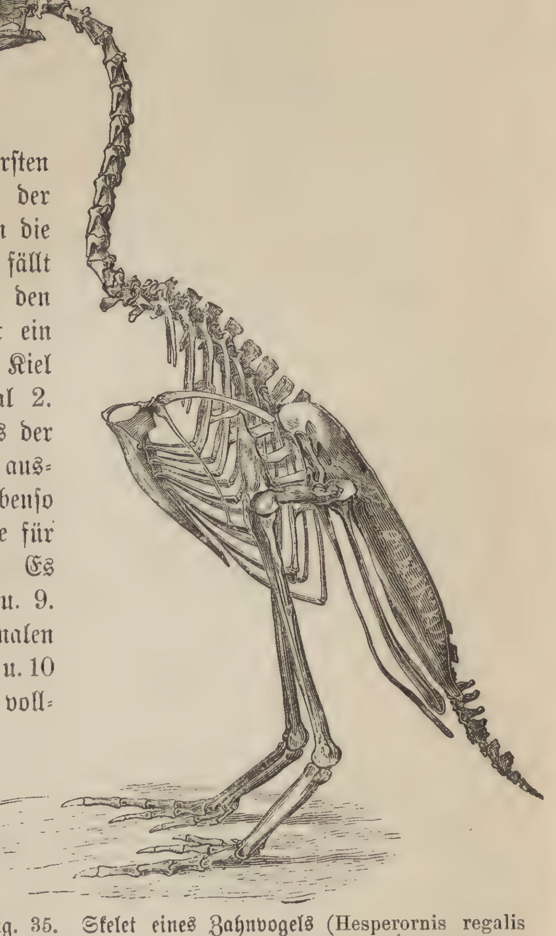


Fig. 35. Skelet eines Zahnvogels (Hesperornis regalis Marsh.) aus der mittleren Kreide Amerikas. (Aus Zittel, Paläontologie.)



Fig. 37. Handskelet vom Bläßhuhn.

Auch von anderer Seite ist die Brücke vom Reptil zum Vogel geschlagen. Die genauere Untersuchung hat ergeben, daß manche Vögel noch jetzt wirkliche Krallen am ersten (Fig. 37) oder am ersten und zweiten Finger der Vorderextremität besitzen. Ferner finden sich auch beim Vogel Gebilde, welche den Schuppen der Reptilien gleichzustellen sind, nämlich die Horntafeln an den Beinen. Die Entwicklungsgeschichte hat gelehrt, daß der Lauf durch Verschmelzung

der ersten Zehenglieder mit einander und mit einem Teil der Fußwurzelknochen entsteht und daß der letzte Schwanzwirbel sich aus mehreren Wirbeln bildet.

Die Lücke zwischen Säugetieren und Vögeln ist ungleich klaffender geblieben. In den Schnabeltieren Australiens kennen wir allerdings Tiere, welche, wie die Vögel, zahnlose, schnabelförmige Kiefer besitzen, bei welchen das vordere Stück des Brustbeins mit den aneinanderstoßenden Schlüsselbeinen ein fast vollkommen verschmolzenes Gabelbein bildet, bei welchen in dem Rabenbein noch eine zweite vollkommene Verbindung zwischen Schulterblatt und Brustbein besteht, bei welchen Harn und Kot durch eine gemeinschaftliche Öffnung, die Kloake, nach außen gelangt, welche sogar Eier legen. Dennoch ist die Kluft, welche in der Haarbekleidung, in der Drüsenernährung der Jungen, in dem Bau der Extremitäten ꝛc. sich darstellt, recht groß und durch ausgestorbene Formen nicht überbrückt. Wir werden also die Vögel wohl von den Reptilien und nicht von den Säugetieren herleiten müssen.



Fig. 36. Der Urvogel (Archaeopteryx lithographica), aus dem lithographischen Schiefer von Eichstätt. Die Buchstaben wie b. Fig. 33. (Aus Zittel, Paläontologie.)

Die biologische Stellung der Vögel.

Dasjenige, was den Vogel biologisch charakterisiert, und was ihm seine Existenz andern Tieren gegenüber sichert, ist der Flug. Der Flug gestattet ihm, seiner Nahrung an Orten nachzugehen, die für andere Tiere schwer oder garnicht erreichbar sind. Dem großen Heer der geflügelten Insekten vermag der Vogel an jeden Ort zu folgen und deren Larven an den dünnsten Zweigen und Blättern abzulesen. Wohin auf Felsen, in ausgedehnte Sümpfe und auf Inseln immer ein mit Schweborganen ausgerüstetes Samenkorn gelangen kann, ist die neue Pflanze dem Vogel zugänglich. Auf erhabener Warte lauernd und selbst hoch

aus der Luft vermag er sich plötzlich und unerwartet auf seine Beute zu stürzen. Er ist sogar imstande, Gegenden mit geringerer und reichlicherer Nahrung, mit rauherem und milderem Klima durch mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen zu vertauschen. — Wie zur Erlangung der Nahrung so leistet der Flug natürlich auch dem Feinde gegenüber die vorzüglichsten Dienste. Er gestattet sogar, die Nachkommen an unzugänglichen oder schwer zu entdeckenden Orten aufzuziehen.

Es ist sehr wohl zu verstehen, daß eine Eigenschaft, welche biologisch in einem so hohen Maße wichtig ist, den ganzen Bau des Tieres beherrschen kann. Und so können wir denn auch in keiner anderen Tiergruppe den Bau so bis ins einzelne auf eine bestimmte Funktion zurückführen, wie hier.

Für den Flug ist die erste Hauptbedingung möglichste Festigkeit des Körpers. Alle Knochen, welche den Rumpf zusammensetzen, müssen möglichst unbeweglich aneinander gefügt sein, um für die Flugorgane feste Ansatz- und Stützpunkte zu bieten. Die vielfachen Verknöcherungen und Verwachsungen von Knochen, wie sie uns in dem breiten Brustbein, dem Raben- und Gabelbein, den Rippen mit ihren verknöcherten Endstücken und Seitenfortsätzen, besonders aber in dem mächtigen Beckenknochen begegnet sind, liefern uns den sprechendsten Beweis. Freilich darf durch die Festigkeit die Atmung und Nahrungsaufnahme nicht behindert werden. Für die Atmungsbewegung liefert die spitzwinklige, *gelenkige* Verbindung der Rippen mit ihren Endstücken den nötigen Spielraum; und für die aufzunehmende Nahrung wird durch eigentümliche Luftsäcke, welche sich in der Leibeshöhle befinden und mit der Lunge in Verbindung stehen, Raum geschaffen.

Mit den Luftsäcken werden wir übrigens zu einer zweiten Vorbedingung für den Flug hinübergeleitet. Der Körper eines Flugtieres muß möglichst leicht sein. Wo irgend zweckmäßig, muß deshalb Luft zur Verwendung kommen. So ist die Luft das geeignetste Füllungsmaterial für unbenutzte Räume. Sie vergrößert die Ausdehnung, ohne das Gewicht zu erhöhen, und steigert deshalb die Schwebfähigkeit. Da die Luft ein schlechter Wärmeleiter ist, eignet sie sich vorzüglich als Schutzmittel gegen Kälte. Unsere Doppelfenster geben uns dafür ein Beispiel. Auch bei den Vögeln findet die Luft in äußerst ausgedehntem Mäße entsprechende Verwendung. Bei manchen nordischen Vögeln finden sich ausgedehnte Luftsäcke der genannten Art unmittelbar unter der äußeren Körperhaut. Auch die wärmende Eigenschaft des Federkleides läßt sich zum großen Teil auf die Luft zurückführen, welche in und zwischen den Federn eingeschlossen ist. Natürlich müssen die Federn zu diesem Zweck stets trocken sein. Durch eine fettige Substanz, welche in einer über der Schwanzwurzel befindlichen Drüse, der sogen. *Bürzeldrüse*, abgesondert und von dem Vogel mittels des Schnabels auf die einzelnen Federn übertragen wird, werden sie in der That immer unbenetzbar erhalten. — Am interessantesten ist das Auftreten der Luftsäcke sogar in den Knochen. Nach den Regeln der Mechanik besitzt eine mit Luft gefüllte *Röhre* im Verhältnis zu ihrem Gewicht die größte Festigkeit.

Es ist also sehr wohl verständlich, wenn bei den Vögeln fast durchgehends Röhrenknochen zur Verwendung kommen. Als drittes Grundprinzip beim Fluge ist dann noch hervorzuheben, daß alle Organe möglichst in den Stammteil des Körpers verlegt werden und die vorragenden Organe, abgesehen von Flügeln und Steuerruder, möglichst wenig umfangreich sind. Alles, was außer diesen Organen über den Körper vorragt, würde der Flugbewegung nur hinderlich sein. Als vorragende Organe, welche der Vogel schlechterdings nicht entbehren kann, sind der Kopf und die Beine zu nennen. Die Beine dienen zur Stütze und Fortbewegung auf dem Boden, zum Festhalten auf Bäumen rc. und bei Schwimmvögeln zum Schwimmen. Die schon genannte Verwachsung der ersten Zehenglieder entspricht der Anforderung möglichst geringer Ausdehnung vollkommen. Die Zehen bieten gespreizt die erforderliche Stützfläche, sind aber so dünn, daß sie beim Flug zusammengelegt und an den Körper zurückgezogen, oft kaum bemerkbar sind. — Im Kopfe sind die Zähne geschwunden. Die Zerkleinerung der Nahrung ist aus dem Kopf in den Magen verlegt. Der sog. Muskelmagen zeigt innerhalb der stark entwickelten Muskelschicht meist eine feste Hornschicht, welche die vorher eingeweichte Nahrung zermalmt. Oft werden sogar kleine Steinchen verschluckt, welche bestimmt sind, die Kauthätigkeit des Muskelmagens zu unterstützen. Der Hals ist allerdings gewöhnlich recht lang. Zur Aufnahme der Nahrung ist nämlich eine ausgiebige Beweglichkeit des Kopfes unbedingt erforderlich, zumal da die Stützfläche der zwei Füße ein nicht allzu stabiles Gleichgewicht gewährt.

Stark entwickelt sind unter den äußeren Körperanhängen allein die Flügel und die Schwanzfedern. Ausgebreitet stellen dieselben einen mächtigen Fallschirm dar. Stark entwickelt sind natürlich auch die Flugmuskeln, welche auf der Brust liegen und an dem hohen Brustkiel entsprechende Ansatzpunkte finden.

Unter den Sinneswahrnehmungen steht an Vollkommenheit das Gesicht obenan, während der Geruch stark zurücktritt. Auch dieses Verhalten ist auf den Flug zurückzuführen. Ein Tier, das sich schnell vorwärtsbewegt, muß seine Beute schon in weiter Entfernung entdecken können, wenn anders es von der Schnelligkeit ausgedehnten Nutzen haben soll.

Mit der Flugfähigkeit müssen, wenn sie dem Vogel alle die genannten Vorteile gewähren soll, entsprechende geistige Fähigkeiten Hand in Hand gehen. Der Sitz jener Fähigkeiten ist bekanntlich das Gehirn. Es muß also das Gehirn der Vögel entsprechend hoch entwickelt sein. Da aber, wie wir sahen, bei einem Flugtier der Kopf nicht zu groß sein darf, so müssen hier geistige Fähigkeiten zur Verwendung kommen, welche wenig Raum erfordern. So dürfte es zu erklären sein, wenn wir bei den hoch organisierten Vögeln die höheren geistigen Fähigkeiten, Verstand und Überlegung zurücktreten sehen gegen die Instinkte, d. h. gegen angeborene, ererbte Handlungsweisen, welche wir sonst nur bei niederen Tieren in dem Umfange anzutreffen gewohnt sind.

Die Instinkte einer bestimmten Vogelart stehen mit ihren körperlichen Eigenschaften in vollkommener Wechselbeziehung und deshalb ist es den früheren

Beobachtern nicht allzusehr zu verargen, wenn sie überall Verstandesthätigkeit zu erkennen glaubten. Eine erste derartige Wechselbeziehung beobachten wir bei der Brutpflege der verschiedenen Vogelarten. Ein Vogel, dessen Eier dem Boden ähnlich gefärbt sind, während er selbst auffallende Farben besitzt (z. B. der Kiebitz [1]), legt sein Nest unmittelbar am Boden an und verläßt die Eier bei der geringsten Gefahr. Vögel, welche lebhaft gefärbte, meist weiße oder blaue Eier besitzen, schützen dieselben den Feinden gegenüber in irgend einer Weise. Sind sie selbst auffallend gefärbt, so wählen sie eine Höhle als Brutplatz. Sie finden dieselbe entweder in Bäumen (Star) oder Steinmauern (Rotschwanz) annähernd fertig vor oder sie stellen sich dieselbe künstlich aus Mörtel her (Hausschwalbe). Nur wenn der Vogel kräftig genug ist, um sein Nest verteidigen zu können, macht er von derartigen Kunstgriffen keinen Gebrauch (Storch, Reiher). Vögel, welche selbst die Farbe der Umgebung oder eine einfach graue Färbung besitzen, bleiben auf ihrem offenen Nest möglichst lange sitzen, um mit ihrem Körper die Eier zu verdecken (die meisten Singvögel). Bei den allermeisten Vögeln kommen noch ganz bestimmte Gewohnheiten zum Schutz der Brut hinzu. Manche Vögel verdecken ihre Eier mit Gras und Moos, bevor sie sie verlassen (Ente). Manche schleichen sich unbemerkt mehrere Meter weit auf dem Boden hin, um dann möglichst geräuschvoll aufzufliegen und den Feind so auf eine falsche Stelle zu leiten (Rebhuhn). Noch andere entfernen sich unbeholfen flatternd vom Nest. Der Feind hält sie dann für flugunfähig und läßt sich vom Nest fortleiten (Goldammer). In allen diesen Fällen handelt es sich sicher nicht um Verstandesthätigkeit oder gar Schlauheit. Man sähe dann nicht ein, warum sich alle Vögel derselben Art annähernd übereinstimmend und für die Art in charakteristischer Weise verhalten sollten.

Scheinbare Verstandesthätigkeit tritt uns auch beim Nestbau selbst entgegen. Wenn die im gedeckten Raum nistende Rauchschwalbe ihr Nest nicht so vollkommen ausmauert, wie die draußen am Hause nistende Hausschwalbe, wenn der in einer Baumgabel nistende Buchfink die Außenseite seines Nestes mit Baumflechten verklebt, so daß es von unten kaum bemerkbar ist, so scheint uns das zunächst sehr schlau gehandelt. Allein alle Tiere derselben Art wählen denselben Nistplatz und wenden denselben Kunstgriff an, niemals aber ein Tier irgend einer andern Art. Es kann sich also wohl kaum um eigene Einfälle handeln. Man hat schließlich an die Möglichkeit gedacht, daß der junge Vogel während seines Aufenthaltes im elterlichen Nest oder auch später von dem älteren Gatten den Kunstbau erlerne. Jedoch auch diese Annahmen mußten sich als irrig erweisen. Der Anblick eines Nestes kann dem jungen Vogel unmöglich genügen, um es später ebenso herstellen zu können. Man denke nur an das eigentümliche, innen ausgemauerte Nest der Singdrossel. Wie sollte wohl der junge Vogel in dem Mörtel die Zusammensetzung aus Teilchen morschen Holzes

---

[1]) Hier wie auch im Nachfolgenden kann ich immer nur eins oder einige der bekanntesten Beispiele nennen.

erkennen können, wenn sie sogar dem Menschen lange Zeit unbekannt blieb. Die Annahme, daß in jedem Paar eines der Gatten älter sei und als Lehrmeister diene, hat sich ebenso als nicht zutreffend erwiesen. Oft baut nämlich das Weibchen allein. Das Nest, das von einem jungen Paar hergestellt wird, ist zwar oft etwas weniger vollkommen, sonst aber genau so gebaut wie das alter Vögel. Ein Fall mag übrigens direkt zeigen, wie wenig Überlegung ein Vogel bei Herstellung seines Nestes gebraucht, und wie vollkommen er seinem Instinkte folgt: Ein Storchpaar fand auf dem neugedeckten Strohdachhaus das Gerüst zu seinem Neste nicht wieder vor. Anstatt nun sofort einzusehen, daß sich die schmale Firste nicht als Nistplatz eigne, begann das Paar eifrig Strauchwerk an die altgewohnte Stelle des Daches zu tragen. Als bald darauf ein leichter Wind wehte und das eben begonnene Nest herunterwarf, hätte man denken sollen, daß die Störche durch den vollkommenen Mißerfolg belehrt seien. Allein weder dieser erste noch auch die folgenden Mißerfolge konnten das Storchpaar bestimmen, von seinem thörichten Vorhaben abzustehen. — Wenn ausnahmsweise und zufällig einmal von einem Vogel ein günstiger Griff gethan wird, so macht man häufig viel Aufhebens davon und glaubt darin einen hochentwickelten Verstand des Vogels erkennen zu können. Ein solcher Fall kam vor einigen Jahren in Kiel vor. Eine Amsel hatte sich als äußerst günstigen Nistplatz einen leeren Blumentopf ausgewählt, der auf der Wand eines Gartenhäuschens stand.

Wie der Nestbau, so steht auch der Geschlechtstrieb im engeren Sinne in vollkommener Wechselbeziehung zu den äußeren Lebensbedingungen und den körperlichen Eigenschaften der Art. Er tritt auf zu einer Zeit, wo die Nahrung reichlich ist, natürlich nebst gleichzeitiger Reifung der Geschlechtsprodukte. Da die meisten Vögel ihre Jungen mit Insekten und Würmern füttern, so ist der Vorsommer für sie die günstigste Zeit. Daß nicht etwa die höhere Temperatur oder gar die Frühlingsstimmung das Auftreten des Triebes zur Folge hat, beweist uns der Kreuzschnabel, der mitten im Winter brütet, weil er dann seine in Nadelholzsamen bestehende Nahrung am reichlichsten bekommen kann.

Alle Triebe, welche die Erhaltung der Art zum Zweck haben, sind je nach Bedürfnis in höherem oder geringerem Maße vorhanden. Beim Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt, vereinigen sich Männchen und Weibchen nur für den geschlechtlichen Akt. Ein Trieb zu einem längeren, ehelichen Zusammenleben ist nicht vorhanden, würde ja auch vollkommen überflüssig sein. — Von manchen Arten brüten nur die Weibchen. Die Männchen sind dann gewöhnlich wegen ihrer lebhaften Farben nicht zum Brüten geeignet. Sie würden zu leicht beobachtet werden und Feinde auf das Nest aufmerksam machen. Während der Brutzeit halten sie sich jedoch meist in der Nähe des Nistplatzes auf. Wenn das Weibchen das Nest verläßt, um Futter zu holen, bedeckt es die Eier mit ausgerupften Federn (Enten). — In den allermeisten Fällen ist ein Trieb zu einer gemeinschaftlichen Brutpflege und einem längeren Zusammenleben, ja oft zu einer lebenslänglichen (Storch, Taube ꝛc.) Ehe vorhanden. Männchen und Weibchen kehren dann, auch wenn sie fortziehen, zu demselben Nistplatz

zurück und bauen gemeinschaftlich das Nest. Gewöhnlich ist das Weibchen die eigentliche Erbauerin, während das Männchen Material herbeiholt. Oft bauen aber auch beide (Schwalbe). Auch am Brüten nimmt das Männchen gewöhnlich abwechselnd teil oder es füttert das brütende Weibchen (Star). Vielweiberei kommt nur bei wenigen Arten vor (Birkhuhn).

Die Stimme ist bei den Vögeln in den Dienst des Familien- und gesellschaftlichen Lebens getreten. Jede Art hat ihre Sprache, ihren Warnruf bei drohender Gefahr, ihren Lockruf und ihre Liebessprache, denn als solche dürfen wir den Gesang des Männchens, den man im Freien nur zur Fortpflanzungszeit vernimmt, wohl bezeichnen. Der Gesang hat sicher keinen andern Zweck, als das Weibchen zu erfreuen, ebenso wie die Kämpfe und Tänze, welche wir bei manchen Arten beobachten (Kampfhuhn, Birkhuhn). Die Weibchen sitzen daneben und schauen zu. Auch die lebhaften Farben und schönen Formen, durch welche sich manche Männchen vor ihren Weibchen auszeichnen, sind sicher zur Freude des Weibchens da. Hat man doch beobachtet, wie ein Pfau, der seinen Federschmuck verloren hatte, damit seinen Einfluß auf die Hennen einbüßte und an einen anderen, ursprünglich weniger schönen abtreten mußte. Die Weibchen wählen eben immer die schönsten aus und haben dadurch im Laufe der Zeit bei den Männchen selbst die Schönheit geschaffen. Der Mensch macht es ja auch so, wenn er sich schöne Haustiere züchten will. Wie der Gesang, so tritt auch der schöne Federschmuck gewöhnlich nur zur Fortpflanzungszeit auf (Hochzeitskleid) und zwar meist nicht durch Federwechsel (Mauser), wie man früher glaubte, sondern entweder durch Abfallen der Federränder (Star) oder durch Verfärben der Feder. Gewechselt werden die Federn vor Eintritt der rauhen Jahreszeit (Herbstmauser).

Der interessanteste, aber noch keineswegs in allen seinen Einzelheiten aufgeklärte Trieb ist der Wandertrieb. — Um uns den Vogelzug zum Verständnis zu bringen, dürfen wir uns nicht darauf beschränken, diejenigen Fälle zu berücksichtigen, in denen er am vollkommensten zu Tage tritt, sondern wir müssen vor allem die Übergangsstufen in unsere Betrachtung hineinziehen. Vermöge seiner Flugfähigkeit ist der Vogel imstande, nahrungsarme Gegenden mit nahrungsreichen zu vertauschen, und wenn auch die sog. Standvögel dauernd, sogar im Winter an einem und demselben Orte bleiben, so machen doch die Strichvögel nach der Brutzeit von ihrer Fähigkeit den ausgedehntesten Gebrauch. Im allgemeinen können die Ortsveränderungen regellos sein; allein die klimatischen Verhältnisse müssen bald gewisse regelmäßig wiederkehrende Wanderungen zur Folge haben. In Europa behält die Westküste im Winter ein weit milderes Klima; sie ist deshalb mehr als das Binnenland zur Überwinterung geeignet. Viele Vögel ziehen in der That nach Westen und liefern so das einfachste Beispiel eines regelmäßigen Zuges (Nebelkrähen). — In der kältesten Jahreszeit wird es aber auch in den westlichen Küstenländern sehr unwirtlich und es bleibt dann nur noch der Süden als weiterer Zufluchtsort. So ist schon für Strichvögel nach dem unmittelbaren Nahrungsbedürfnis ein Zug erst nach Westen und dann nach Süden gegeben. Die eigentlichen Zugvögel ziehen auch heute noch fast aus-

schließlich erst westlich und dann, bevor sie noch die Westküste sehen können, südlich. Alles, was ursprünglich Bedürfnis war, ist bei ihnen allmählich durch Instinkte weiter geführt. Nicht auf Nahrungsbedürfnis kann man jetzt den Aufbruch zur Reise zurückführen. Der Storch zieht fort schon zu einer Zeit, wo die Nahrung (Frösche rc.) gerade am reichlichsten zu finden sind. Die nordischen Schwimmvögel verlassen im Frühling unsere Meere, obgleich sie auch im Sommer reichliche Nahrung finden würden. Da manche unter ihnen im ersten Jahre noch nicht brüten, kann es auch nicht der Geschlechtstrieb sein, der sie zum Aufbruch nötigt. Periodisch, wie der Geschlechtstrieb, aber unabhängig von diesem, stellt sich eben der Wandertrieb ein, wenn auch, wie jener, wahrscheinlich im Anschluß an gewisse körperliche Veränderungen, welche hier aber ausschließlich im Gehirn des Vogels zu suchen sind.

Wie aber finden die Vögel ihren Weg, wenn sie nicht dem unmittelbaren Nahrungsbedürfnis folgen, zumal wenn dieser Weg bogenförmig, erst westlich und dann südlich geht? — Man hat geglaubt, daß sie stets Meeresküsten und Flußläufen folgen und einem jeden Schwarm alte Vögel als Führer beigegeben sind. Allein die Beobachtung hat das Gegenteil gelehrt. Viele Vogelarten ziehen quer zur Richtung der Flüsse und Meeresufer, und wenn man sie trotzdem in erster Linie an jenen beobachtet, so erklärt sich dies daraus, daß die Ufer der Gewässer günstige, nahrungsreiche Rastplätze sind. Außerdem bestehen gerade die ersten Züge ausschließlich aus jungen Vögeln. Jeder, der Gelegenheit hatte, eine Storchfamilie zu beobachten, weiß ja auch, daß die Jungen stets früher abziehen, als die Alten. Wer diesen Abzug genauer verfolgt, wird übrigens eine Beobachtung machen, welche uns dem Verständnis des Vogelzuges näher führen dürfte: Wenn hoch oben in der Luft die ersten Scharen langsam in westlicher Richtung dahinziehen, macht sich auch bei unserer Storchfamilie der Wandertrieb bemerkbar. Alle Bewohner des Nestes umkreisen einige Male das Haus, um sich dann dem Schwarm anzuschließen. Die Alten geben ihren Jungen das Geleite und geben damit zugleich auf eine kurze Strecke dem Schwarm die Richtung. Bald sind sie wieder bei ihrem Neste, um noch längere Zeit dort zu verweilen. Da alle Störche in ihre Gegend und die alten sogar zu ihrem Neste zurückkehren, so ist es klar, daß sie von hier aus die richtige Richtung kennen. Um den Zug zu verstehen, brauchen wir also nur noch die Annahme zu machen, daß die Vögel die Fähigkeit besitzen, eine einmal eingeschlagene Richtung auf längere Zeit beizubehalten.[1])

[1]) Da ich meine Beobachtungen über den Abzug der Störche als Knabe gemacht habe und ich jetzt weniger Gelegenheit habe, sie zu wiederholen, bitte ich diejenigen Leser, welche in günstigerer Lage sind, sie zu prüfen und mir über das Resultat ihrer Beobachtung Mitteilung machen zu wollen.

Biologische Übersicht der Ordnungen.

- Es leben im Wasser, am Ufer der Gewässer oder auf sumpfigem Gelände und sind mit Schwimmfüßen oder Watbeinen versehen:
  - Auf dem Wasser lebend, mit Schwimmfüßen versehen . . . . **Schwimmvögel, Anseres.**
  - In Sümpfen oder am Rande der Gewässer lebend, mit Watbeinen versehen . . . **Watvögel, Grallae.**
- Es sind meist unabhängig vom Wasser und besitzen deshalb weder Schwimm- noch Watbeine:
  - Es leben von höheren und größeren Tieren, welche sie mittels des kräftigen, gebogenen Schnabels und der kräftigen Krallen fassen und zerreißen . . . . **Raubvögel, Accipitres.**
  - Es leben von Körnern od. von niederen u. kleineren Tieren:
    - Körnerfresser, welche in den erdständigen Nestern hoch entwickelt, mit Dunenkleid aus dem Ei kommen und sofort selbständig Nahrung aufnehmen können . . . . **Hühner, Gallinae.**
    - Es kommen nackt und hülflos aus dem Ei und müssen gefüttert werden:
      - Insektenfresser oder Körnerfresser, welche ihre Jungen mit tierischer Nahrung oder mit Sämereien, welche in der Speiseröhre präpariert sind, füttern.
        - Es leben mehr auf Zweigen und besitzen deshalb eine selbständig bewegliche Hinterkralle **Singvögel, Passeres.**[1]
        - Es leben mehr an Felsen und Baumstämmen; die Hinterzehe nicht selbständig beweglich . . . . **Klettervögel, Picae.**[1]
      - Körnerfresser, welche ihre Jungen zunächst mit abgestoßenen Fettzellen des Kropfes nähren . . **Tauben, Columbae.**

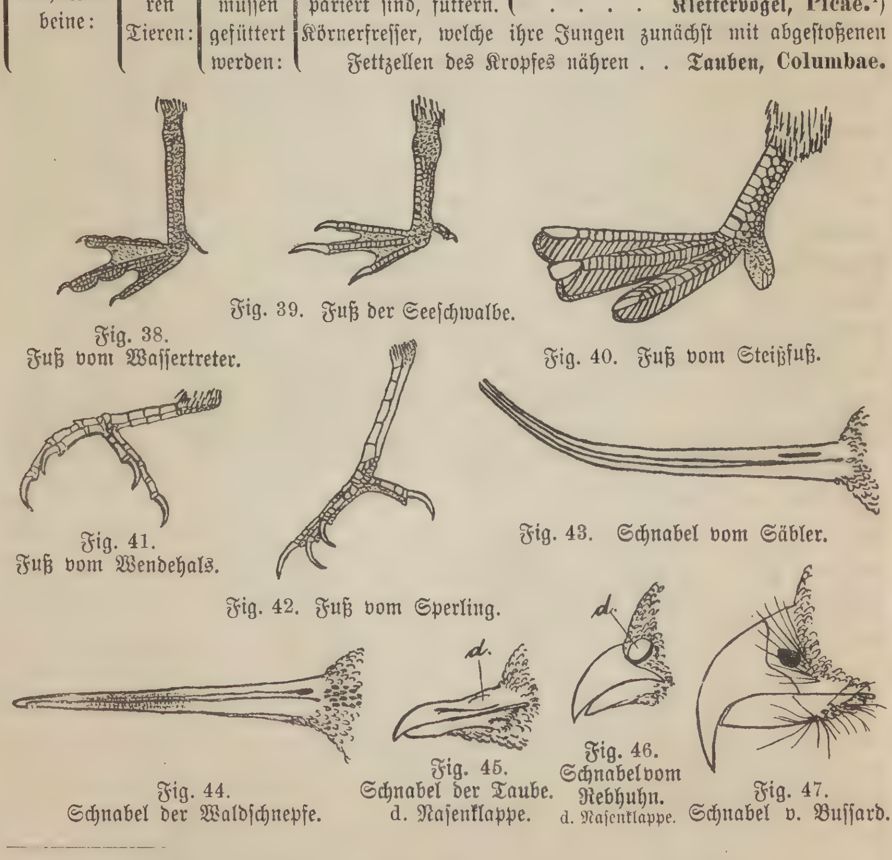


Fig. 38. Fuß vom Wassertreter.

Fig. 39. Fuß der Seeschwalbe.

Fig. 40. Fuß vom Steißfuß.

Fig. 41. Fuß vom Wendehals.

Fig. 42. Fuß vom Sperling.

Fig. 43. Schnabel vom Säbler.

Fig. 44. Schnabel der Waldschnepfe.

Fig. 45. Schnabel der Taube. d. Nasenklappe.

Fig. 46. Schnabel vom Rebhuhn. d. Nasenklappe.

Fig. 47. Schnabel v. Bussard.

---

[1] Die beiden Ordnungen der Kletter- und Singvögel gehen biologisch am meisten in einander über und werden später gemeinschaftlich betrachtet werden.

Systematische Übersicht der Ordnungen.

- Zwischen den Zehen befinden sich Schwimmhäute, welche, aus dem Zehenwinkel bis zur Mitte des Randes gemessen, wenigstens halb so breit sind als die Länge der längsten Zehe ohne Kralle (Fig. 38 u. 39).
  - Innenzehe an der Innenseite mit zwei rundlichen Lappen (Fig. 38) **Wassertreter** (Grallae).
  - Innenzehe ohne rundliche Lappen.
    - Schnabel sehr stark aufwärts gekrümmt (Fig. 43) . . **Säbler** (Grallae).
    - Schnabel nicht aufwärts gebogen . . . . **Schwimmvögel, Anseres.**
- Schwimmhaut weniger breit oder fehlend.
  - Zehen mit breiten Nägeln und einfachen Hautsäumen (Fig. 40) . . . . **Steißfuß** (Anseres).
  - Zehen anders gestaltet.
    - Das Bein vorn bis über die Fersenbeuge hinauf nackt (Fig. 38).
      - Außen- und Mittelzehe bis zur Mitte eng mit einander verwachsen . **Eisvogel und Bienenfresser** (Picae).
      - Zehen frei oder am Grunde durch Schwimmhäute verbunden . . . . . . **Watvögel, Grallae.**
    - Beine vorn wenigstens bis zur Fersenbeuge befiedert (Fig. 41 u. 42).
      - Die Nasenöffnung durch eine nackte, fleischige od. lederartige Klappe verdeckt (Fig. 45 u. 46).
        - Die Grundhälfte der nackten Schnabelfirste weichhäutig, die Nasenklappe gestreckt (Fig. 45) . . . . . **Tauben, Columbae.**
        - Die nackte Schnabelfirste bis zum Grunde fest, oft am Grunde mit fleischigem Kamm, Nasenklappe fast halbkreisförmig (Fig. 46) . **Hühner, Gallinae.**
      - Nasenöffnung frei (Fig. 47) oder von dichten Federn überdeckt.
        - Beine bis zu d. Zehenwurz. od. bis zu den Krallen befiedert.
          - Alle vier Zehen nach vorne gerichtet . . . . . . **Turmschwalbe** (Picae).
          - 3 Zehen nach vorn gerichtet, eine vierte nach hinten gerichtet oder fehlend.
            - Nasenlöcher nicht sichtbar, mit dicht befiederter Klappe überdeckt . . **Hühner, Gallinae.**
            - Nasenlöcher sichtbar, nur von einzelnen Federn oder Borsten überragt (Fig. 47).
              - Schnabel sehr stark gekrümmt, hakenartig über den Unterschnabel vorragend (Fig. 47) . . **Raubvögel, Accipitres.**
              - Schnabel breit, nicht gebogen . **Hausschwalbe** (Passeres).
        - Beine nur bis zu den Fersen befiedert.
          - Vor den Nasenlöchern mit Absatz quer über den Schnabel und hinter diesem Absatz eine weiche Wachshaut, Oberschnabel stark gebogen (Fig. 47) . . . . . **Raubvögel, Accipitres.**
          - Schnabel ohne Wachshaut am Grunde.
            - Hinterseite des Laufes ohne Quernähte (Fig. 42) . . . . . **Singvögel, Passeres.**
            - Hinterseite des Laufes mit Quernähten (Fig. 41) oder mit kleinen sechseckigen Feldern (Fig. 40).
              - Die Quernähte am Lauf hinten weit enger als vorn, oft netzartig.
                - Oberschnabel länger als d. Unterschnabel, am Ende nach unten erweitert (Fig. 44) . . **Waldschnepfe** (Grallae).
                - Oberschnabel nicht länger als d. Unterschnabel, spitz . **Klettervögel, Picae.**
              - Die gen. Quernähte hinten nicht oder kaum enger als vorn (Fig. 41).
                - Zwei Zehen nach vorn, zwei nach hinten gerichtet (Fig. 41) **Wendehals** (Picae).
                - Drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet . **Lerche u. Schneelerche** (Passeres).



Über Dr. Ludwig Meyn.*)

Vortrag, gehalten auf der 4. Generalversammlung zu Rendsburg am 15. Mai 1894.

J. Eckmann in Ellerbek.

Eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen wir, wenn wir das Andenken Ludwig Meyns in Ehren halten. Von verschiedenen Seiten ist ein Abriß seines Lebens und eine Beschreibung seines Wirkens gegeben worden, so von Dr. Keck in dem von Meyn begründeten „Hauskalender,“ von Professor Backhaus im „Norddeutschen Landwirt,“ von Professor Berend in dem Begleitwort zu der geognostischen Karte von Schleswig-Holstein und zuletzt noch von Frahm in seinem Buch „Schleswig-Holsteins Heldengeister und Altmeister.“ Das darf uns aber nicht abhalten, auch unsererseits den Zoll der dankbaren Verehrung darzubringen. Unser Verein ist noch jung und hat doch schon festen Fuß gefaßt im Lande und wird hoffentlich noch immer mehr Boden gewinnen in weiteren Kreisen unseres Volkes, um an seinem Teile zur Pflege der Landeskunde beizutragen. Lebte Ludwig Meyn noch, dann hätte er gewiß mit Freude das Entstehen unseres Vereins begrüßt und gefördert. Die Kunde der Natur zu verbreiten, die Liebe zu unserm Heimatslande zu pflegen, das war zeitlebens auch sein Streben. Dafür hat er gewirkt in einem ungemein thätigen Leben, und wir wandeln nur in seinen Fußstapfen, wir gehen den Weg, den er gewiesen, wir danken's ihm, daß wir für unsere Bestrebungen so reiche Teilnahme finden. Darum will ich

*) Vorstehend abgedruckten Holzschnitt verdanken wir der Güte der Herren Lühr & Dircks in Garding.

versuchen, ein Bild seines Lebens zu zeichnen und eine Würdigung seiner Verdienste Ihnen vor Augen zu führen.

Geboren ist Ludwig Meyn am 1. Oktober 1820 zu Pinneberg, gestorben am 4. November 1878 zu Hamburg. Nur 58 Jahre hatte er erreicht, als er unerwartet aus seiner Wirksamkeit herausgerissen wurde. Seine Kindheit hat er in dem schönen Pinneberg verlebt, wo sein Vater praktischer Arzt war. In seinem 13. Lebensjahre kam er nach Kiel, als sein Vater eine Professur an der Universität erhielt. Schon früh entschloß er sich, Naturwissenschaften zu studieren und sich besonders der Geologie zuzuwenden. Als Student hielt er sich vorzugsweise in Berlin auf und lernte hier Leopold von Buch, Alexander von Humboldt und Karl Ritter kennen. Besonders gefesselt ward er durch die Vorträge über Mineralogie von Professor Weiß. Aber auch in der Chemie suchte er gründliche Kenntnisse zu erwerben und nahm zu dem Zwecke in Dr. Marchands chemischem Laboratorium eine Assistentenstelle an. 1844 beendete er seine Universitätsbildung und promovierte in Kiel zum Doktor der Philosophie. Im Herbst 1844 ging er nach Kopenhagen, um dort an den vorzüglichen naturwissenschaftlichen Sammlungen sein Wissen zu erweitern. Der Professor Örsted beauftragte ihn mit der Herausgabe seiner Physik in deutscher Sprache. Von Professor Forchhammer, welcher damals der beste Kenner unserer Bodenverhältnisse war, wurde Ludwig Meyn der Weg zu seiner Wirksamkeit gewiesen. Nachdem er die Aufforderung der Akademie, als Mineraloge an einer Weltumsegelung teilzunehmen, abgelehnt hatte, besuchte er im Sommer 1845 den Harz und verweilte den folgenden Winter noch einmal in Berlin.

Ostern 1846 begann er seine Lehrthätigkeit als Lehrer am Gymnasium in Kiel; daneben las er als Privatdocent an der Universität über Mineralogie und Geognosie. Hier bot sich ihm ein reiches Arbeitsfeld, und sein Wunsch war, nach einigen Jahren als ordentlicher Professor angestellt zu werden. Während der Zeit der Erhebung von 1848—51 verwaltete Dr. Meyn die beiden Ämter eines Bergkontroleurs in Segeberg und eines Salineninspektors zu Oldesloe. Im Jahre 1849 vermählte er sich mit Agnes Albers aus Hamburg. Die Hoffnung auf eine ruhige, glückliche Zeit wurde aber bald zunichte; denn die Dänen wurden wieder die Herren Schleswig-Holsteins, und mit der Wiederkehr der dänischen Herrschaft mußte Ludwig Meyn seine Ämter aufgeben. Er kehrte in seine Stellung als Privatdocent zurück, mußte sich indessen bald überzeugen, daß für ihn keine Aussicht auf eine Professur in Kiel vorhanden sei. Sein Vaterland zu verlassen und anderswo Lehrer zu werden, dazu konnte er sich nicht entschließen.

Am 1. Oktober 1854 kaufte er von Keedenburg & Bleeker in Ütersen ein Gewese, welches Sägemühle, Kalkbrennerei und Papierfabrik umfaßte. So wurde aus dem akademischen Lehrer ein Gewerbtreibender, ein Mann der Praxis. Die Papierfabrik ließ er bald eingehen und gründete dafür eine Düngerfabrik, die Mittelpunkt seines ganzen Geweses geworden ist, so daß später auch Sägemühle und Kalkbrennerei aufgegeben wurden. In der Bereitung von künstlichem Dünger hat sich dann durch ihn die Firma Keedenburg & Bleeker eine geachtete Stellung

erworben und nicht wenig dazu beigetragen, die Landwirtschaft in einem großen Teile Norddeutschlands in neue Bahnen zu lenken. 24 Jahre lang hat er in Ütersen eine außerordentlich rege Thätigkeit entfaltet, nicht so sehr als Geschäftsmann, sondern vielmehr als ein Lehrer des Volks, ein Berater der Bedrängten, ein Förderer der Wissenschaften. Sein Haus, inmitten grüner Marschweiden, unmittelbar an der Pinnau belegen, wurde von vielen Freunden aus der Nähe und der Ferne besucht. Diese Zeit in Ütersen ist so recht eine Segenszeit für ihn und für unser Land geworden. Seine Fabrik befand sich in blühendem Zustande; aber er war nicht so sehr Geschäftsmann, um sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben. Der Trieb, zu lehren und wohlzuthun, hat herrlichere Früchte getragen. Nicht Eigennutz, nicht Geschäftsinteresse war es bei ihm, wenn er den Landleuten den Wert des künstlichen Düngers nahe legte. Wäre es ihm nur um das Geschäft zu thun gewesen, so hätte er bloß den Ruhm, die erste Düngerfabrik in Schleswig-Holstein gegründet zu haben; vielleicht wäre er auch ein reicher Mann geworden und die Fabrik würde noch blühen in den Händen seines Erben. Aber dann würden wir schwerlich Veranlassung nehmen, seiner zu gedenken; dann würde er wohl nur den Landleuten unserer Provinz bekannt geworden sein, und auch ihnen wäre er nicht der Mann gewesen, zu dem sie mit unbegrenztem Vertrauen und vollster Hochachtung hätten emporblicken können. Daß sein Andenken heute noch fortlebt in so vieler Herzen, das kommt davon, daß er auch ohne den Titel ein rechter Professor geworden ist, daß er es nicht lassen konnte, zu forschen und zu lehren, was er erforscht, daß in ihm ein warmes Herz schlug für seine Mitmenschen, in ihm glühte die Liebe zu seinem Vaterlande. „Doktor Meyn" und „der Wirtschaftsfreund," das sind die Ehrennamen, unter denen er in unserm Volke fortlebt.

Auf einer Geschäftsreise war er begriffen, als ihn in Hamburg am 4. November 1878 plötzlich der Tod ereilte. Zu dem Begräbnis in Ütersen kamen Männer aus allen Teilen des Landes, aus allen Ständen des Volks, um kundzugeben, wie teuer ihnen allen der Verstorbene gewesen. Seine Witwe ließ sein Grab mit einem schlichten Granitstein schmücken. Ihre Zukunft hatte er sicher gestellt, so daß sie ohne Nahrungssorgen leben konnte, bis sie ihm nachfolgte im Jahre 1888. Die Fabrik ging in die Hände seines Pflegesohnes über; jetzt befindet sie sich im Besitz einer Hamburger Aktiengesellschaft.

Wenn ich nun dazu übergehe, im einzelnen Ihnen die Bedeutung Ludwig Meyns darzulegen und dabei unterscheiden möchte seine Verdienste um die Wissenschaft, um die Hebung der Volksbildung und Volkswohlfahrt und um die Förderung unserer Landeskunde, so wird es schwer sein, diese Punkte strenge auseinander zu halten; denn er besaß die glückliche Gabe, die Resultate seines Forschens volkstümlich auszudrücken, und der Gegenstand seiner Arbeiten war vorwiegend die Beschaffenheit unseres Landes.

Professor Berend, der das letzte Werk Ludwig Meyns herausgegeben hat, „die Beschreibung der Bodenverhältnisse der Provinz Schleswig-Holstein als Erläuterung zu dessen geologischer Übersichtskarte unseres Landes," giebt in

einem Anhange einen Lebensabriß und ein Schriftenverzeichnis von ihm. Letzteres ist außerordentlich reichhaltig und zeugt von dem Schaffensdrang unseres Altmeisters. Als Gebiete, die behandelt worden sind, werden aufgeführt: Geologie, Zoologie, Botanik, Chemie, Physik, Technologie, Düngemittel, Acker, Garten, Viehstand, Geräte, Gebäude, politische Aufsätze, Gedichte und erzählende Schriften. Seine Arbeiten erschienen teilweise in Buchform, die allermeisten in naturwissenschaftlichen Fachblättern und Vereinsschriften, in den politischen Zeitungen unseres Landes und in landwirtschaftlichen Zeitschriften.

Das Hauptarbeitsfeld für ihn war die Geologie unseres Landes. Seine erste bedeutende und die letzte große Arbeit seines Lebens, sie beide behandeln die Bodenkunde Schleswig-Holsteins, die erste 1847, die letzte 1878. Als im Jahre 1847 die elfte Versammlung deutscher Land- und Forstwirte in Kiel tagen sollte, bestand bei dem Vorstande die Absicht, eine geognostische Übersicht unseres Landes den Festteilnehmern darzubieten. Eine ausreichende Mineraliensammlung gab es damals für Schleswig-Holstein nicht, und als nun dem Privatdocenten Dr. Meyn in Kiel die Herstellung einer Sammlung übertragen wurde, da hatte er eine riesenhafte Arbeit zu bewältigen. Aber mit Mut, Kraft und Ausdauer vollbrachte er in einem Sommer das Werk, sammelte, bestimmte, ordnete und beschrieb die wichtigsten Mineralien unseres Landes. Sein Bericht über diese Sammlung ist in dem Jahrbuch des Vereins vom Jahre 1848 veröffentlicht. 1500 Stücke umfaßte die damals hergestellte Sammlung; sie bildete den Anfang, den Grundstock des Kieler Mineralienkabinetts. Gleichzeitig verfaßte Ludwig Meyn für die Fremden, welche unser Land besuchten, einen Führer durch Holstein, Lauenburg, Hamburg und Lübeck, welchem 7 Karten beigefügt waren. 1857 erschien in Buchform „das Salz im Haushalte der Natur und des Menschen" als dritter Band der von dem Naturforscher Roßmäßler herausgegebenen Bücher der Natur. 1864 lieferte er einen kleinen Beitrag zur Geologie der Insel Helgoland. Eines seiner wichtigsten Werke ist die im Jahre 1876 erschienene geognostische Beschreibung der Insel Sylt. Er verfolgt in dem Buch mit Gründlichkeit und Klarheit die Bildung und Veränderung unserer Nordseeküste. Über die Gestaltung der Westküste nimmt er an, daß während der Periode des alten Alluviums der Meeresgrund dort, wo jetzt die cimbrische Halbinsel liegt, bis zu solcher Höhe gehoben sei, daß die Austernbänke und Walfischgerippe bis zu 30 und 60 m über den Meeresspiegel aufstiegen. Weiter westlich entstand ein ähnliches, aber weniger hohes Hügelland, und die Vertiefung zwischen beiden füllte sich horizontal mit alluvialem Sande. Dann folgte in der jüngeren Alluvialzeit eine kleine Senkung von 3 bis 6 m, an welcher das ganze nordwestliche Europa teilnahm. Die westliche Hügelkette wurde jetzt von der Brandung großenteils weggerissen, das Meer ergoß sich von Norden her in die Vertiefung und bildete im Lauf der Zeit ein großes Marschland, das bald von Menschen besiedelt wurde. Die Schutzmauer gegen das Meer im Westen nahm immer mehr ab, und nun begannen die großen Überschwemmungen und Verheerungen, welche uns von der Geschichte berichtet werden. Dr. Meyn spricht

seine Freude aus über das Vorgehen der Regierung, welche die Hamburger Hallig mit dem Festlande durch einen Damm verbunden hat, und wünscht von ihr, daß sie auch das Nordende von Sylt mit dem Festlande, sowie Föhr mit Amrum verbinde, damit die Landgewinnung erhebliche Fortschritte machen könne. — In den Jahren 1876 und 77 veröffentlichte er in den Itzehoer Nachrichten: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, Briefe an eine Freundin über die natürliche Geschichte der Schöpfung.“ Die 30 Briefe erschienen im Jahre 1878 gesammelt als Buchausgabe. Meyn zeigt sich hier als ein Meister in der populären Darstellung; er weiß die schwierige Materie der Erdbildung so deutlich und anschaulich zu behandeln, daß das Buch für die weitesten Kreise lesenswert ist. — Sein letztes, eben vor seinem Tode vollendetes wissenschaftliches Werk ist die geologische Übersichtskarte von Schleswig-Holstein, im Auftrage der Königlichen Geologischen Landesanstalt ausgeführt. Die Erläuterung dazu, betitelt „die Bodenverhältnisse der Provinz Schleswig-Holstein,“ war von ihm bereits 2 Jahre vorher im landwirtschaftlichen Centralblatt veröffentlicht worden. Diese wurde neu herausgegeben von seinem Freunde, Professor Berend in Berlin, der auch die Herausgabe der Karte besorgt hatte. Professor Haas in Kiel urteilt über Meyns Bedeutung für die Geologie unseres Landes: „Ludwig Meyns Einfluß auf die Entwicklung der geologischen Erforschung Schleswig-Holsteins ist heute noch unverkennbar. Auf dem von ihm gelegten Fundamente ist weiter gebaut worden, und wenn heutzutage das Gebäude ein so sehr stattliches geworden ist, so gebührt in erster Linie der Dank dafür dem Baumeister Ludwig Meyn, der den Plan dazu gemacht hat.“

Von größeren Abhandlungen auf anderen Gebieten seien genannt das im Jahre 1851 von Meyn herausgegebene Lehrbuch der mechanischen Physik von Örsted, die neue Methode der Wiesenkultur, die nachhaltige Vertilgung des Duwok 1854, über den Guano 1867 und 72, der Asphalt und seine Bedeutung für den Straßenbau großer Städte 1872, über den Phosphat als Hilfsmittel der Düngerfabrikation 1879.

Fast zahllos zu nennen sind die kleineren Aufsätze, in denen Ludwig Meyn der Wissenschaft und seinem Vaterlande zu nützen suchte. Er war eines der thätigsten Mitglieder in dem Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nördlich der Elbe. Auf den Versammlungen dieses Vereins hat er oft Vorträge gehalten. Als Autorität in der Heimatskunde ward er häufig als Redner auch für die Versammlungen anderer Vereine gewonnen. Die Zeitschriften, wofür er geschrieben, die Vereine, in denen er geredet, die Themata seiner Arbeiten alle zu nennen, würde uns zu weit abführen. Nur einiges will ich hervorheben: die Erdfälle, Braunkohle in Lauenburg, der Jura in Schleswig-Holstein, über Abraumsalze in Stipsdorf, Beschreibung der Umgegend von Stade, die Hamburger Hallig, Bericht über eine Reise nach den Niederlanden, die Bodenbeschaffenheit auf Rügen, der Bernstein der norddeutschen Ebene, über verkieseltes Koniferenholz im norddeutschen Diluvium, Mineralöle bei Heide,

Dolomitgeschiebe in Holstein, neu entdecktes anstehendes Gestein bei Heiligenhafen, neue Hoffnungen auf Steinsalz in Schleswig-Holstein 1864.

Als Kundiger im Gebiete der Geognosie wurde er von nah und fern um Rat gebeten, wenn es sich um Anlagen zur Erbeutung unterirdischer Schätze handelte. Nach Steinsalz ist schon unter seiner Leitung in Segeberg geforscht worden, wenngleich damals vergeblich. Die Gewinnung von Solaröl bei Heide hat er mit ins Werk gesetzt. Auf seinen Rat ist hier später eine Tiefbohrung unternommen und wirklich ein sehr mächtiges Lager von Ölkreide aufgefunden worden. Noch am 12. September 1878 berichtete er über die Petroleumgruben zu Schwabweiler im Elsaß, zu deren Begutachtung er aufgefordert worden war. Wie sehr er alle wichtigen Stätten unseres weiten Vaterlandes aus eigener Anschauung kennt, merkt man in allen seinen Schriften. Immer gewinnt man bei ihm den Eindruck: selbst geschaut, selbst begriffen, selbst erklärt. Ein selbständiger, gewissenhafter, gründlich und klar darstellender Naturforscher ist er gewesen.

Seine Bedeutung für die Bildung und Wohlfahrt unseres Volkes wird gekennzeichnet durch den Ehrennamen „Wirtschaftsfreund." Er schreibt 1858 bei Beginn seiner Thätigkeit für die „Itzehoer Nachrichten„: „Der Wirtschaftsfreund will es sich angelegen sein lassen, aus dem reichen Felde der neueren Entdeckungen und aus dem angesammelten Schatze alter Erfahrungen der thätigen und strebenden Menschheit vorzugsweise das mitzuteilen, was seinen Lesern Interesse gewähren oder Freude bereiten kann. Er wird mit Vorliebe das Heimische beschreiben und wird Fremdländisches immer am liebsten mit den entsprechenden Erscheinungen im Vaterlande vergleichen. Er will in gleichem Maße dabei den Marsch- und Geestbauern, den kleineren Landmann und den großen Gutsbesitzer, den Handwerker und den Fabrikanten, den Kaufmann und den Seefahrer berücksichtigen und hofft, keinem Stande ganz fremd zu bleiben, der in unserm lieben Vaterlande irgend welche Bedeutung hat. Der Boden und das Klima unserer Heimat, die Natur- und Wirtschaftsprodukte derselben, Wind und Wetter sollen ihn ebensowohl beschäftigen, als die menschlichen Thätigkeiten, durch welche die natürlichen Gaben gewonnen und veredelt werden. Auf beiden Meeren unserer Küsten, an den Ufern unserer malerischen Landseeen, in Feld und Wald und auf der Heide, in Haus und Hof können und werden wir uns begegnen; ja, der Wirtschaftsfreund wird es auch nicht scheuen, selbst die Hausfrauen in Küche und Keller zu begleiten." Das sind die Hauptsätze aus seinem Programm, und in wie hohem Grade hat er sein Versprechen erfüllt! 20 Jahre lang hat er als Wirtschaftsfreund zum Volk geredet. Unzählig viele Fragen sind an ihn gerichtet, und in seinem Sprechsaal hat er sie alle unermüdlich beantwortet. Manches Vorurteil hat er gehoben, manchen Aberglauben verbannt, manchen Samen einer besseren Erkenntnis ausgestreut. Dabei wußte er so warm und herzlich zu schreiben, daß auch das Gemüt nicht leer ausging; eine sittliche Tendenz haben sehr viele seiner Aufsätze. So bildete er nicht bloß den Geist, sondern auch das Herz des Volkes. Und sein Wort reichte weit; im ganzen Lande las man mit

Eifer, was er schrieb. Er verstand es, jeder Frage so allgemeine Bedeutung beizulegen, daß seine Antwort auch manchen interessierte, der direkt nicht beteiligt war. Professor Backhaus hat diese Arbeiten auf 13400 Spalten oder 837½ Druckbogen oder 15 Bände berechnet. Viele Aufsätze hatten nur für den Augenblick Bedeutung; viele indessen besitzen einen dauernden Wert. Von Juliane Meyn, einer Schwägerin Dr. Meyns in Altona, sind 50 Aufsätze der letzteren Art ausgewählt und als eine Sammlung unter dem Titel: „Aus dem Leben und aus der Natur" im Jahre 1886 herausgegeben worden. Einige der Überschriften mögen genannt werden: Segen der Arbeit, Wert der Bienenzucht, über den Umgang mit dem Gesinde, Zierden der Landschaft, über den Einfluß des Mondes auf die Witterung, Ebbe und Flut, vom Hagel, über die Betten, feuchte Wände, grüne Tapeten, ist der Genuß des Tabaks schädlich? Schutz den Singvögeln! die Wünschelrute, wachsen die Steine? versinkt das Eis? warum bleibt der Boden des Kessels kalt, so lange das Wasser kocht? die Bedeutung der Soda im Haushalt.

Das Interesse für die Landwirtschaft veranlaßte ihn, einen landwirtschaftlichen Kalender herauszugeben. Jahr für Jahr ist das Taschenbuch erschienen, den Landleuten beachtenswerte Winke für den rationellen Betrieb erteilend. In den Jahren von 1861—78 hat Dr. Meyn 54 Aufsätze darin veröffentlicht. Im Jahre 1872 übernahm er außerdem die Redaktion des Hauskalenders, der im ganzen Lande bekannt ist und noch erscheint als „Meyns Hauskalender." 25 Aufsätze hat Meyn in den Jahren 1872—78 für den Kalender geschrieben.

Auch dem Lehrerstande trat er nahe in seinem Wirken. Viele Lehrer hat er angeregt zum Sammeln, und manches Gestein ist ihm von den Lehrern übermittelt worden. Mit vielen hat er in Gemeinschaft gearbeitet; ich erinnere nur an den verstorbenen Schlichting und an unseren anwesenden Veteranen Fack. In den Jahren 1857—60 sind in der Schulzeitung 11 Arbeiten von ihm veröffentlicht worden. Die Fragen der Landleute sind oft durch der Lehrer Hand an ihn gelangt. Im Hauskalender sind es besonders Lehrer, welche ihm Gedichte, Erzählungen und andere Aufsätze zur Verfügung stellen. Auch für die Schule selbst hat Meyn Arbeiten geliefert. Als im Jahre 1868 das „Vaterländische Lesebuch von Keck und Johansen" herausgegeben wurde, da brachte es von Meyns Hand eine Reihe naturkundlicher Aufsätze. Selbst als Dichter und Erzähler ist er aufgetreten; doch ließen ihm hierfür seine anderen Arbeiten wenig Zeit übrig.

Allen Ständen trat er nahe; bei allen war er geschätzt. Uneigennützig war er in allem, was er that, und seine Güte ist oft über Gebühr in Anspruch genommen worden. Wo er nur konnte, förderte er gemeinnützige Unternehmungen. Im Geschäftszimmer des Ütersener Kreditvereins hängt ein Ölbild von ihm, dem Mitbegründer des Vereins. Unsere Heimatsgeschichte fand bei ihm die vollste Teilnahme. Was er über Politik veröffentlichte, erschien meistens anonym. Freudig ward sein Herz bewegt, als unser Land von Dänemark befreit wurde. Aber trübe blickte er in die Zukunft, da das Schicksal des Landes 1867 sich

anders gestaltete, als er und viele mit ihm es sich gedacht hatten. Geraume Zeit währte es, bis er die Verstimmung über den Anschluß an Preußen überwunden hatte; dann aber, nachdem er den Wert der neuen Verbindung erkannt, griff er wieder thätig mit ein bei der Neuordnung der Verhältnisse. Er nahm namentlich hervorragenden Anteil an den Bonitierungsarbeiten, wofür ihm der Kronenorden als Anerkennung zuteil wurde.

So dürfen wir wohl von Dr. Meyn sagen, daß er gewesen ist den Landleuten ein Förderer für Ackerbau und Viehzucht, vielen Menschen aus allen Berufsklassen ein Ratgeber für die Fragen des Lebens und ein Helfer bei gemeinnützigen Einrichtungen, den Wißbegierigen ein Lehrer, den Forschern ein Pfadfinder, dem Vaterlande ein treuer, begeisterter Sohn, daß er gewesen ist dem Guten und der Wahrheit ein warmer Freund, dem Bösen und dem Wahnglauben ein unversöhnlicher Feind. Darum war die Trauer im ganzen Lande groß, als er unerwartet aus seiner reichen Thätigkeit herausgerissen ward. Auf ihn wurde angewendet das Wort des Dichters: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." Die Herausgeber der „Kieler Zeitung" und der „Itzehoer Nachrichten" regten im Dezember 1878 die Gründung einer Meyn-Stiftung an. Es sind 4000 M. aufgebracht worden, zum größten Teile von Dr. Ahlmann in Kiel und Pfingsten in Itzehoe, deren Zinsen seit 1886 alljährlich für Schülerbibliotheken verwendet werden. In dem Aufruf zur Gründung eines Meyn-Denkmals (das freilich bis jetzt noch nicht gesetzt ist), von der Direktion des schleswig-holsteinischen landwirtschaftlichen Generalvereins wurden seine Verdienste in folgender Weise geschildert: „Ohne irgend eine amtliche Stellung zu bekleiden, hat er dennoch einen Einfluß ausgeübt und eine Wirksamkeit entfaltet, wie es wenigen unseren Landsleuten vergönnt gewesen ist. Mit umfassenden Kenntnissen in den Naturwissenschaften ausgerüstet, in Sachen der Technik wohl bewandert, hat er den Schatz seines umfangreichen Wissens von Jugend auf der gesamten Bevölkerung zur Verfügung gestellt und durch Wort und Schrift in unablässiger Thätigkeit den Fortschritt gefördert. Insbesondere ist ihm die Landwirtschaft zu hohem Danke verpflichtet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Landwirte auf rationellen Betrieb hinzuweisen und sie zum Nachdenken anzuregen, die Wissenschaft unter ihnen zu Ehren zu bringen und Theorie und Praxis einander zu nähern. Aber nicht nur auf gewerblichem Gebiete hat er eine hervorragende Thätigkeit entfaltet, sondern auch für die kommunalen Angelegenheiten der Provinz wie der kleineren Verbände hat er stets das größte Interesse an den Tag gelegt und mit klarem Auge und offenem Sinn für das, was das Recht und die Billigkeit erheischte und mit Hintansetzung seiner eigenen Person Partei ergriffen und mit der schneidigen Waffe seiner Feder den Kampf geführt. Nicht minder hat er auch die höchsten idealen Bestrebungen der Menschheit nie aus dem Auge gelassen; in ihnen hat er stets den Ausgangspunkt für seine gesamte öffentliche Wirksamkeit gefunden. Alle seine Thätigkeit aber war getragen von einer edlen Humanität, wie sie nur durch Vielseitigkeit des Wissens und wahre Herzensbildung hervorgebracht werden

kann." Ich will schließen mit einem Verse aus dem von Joachim Mähl ihm gewidmeten Nachrufe: „Er war zwar — einfach; doppelt war indes sein ganzes Streben: real nach einer Seite hin, sonst — ideal sein Leben." —

Sagen aus Eiderstedt.

Von Lehrer **Schacht** in Altona.

8. Die Tänzerin auf Hoyenswort.

Etwa eine Stunde nördlich von Tönning, nahe dem Dorfe Oldenswort, liegt das alte adlige Gut Hoyenswort. Vor vielen Jahren wurde auf diesem Gute einmal eine Hochzeit gefeiert, bei der es lustig herging und sehr viel getanzt wurde. Nun war unter den Gästen auch ein junges Mädchen, das war die beste Tänzerin weit und breit. Die konnte vom Tanzen nicht lassen, obgleich die Mutter sie oft warnte. Aber das Mädchen war übermütig und sprach: „Und wenn der Teufel selbst kommt und mich zum Tanze auffordert, so würde ich ihm es nicht abschlagen. Bald darauf trat ein Unbekannter in den Saal und forderte das Mädchen zum Tanze. Er tanzte nun so lange mit dem Mädchen, bis ihr das Blut aus dem Munde brach und sie tot niederstürzte. Die Blutspuren in dem Schlosse sind unvertilgbar. Der Tänzer aber war der Teufel. Das Mädchen aber hatte keine Ruhe. In jeder Nacht um Mitternacht ging sie in den Saal, eine höllische Musik brach dann los und das ganze Schloß tanzte dann auf und ab. Jeden, der zufällig im Saal ist, fordert sie zum Tanzen auf, aber noch hat es niemand gewagt. Wer es wagt, der erlöst sie von ihrem Fluche. Einmal hat sie einen lustigen, wilden Gesellen so erschreckt, das ihm für immer die Lust an Gelagen vergangen ist.

9. Die Drescher.

Auf einigen Höfen in Eiderstedt findet man an der großen Thür, die zur Loh führt, 2 Drescher abgebildet, einen großen und einen kleinen. Solche Höfe liegen einer nördlich von Garding, einer östlich auf dem Wege nach Husum und einer in Witzwort. Auf diesem letzten Hofe befindet sich unter dem großen Drescher folgender Spruch: Ich bin der Mann — der dreschen kann. Unter dem kleinen Drescher aber steht: Ich kann auch wohl dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll. Von diesen Dreschern wird nun folgendes erzählt: In jenem Dorfe wohnte vor vielen Jahren ein großer und starker Mann; keiner konnte das Dreschen mit ihm aushalten, alle seine Macker drosch er zu Tode. Keiner wollte mehr mit ihm dreschen. Wenn er auf den Markt ging, um sich einen neuen Macker zu suchen, so sagte ihm jeder: „Mit dir mag der Teufel selbst nicht dreschen." Als er sich nun einmal wieder auf dem Markte befand, kam ein kleiner Mann in einem schwarzen Rock zu ihm und fragte ihn: „Bist du der Mann, der dreschen kann?" Der Große antwortete: „Ich bin der Mann — der dreschen kann." Da antwortete der Kleine: „Ich kann auch wohl

dreschen, wenn es nur Arbeit lohnen soll; willst du es einmal mit mir versuchen und mich zum Macker haben?" Da sprach der Große: „Ich habe schon ganz andre Gesellen zum Macker gehabt und sie alle tot gemacht; aber du siehst doch wohl darnach aus, daß du dreschen kannst, komm nur mit." „So schnell gehts noch nicht," sagte der Kleine, „morgen will ich kommen; ich muß erst meinen Flegel holen." Da meinte der Große, daß das nur Ausflüchte seien, weil der Kleine sich fürchtete. Er sagte darum: „Einen Flegel will ich dir wohl leihen." Doch der Kleine wollte durchaus seinen eignen haben. „So will ich den Knecht darnach schicken," sagte der Große. „Dann muß er einen Wagen nehmen; tragen kann er ihn nicht." Der Große lachte zwar, doch schickte er einen Wagen hin. Als nun der Knecht zurückkam, mußte man ihn abladen helfen, denn der Flegel war ganz von Eisen. „Frau," sagte der Kleine zur Bäuerin, „die Teller, Grapen und Pfannen mußt du herunter nehmen." Die Frau aber lachte ihn aus. „So will ich keine Schuld haben, wenn Unglück passiert," sagte er, und nun ward alles Korn auf die Loh geworfen. Da that der Kleine den ersten Schlag und alles, was da war, stürzte von den Borten herunter. Der Große erschrak, aber er wollte sich nicht geben, sondern sie droschen in die Wette, Schlag um Schlag, die Loh hinauf und hinunter, bis sie ganz in Grund und Boden geschlagen war. Da strengte sich der Große übermäßig an und schlug rascher zu, und der Kleine folgte immer schneller und schneller, und das trieben sie so lange, bis der Große tot niederstürzte. Zum Andenken hieran ist das Bild gemalt worden.

10. De Waterpedder.

Wenn die grauen, nimmersatten, ewig grollenden und wühlenden Wogen der Nordsee zur Ebbezeit vom Deiche zurücktreten, erblickt man, soweit das Auge reicht, den im ruhigen Sonnenschein glänzenden blauen Schlick; das sind die Watten, untergegangenes Land, das das Meer mit allem Leben darauf begraben hat, und das der Mensch in unermüdlichem Fleiße dem Höllenrachen der Nordsee wieder abzugewinnen sucht. Wenn aber zur Herbstzeit die schmutziggrünen Wogen in überstürzender Eile über die Watten rollen, wenn der Sturmwind die Wolken wie einen Nebelschleier über die Erde jagt, wenn an der niedrigen Sandbank vor der Küste haushohe Wogen sich donnernd brechen, daß der Schaum bis zum Himmel aufspritzt und das Donnern der Brandung stundenweit zu hören ist, dann schreitet mit ruhigem, festem Tritte, unbekümmert um Wogengebraus und Sturmgeheul, ein Gespenst über die Watten, bekleidet mit einem grauen fliegenden Mantel und bedeckt mit einem großen Hut, in der Hand ein Licht hin und her schwenkend, als wolle es den auf See sich befindenden Schiffern den rechten Weg zum sicheren Hafen weisen. Doch wehe dem Schiffer, der dem trügerischen Lichte vertraut, der vielleicht mit vollen Segeln auf dasselbe lossteuert; er ist elend verloren, sein Schiff zerschellt und ihn reißen die Wogen hinab in die brodelnde Tiefe. Dies Gespenst ist der gefürchtete „Waterpedder" (Wassertreter). Es soll dies ein Lehnsmann gewesen sein, der ein gottloses

Leben führte und sich dem Teufel verschrieben haben soll. In dunklen Sturmnächten hat er durch ein Licht manchem Schiffer den Untergang bereitet und durch den Raub des Strandguts seinen Reichtum erworben. Dafür wurde er verurteilt, nach seinem Tode ewig auf den öden Watten zu leben. Oft sucht er auch wieder auf das Land zu kommen. Aber trotz aller Mühe gelingt es ihm nicht, über den Deich zu kommen und dann Ruhe zu finden. Daher wird er auch an einigen Orten, wie z. B. in dem Dorfe Vollerwiek an der Eider, der „Dränger" genannt.

11. Martje Floris.

Wenn in Eiderstedt fröhliche Gesellschaften abgehalten werden, so kommt es wohl vor, daß einer der Gäste sein Glas erhebt und die Anwesenden auffordert, auf „Martje Floris' Gesundheit" anzustoßen und auszutrinken. Mit dieser schönen alten Sitte hat es nun folgende Bewandtnis. Als im Jahre 1700 Tönning belagert ward, hatte eine Gesellschaft von fremden Offizieren auf einem Hofe in Katharinenheerd Quartier genommen und haus'te gar arg dort. Die Offiziere ließen Wein auftragen, lärmten und zechten und kümmerten sich nicht um die Hausbewohner, als wären sie die Herren im Hause. Die kleine zehnjährige Tochter des Hauses, Martje Floris, stand dabei und sah mit Bedauern diesem Treiben zu, denn sie gedachte der armen Eltern, die solches Leben in ihrem Hause dulden mußten. Da forderte einer der Offiziere das Mädchen auf, heranzukommen und auch einmal eine Gesundheit auszubringen. Die kleine Martje ergriff herzhaft ein Glas und sagte mit lauter Stimme: „It gah uns wohl op unse ole Dage." Von dieser Zeit war der Trinkspruch allgemein, und selten trennten sich in Eiderstedt Wirt und Gast, ohne des Mädchens und seines Trinkspruchs gedacht zu haben.

Diese Sitte soll sich auch schon über die Grenzen Eiderstedts verbreitet haben. Als ich noch ein acht- bis neunjähriger Knabe war, habe ich den Trinkspruch noch mehreremal bei Gesellschaften gehört. Doch scheint es jetzt, daß dieser schöne alte Brauch mehr und mehr vergessen wird.

Mitteilungen.

Mit Rücksicht auf die von Herrn Alb. Plagemann in Langenfelde gemachte Mitteilung („Heimat" 1891 S. 203) über den Kuckuck auf Sylt darf ich noch Folgendes berichten: Auch auf Nordstrand kommt der Kuckuck regelmäßig jeden Sommer vor. Eine Nichte von mir, Fräulein Adelheid Ingwersen, jetzt in Dietrichsdorf bei Kiel wohnhaft, geboren auf Nordstrand und bis zu ihrem 12. oder 13. Jahre dort lebend, teilt mir mit, daß sie selbst den Kuckuck mehrfach dort ganz in der Nähe ihres Elternhauses auf einem Pfahl sitzen gesehen und ihn kräftig sein „Kuckuck, kuckuck!" rufen gehört habe; sie habe, zuerst von ihrer Mutter, meiner Schwester, die den Vogel aus ihrer Heimat, bei Neustadt in Holstein, sehr wohl kannte, auf den freundlichen Gast aufmerksam gemacht, auch von dieser gelernt, ihn nach der Zahl seiner jedesmaligen Rufe um die Zahl ihrer Lebensjahre zu befragen, und das während ihrer Kinderjahre auf Nordstrand öfter gethan. Auch dort benehme der genannte Vogel, wie meine Nichte mir mitteilt, sich im Gegensatz zu seiner sonstigen Gepflogenheit so wenig scheu, daß er oft die Kinder habe ganz nahe herankommen lassen und erst, wenn sie Anstalt gemacht haben, ihn zu greifen, davongeflogen sei.

Itzehoe. Emil Pörksen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

4. Jahrgang. № 11 u. 12. Novbr.—Dezbr. 1894.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl** in Kiel.

IV. 1. Singvögel, Passeres.

Übersicht der Gattungen.

I. Der Lauf hinten wie vorn getäfelt (Fig. 50).

- Vorne unter dem Schaft der ersten langen Schwinge liegt eine kleinere (eigentlich erste), welche nicht über das Ende der längeren oberen Flügeldeckfedern hinausreicht (vgl. Fig. 66).
  - Schnabel dick (Fig. 48) . . . . 1. Kalanderlerche, Melanocorypha Boie.
  - Schnabel weniger kräftig (Fig. 49) . . . . **2. Lerche, Alauda** L.
- Die erste Schwinge reicht fast bis zur Flügelspitze (die rudimentäre fehlt) . . . . **3. Calandrella Kaup.**

II. Der Lauf hinten nicht getäfelt (Fig. 42 und 53).

A. Die erste Schwinge reicht ganz oder fast bis zur Flügelspitze, sie ist jedenfalls nicht um die Länge der Mittelzehe (ohne Kralle) von der zweiten verschieden. (Nur bei noch nicht ausgewachsenen Tieren, bei denen die Fiedern am Grunde der Schwinge noch in einer häutigen Hülse stecken, kann die erste bedeutend kleiner sein; hier läßt die Dicke des Schaftes die definitive Größe erkennen.)

- Der Schnabel nicht flach gedrückt, am Vorderrande der Nasenlöcher höher oder doch etwa so hoch wie breit.
  - Der Schnabel weniger kräftig (Fig. 52), die nackte Firste wenigstens dreimal so lang, als der Schnabel am Vorderrande der Nasenlöcher hoch ist; die Schulterschwingen reichen oft bis zur Flügelspitze (Fig. 54).
    - Die Schulterschwingen reichen immer bis zur Spitze der 5. Schwinge, meist bis zur Spitze des Flügels (Fig. 54).
      - Die beiden mittelsten Schwanzfedern kürzer als alle andern; die Brustfedern zum Teil mit dunklen Längsflecken in der Mitte . . **4. Pieper, Anthus** Bechst.
      - Die beiden mittelsten Schwanzfedern ein wenig länger als alle andern; die Brustfedern weiß, schwarz oder gelb, sämtlich ohne Schaftflecken . . . . **5. Bachstelze, Motacilla** L.
    - Die Schulterschwingen kurz, nicht bis zum Ende der 10. Schwinge reichend . . . . 6. Sylvicola Swainson.
  - Der Schnabel sehr dick (Fig. 62), vor den Nasenlöchern wenigstens halb so hoch als die Firste lang ist.
    - Die Schwanzfedern scharf zugespitzt, in den dünnen Schaft auslaufend . . . . **7. Wander-Reisvogel, Dolichonyx Swainson.**
    - Die Schwanzfedern nicht in den dünnen Schaft auslaufend, am Ende gerundet.
      - Die 5. bis 7. Schwinge am Ende eigentümlich geformt (Fig. 56); Schnabel sehr kräftig, 15 mm hoch . . . . . . **8. Kernbeißer, Coccothraustes** Pall.
      - Die 5. bis 7. Schwinge am Ende gerundet oder gestutzt.
        - Die Schnabelfirste stark gebogen (Fig. 57 bis 60).
          - Die befiederte Kehlgrube hinten breiter als die Entfernung ihres Vorderrandes vom Ende des Unterschnabels (Fig. 57 b); Hinterrücken reinweiß . . . . **9. Dompfaff Pyrrhula** Pall.
          - Kehlgrube nicht so breit wie die Entfernung ihres Endes von der Spitze des Unterschnabels (Fig. 58 b). Hinterrücken nicht weiß.
            - Oberschnabel stark gekrümmt und übergreifend (Fig. 58 und 59).
              - Die Spitze des Unterschnabels liegt unter dem Oberschnabel (Fig. 58) **10. Gimpel, Pinicola** Vieill.
              - Die Spitzen von Ober- und Unterschnabel kreuzen sich (Fig. 59) . **11. Kreuzschnabel, Loxia** L.
            - Oberschnabel kaum übergreifend (Fig. 60) . . . . 12. Carpodacus Kaup und Pyrrhulorhyncha Gigl.
        - Die Schnabelfirste wenig gebogen (Fig. 62) oder gerade (Fig. 61).
          - Am Gaumen des Oberschnabels hinten eine Vorwölbung nach unten, die bei der Seitenansicht des offenen Schnabels erkennbar ist; Oberschnabel niedriger als der Unterschnabel; die zweitäußerste Schwanzfeder meist mit weißem Keilfleck oder fast ganz weiß (alle mit weißem Keilfleck sind hier berücksichtigt) . . . . . **13. Ammern, Emberiza** L.
          - Der Gaumen nach oben gewölbt; Oberschnabel höher als der Unterschnabel; die zweitäußerste Schwanzfeder meist ohne weißen Keilfleck vor dem Ende (hier sind alle Arten ohne weiß auf der 2. Feder berücksichtigt) . . . . **14. Finken, Fringilla** und **Sperlinge, Passer** Pall.
- Der Schnabel kurz und flach, am Vorderrande der Nasenlöcher etwa doppelt so breit als hoch . . . . **15. Schwalbe, Hirundo** L.

B. Die erste Schwinge oft sehr kurz (Fig. 66), wenigstens um die Länge der Mittelzehe (ohne Kralle) von der zweiten Schwinge verschieden; sie liegt unter dem Schaft der ersten größeren Schwinge und unterscheidet sich durch die schlanke Form und ihre geringe Biegsamkeit von den unteren Flügeldeckfedern.

a. Der Lauf vorne (von innen gesehen) der Länge nach mit Quertäfelung (Fig. 42).

- Anliegender Flügel 15 cm lang und darüber.
  - Gefieder mehr oder weniger gelb, wenigstens die unteren Schwanzdeckfedern und die Enden der Schwanzfedern selbst schön gelb . . . . 16. **Pirol, Oriolus** L.
  - Gefieder ganz ohne gelb; hinter dem Nasenloch befinden sich nach vorn gerichtete Fiederborsten, die nur bei alten Saatkrähen abfallen (Fig. 63).
    - Die mittlere Schwanzfeder 23 cm lang und darüber, 9 cm länger als die äußerste; Gefieder schwarz und weiß . . . . 17. **Elster, Pica** Vieill.
    - Die mittlere Schwanzfeder höchstens 6 cm länger als die äußerste; Gefieder nicht schwarz und weiß.
      - Stirn und Schwanz kohlschwarz mit bläulichem oder violettem Schimmer; die 3. Schwinge bedeutend länger als die 6. . . 18. **Krähe, Corvus** L.
      - Stirn und seitliche Schwanzfedern nicht kohlschwarz, die 3. Schwinge etwas kürzer als die 6.
        - Äußerste Schwanzfeder am Ende breit weiß; nackte Schnabelfirste 40 cm lang und darüber . . . . 19. **Tannenheher, Nucifraga** Leach.
        - Äußerste Schwanzfeder am Ende nicht reinweiß; Schnabelfirste bis 25 mm lang . . . . 20. **Heher, Garrulus** Vieill.
- Anliegender Flügel unter 14 cm lang.
  - Der Schnabel vor der gebogenen Spitze mit einem starken Zahn (Fig. 64) . . . . 21. **Würger, Lanius** L.
  - Schnabel ohne deutlichen Zahn vor dem Ende.
    - Die erste Schwinge nicht sehr klein; ihre Spitze ist nicht viermal so weit von der Spitze der 2. als vom Ende der oberen Flügeldeckfedern entfernt (Fig. 65).
      - Die mittlere Schwanzfeder ist fast doppelt so lang als die äußerste; Kopf oben weiß; nackte Schnabelfirste 6 mm lang . . . 22. **Schwanzmeise, Acredula** Koch.
      - Die mittlere Schwanzfeder nicht um die Hälfte länger als die äußerste, Kopf oben nicht einfarbig weiß.
        - Schwanz und anliegender Flügel über 8 cm lang; die nackte Schnabelfirste 2 cm lang und darüber . . . . . . 23. **Mimus** Boie.
        - Schwanz unter 7 cm, Flügel unter 8 cm, Schnabelfirste unter 2 cm lang.
          - Schnabel dicker als Fig. 52; Kehle dunkler als die Seiten des Halses; die letzteren mehr oder weniger weiß oder gelb . . . . 24. **Meisen, Parus** L.
          - Schnabel so dünn wie Fig. 69, Kehle weiß oder braun wie die Seiten des Halses.
            - Schwanzfedern 3 cm lang, am Ende gerundet; Kehle graubraun . . . . 25. **Zaunkönig, Troglodytes** Vieill.
            - Schwanzfedern über 4 cm lang; Kehle weiß oder gelblich . . . . 26. **Baumläufer, Certhia** L.
    - Die erste Schwinge sehr klein (Fig. 66); ihre Spitze wenigstens fünfmal so weit von der Spitze der 2. Schwinge als von der der obern Flügeldeckfedern entfernt.
      - Zwischen dem Nasenloch und dem hinteren Mundwinkel stehen am Oberkiefer einige starre, etwas nach unten vorragende Borsten (Fig. 52).
        - Die mittleren Schwanzfedern über 2 cm länger als die seitlichen, rostrot; die nackte Schnabelfirste 9 mm lang . . . . 27. **Bartmeise, Calamophilus** Leach.
        - Die mittleren Schwanzfedern nicht 1½ cm länger als die seitlichen.
          - Die Hinterzehe reicht an den Lauf angelegt mit der Spitze der Kralle weit über den nackten Teil desselben hinaus. Gefieder blaugrau, unter dem Schwanze mehr oder weniger roströtlich . . . . 28. **Spechtmeise, Sitta** L.
          - Die Hinterkralle reicht angelegt nicht bis ans Ende des nackten Teils auf der Vorderseite des Laufes.
            - Die Außenfahne der 3. bis 6. Schwinge vor dem Ende verengt (vgl. Fig. 65); einige Federn auf den Flügeln am Rande weißlich gefleckt . . . . 29. **Braunelle, Accentor** Bechst.
            - Die Außenfahne der 6. Schwinge vor dem Ende nicht plötzlich verengt (Fig. 66); Federn auf den Flügeln am Ende oft weißlich gerandet, aber nicht gefleckt.
              - Die Außenfahne der 4. Schwinge 1 cm vor dem Ende nicht breiter als die der 2. Schwinge an der breitesten Stelle (Fig. 66).
                - Die Federchen an der Unterseite der Flügel an der vorderen Beuge schwefelgelb . . . . 30. **Laubvogel, Phyllopneuste** Meyer.
                - Die unteren Flügeldeckfederchen nicht gelb . . 31. **Grasmücke, Sylvia** Scop.
              - Die Außenfahne der 4. Schwinge 1 cm vom Ende doppelt so breit als die der 2. an der breitesten Stelle . . . . 32. **Rohrsänger, Acrocephalus** Naum.
      - Am Oberkiefer keine starren Borsten.
        - Die 11. bis 17. Schwinge am Ende mit einer schön roten Platte (Fig. 67); Ende der Schwanzfedern schön gelb . . . 33. **Seidenschwanz, Ampelis** L.
        - Schwingen ohne Platte; Schwanzfedern ohne gelb.
          - Nackte Schnabelfirste über 2 cm lang; definitives Gefieder schwarz und weißlich.
            - Schnabel wenig gebogen (Fig. 68), über dem Nasenloch keine Federchen; ausgefärbtes Tier schwarz mit zum Teil weißlichen Federenden . . . . 34. **Staar, Sturnus** L.
            - Schnabel stärker gebogen; in einem Spalt über dem Nasenloch feine Federchen; ausgefärbtes Tier teilweise weiß mit rosigem Hauch . . . . . 35. **Rosenstaar, Pastor** Temm.
          - Schnabelfirste 10—12 mm lang; Gefieder grau und bräunlich. . Vgl. **Acrocephalus** (Locustella) 32.

b. Vorderseite des Laufes (von innen gesehen) nur im unteren Teile getäfelt (Fig. 70), oben höchstens eine schwache Erhöhung, die nicht bis zum Innenrande reicht.

- Über dem Nasenloch ragt eine einzelne Feder nach vorn vor (Fig. 69); Kopf beim ausgefärbten Tier oben mit gelber Längsbinde . . . . 36. **Goldhähnchen, Regulus** Cuv.
- Nasenloch frei oder von Borsten überragt; Kopf oben ohne gelbe Längsbinde.
  - Der anliegende Flügel über 10 cm lang.
    - Der anliegende Flügel über 25 cm lang; die Nasenlöcher von dichten Borsten überdeckt.
      - Nackte Schnabelfirste 5 cm lang; Unterschnabel wie der Oberschnabel gebogen; Schnabel und Füße rot oder orange . . . . 37. **Alpenkrähe, Graculus** Koch.
      - Schnabelfirste 3 cm lang; Unterschnabel gerade; Schnabel gelb, Beine rot . . . . 38. **Alpendohle, Pyrrhocorax** Vieill.
    - Der anliegende Flügel unter 20 cm lang; über den Nasenlöchern höchstens einige Borsten. . . . 39. **Drosseln, Turdus** L. und Verwandte.
  - Der anliegende Flügel unter 10 cm lang.
    - Zwischen dem Nasenloch und dem hinteren Mundwinkel keine steifen Borsten am Oberkiefer; Oberseite und Schwanz ganz grauschwarz . . . . . . 40. **Wasseramsel, Cinclus** Bechst.
    - Am Oberkiefer steife Borsten (Fig. 52).
      - Der Hinterrücken (Bürzel) mit reinweißen Federn. 41. **Schmätzer, Saxicola** Bechst.
      - Bürzel nicht weiß.
        - Untere Schwanzdeckfedern schön goldgelb; nackte Schnabelfirste 1,5 cm lang . . . . 42. **Pycnonotus** Boie.
        - Unter dem Schwanze keine schöngelben Federn; Schnabelfirste kaum über 1 cm . . . 43. **Erithacus** Cuv., **Muscicapa** L., **Pratincola** Koch. und **Ruticilla** Brehm.

Übersicht der Sing-, Kletter-, Tauben- und Hühnervögel nach der Lebensweise, besonders nach der Nahrung.*)

I. Es nehmen auch im Spätsommer und Herbst besonders tierische Nahrung (Wirbeltiere, Insekten, Schnecken, Würmer, Aas) zu sich, außerdem besonders Beerenfrüchte; einige auch Körner:

A. Es fangen häufig oder ausschließlich fliegende Insekten, fressen selten Beeren und fast nie Körner:

- Es fliegen zum Insektenfang anhaltend umher:
  - Es fliegt nachts und zwar besonders in Nadelholzwäldern . **Nachtschwalbe, Caprimulgus L.**
  - Es fliegen bei Tage:
    - Es nistet sehr hoch in Mauerlöchern, an Türmen und hohen Gebäuden und fliegt meist sehr hoch . . . . **Turmschwalbe, Micropus Wolf.**
    - Es nisten niedrig in und an Häusern oder in Uferlöchern . **15. Schwalbe, Hirundo L.**
- Es sitzen auf erhabener Warte oder schleichen am Boden umher, fressen auch nichtfliegende Insekten und Würmer:
  - Es sitzen meist auf erhabener Warte und lauern:
    - Es fressen besonders größere Insekten, auch Wirbeltiere, welche auf Dornen gespießt oder in Spalten geklemmt und stückweise verzehrt werden: **21. Würger, Lanius L.**
    - Es fressen kleinere Insekten, nie Wirbeltiere:
      - Im Gebüsch und an Waldrändern . . . . **43. Fliegenfänger, Muscicapa L.**
      - Auf steinigem Gelände . . **41. Steinschmätzer, Saxicola Bechst.**
      - Auf Wiesen . . . . . **43. Wiesenschmätzer, Pratincola Koch.**
  - Es laufen, schleichen und flattern umher und fangen, soweit es erforderlich ist, ihre Beute im raschen Sprunge:
    - Es jagen besonders auf kahlem Boden, an Ufern u. s. w. . . . . **5. Bachstelze, Motacilla L.**
    - Es jagen im Grase auf Wiesen u. s. w. . . . . **4. Pieper, Anthus Bechst.**
    - Es jagen besonders in Hecken und in niederem Gebüsch . . . . **43. Rotschwanz, Ruticilla Brehm.**
    - Es jagen besonders in Baumkronen, und zwar
      - besonders auf Laubholzbäumen und fressen bisweilen auch Beeren . . . . **30. Laubvogel, Phyllopneuste Meyer.**
      - besonders auf Nadelholzbäumen und fressen auch Nadelholzsamen . . . . **36. Goldhähnchen, Regulus Cuv.**

B. Es fressen kriechende Insekten und Larven; außerdem Würmer, Schnecken, Wirbeltiere, Aas, Beeren oder Sämereien, aber selten ein fliegendes Insekt:

- Es gehen im und am Wasser ihrer Nahrung nach:
  - Es frißt fast ausschließlich kleine Fische . . . . **Eisvogel, Alcedo L.**
  - Es fressen keine Wirbeltiere:
    - Es holt die Nahrung aus dem Wasser und taucht sogar . . . . **40. Wasseramsel, Cinclus Bechst.**
    - Es suchen ihre Nahrung über dem Wasser, namentlich am Schilf oder am Rande der Gewässer:
      - Es frißt außer der tierischen Nahrung auch Rohrsamen . . . . **27. Bartmeise, Calamophilus Leach.**
      - Es fressen keine Sämereien . . . . **32. Rohrsänger, Acrocephalus Naum.**
- Es sind unabhängig vom Wasser:
  - Es frißt besonders behaarte Raupen, daneben andere Insekten und Beeren . **Kuckuck, Cuculus L.**
  - Es meiden behaarte Raupen:
    - Es fressen mit Vorliebe Ameisen oder meißeln Insektenlarven aus dem Holz hervor:
      - Es ziehen im Winter fort, meißeln nicht und fressen besonders Ameisen, selten Beeren . . . . **Wendehals, Jynx L.**
      - Es ziehen nicht fort und meißeln ihre Nahrung aus Baumstämmen oder im Winter aus gefrorenen Ameisenhaufen, fressen auch Sämereien . . . . **Specht, Picus L.**
    - Es meißeln nicht und haben keine Vorliebe für Ameisen:
      - Es suchen ihre Nahrung an Baumstämmen, Zweigen und Blättern, sehr selten am Boden:
        - Es holt mit dem langen Schnabel die Kerfe aus den Rindenspalten . . . . **26. Baumläufer, Certhia L.**
        - Es suchen ihre Nahrung an Zweigen und Blättern:
          - Es lebt ausschließlich von Insekten, welche der kräftige Schnabel zermalmt . . . . **22. Schwanzmeise, Acredula Koch.**
          - Es leben von Insekten, Aas (Fett) und Sämereien und nehmen alles in kleinen Fetzchen auf: **24. Meisen, Parus L.**
          - Es leben von Insekten und Beeren:
            - Größerer Vogel, der besonders von größeren Beeren (Kirschen) lebt: **16. Pirol, Oriolus L.**
            - Kleine Arten, die von kleinen Insekten und Beeren leben: **31. Grasmücke, Sylvia Lath.**
      - Es nehmen ihre Nahrung (abgesehen von den Beeren) fast ausschließlich am Boden auf:
        - Es fressen Insekten, Würmer, Schnecken oder Beeren, selten feine Sämereien:
          - Besonders auf freiem Felde:
            - Es frißt ausschließlich Insekten und deren Larven und holt dieselben besonders aus dem Dung hervor . . . . **Wiedehopf, Upupa L.**
            - Es frißt auch Schnecken, Beeren und feine Sämereien . . . . **34. Staar, Sturnus L.**
          - Es suchen die Insekten besonders unter Gebüsch:
            - Auch im Winter bei uns bleibend und dann weniger Beeren als vielmehr in Rinde- und Felsspalten Spinnen, Puppen u. s. w. suchend . . **25. Zaunkönig, Troglodytes Vieill.**
            - Es ziehen im Winter fort oder fressen später fast ausschließlich Beeren:
              - Größere Arten, deren Nahrung dem entsprechend weniger zart ist . . **39. Drosseln, Turdus L.**
              - Kleinere Arten . . . . . . **43. Sänger, Erithacus Cuv.**
            - Es frißt nur Beeren und Knospen und ist nur im Winter bei uns . . . . **33. Seidenschwanz, Ampelis L.**
        - Es fressen außer Insekten und Würmern auch Wirbeltiere, Aas oder Getreide:
          - Es fressen auch Getreide oder Aas . . . . **18. Krähe, Corvus L.**
          - Es fressen weder Getreide noch Aas:
            - Es fressen sehr gerne auch warmblütige Wirbeltiere . **17. Elster, Pica Vieill.**
            - Es fressen außer niederen Tieren fast nur kleine Frösche . . **Racke, Coracias L.**

*) Aus dieser Tabelle kann man den Nutzen oder Schaden eines Vogels ablesen. Weitere Angaben über diesen Punkt werden nicht gegeben werden, weil sie sich allgemeingültig nicht geben lassen. Es ist z. B. klar, daß ein Vogel, der ölhaltige Sämereien frißt, in einer Gegend, in der Raps gebaut wird, recht schädlich werden kann, während er in einer andern Gegend durch Vertilgung von Unkrautsamen, namentlich dem lästigen Ackersenf, sehr nützlich ist. — Eine Übersicht der Nester unserer einheimischen Brutvögel wird am Schluß der Vögel folgen.

II. Es fressen, besonders im Spätsommer, wenn Sämereien in reichlicher Menge vorhanden sind, in erster Linie Pflanzennahrung: stärke- oder ölreiche Samen, Knospen, Beeren; dazu auch Insekten, seltener Wirbeltiere:

- Es fressen besonders größere Früchte, Nüsse, Eicheln, Buchnüsse und Kirschkerne:
  - Daneben kleine Frösche, Mäuse, junge Vögel, Insekten, Beeren und Obst . . . . . . 20. **Eichelheher, Garrulus** Koch.
  - Daneben Insekten und kleinere Sämereien . . . . 28. **Spechtmeise, Sitta** L.
  - Fast ausschließlich Samen, besonders Kirschkerne, füttert nur die Jungen mit Insekten . . . 8. **Kernbeißer, Coccothraustes** Pall.
- Es fressen besonders Getreide, kleinere Baum- und Unkrautsamen, Knospen oder grüne Blätter; dazu meist auch Insekten:
  - Es halten sich am liebsten auf ganz offenen Getreidefeldern oder Wiesen oder auf Heideflächen auf und nisten am flachen Boden, fressen gern grüne Blätter:
    - Es fressen am liebsten kl. Unkrautsämereien, auch Blätter u. Insekten:
      - Es kommt nur im Winter zu uns . . . . . . 3. **Schneelerche, Calandrella** Kaup.
      - Es ziehen im Winter fort oder in die Dörfer und Städte . . . . . . 1. **Lerchen, Alauda** L.
    - Es fressen besonders Getreide, Grassamen oder Knospen:
      - Nahrung: besonders Knospen, dann Blätter, Insekten und Beeren, am wenigsten Sämereien; liebt Heideflächen . . . . . . **Birkhuhn, Tetrao** L.
      - Es fressen besonders Getreide- und Unkrautsamen, dann auch grüne Blätter und Insekten:
        - Es zieht im Winter fort . . . . . . **Wachtel, Coturnix** Bonn.
        - Es scharrt im Winter seine Nahrung unter dem Schnee hervor . . . . . **Rebhuhn, Perdix** Brünn.
  - Es nisten nicht auf dem flachen Boden und halten sich deshalb im Gelände mit Büschen, Bäumen, Erdwällen und Häusern auf:
    - Es leben ausschließlich von Sämereien:
      - Es kommen nur im Winter zu uns und
        - fressen besonders Nadelholzsamen . . . . . . 10. **Hakengimpel, Pinicola** Vieill.
        - fressen besonders Erlen- und Birkensamen . . . . . . 9. **Dompfaff, Pyrrhula** Pall.
      - Es nisten bei uns:
        - Es klaubt Nadelholzsamen (welche fast die einzige Nahrung ausmachen) schon im unreifen Zustande aus . 11. **Kreuzschnabel, Loxia** L.
        - Es fressen Nadelholzsamen nur, wenn diese ausgefallen:
          - Es frißt mehr Getreide als ölhaltige Samen . . . . . . **Taube, Columba** L.
          - Es frißt mehr ölhaltige Sämereien . . . . . . **Turteltaube, Turtur** Selby.*)
    - Es füttern wenigstens die Jungen mit tierischer Nahrung, Insekten, Würmern u. s. w.:
      - Es ziehen Getreide und Grassamen den ölhaltigen Sämereien vor:
        - Es nisten in Dach- und Baumhöhlen und halten sich deshalb besonders neben Häusern, Wäldern u. s. w. auf . . . . . . 14. **Sperlinge, Passer** Pall.
        - Es nisten an Erdwällen (Knicks), Sumpfrändern u. s. w., jedoch selten auf ganz flachem Boden und halten sich deshalb in Feldern oder Sümpfen auf: 13. **Ammern, Emberiza** L.
      - Es ziehen ölhaltige Sämereien und Baumsamen dem Getreide vor:
        - Es hält sich während des Sommers im dichten Unterholz der Wälder auf und liest Insekten und Sämereien von dem Boden auf . . . 29. **Braunelle, Accentor** Bechst.
        - Es lieben nicht das dichte Unterholz der Wälder; diejenigen Arten, welche Baumsamen fressen, suchen diese meist in den Kronen . . . . . 14. **Finken, Fringilla** L.

1. Arten der Gattung Alauda:

- Die äußerste Schwanzfeder von der Mitte an in der größeren Außenhälfte rein weiß; das Ende der sehr kleinen ersten Schwinge bleibt wenigstens 1 cm von dem Ende der längeren oberen Flügeldeckfedern entfernt. N. 100, 1 . **Feldlerche, A. arvensis** L.
- Die äußerste Schwanzfeder grau oder bräunlich, höchstens der äußerste Rand rein weiß; das Ende der ersten Schwinge höchstens 5 mm vom Ende der ober. Flügeldeckfedern entfernt.
  - Die zweit- und drittäußerste Schwanzfeder am Ende der Innenfahne mit reinweißem, dreieckigen Fleck; Kopf ohne Haube. N. 100, 2 . . **Baumlerche, A. arborea** L.
  - Die Schwanzfedern alle ganz ohne reinweiß; Kopf mit einer spitzen Haube. N. 99, 1 . . . . **Haubenlerche, A. cristata** L.



Fig. 48. Schnabel der Kalanderlerche.

Die Lerchen brüten zweimal im Jahr von April bis Juli. Ihr Nest findet sich am flachen Boden, ist kunstlos aus Halmen hergestellt, im Innern meist mit einzelnen Haaren ausgelegt. Es enthält 4—6, auf weißlichem Grunde grau und olivenbraun getüpfelte Eier. Die Jungen besitzen erst ein Dunenkleid und verlassen das Nest schon sehr früh. Das

---

*) Hierher auch der Bluthänfling und Grünfink, welche aber keine Fichtensamen fressen.

**) Die Zahlen N. 380, 1—3 2c. beziehen sich auf die Abbildungen in dem genannten Naumann'schen Werk; die römischen Ziffern geben die Monate an, in denen seltenere Vögel bei uns beobachtet wurden.

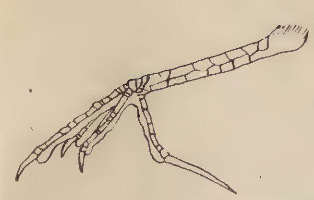


Fig. 50. Fuß der Haubenlerche.



Fig. 49. Schnabel der Haubenlerche.

Männchen steigt singend meist zu einer bedeutenden Höhe empor; selten singt es sitzend.

Die **Feldlerche, A. arvensis** L. ist überall in der Provinz auf freien Äckern und Wiesen der häufigste Vogel. Die meisten ziehen von Mitte November bis Mitte Februar fort. Die Eier sind etwa 22 mm lang, dicht und fein gefleckt, oft am stumpfen Ende mit einem Kranz.

Die **Baum- oder Heidelerche, A.** (Lullula) **arborea** L. ist ziemlich selten. Sie liebt besonders mit Bäumen bewachsene Heideflächen und zieht von Anfang November bis Mitte März fort. Die Eier sind kleiner als die der Feldlerche und variieren sehr in der Zeichnung.

Die **Haubenlerche, A.** (Galerita) **cristata** L. hält sich besonders in den Gärten und auf den Straßen der Dörfer und Städte auf. Sie zieht im Winter nicht fort und ist nur in den Marschen seltener. Das Nest findet man in Gärten oder in deren Nähe. Die Eier sind denen der Feldlerche ähnlich, aber meist größer gefleckt.

2. Arten der Gattung **Melanocorypha**:

- Äußerste Schwanzfeder auf der ganzen Innenfahne ohne weiß; Gefieder im Alter schwarz; Mittelasien, einmal auf Helgoland, IV. N. 380, 1—3 M. yeltoniensis (Forst.) (tatarica).
- Äußerste Schwanzfeder fast ganz weiß; jederseits am Kopf ein dunkles Feld; Südeuropa, einmal auf Helgoland, VI. N. 98, 1 . . . . . Kalanderlerche, M. calandra (L.)

3. Arten der Gattung **Calandrella** (Philеremos, Otocorys):

- Die äußerste Schwanzfeder ist nur auf der Außenfahne weiß; Kehle und Kopf an den Seiten mit bleichgelber Zeichnung; hinten auf dem Kopf jederseits mit spitz vorragenden schwarzen Federn N. 99, 1—2 . . . . . . **Schneelerche, C. alpestris** (L.)
- Die äußerste Schwanzfeder auch innerhalb des Schaftes weiß; Kopf hinten ohne vorstehende Federn.
  - Die Mittelschwingen von der 7. an mit weißen Enden; die äußerste Schwanzfeder 6 mm länger als die mittleren; Südosteuropa, einmal auf Helgoland . . . . C. sibirica (Gm.)
  - Die Schwingen alle grau, ohne weiß; die äußerste Schwanzfeder kaum kürzer.
    - Die äußerste Schwanzfeder weiß, mit kurzem dunklen Keilfleck auf der Innenfahne; Außenfahne rein weiß; Schulterschwingen (vgl. Fig. 54) kurz; Südosteuropa, einmal auf Helgoland, V . . C. pispoletta (Pall.)
    - Die äußerste Schwanzfeder am Innenrande bis fast zur Spitze schwärzlich; die Außenfahne bräunlichweiß; die Schulterschwingen bis fast zur Flügelspitze reichend N. 98, 2; Mittelmeerländer, auf Helgoland nicht selten, besonders V u. VI . C. brachydactyla (Leisl.)

Die **Schnee- oder Berglerche, C. alpestris** (L.) ist von Oktober bis März in den westlichen Teilen der Provinz, namentlich auf den Inseln regelmäßiger Wintergast aus dem Nordosten Europas.

4. Arten der Gattung **Anthus**:

- Der Schaft der äußersten Schwanzfeder höchstens hart an der Wurzel bräunlich; der weiße Fleck auf der Innenfahne der 2. Feder über 2 cm lang.
  - Hinterkralle 15 mm lang (Fig. 51a); Federn des Rückens schwärzlich, mit gelbbräunlichen Rändern. N. 371, 3 u. 7 . . . . **Richards Pieper, A. richardi** Vieill.
  - Hinterkralle unter 10 mm lang; Federn des Rückens heller braun mit graugelblichen Federrändern (deshalb der Rücken grau erscheinend). N. 84, 1 . . **Brachpieper, A. campestris** (L.)
- Schaft der äußersten Schwanzfeder wenigstens am Grunde breit braun; der dreieckige Fleck auf der 2. Feder meist nicht über 1 cm lang.
  - Die Hinterkralle stark gebogen (Fig. 51c), kürzer als die Zehe; die Spitze der 4. Schwinge ist nicht viermal so weit von der 5. als von der Flügelspitze entfernt. N. 84, 2 . . . . **Baumpieper, A. trivialis** (L.)
  - Die Hinterkralle länger und weniger gebogen (Fig. 51b); die Spitze d. 4. Schwinge ist fünfmal so weit von der 5. als von der Flügelspitze entfernt.
    - Die äußerste Schwanzfeder höchstens hart am Endrande reinweiß, sonst grau; Oberseite mit grünlichen Federrändern. N. 371, 1 u. 2 . . . . . . **Felsenpieper, A. obscurus** (Lath.)
    - Die äußerste Schwanzfeder wenigstens auf der Innenfahne neben dem Schaft in einer Ausdehnung von 3 cm reinweiß; Oberseite mit grauen oder bräunlichen Federrändern.
      - Die Federn der Oberseite, namentlich des Kopfes einfarbig; die Flecke der Unterseite am Rande verwaschen, weit heller als die dunkleren Schwanzfedern.
        - Die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder nach dem Ende hin weiß; nordamerikanische Abart der folgenden, zweimal auf Helgoland. XI, V. A. pennsylvanicus Lath. (ludovicianus).
        - Die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder dunkel. N. 85, 2—4 **Wasserpieper, A. spipoletta** (L.)
      - Die Federn des Kopfes u. Rückens dunkel mit hellen Rändern, deshalb der Kopf m. Längsflecken; die Flecken der Unterseite scharf begrenzt, so dunkel wie die dunkleren Schwanzfedern.
        - Die Federn des ganzen Rückens bis zum Schwanz in der Mitte ebenso dunkel wie die dunkleren Schwanzfedern; Kehle und Oberbrust im Hochzeitskleide rostfarbig. N. 85, 1. Nordeuropa, auf Helgoland öfter. IX . . . A. cervinus Pall.
        - Die Federn des Hinterrückens und die Schwanzdeckfedern heller als die Schwanzfedern; Kehle nicht rostfarbig. N. 84, 3 . . . . **Wiesenpieper, A. pratensis** (L.)

Die Pieper nisten, ruhen und suchen ihre Nahrung an dem mit Gras bewachsenen Boden. Das Nest besteht aus Halmen, oft mit etwas Moos gemischt, und ist im Innern meist mit Haaren ausgelegt. Die 4—5 (6) Eier sind ziemlich dicht, mehr oder weniger rötlichbraun gefleckt. Das Männchen singt meist fliegend, indem es auffliegt und sich im Bogen an einem andern Ort wieder niederläßt.

- Es nisten bei uns und zwar:
  - in Wäldern, namentlich auf Blößen . . . . **A. trivialis** (L.)
  - auf sumpfigen Wiesen . . . . **A. pratensis** (L.)
  - auf dürrem, kiesigen, mit Heidekraut bewachsenen Gelände . **A. campestris.**
- Es ziehen nur durch, oder sind seltene Gäste im Herbst und Frühling:
  - Aus den Felsengestaden Nordeuropas . . . **A. obscurus** (Lath.)
  - Aus den Gebirgen Europas . . . . **A. spipoletta** (L.)
  - Aus den Ebenen des Nordens . . . . . A. cervinus Pall.
  - Aus Mittelasien . . . . **A. richardi** Vieill.

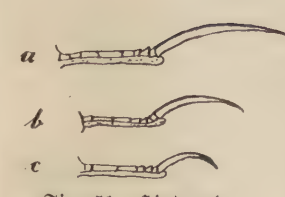


Fig. 51. Hinterzehe
a. vom Richardspieper,
b. vom Wiesenpieper,
c. vom Baumpieper.

Der **Richards- oder Spornpieper, A. richardi** Vieill. wird auf Helgoland namentlich im September häufig, auf dem Festlande bisher selten beobachtet.

Der **Brachpieper, A. campestris** (L.) ist von Anfang Mai bis Ende August auf dem dürren Gelände des Mittelrückens und auf Sylt einzeln beobachtet; nistet im Juni. Die Eier sind kurzoval, matt und weniger dicht gefleckt.

Der **Baumpieper, A. trivialis** (L.) (arboreus) ist in den baumreichen Gegenden der Provinz von Anfang April bis Mitte September häufig. Das Nest findet man im Mai am gras- und moosbewachsenen Boden des Waldes. Die Eier sind etwa 19 mm lang.

Der **Felsenpieper, A. obscurus** (Lath.) (rupestris) wird mit Ausnahme der Sommermonate fast das ganze Jahr hindurch, besonders aber im Herbst und Frühling, am Ufer der Nord- und Ostsee beobachtet.

Der **Wasserpieper, A. spipoletta** (L.) (spinoletta, aquaticus) wird seltener, im Herbst und Frühling gefunden.

Der **Wiesenpieper, A. pratensis** (L.) findet sich von Mitte März bis Mitte September überall in der Provinz. Nistet zweimal vom Mai bis Juli im Grase der Wiesen. Die Eier sind gestreckter als beim Baumpieper.

5. Arten der Gattung **Motacilla**:

- Hinterkralle kurz und stark gebogen (Fig. 53); Schwanz über 7,5 cm lang.
  - Die drittäußerste Schwanzfeder weiß, mit schmalen schwarzen Rändern; Füße fleischfarbig; Unterseite teilweise schwefelgelb. N. 87, 1—3. Mitteleuropa, selten bei uns . . Gebirgsstelze, M. boarula L. (sulphurea).
  - Die drittäußerste Schwanzfeder und die Füße schwarz; die Unterseite ohne gelb.
    - Rücken des ausgefärbten Tieres aschgrau. N. 86, 1—3 . . . . **Weiße Bachstelze, M. alba** L.
    - Rücken des ausgefärbten Tieres schwarz. N. 377, 1. In England, in jedem Frühling auf Helgoland . . . Trauer-Bachstelze, M. lugubris Temm. (yarelli).
- Hinterkralle lang und schwach gebogen (Fig. 55); Schwanz unter 7,5 cm; Unterseite gelb.
  - Kopf oben bis über das Auge hinunter ganz dunkelgrau bis schwarz, ohne hellen Augenstreif. N. 374, 1—4 . . . . **Schwarzköpfige Bachstelze, M. melanocephala** Lichtst. (feldeggii).
  - Kopf mit hellem Längsstreif am Auge oder ganz gelb.
    - Die längeren Federn, welche den Schwanz oben und unten begrenzen, ohne gelb; die jungen Tiere sind denen der weißen Bachstelze ähnlich, aber ohne schwarze Querbinde auf der Brust. N. 377, 2—4. Sibirien, einigemal auf Helgoland . . . . M. citreola Pall.
    - Die Schwanzdeckfedern am Rande mehr oder weniger gelb oder grünlich.
      - Kopf oben gelb oder grünlich, mit gelbem Augenstreif. N. 372, 1—4 . **Grünköpfige Bachstelze, M. campestris** Pall. (rayi)
      - Kopf oben grau, Augenstreif weißlich. N. 88, 1—4 . . . . . . **Schafstelze, M. flava** L.

Die Bachstelzen nisten in Bodenvertiefungen und kurzen weiten Höhlungen. Das Nest besteht aus Halmen, dann feinen Wurzeln und Haaren



Fig. 52. Schnabel der Schafstelze.

im Innern. Die 4 bis 6 Eier sind mehr oder weniger dicht grau und olivenbräunlich gefleckt. Der Schwanz der Vögel ist fortwährend in Bewegung.

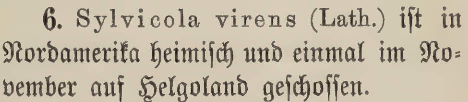
Es nisten bei uns:	Es hält sich auf ganz kahlem Boden, an Ufern, auf Wegen und geackertem Lande auf	**M. alba** L.
	Auf nicht ganz kahlem Boden, auf Viehweiden rc.	**M. flava** L.
Es sind häufige Gäste und zwar aus	dem Norden	**M. melanocephala** Lichtst.
	England	**M. campestris** Pall.



Fig. 53. Fuß der weißen Bachstelze.

Die **weiße Bachstelze, M. alba** L. ist von Mitte März bis Mitte Oktober überall häufig. Sie nistet zweimal von April bis Juni. Das Nest findet sich an Uferwällen, Brücken rc. Die Eier sind zerstreut, fein punktiert, etwa 19 mm lang.

Die **Schafstelze** oder **gelbe Bachstelze, M. flava** L. ist von Mitte April bis Ende September häufig. Sie nistet im Mai und Juni. Das Nest findet sich an Wällen, unter Erdschollen rc. Die Eier sind kurz oval, sehr dicht punktiert, fast einfarbig grau, etwa 18 mm lang.



6. Sylvicola virens (Lath.) ist in Nordamerika heimisch und einmal im November auf Helgoland geschossen.

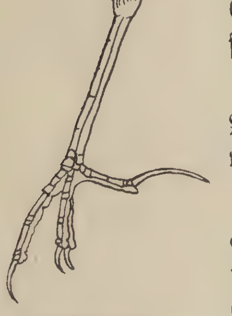
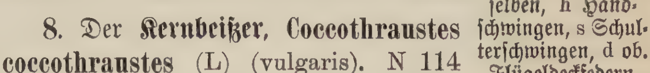


Fig. 55. Fuß der Schafstelze.

7. Der Wander-Reisvogel, Dolichonyx oryzivora L. hat sich ebenfalls zweimal, im Sommer, von Nordamerika nach Helgoland verflogen.

Fig. 54. Flügel der Schafstelze. l′ ll″ Länge desselben, h Handschwingen, s Schulterschwingen, d ob. Flügeldeckfedern.



8. Der **Kernbeißer, Coccothraustes coccothraustes** (L) (vulgaris). N 114 findet sich, abgesehen vom Westen der Provinz, wohl überall, aber zerstreut. Die meisten ziehen vom November bis März fort. Er nistet im Mai auf Bäumen 2—10 m hoch. Das Nest besteht aus trockenen Reisern, dann feinen Wurzeln und meist Haaren im Innern. Die 3—5 (meist 4) Eier sind etwa 24 mm lang, bläulich oder rötlich, mit einzelnen grauen und olivenbraunen Flecken und Kritzeln.

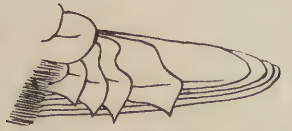


Fig. 56. Flügelende vom Kernbeißer.

9. Von der Gattung **Pyrrhula** unterscheidet man jetzt in Europa zwei Arten oder Subspecies, nämlich:

Die Unterseite des Männchens lebhafter rot gefärbt, der anliegende Flügel über 9 cm lang; Nordosteuropa. N. 111 . **Großer Dompfaff, P. pyrrhula** (L.) (major, rubicilla).
Die Unterseite des Männchens mehr ziegelrot, der Flügel 7,5—9 cm lang; Südwesteuropa . . . . Kleiner Dompfaff, P. europaea Vieill. (vulgaris).

Die zweite Form kommt bei uns sehr selten vor, die erste ist ein bald mehr, bald weniger häufiger Wintervogel, der sich am liebsten in Wäldern aufhält. Er soll einzeln auch im Sommer beobachtet sein.

Fig. 58. Schnabel v. Fichtengimpel. a. von der Seite, b. von unten.

10. Der Fichtengimpel, Pinicola enucleator (L.) ist ein bei uns recht seltener Wintervogel; der anliegende Flügel ist 11 bis 12 cm, der Schwanz 9 bis 10 cm lang. Heimisch ist er in den hochnordischen Nadelholzwäldern.





Fig. 57. Schnabel vom Dompfaff. a. von der Seite, b. von unten.

11. Von der Gattung **Loxia** sind zwei Arten zu unterscheiden:

Die Federn auf den Flügeln teilweise mit breit weißen Enden, so daß zwei weiße Querbinden entstehen. N. 385, 1—3; Nordasien, öfter im Spätsommer auf Helgoland . . . . L. bifasciata Brehm (taenioptera).
Die Flügeldeckfedern nur mit grauem Rande, Flügel ohne weiße Querbinde. N. 110, 1—4 . . . . **Fichtenkreuzschnabel, L. curvirostra** L.



Fig. 59. Schnabel v. Kreuzschnabel.

Von dem letzteren unterschied man früher noch eine dritte größere Art, den Kiefernkreuzschnabel, L. pithyopsittacus Bechst., bei welchem die Spitze des Unterschnabels weniger stark vorragt als bei jenem. — Der Kreuzschnabel ist bei uns im Sommer in Nadelholzwäldern häufig, dagegen seltener brütend beobachtet. Er nistet vielleicht öfter im Jahr und zwar vom Dezember bis zum Juni; das Nest findet man auf hohen Fichten. Es besteht aus Fichtenreisern, Halmen und Flechten. Die 2—3 (4) Eier sind etwa 20 mm lang bläulich, fein und zerstreut grau und rotbraun gefleckt.

12. Arten der Gattungen Carpodacus und Pyrrhularhyncha:

Der Schwanz ist 8 cm lang, das Gefieder stets ohne rot. Südosteuropa, einmal auf Helgoland, IV . . . . Gimpelammer, P. pyrrhuloides Pall.
Schwanz unter 7 cm lang, Gefieder des Männchens teilweise rot.
- Die Federn auf den Flügeln mit weißen Enden. N. 113, 3. Asien, einmal auf Helgoland . . . . C. roseus Temm.
- Die Flügeldeckfedern nur mit grauen Rändern. N. 113, 1 u. 2. Karmingimpel, C. erythrinus Pall.

Der Karmingimpel ist in Nordosteuropa zu Hause und kommt sehr selten im Herbst zu uns. Naumann fand ein Paar 1819 auf Sylt brütend.

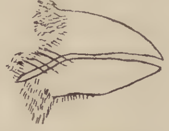


Fig. 60. Schnabel der Gimpelammer.

13. Arten der Gattung Emberiza:*)

- Die zweitäußerste Schwanzfeder vollkommen gleichfarbig grau oder mit einem etwa 2 mm breiten hellen Rand quer über das Ende der Innenfahne.
  - Brust mit schwarzbraunen Längsflecken auf der Mitte der Federn; Gefieder ganz ohne gelb. N. 101, 1 . . . . **Grauammer, E. (Miliaria) miliaria** L.
  - Brust ohne dunkle Längsflecken; Unterseite, namentlich die Federn unter d. Schwanz, meist mit gelb.
    - Kopf des Männchens schwarz; anliegender Flügel des Weibchens über 8,5 cm. N. 101, 2. Südosteuropa, einigemal auf Helgoland. V, VI . . . . . . E. melanocephala Scop.
    - Kopf ohne Schwarz; Flügel des Weibchens unter 8,5 cm. Asien, zweimal auf Helgoland. VI, IX . . E. luteola Sparrm.
- Die zweitäußerste Schwanzfeder auf dem Ende der Innenfahne mit einem wenigstens 7 mm langen weißen Keilfleck, oder fast ganz weiß.
  - Unterseite des Körpers schwefel- od. goldgelb, oft mit rostroten od. grauen Flecken.
    - Die Außenfahne der 5. Schwinge 1½ bis 2 cm vom Ende entfernt plötzlich enger werdend (vgl. Fig. 66); dahinter ist dieselbe kaum breit. als die d. 1. Schwinge an der breitesten Stelle; der hintere Teil des Bauches und die unteren Schwanzdeckfedern gelb.
      - Auf dem Vorderrücken mehr rostrot als auf dem Hinterrücken (Bürzel); Kehle des Männchens schwarz, mit helleren Federrändern. N. 102, 3 u. 4. Süddeutschland, zweimal auf Helgoland. IV . . . . Zaunammer, E. cirlus L.
      - Bürzel rostrot, Vorderrücken mit olivenbraun gemischt; Kehle des Männchens schön gelb. N. 102, 1 u. 2 . . . . **Goldammer, E. citrinella** L.
    - Die Außenfahne der 5. Schwinge nicht verengt wie die der 4.; der hintere Teil des Bauches und die unteren Schwanzdeckfedern ohne gelb; Männchen mit schmalem rotbraunen Streifen quer über die Brust. N. 381, 1 u 2. Nordosteuropa, dreimal auf Helgoland. VII, XI . . . . E. aureola Pall.
  - Unterseite des Körpers ohne gelb, nur die Kehle, bisweilen, 1½ cm unter dem Schnabel, sehr blaß gelb, dann die übrige Unterseite rostfarbig.
    - Die zweitäußerste Schwanzfeder zum allergrößten Teil weiß.
      - Die beiden äußersten Schwanzfedern mit dunklem Längsstreif am Schaft. N. 106 u. 107. . **Schneeammer, E. (Plectrophenax) nivalis** L.
      - Die äußersten Schwanzfedern ganz weiß, oder mit schmalem schwarzen Endrand. N. 117, 1 u. 2. Vgl. Fringilla nivalis.
    - Die zweitäußerste Schwanzfeder mit reinweißem Fleck, meist von Keilform, auf der Innenfahne, der wohl nie über 3 cm lang wird und nie mit dem Außenrand in Verbindung steht.
      - Der Hinterrücken grüngelb. N. 118, 1 u. 2. Vgl. **Fringilla coelebs** L.
      - Hinterrücken nicht grüngelb.
        - Die Außenfahne der 2. und folgenden Schwingen an der Wurzel schön goldgelb. N. 124, 1 u. 2. Vgl. **Fringilla carduelis** L.
        - Flügel ohne goldgelb.
          - Unterseite rostbraun, bei jungen Tieren wenigstens die unteren Schwanzdeckfedern deutlich rostbräunlich.
            - Kehle schwefelgelblich; Hinterrücken (Bürzel) olivenbräunlich. N. 103 . . . . **Gartenammer, E. hortulana** L.
            - Kehle weiß, grau oder rostbräunlich wie der Bauch; Bürzel rostrot.
              - Kehle unter dem Schnabel rostbräunlich, nur die 2. bis 4. Schwinge vor dem Ende auf der Außenfahne verengt. N. 381, 3—4. Südeuropa, wiederholt auf Helgoland. V, VI . . E. caesia Cretschm.
              - Kehle weiß bis aschgrau; die Außenfahne der 5. Schwinge wie die der 4. verengt. N. 104, 1 u. 2. Süddeutschland, einmal auf Helgoland. III. Zipammer, E. cia L.
          - Unterseite weißlich, untere Schwanzdeckfedern weiß, höchstens die Brust rostrot.
            - Die Außenfahne der 4. Schwinge 1 cm vom Ende doppelt so breit als die der 3.; anliegender Flügel 9,5—10,5 cm lang. N. 108. Im Winter sehr selten aus dem Norden . . Spornammer, E. (Plectrophenax) lapponica L.
            - Außenfahne d. 4. Schwinge 1 cm vom Ende nicht breiter als die der 3. (vgl. Fig. 66).
              - Die Außenfahne der 5. Schwinge 1 cm vom Ende doppelt so breit als die der 4.
                - Anliegender Flügel 6,5 bis 7 cm lang, das Feld hinter dem Auge rotbraun. N. 382, 3 u. 4. Asien, einigemal auf Helgoland. IX bis XI . . E. pusilla Pall.
                - Anliegender Flügel 7,8 cm lang; Feld hinter dem Auge dunkelgelblichbraun. N. 382, 1 u. 2. Osteuropa, wiederholt auf Helgoland. IV, IX . . . . E. rustica Pall.
              - Die Außenfahne der 5. Schwinge 1 cm vom Ende nicht breiter als die der 4.
                - Anliegender Flügel etwa 8 cm lang; Kehle weißlich, beim Männchen schwarz; Hinterrücken (Bürzel) dunkelgelbbraun. N. 105 . . . . **Rohrammer, E. schoeniclus** L.
                - Flügel 9,5 cm lang; Kehle und Bürzel rostrot. N. 104, 3. Sibirien, einmal auf Helgoland. IV . . E. pityornis Pall.



Fig. 61. Schnabel der Goldammer.

Die **Goldammer, E. citrinella** L. brütet zweimal von April bis Juni. Das Nest findet man besonders an Wällen. Es besteht aus Halmen und ist stets mit Pferdehaaren ausgelegt. Die 4—5 Eier sind etwa 22 mm lang, auf rötlichem Grunde rotbraun und schwärzlich bekritzelt und gefleckt.

*) Hier muß der Steinsperling, Petronia petronia (L.), N. 116, 3 u. 4, aus Südeuropa genannt werden, der nach Ph. Schmidt bei Hamburg vorgekommen sein soll. Er zeichnet sich vor den Emberiza-Arten nicht nur durch den dicken Finkenschnabel, sondern auch durch die schmale gelbe Querbinde auf der Brust und die rundlichen weißen Flecken am Ende fast aller Schwanzfedern aus.

Die **Grauammer, E. miliaria** L. nistet an denselben Orten und gleichzeitig mit der Goldammer. Das Nest ist größer und die 4—6 Eier sind etwa 23 mm lang, graurötlich mit dunklen graurötlichen und schwärzlichen Flecken, seltener Kritzeln.

Die **Schneeammer, E.** (Plectrophenax, Plectrophanes) **nivalis** L. kommt nur im Winter bald häufiger, bald weniger häufig aus dem hohen Norden zu uns und besucht besonders die Westküste.

Die **Gartenammer** oder das **Ortulan, E. hortulana** L. findet sich wohl fast ausschließlich in der Elbgegend und auf Helgoland. Sie brütet von Mai bis Juni. Die Eier sind kleiner als die der Goldammer, graulich weiß mit grauen und schwarzbraunen Punkten, Flecken und Schnörkeln.

Die **Rohrammer** oder der **Rohrsperling, E. schoeniclus** L. ist an schilfreichen Orten sehr häufig. Sie brütet zweimal von April bis Juli und zieht von Oktober bis März fort. Das Nest findet man an Sumpfrändern, am Boden, von Kräutern überdeckt. Es besteht aus Halmen und meist einzelnen Haaren. Die 4—5 (6) Eier sind etwa 20 mm lang, auf rötlichgrauem Grunde mit roten bis schwarzbraunen Flecken und dicken Schnörkeln.

Die heimischen Arten kann man der Lebensweise nach folgendermaßen unterscheiden:

- Es kommt nur im Winter von Oktober bis März zu uns . . . . . . **E. nivalis** L.
- Es sind im Sommer bei uns:
  - An schilfbewachsenen Sümpfen und Teichufern; frißt außer Insekten besonders Schilf- und Grassamen . . . . **E. schoeniclus** L.
  - Nicht in Rohrbeständen; fressen außer Insekten besonders gerne Hafer:
    - Südlicher Vogel, der bei uns nur zerstreut brütet und von August bis Mai fortzieht . . . . **E. hortulana** L.
    - Bei uns häufig, ziehen später oder gar nicht fort:
      - Es liebt besonders baumleere Ebenen mit Wiesen und fruchtbaren Äckern und zieht von Oktober bis März größtenteils fort . **E. miliaria** L.
      - Es liebt Gegenden mit Bergen, Wäldern und Gebüsch und kommt im Winter an die Gehöfte . . . . **E. citrinella** L.

14. Arten der Gattungen **Fringilla** und **Passer**:
(Übersicht auf der folgenden Seite.)

Der **Erlenzeisig** oder **Zeisig, F.** (Chrysomitris) **spinus** L. ist von Oktober bis März in Erlengegenden ziemlich häufig, einzeln auch im Sommer beobachtet und soll bei Hamburg brüten (F. Boeckmann). Das Nest findet sich auf Nadelholzbäumen und besteht aus Reisern und Flechten.

Der **Grünfink** oder **Grünling, F.** (Chloris) **chloris** L. ist häufig. Die meisten ziehen von Oktober bis März fort. Er nistet zweimal von April bis Juni meist 2—3 m hoch auf Kopfweiden ꝛc. Das Nest besteht aus Wurzeln mit Moos, im Innern mit Haaren, Wolle oder Federn. Die 4—6 Eier sind etwa 19 mm lang, bläulich mit zerstreuten großen rötlichen und rotbraunen Flecken.

Der **Buchfink, F. coelebs** L. ist in Feldhölzern und Baumgärten häufig. Die Weibchen ziehen im Winter meist fort. Sie nisten zweimal von April bis Juni. Das Nest steht meist in der Gabel eines Baumes, ist aus Moos

- Der Rücken über dem Schwanz (Bürzel) oder die Schwanzfedern selbst schwefelgelb oder grün.
  - Wenigstens die Außenfahne der zweitäußersten Schwanzfeder an der Wurzel querüber schwefelgelb.
    - Die 9. bis 15. Schwinge an der Wurzel querüber schwefelgelb, mit dunklem Schaft; der anliegende Flügel unter 8 cm lang. N. 125, 1--3 . . . . **Erlen-Zeisig, F. spinus L.**
    - Die 9. bis 15. Schwinge nur mit grünlichem Außenrande; der anliegende Flügel über 8 cm lang. N. 120, 1—3 . **Grünfink, F. chloris L.**
  - Schwanzfedern höchstens mit grünlichem Rande.
    - Die äußerste Schwanzfeder größtenteils weiß; die Brust braunrot (Männchen) oder bräunlichweiß (Weibchen). N. 118, 1—2 . . . . **Buchfink, F. coelebs L.**
    - Alle Schwanzfedern dunkel; die Unterseite meist mit gelben bis grüngelben Federn.
      - Der anliegenge Flügel über 9 cm, die nackte Schnabelfirste über 12 mm lang. Man vgl. Emberiza melanocephala Scop.
      - Flügel unter 8 cm, Schnabelfirste unter 11 mm lang.
        - Die Kinngrube ist hinten nur um 1/4 schmäler, als ihr Vorderende von der Spitze des Unterschnabels entfernt ist (vgl. Fig. 58); die Seiten des Halses gelb. N. 123, 1—3. Südeuropa bis Süddeutschland, bei uns selten . Girlitz, F. (Serinus) serinus L.
        - Die Kinngrube hinten nur halb so breit als die Entfernung ihres Vorderrandes von der Spitze des Unterschnabels; die Seiten des Halses grau. N. 124, 3 u. 4. Südeuropa bis Süddeutschland, zweimal auf Helgoland, III . . . F. (Chrysomitris) citrinella L.
- Der Bürzel und der Schwanz weder gelb noch grün.
  - Die Außenfahne der meisten Schwingen in der Wurzelhälfte goldgelb; die äußerste Schwanzfeder schwarz, mit scharf begrenztem weißen Feld vor dem Ende. N. 124, 1 u. 2 . . . . **Stieglitz, F. carduelis L.**
  - Schwingen höchstens mit gelblichem Rande; die äußerste Schwanzfeder nicht mit scharf begrenztem weißen Fleck.
    - Die äußerste Schwanzfeder ganz weiß, die folgenden nur mit schwarzem Spitzenrand, die Schwingen von der 8. an ganz weiß. N. 117, 1 u. 2. Im Hochgebirge, zweimal auf Helgoland, III u. XI . . . . Schneefink, F. (Montifringilla) nivalis L.
    - Die Schwingen und Schwanzfedern alle größtenteils oder doch in der Mitte der Länge nach dunkel.
      - Die Federn auf der Mitte des Hinterrückens reinweiß, höchstens mit rosigem Hauch.
        - Die 4. bis 7. Schwinge an der Wurzel mit einem 4 mm langen weißen Fleck, welcher hier die ganze Außenfahne einnimmt, die längeren Federn an der Innenseite der Flügelwurzel schön schwefelgelb. N. 119, 1—3 . . . . **Bergfink, F. montifringilla L.**
        - Schwingen ohne den Wurzelfleck, die größeren Federn unter der Flügelwurzel weiß. Sibirien, öfter auf Helgoland, XI . F. exilipes Coues. (Die var. F. hornemanni ist größer).
      - Die Federn des Hinterrückens wenigstens mit dunklem Schaftstreifen, oft auch rosa angehaucht.
        - Die äußerste Schwanzfeder etwa zur Hälfte weiß, die andere Hälfte schwarz. N. 121, 1—4 . . **Bluthänfling, F. cannabina L.**
        - Über 3/4 der äußersten Schwanzfeder dunkel.
          - Nackte Schnabelfirste unter 9 mm lang, bis zur Spitze schnurgerade; über den Nasenlöchern liegen nach vorn gerichtete, dichte Vorstenfedern, welche über 1/3 des Schnabels bedecken.
            - Die 4 ersten Schwingen vorn bräunlich gesäumt, die 4 folgenden breiter und weißlich gesäumt; Kopf und Brust immer ohne Rot. N. 122, 1—3 **Berghänfling, F. flavirostris L.**
            - Die 8 ersten Schwingen alle schmal bräunlich gesäumt; Stirn beim ausgefärbten Tier blutrot, beim Männchen auch die Brust. N. 126, 1—4 . . **Birkenzeisig, F. linaria L.**
          - Nackte Schnabelfirste über 9 mm lang gebogen (Fig. 62); Borstenfedern über den Nasenlöchern fehlend oder sehr kurz.
            - Anliegender Flügel bis 8 1/2 cm lang; auf ihrer Oberseite sind einige Federn mit breitem, reinweißen Rande versehen.
              - Kopf oben rotbraun; Flügel etwa 7 cm, Schnabelfirste etwa 10 mm lang. N. 116, 1 u. 2 . **Feldsperling, P. montanus (L.)**
              - Kopf oben aschgrau, beim Männchen an den Seiten rotbraun; Flügel 8 cm, Schnabelfirste 11 mm und darüber. N. 115, 1 u. 2 . . **Haussperling, P. domesticus (L.)**
            - Flügel über 9 cm lang, auf denselben ohne reines Weiß. Vgl. **Emberiza.**

und Halmen gebaut, außen mit Flechten beklebt und innen mit Haaren und Federn gefüttert. Die 4—6 Eier sind etwa 18 mm lang, rötlich, die großen schwärzlichen Flecke mit rötlich verwaschenen Rändern.

Der **Bergfink, F. montifringilla** L. Kommt von Oktober bis April aus dem Norden zu uns; an der Westküste häufiger.

Der **Stieglitz** oder **Distelfink, F.** (Carduelis) **carduelis** L. ist in Baumgärten und Feldhölzern nicht selten. Das Nest findet man auf Bäumen in den dünnen Zweigen meist 6—10 m hoch. Es ist aus Moos, Flechten, Halmen,

Pflanzenwolle und Haaren gebaut. Die 4—5 (6) Eier sind denen des Bluthänflings ähnlich. Er brütet zweimal, im Mai und Juli.

Der **Bluthänfling** oder **Grauhänfling**, **F.** (Acanthis) **cannabina** L. ist in der Jugend in beiden Geschlechtern grau. Bei der Herbstmauser wird beim Männchen an Stirn und Brust der Grund der Federn rot, und im Frühling wird durch Abfallen der Federränder Stirn und Brust schönrot. Er ist überall, wo es kleine Büsche zum Nisten giebt, häufig. Das Nest steht meist ½—2 m hoch, das erste im Frühling besonders in Buchenbüschen, welche noch das trockene Laub vom vorhergehenden Jahre tragen, später in Dornbüschen, kleinen Tannen u. s. w. Es besteht aus Halmen und Moos und ist im Innern mit Haaren ausgelegt. Die 4—5 (6) Eier sind bläulichweiß, etwa 16 mm lang, rötlich und schwärzlich gefleckt. — Viele ziehen im Winter fort.

Der **Birkenzeisig** oder **Flachshänfling**, **F.** (Acanthis) **linaria** L. ist von November bis März in Erlenbrüchen meist nicht selten.

Der **Berghänfling**, **F.** (Acanthis) **flavirostris** L. (montium) ist zur selben Zeit wie der vorhergehende auf Feldern anzutreffen.

Nach der Lebensweise kann man die Finken folgendermaßen unterscheiden:

- Es fressen bei uns besonders Baumsamen; Wintervögel:
  - Es lebt in den Berggegenden Europas, mit Ausnahme des Nordens, in Nadelholzwäldern, bei uns selten . . . . **F. spinus** L.
  - Es sind im Norden Europas heimisch:
    - Es sucht seine Nahrung, Nadelholzsamen, Buchnüsse ꝛc. vom Boden . . . . **F. montifringilla** L.
    - Es sucht Erlen- und Birkensamen am Baum . . . . **F. linaria** L.
- Es fressen meist andere Sämereien, oft auch Insekten:
  - Es fressen ausschließlich Sämereien:
    - und ist im hohen Norden heimisch . . . **F. flavirostris** L.
    - Es nisten bei uns und zwar
      - auf niedrigen Büschen . . **F. cannabina** L.
      - besonders auf Kopfweiden . . **F. chloris** L.
  - Es füttern die Jungen mit Insekten:
    - Es sucht die Nahrung (besonders Kompositensamen) auf der Pflanze . . . . **F. carduelis** L.
    - Es sucht die Nahrung (besonders Samen von Lippen- und Kreuzblütern) am Boden . . . . **F. coelebs** L.



Fig. 62. Schnabel vom Haussperling.

Der **Haussperling** oder **Spatz**, **Passer domesticus** L. ist überall bei menschlichen Wohnungen gemein. Er nistet besonders in Dachlöchern, dann in Schwalbennestern, im Strauchwerk der Storchnester ꝛc. Selten baut er ein allseitig geschlossenes Nest zwischen die Zweige eines Baumes. Das Nest besteht aus Halmen und ist meist mit Wolle und Federn gefüttert. Die 4—6 (7, 8) Eier sind 20—23 mm lang, etwas zerstreut grau und schwarzbraun gefleckt und bespritzt. Er brütet dreimal im Jahr von April bis Juli.

Der **Baumsperling**, **P. montanus** L. ist ebenfalls sehr häufig. Bei ihm gleicht das Weibchen fast vollkommen dem Männchen. Er nistet besonders in Höhlen der Kopfweiden ꝛc. und ist deshalb in deren Nähe anzutreffen. Das Nest ist dem des Haussperlings ähnlich. Die 5—7 Eier sind kleiner (20 mm), gestreckter und meist dichter gefleckt. Alte Paare brüten ebenfalls dreimal.

15. Arten der Gattung **Hirundo**:

- Gefieder ohne rotbraune oder gelbe Farben; die seitlichen Schwanzfedern nicht 2,5 cm länger als die mittleren; Lauf wenigstens über der Wurzel der Hinterzehe befiedert.
  - Rücken schwarzblau, hinten (Bürzel) weiß; Füße bis zu den Krallen befiedert. N. 145, 2 . . . . **Hausschwalbe, H. urbica** L.
  - Rücken bis zum Schwanz braungrau; Lauf nur über der Wurzel der Hinterzehe befiedert. N. 146, 1 u. 2 . . . . . . **Uferschwalbe, H. riparia** L.
- Am Kopfe mit rostroten oder rostgelben Federn; die seitlichen Schwanzfedern 5 cm länger als die mittelsten; Lauf nur am obersten Teile befiedert.
  - Rücken bis zum Schwanz blauschwarz; Kehle rostrot; Unterseite ohne Längsflecken.
    - Unterseite des Körpers weiß, schwach rötlich angeflogen. N. 145, 1 . . . . **Rauchschwalbe, H. rustica** L.
    - Unterseite des Körpers ganz rostbraun. N. 383, 1 u. 2. Ägypten, einmal auf Helgoland und einmal in Holstein gesehen V . . . . Subsp. H. savignii Steph. (cahirica).
  - Kehle weißlich, wie die ganze Unterseite, mit dunklen Längsflecken; Hinterrücken gelbbraun, nach hinten in weiß übergehend. N. 383, 3 u. 4. Südosteuropa, einmal auf Helgoland V . . . . H. rufula Temm. (alpestris).

Die **Hausschwalbe, H.** (Chelidon) **urbica** L. zieht von Mitte September bis Anfang Mai fort. Sie nistet im Juni überall an der Außenseite der Häuser und mauert aus Erde ein Nest, welches nur eine enge Öffnung besitzt. Im Innern findet man nur einige Federn. Die 4—6 Eier sind etwa 19 mm lang und vollkommen weiß.

Die **Rauchschwalbe, H.** (Chelidon) **rustica** L. zieht von Mitte Oktober bis Mitte April fort. Sie nistet geschützter meist im Innern der Häuser, unter Brücken ꝛc. und mauert ein nach oben nicht völlig geschlossenes Nest, welches mit Halmen ausgelegt wird. Die 4—6 Eier sind 19—21 mm lang, auf bläulichem Grunde rostrot und olivenbraun bis schwarz gefleckt, namentlich am stumpfen Ende.

Die **Uferschwalbe, H.** (Clivicola, Cotyle) **riparia** L. zieht gleichzeitig mit der Hausschwalbe fort. Sie nistet in Uferlöchern, namentlich in der Nähe des oberen Randes der Uferwand und zwar stets zu mehreren neben einander. Die ½—2 m tiefen Röhren graben sie meist selbst und tragen in das erweiterte, hintere Ende Halme, Wurzeln und Federn. Die 5—6 Eier sind länglich, reinweiß.

16. Der **Kirschpirol, Oriolus galbula** L., N. 61, ist in den waldigen Gegenden unserer Provinz bis Flensburg nördlich vereinzelt nistend angetroffen. Er ist von Mai bis August bei uns und nistet im Juni. Das Nest hängt korbartig in der Astgabel eines Waldbaumes. Es besteht aus Halmen, Ranken und Fäden und ist meist mit Wolle und Federn gepolstert. Die 4—5 Eier sind etwa 28 mm lang, auf weißem Grunde zerstreut schwarzbraunfleckig.

17. Die **Elster, Pica pica** (L.) (caudata), N. 56, 2, ist über die Provinz verbreitet, namentlich in der Nähe menschlicher Wohnungen Sie zieht nicht fort und brütet im April und Mai. Das Nest befindet sich bald in den

höchsten Baumwipfeln, bald auch in einem höheren Dornbusch; oft werden mehrere Nester zugleich angefangen. Es besteht aus Reisern, wird mit Kot ausgeklebt und ist mit feinen Wurzeln und Haaren gepolstert; oben hat es eine aus Reisern bestehende Decke. Die 7—8, 30—35 mm langen Eier sind licht blaugrün, ziemlich dicht grau und heller und dunkler olivenbraun gefleckt. Wie die Raben trägt die Elster gerne glänzende Gegenstände in ihr Nest.

18. Arten der Gattung **Corvus**:

- Die Schnabelfirste (vom Grunde der nach vorn gerichteten Federborsten gemessen) bis 35 mm lang; der Hals hinten aschgrau. N. 56 . . . . **Dohle, C. monedula** L.
- Der Schnabel über 45 mm lang.
  - Die Schnabelfirste über 7 cm, der anliegenoe Flügel über 40 cm lang. N. 53 . . . . **Kolkrabe, C. corax** L.
  - Schnabel unter 6 cm, der anliegende Flügel höchstens 35 cm lang.
    - Schnabel schwächer gewölbt (Fig. 63b); die 2. Schwinge länger als die 6.; Gefieder am Halse schön violett schillernd. N. 55 . . . . **Saatkrähe, C. frugilegus** L.
    - Schnabel stärker gewölbt (Fig. 63 a); die 6. Schwinge länger als die 2.; Gefieder am Halse m. schwach bläulichem Schiller.
      - Gefieder ganz schwarz. N. 53 . . . . . **Rabenkrähe, C. corone** L.
      - Rücken und Bauch aschgrau. N. 54 . . . **Nebelkrähe, C. cornix** L.

Alle Arten sind in der Provinz häufig, nur der Rabe ist seltener. Die Dohle und Saatkrähe ziehen in den Wintermonaten fort. Die Eier unterscheiden sich fast nur durch die Größe. Sie sind blaugrünlich mit heller oder dunkler olivengelben und grauen bis schwärzlichen Flecken. Alle brüten einmal im April und Mai, nur der Kolkrabe bisweilen schon im März.

Die **Dohle,** C. (Coloeus) **monedula** L. baut ihr Nest aus einigen Reisern, Federn und Haaren. Die 4—5 (6, 7) Eier sind 29—34 mm lang.

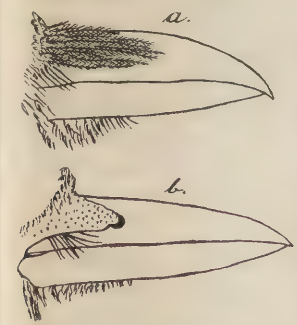


Fig. 63. Schnabel a. der Rabenkrähe, b. der alten Saatkrähe.

Die **Saatkrähe,** C. (Trypanocorax) **frugilegus** L. baut ihr Nest kolonienweise besonders in den Gipfeln der Feldhölzer aus Reisern, Moos, Erde, Halmen und Haaren. Die 3—4 (5) Eier sind 35—44 mm lang.

Die **Nebelkrähe,** C. (Corone) **cornix** L. und **Rabenkrähe,** C. (Corone) **corone** L. bauen ihr Nest einzeln namentlich auf eine Baumgabel aus Reisern, Moos, Schlamm und Haaren. Die 4(—5) Eier sind denen der Saatkrähe ähnlich, aber weniger gestreckt. An den Verbreitungsgrenzen beider Arten kommen häufig Kreuzungen vor.

Das Nest des **Kolkraben** oder **Raben,** C. **corax** L. steht in größeren Wäldern auf den höchsten Bäumen. Es besteht aus demselben Material wie das der vorhergehenden Arten. Die 4 bis 5 Eier sind 44—46 mm lang.

Nach der Lebensweise kann man die Arten folgendermaßen unterscheiden:

- Es fressen kein Aas:
  - Es brütet in Baumhöhlen und den Löchern alter Türme . . **C. monedula** L.
  - Es brütet kolonienweise in den Gipfeln hoher Bäume . . **C. frugilegus** L.
- Es fressen besonders gerne Aas:
  - Es fressen auch gerne Getreide, Obst und Baumfrüchte:
    - In Land Oldenburg und dem nördlichsten Schleswig nistend . . . . **C. cornix** L.
    - An anderen Orten nistend . . . . . **C. corone** L.
  - Es frißt fast ausschließlich Fleisch, Eier, Insekten und Würmer . **C. corax** L.

19. Der **Tannenheher, Nucifraga caryocatactes** L., N. 58, ist ein Gebirgsvogel, der sich gelegentlich, und zwar zu jeder Jahreszeit, dann aber meist in größerer Zahl in unsere Provinz verfliegt.

20. Arten der Gattung **Garrulus**:

- Der anliegende Flügel etwa 18 cm lang; auf denselben schön blau und weiß gebänderte Federn; Schwanzfedern schwarz, nur die äußerste bräunlich. N. 58 . . . . **Eichelheher, G. glandarius** (L.)
- Der Flügel 1,5 cm lang, ohne blau; Schwanzfedern mit Ausnahme der beiden mittleren schön rostrot. N. 350. Aus dem Norden, wurde einmal auf Helgoland gesehen . . . . G. (Perisoreus) infaustus (L.)

Der **Eichelheher, G. glandarius** L. ist in den Wäldern der Provinz überall häufig. Während der Wintermonate ziehen die meisten fort. Er brütet einmal im Jahr und zwar im April und Mai. Das Nest steht 3—10 m hoch in einem Baum oder einem größeren Dornbusch und ist aus Reisern, Halmen und im Innern aus feinen braunen Wurzeln gebaut. Die 5—7 Eier sind 31—33 mm lang, blaugrünlich, sehr dicht grau und dunkelolivenbraun bespritzt.

21. Arten der Gattung **Lanius**:

- Der anliegende Flügel bis 10,5 cm lang; die Oberseite des Körpers teilweise rostrot oder rostrot gemischt; die 1. Schwinge ragt 2 bis 7 mm über die oberen Flügeldeckfedern hinaus (vgl. Fig. 66).
  - Der Grundteil der größeren Schwingen wenigstens 1 cm weit weiß (bei jungen Tieren gelblichweiß); der Kopf bei alten Tieren oben rot und der Rücken vorn schwärzlich. N. 51 . . . . **Rotköpfiger Würger, L. senator** L.
  - Die Schwingen höchstens hart an der Wurzel weiß; der Mittelrücken bei alten Tieren einfarbig rostrot; beim Männchen der Kopf oben einfarbig grau. N. 52 . . . . **Rotrückiger Würger, L. collurio** L.
- Die Flügel über 10,5 cm lang; die Oberseite vom Kopf bis zum Schwanz grau, ohne jegliche rostrote Beimischung.
  - Schwanzfedern unter 9 cm lang, kürzer als die anliegenden Flügel, die beiden äußersten jederseits ganz weiß oder nur mit schwarzem Schaft; beim ausgefärbten Tier die Stirn dunkler als der Oberkopf; die 1. Schwinge ragt nicht über die oberen Flügeldeckfedern hinaus. N. 50 . . . . **Schwarzstirniger Würger, L. minor** Gm.
  - Schwanz über 10 cm lang, länger als der Flügel; seine äußersten Federn in der Wurzelhälfte schwarz mit weißem Außenrand; Stirn nicht dunkel; die 1. Schwinge ragt wenigstens 1 cm üb. d. oberen Deckfedern hinaus.
    - Die Schwingen sind nur bis zur 10. an der Wurzel weiß.
      - Die Oberseite des Körpers schiefergrau, nach hinten etwas heller, aber nicht weiß; die Unterseite rosa angehaucht. Südeuropa, 1mal Helgol. V. L. meridionalis Temm.
      - Die Oberseite hellgrau; der Hinterrücken und die Unterseite weiß. Im Norden, im Herbst oft auf Helgoland . . L. major Pall.
    - Auch die kleineren Schwingen mit weißem Grundteil; die Oberseite des Körpers hellgrau, nach hinten lichter. N. 49. **Großer Würger, L. excubitor** L.

Der **rotköpfige Würger, L. senator** L. (rufus) ist einzeln bis Nortorf hinauf brütend beobachtet. Das Nest besteht aus Halmen, Moos, Haaren und Wolle. Die 5—6 Eier sind etwa 23 mm lang, grünlichweiß, grau und olivenbräunlich gefleckt, namentlich am stumpfen Ende.

Der **rotrückige Würger** oder **Neuntöter, L. collurio** L. ist überall häufig. Das Nest ist dem der vorhergehenden Art ähnlich. Die 5—6 Eier sind 20—22 mm lang, bei alten Tieren rötlich, mehr rostrot gefleckt, bei jungen wie bei der vorhergehenden Art. Die Flecke bilden einen Kranz. Das Weibchen brütet allein und das Männchen trägt Nahrung herbei und spießt diese in der Nähe des Nestes auf Dornen.


Fig. 64. Schnabel vom Neuntöter.

Der **schwarzstirnige** oder **graue Würger, L. minor** Gm. ist bis ins südliche Schleswig hinauf einzeln brütend beobachtet. Nest und Eier sind denen des rotköpfigen Würgers ähnlich.

Der **große Würger, L. excubitor** L. wurde einzeln überall beobachtet, wo es geeignete Nistplätze giebt. Das Nest ist dem der vorhergehenden Art ähnlich; man findet es auf Bäumen oder hohen Dornbüschen. Die 5—7 Eier sind trübweiß, überall mit matt olivenbraunen und aschgrauen Flecken.

Übersicht der Arten nach der Lebensweise:

- Es zieht spät fort, oder bleibt auch im Winter und nährt sich dann von Vögeln und Mäusen . . . . **L. excubitor** L.
- Es ziehen sehr lange, von September bis Mai, fort:
  - Es frißt sehr gerne Wirbeltiere, besonders junge Vögel, und nistet 1—3 m hoch in Dornbüschen . . . . **L. collurio** L.
  - Es fressen fast ausschließlich Insekten und nisten höher, meist auf Bäumen:
    - Mehr in kleinen Feldhölzern und auf Feldern mit einzelnen Bäumen, größere Art . . . . . . **L. minor** Gm.
    - Mehr an Waldrändern, auch mitten in Wäldern, geht weniger aufs freie Feld . . . . . . **L. senator** L.

22. Die **Schwanzmeise, Acredula caudata** (L.) kommt vereinzelt in der ganzen Provinz in Wäldern vor, bleibt oft das ganze Jahr hindurch und nistet im April. Das allseitig geschlossene Nest sitzt in der Gabel eines Baumes, ist aus Moos, Flechten und wenig Halmen gebaut und besitzt eine seitliche Öffnung. Durch die äußerlich angehefteten Flechten wird es dem Auge entzogen. Die 9—12 rundlichen Eier sind 14 mm lang, weißlich mit blaßrötlichen und grauen Flecken. — Man unterscheidet in Europa zwei Formen:

- Seiten des Kopfes auch beim ausgefärbten Tier schwarz oder schwarzbraun, die Stirn wie der Oberkopf weiß; Westdeutschland bis England . . . . . A. rosea (Blyth.)
- Kopf beim ausgefärbten Tier ganz weiß, in der Jugend nur die Kopfplatte weiß, Stirn und Seiten dunkel. N. 95, 4 u. 5. Norden und Osten Europas . **A. caudata** (L.)

23. Die Arten der Gattung **Mimus**:

- Schwanz 10,5 cm lang, kaum länger als die Flügel (diese 10 cm); Gefieder oben blaugrau. N. 384, 1. Nordamerika, einmal auf Helgoland . . . . M. (Galeoscoptes) carolinensis (L.) (lividus)
- Schwanz 14 cm lang, weit länger als die Flügel (diese 11 cm); Gefieder oben rostrot. N. 384, 2 . . . . M. (Harporhynchus) rufus (L.)

24. Arten der Gattung **Parus**:

- Unterseite größtenteils schwefelgelb; Schwanz und Flügel oben teilweise lichtblau.
  - Äußere Schwanzfeder der Länge nach bis zum Schaft und darüber weiß; beim ausgefärbten Tier längs der ganzen Unterseite eine schwarze Binde, die bei Nestjungen wenigstens auf der Brust angedeutet ist; nackte Schnabelfirste 10 mm N. 94,1 . . **Kohlmeise, P. major** L.
  - Äußerste Schwanzfeder nur mit sehr schmalem weißen Außenrande; das Dunkle der Unterseite fast nur auf der Oberbrust vorhanden, bei Nestjungen ganz fehlend N. 95, 1 u. 2 . **Blaumeise, P. coeruleus** L.
- Unterseite weiß oder schwach rostrot angehaucht, ohne schwefelgelb; Schwanz und Flügel oben grau oder bräunlich.
  - Kopf oben mit Haube; die Federn hier schwarz mit breiten, lichtgrauen Rändern N. 94, 3 . . . . **Haubenmeise, P. cristatus** L.
  - Kopf oben einfarbig schwarz oder dunkelbraun, ohne Haube.
    - Die Federn auf den Flügeln teilweise mit breitem, reinweißen Fleck an der Spitze; die Kehle in einer Ausdehnung von 2 cm vom Schnabel abwärts schwarz. N. 94, 2 **Tannenmeise, P. ater** L.
    - Die Flügeldeckfedern nur mit schwach helleren Rändern; die Kehle mit einem 1/2—1 cm langen schwarzen Fleck.
      - Das Schwarz auf dem Kopf 3,5 cm lang. N. 94, 4 . . . . . **Sumpfmeise, P. palustris** L.
      - Oberkopf dunkelbraun; Rücken stark ins Rostfarbige ziehend; im Norden Skandinaviens, einmal auf Helgoland XI . var. P. borealis Sel.-Longch.
      - Rücken heller grau, das Schwarz des Kopfes etwas ausgedehnter; Nordostasien, einmal auf Helgoland XI . . . var. kamtschatkensis Bonap.

Die **Kohlmeise, P. major** L. brütet im April und Mai. Das Nest besteht aus Halmen, Moos, Haaren und Federn. Die 8—12 Eier sind 16—17 mm lang, größer gefleckt. — Sie besonders kommt im Winter an die Gehöfte.

Die **Blaumeise, P. coeruleus** L. brütet zweimal im Mai bis Juli, besonders in sumpfigen Laubholzwäldern. Das Nest besteht aus Halmen, Federn und Haaren. Die 6—10 Eier sind 15 mm lang, feiner und zerstreuter gefleckt.

Die **Haubenmeise, P. cristatus** L. brütet zerstreut im *mittleren Holstein und zwar zweimal von April bis Juli.* Das Nest besteht aus Erdmoos, Flechten und Haaren. Die 8—10 Eier sind größer gefleckt.

Fig. 65. Der vorderste Teil vom Flügel der Blaumeise. I die erste Schwinge, welche bedeutend über die oberen Flügeldeckfedern vorragt, II zweite Schwinge mit gleich breit. Außenfahne, III—VII die folgenden Schwingen mit verengter Außenfahne.

Die **Tannenmeise, P. ater** L. nistet ebenfalls in Holstein selten und zwar im Mai. Das Nest besteht aus Erdmoos und Haaren. Die 8—10 Eier sind länglicher, etwa 16 mm lang.

Die **Sumpfmeise, P. palustris** L. brütet im Mai. Das Nest besteht aus Halmen, Federn und Haaren. Die 8—12 Eier sind 15—16 mm lang, zerstreut gefleckt.

Die Meisen ziehen nur zum kleineren Teil im Winter fort. Sie nisten in Baumhöhlen mit enger Öffnung, bald höher, bald nahe dem Boden. Die Eier sind weißlich, rotgrau und rot gefleckt. Nach der Lebensweise kann man die einheimischen Arten folgendermaßen unterscheiden:

Es nisten in Laubholzwäldern, Gebüsch und Baumgärten:
- Es frißt auch im Herbst und Winter fast ausschließlich Insekten (Eier und Puppen) und Beerenkerne . . . . **P. coeruleus** L.
- Es fressen sehr gern Sämereien:
  - Es lebt besonders in der Nähe von schilfbewachsenen Gewässern, deshalb im Westen häufiger . . . . . **P. palustris** L.
  - Besonders an höheren, trockenen Orten, deshalb im Osten häufiger, frißt auch Aas und Fett . . . . **P. major** L.

Es nisten in Nadelholzwäldern und zwar
- besonders in Kieferwäldern, frißt auch im Winter besonders Insekten (Eier und Puppen) . . . . **P. cristatus** L.
- besonders in Fichtenwäldern, frißt sehr gern auch Fichtensamen . . . . **P. ater** L.

25. Der **Zaunkönig, Troglodytes troglodytes** (L.), (parvulus), N. 83, ist in Wäldern und Gebüsch, Knicks und Zäunen das ganze Jahr hindurch anzutreffen, im Westen seltener. Er brütet im Mai. Das Nest befindet sich in Reisighaufen, dem Geflecht der Zäune, unter Dächern 2c. Es ist allseitig geschlossen, mit seitlicher Öffnung versehen, besteht aus trockenem Laub, Zweigen, und grünem Moos und ist innen mit Federn ausgelegt. Die 6—8 Eier sind 16 mm lang, weiß mit feinen, zerstreuten, rötlichen und schwarzbraunen Flecken übersäet, besonders am stumpfen Ende.

26. Der **Baumläufer, Certhia familiaris** L., N. 140, 1—4, ist das ganze Jahr hindurch in Wäldern nicht selten und kommt im Winter auch in die Städte. Er sucht seine Nahrung an Baumstämmen und Mauern. Er brütet zweimal, im April und Juni. Das Nest findet man in Wäldern in einer Baumhöhle mit engem Eingang; es besteht aus Halmen, Bastfasern und Federn. Die 4—9 Eier sind 16 mm lang, auf weißlichem Grunde fein rot und rötlichgrau gefleckt, namentlich am stumpfen Ende.

- Brust und Unterseite der Flügel rein weiß; Schwanzfedern spitz; Schnabel stark gebogen . . . . **C. familiaris** L.
- Brust und Unterseite der Flügel gelblich; Schwanzfedern gerundet; Schnabel fast gerade (Fig. 69), vgl. die Gattung **Phyllopneuste 30.**

26a. Nach Ph. Schmidt soll auch der Mauerläufer, Tichodroma muraria (L.), N. 141, 1 u. 2, bei Hamburg vorgekommen sein (vgl. 39, Turdus 2c. Anm.)

27. Die Bart- oder Rohrmeise, Calamophilus (Panurus) biarmicus L. (barbatus), N. 96, 1—3, ist von April bis November einzeln in den Rohrwäldern des Südwestens und auf Helgoland gefunden.

28. Die **Spechtmeise** oder der **Kleiber, Sitta europaea** L., N. 139, 1 u. 2, ist in Laubholzwäldern nicht selten. Er klettert sehr geschickt an Baumstämmen, auch mit dem Kopfe nach unten. Die meisten ziehen während der Wintermonate fort. Das Nest findet man im April und Mai in Höhlen von Waldbäumen, und zwar in bedeutender Höhe. Die Öffnung der Höhle wird durch angeklebte Erde hinreichend verkleinert. Das Nest besteht aus Laub. Die 6—8 Eier sind weiß mit feinen roten und violettgrauen Flecken, namentlich am stumpfen Ende. Man unterscheidet zwei europäische Formen:

- Unterseite mit Ausnahme der Kehle gelblich, hinten in rostrot übergehend; anliegender Flügel 8,8—9,2 cm lang; Westeuropa . . . . **S. europaea** L.
- Unterseite weiß, hinten bleich-rostfarbig; Flügel etwas kürzer; Osteuropa . . . . S. uralensis Lichtst.

29. Arten der Gattung **Accentor:**

- Anliegender Flügel unter 8 cm lang; die Federn der Oberbrust einfarbig grau. N. 92, 3 u. 4 . . . . **Heckenbraunelle, A. modularis** (L.)
- Flügel über 10 cm lang; Federn der Oberbrust weißlich mit schwärzlichem Fleck an der Spitze. N. 92, 1. Hochgebirge Mitteleuropas, dreimal auf Helgoland, V, X . . . . Alpenbraunelle, A. alpinus Gm.

Die **Heckenbraunelle, A. modularis** L. ist einzeln in allen Waldgegenden der Provinz zu finden. Die meisten ziehen in den Wintermonaten fort. Sie brütet im Mai und hält sich während der Brutzeit im Dickicht der Laub- und Nadelholzwälder auf. Das Nest steht meist 1/2—1 m über dem Boden in einem dichten Busch oder Nadelholzbäumchen. Es ist aus Moos mit einzelnen Wurzeln und Halmen gebaut und innen mit Haaren und einzelnen Federn ausgelegt. Die 4—5 (6) Eier sind 17—18 mm lang, schön grünblau gefärbt.

30. Arten der Gattung **Phyllopneuste** (Phylloscopus, Ficedula):

- Die Federn auf den Flügeln mit sehr schmalen hellen Rändern, deshalb keine hellen Querbinden auf deren Oberseite vorhanden.
  - Die kleine erste Schwinge ragt mit ihrem Ende nicht über das Ende der oberen Deckfedern hinaus.
    - Brust und Kehle gelb, Bauch weiß; die äußerste Schwanzfeder nicht kürzer als die benachbarten. N. 80, 2 . . . . . . **Wald-Laubvogel, P. sibilatrix** (Bechst.)
    - Brust und Bauch gleichmäßig gelb; die äußerste Schwanzfeder kürzer als die benachbarte. N. 80, 1 . . . . **Garten-Laubvogel, P. hypolais** (L.)
  - Die erste Schwinge ragt über das Ende d. oberen Flügeldeckfedern hinaus (Fig. 66).
    - Beine dunkelbraun; die 2. Schwinge kürzer als die 6.
      - Die 2. Schwinge gleich der 8.; die 6. Schwinge reicht nicht bis zur Flügelspitze. N. 80, 4. . . . . **Weiden-Laubvogel, P. rufa** (Bechst.)
      - Die 2. Schwinge gleich der 9.; die 6. reicht bis zur Flügelspitze. Nordasien; einmal auf Helgoland, X . . . . P. tristis (Blyth).
    - Die Beine hellbraun, die 2. Schwinge wenigstens gleich der 6. (Fig. 66).
      - Unterseite reinweiß; Vorderrücken braun, Hinterrücken gelb. Südeuropa, zweimal auf Helgoland, X. N. 369, 4 . . . . P. bonelli (Vieill.)
      - Unterseite gelb; der Vorderrücken nicht auffallend vom Hinterrücken verschieden.
        - Die 2. Schwinge länger als die 6. N. 80, 3 . . . . **Fitis-Laubvogel, P. trochilus** (L.)
        - Die 2. Schwinge kürzer als die 6. Südeuropa, einmal auf Helgoland, V . P. (Hypolais) polyglotta (Vieill.)
- Die breiteren Federn auf d. Oberseite der Flügel am Ende breit hell gefärbt, deshalb eine oder zwei helle Querbinden.
  - Flügel mit zwei gelben Querbinden.
    - Der Rücken bis zum Schwanz grünlich, hinten nur etwas heller. N. 378, 2 u. 3. Sibirien; wurde öfter auf Helgoland beobachtet, besonders im Oktober . . . . P. superciliosa (Gm.)
    - Der Rücken hinten citronengelb; Nord- und Mittelasien, einmal auf Helgoland, X . . . . P. proregulus (Pall.)
  - Flügel mit einer gelben Querbinde.
    - Kopf in der Mitte mit hellem Längsstreif auf der Oberseite; Ostasien, einmal auf Helgoland, X. . . . . . . P. coronata (Temm.)
    - Kopf oben ohne hellen Längsstreif.
      - Die 2. Schwinge wenigstens so lang wie die 6. N. 375, 1. Im Norden, einmal auf Helgoland, X P. borealis Blas.
      - Die 2. Schwinge kürzer als die 6.
        - Nackte Schnabelfirste 7 mm lang; Ostasien, einigemal auf Helgoland, V—IX P. viridana (Blyth.)
        - Nackte Schnabelfirste 12 mm lang; Himalaya, einmal auf Helgoland, X . P. nitida (Blyth.)

Der **Garten-Laubvogel**, **P.** (Hypolais) **hypolais** (L.) (icterina) nistet auf höheren Sträuchern der Knicks, doch nie auf Dornen. Das Nest ist schön gebaut aus Halmen, mit Gespinnst verflochten, innen meist mit einzelnen Haaren. Die 4—5 Eier sind 18—19 mm lang, rosenrot mit zerstreuten schwarzen Flecken.



Fig. 66. Der vorderste Teil v. Flügel des Fitis-laubvogels. I erste, verkümmerte Schwinge, die hier länger ist als d. oberen Flügeldeckfedern D; II—VI zweite bis sechste Schwinge; bei der 3., 4. u. 5. die (linke) Außenfahne verengt.

Der **Wald-Laubvogel**, **P. sibilatrix** (Bechst.) liebt besonders Nadelholzwälder. Das Nest steht am Boden zwischen Pflanzen und ist backofenförmig gebaut, je nach der Umgebung mehr aus Grashalmen, Moos oder trockenem Laub, innen mit feinen Rispen, Haaren und Federn gepolstert. Die 5—6 (7) Eier sind rundlich, weiß mit violettschwarzen und einzelnen grauen Flecken.

Der **Fitis-Laubvogel**, **P. trochilus** L. nistet wie die vorhergehende Art. Die 5—7 Eier sind eiförmig, 15—16 mm lang, rötlichgrau und rostrot gefleckt.

Der **Weiden-Laubvogel**, **P. rufa** (Bechst.) nistet wie die vorhergehenden Arten, aber die Öffnung des Nestes ist weiter und mehr nach oben gerichtet. Die 5—6 Eier sind kurz eiförmig, schwärzlich-rotbraun gefleckt.

Nach der Lebensweise kann man die vier häufigeren Arten folgendermaßen unterscheiden:

Es sind nur in der insektenreichen Zeit bei uns (Mai bis Ende August) und kommen auch in den Gärten oder Feldhölzern des Westens vor:	Es finden sich mehr in Gärten und Knicks; Nest in der 1—3 m hohen Gabel eines höhern Strauches . . . . **P. hypolais** (L.)
	Es halten sich in Feldhölzern und Wäldern auf; Nest zwischen dem Gras und Moos des Bodens in Wäldern . . . . **P. sibilatrix** (Bechst.)
Es bleiben länger bei uns (Anfang April bis Ende September) und sind nur in unsern Waldgegenden zu Hause; nisten am Boden:	Es liebt Niederungen und die Nähe des Wassers; bei uns häufig . . . . **P. trochilus** (L.)
	Es liebt die Berggegenden, deshalb bei uns selten . . . . **P. rufus** (Bechst.)

31. Die Gattung **Sylvia**:

(Übersicht der Arten auf der folgenden Seite.)

Die **Dorn-Grasmücke**, **S. sylvia** (L.) (cinerea) ist in der Provinz bei weitem die häufigste. Das Nest ist wie das der andern wenig dicht, fast durchsichtig gebaut. Es besteht aus Grashalmen, die meist mit etwas Gespinnst verflochten sind, und ist innen mit feinen Wurzeln und einzelnen Haaren ausgelegt. Die 4—6 Eier sind rundlich, 17—19 mm lang, auf grünlichem Grunde dicht grau und olivenbraun bespritzt und gefleckt.

Die **Sperber-Grasmücke**, **S. nisoria** Bechst. ist namentlich in der Elbgegend häufiger. Das Nest ist locker, besonders aus trockenen Labkrautstengeln gebaut, innen mit feinen Wurzeln ausgelegt. Die 4—6 Eier sind eiförmig,

- Die erste Schwinge reicht nicht über die oberen Flügeldeckfedern hinaus.
  - Die äußerste Schwanzfeder größtenteils weiß oder weißlich, nur die Innenfahne auf der Wurzelhälfte schräg begrenzt grau. N. 78, 1 u. 2 . . . . **Dorn-Grasmücke, S. sylvia** (L.)
  - Die äußerste Schwanzfeder größtenteils dunkel.
    - Die äußerste Schwanzfeder am Ende mit großem weißen Fleck auf der Innenfahne; die Federn, welche den Schwanz von der Unterseite begrenzen, mit dunklen Winkelflecken. N. 76, 1 u. 2 . . . . **Sperber-Grasmücke, S. nisoria** Bechst.
    - Die äußerste Schwanzfeder ganz grau od. rings schmal hell gerandet; unt. Schwanzdeckfedern einfarbig hell.
      - Die 2. Schwinge länger als die 4., die äußerste Schwanzfeder ganz grau. N. 78, 3 . . . . **Garten-Grasmücke, S. simplex** Lath.
      - Die 2. Schwinge kürzer als die 4.; die äußerste Schwanzfeder weißlich gerandet, namentlich am Ende. Hier wird man Phyllopneuste (Hypolais) olivetorum Strickl. suchen, welche in den Mittelmeerländern heimisch ist und einmal auf Helgoland vorkam. V.
- Die erste Schwinge reicht über die oberen Flügeldeckfedern hinaus (Fig. 66).
  - Die äußerste Schwanzfeder ganz grau, ohne weiß.
    - Kopf oben dunkel, Hals und Brust ohne dunkle Längsflecken; nackte Schnabelfirste 10 mm, anliegender Flügel 8 cm lang. N. 77, 2 u. 3 . . . . **Mönch-Grasmücke, S. atricapilla** (L.)
    - Kopf, Hals und Brust mit dunklen Längsflecken; Schnabel 12 mm, anliegender Flügel über 8 cm lang. Man vergleiche den gefleckten Fliegenfänger, Muscicapa griseola L.
  - Die äußerste Schwanzfeder teilweise weiß.
    - Die äußerste Schwanzfeder nur mit weißem Ende.
      - Vor dem weißen Ende der äußersten Schwanzfedern eine schwarze Querbinde. N. 360, 1—3. Südeuropa, einmal auf Helgoland . . . . S. familiaris Ménétr.
      - Schwanzfedern ohne schwarze Querbinde.
        - Die 2. Schwinge länger als die 6.; anliegender Flügel über 6 cm lang. Hierher Phyllopneuste pallida Hempr. aus Griechenland, welche wie die folgende einmal auf Helgoland beobachtet ist.
        - Die 2. Schwinge kürzer als die 6.; Flügel unter 6 cm lang. Hierher Phyllopneuste caligata Licht. (salicaria) aus Mittelasien. IX.
    - Die äußerste Schwanzfeder auf der Außenfahne weiß.
      - Die weiße Farbe auf der äußersten Schwanzfeder geht nur 2 cm vom Ende über den Schaft nach innen.
        - Unterseite des Körpers kastanienbraun. Südeuropa, zweimal auf Helgoland gesehen . . . S. undata (Bodd.)
        - Unterseite grauweiß, Kehle weiß. Südeuropa, einmal auf Helgoland . . . . . . S. melanocephala (Gm.)
      - Die weiße Farbe der äußersten Schwanzfeder geht fast der Länge nach von außen auf die Innenfahne über.
        - Die nackte Schnabelfirste 12—13 mm, der anliegende Flügel über 8 cm lang. Südeuropa, einmal auf Helgoland. N. 76, 3 u. 4. VII. S. orphea Temm.
        - Die nackte Schnabelfirste 9 mm, der Flügel unter 7 cm lang. N. 77, 1 **Zaun-Grasmücke, S. curruca** (L.)

20 mm lang, auf weißlichem Grunde aschgrau und blaß olivenbraun bespritzt, besonders am stumpfen Ende.

Die **Garten-Grasmücke, S. simplex** Lath. (hortensis) ist im Osten der Provinz ziemlich häufig. Das Nest ist dem der vorhergehenden Art ähnlich. Die 5—6 Eier sind 18—20 mm lang, grau und olivenbräunlich marmoriert oder gefleckt mit einzelnen schwärzlichen Flecken und Schnörkeln.

Die **Mönchs-Grasmücke** oder der **Mönch**, **S. atricapilla** (L.) ist überall häufig. Das Nest steht meist etwa 2 m hoch auf einem Strauch oder Bäumchen und ist dem der vorhergehenden Art ähnlich, innen bisweilen mit Haaren ausgelegt. Auch die Eier sind denen jener Art ähnlich.

Die **Zaun-Grasmücke** oder das **Müllerchen**, **S. curruca** (L.) ist ebenfalls nicht selten. Das Nest ist das kleinste, kaum 10 cm breit, etwas dichter mit Gespinnst durchflochten. Die (4), 5 (oder 6) Eier sind 16—17 mm lang, weißlich, olivenbraun und grau gefleckt und bespritzt und besitzen meist einen Kranz am stumpfen Ende.

Die einheimischen Arten lassen sich der Lebensweise nach folgendermaßen unterscheiden:

- Es bleibt bis in den Oktober hier und frißt später besonders Hollunderbeeren . . . . , **S. atricapilla** (L.)
- Es ziehen vor Mitte September fort:
  - Es liebt niederes Gebüsch und Knicks, nistet besonders in Brombeerranken, nahe der Erde und ist bei uns am häufigsten . . . . **S. sylvia** (L.)
  - Es lieben Wälder und Baumgärten, wenigstens die Nähe von Bäumen:
    - Es nistet meist 2 m hoch, wenig versteckt, oft in Gärten, nicht gern in Dornbüschen . . . . **S. simplex** (Lath.)
    - Es nisten besonders gern in Dornbüschen und zwar:
      - in kleinen dichten Weißdorn- oder Stachelbeerbüschen oder in Reisighaufen $^1/_4$—$^1/_2$ m hoch, oft in der Nähe menschlicher Wohnungen . **S. curruca** (L.)
      - in größeren Weißdorn- und Schlehdornbüschen lichter Wälder, meist $^1/_2$—1 m hoch) . **S. nisoria** Bechst.

32. Die Gattung **Acrocephalus** (Salicaria, Calamoherpe):
(Übersicht der Arten auf der folgenden Seite.)

Die Rohrsänger sind besonders im Westen der Provinz häufig. Sie sind nur kurze Zeit, vom Mai bis zum September, bei uns und nisten im Juni und Juli. Das Nest steht nicht über 1 m hoch und ist sehr tief ausgehöhlt. Die Eier sind grünlich, mehr oder weniger dicht und fein grau und olivenbraun gefleckt.

Der **Drossel-Rohrsänger** oder die **Rohrdrossel**, **A. arundinaceus** (L.) (turdoides) ist in Holstein an größeren Rohrfeldern nicht selten. Das Nest ist aus Halmen mit Schilfrispen gebaut. Die 4—5 Eier sind 23 mm lang, groß gefleckt.

Der **Teich-Rohrsänger**, **A. streperus** Vieill. (arundinaceus) ist unsere häufigste Art, auch in kleineren Rohrbeständen. Das Nest besteht aus Halmen mit Rohrkolbenwolle und ist mit Rispen oder dünnen Halmen ausgelegt. Die 5—6 Eier sind etwa 19 mm lang, grob gefleckt und bespritzt.

Der **Sumpf-Rohrsänger**, **A. palustris** Bechst. ist in den Gärten der holsteinischen Marschen ziemlich häufig. Er hält sich von allen am meisten auf den Zweigen der Bäume und Sträucher auf. Das Nest besteht aus Halmen mit Gespinnst und ist innen mit Haaren ausgelegt. Die 4—5 (6) Eier sind etwas größer als die der vorhergehenden Art, länglich. Der Grund ist mehr weißlich.

- Kopf und Rücken oben einfarbig grau, ohne merklich hellere Federränder.
  - Die 2. Schwinge kürzer als die 5.; der anliegende Flügel bis 5,5 cm lang; Südosteuropa, einmal auf Helgoland, VI . . . . A. agricola (Jerd.)
  - Die 2. Schwinge länger als die 5., der anliegende Flügel über 5,5 cm lang.
    - Die Außenfahne der 3. Schwinge bis ans Ende fast doppelt so breit als die der 2. Schwinge an ihrer breitesten Stelle (nicht plötzlich verengt, vgl. Fig. 66); Oberbrust mit schwachen dunklen Längsflecken. N. 83, 1. Südosteuropa, einmal auf Helgoland, V . . A. fluviatilis (Wolf).
    - Die Außenfahne der 3. Schwinge vor dem Ende verengt und deshalb kaum breiter als die der 2.; Brust einfarbig weißlich.
      - Nackte Schnabelfirste 17 mm, anliegender Flügel 9,5 cm lang. N. 81, 1 . . . **Rohrdrossel, A. arundinaceus** (L.)
      - Nackte Schnabelfirste bis 12 mm, Flügel bis 8 cm lang.
        - Die äußerste Schwanzfeder über 10 mm kürzer als die längste; zwischen Mundwinkel und Nasenloch im Oberkiefer nur sehr schwache Borsten. Sibirien, einmal auf Helgoland, VIII. . . . . A. certhiola Pall.
        - Die äußerste Schwanzfeder nicht 10 mm verkürzt; Borsten am Oberkiefer kräftig.
          - Nackte Schnabelfirste etwa 9 mm lang, Schnabel dicker. Vgl. die **Garten-Grasmücke, Sylvia simplex.**
          - Nackte Schnabelfirste etwa 11 mm lang; Schnabel schlank (vgl. Fig. 52).
            - Unter- oder Körperseite des Flügels an der vorderen Biegung mit rostgelben Federchen; Hinterrücken dunkelrostbräunlich. N. 81, 2. **Teich-Rohrsänger, A. streperus** (Vieill.)
            - Untere Flügeldeckfedern gelblichweiß; Hinterrücken mehr olivengrünlich. N. 81, 3 . . . . **Sumpf-Rohrsänger, A. palustris** (Bechst.)
- Kopf und Rücken mit dunklen Schaftflecken der Federn.
  - Auf der Mitte des Kopfes eine dunkel begrenzte gelbliche Längsbinde. N. 82, 4 u. 5. . . . . . . **Binsensänger, A. aquaticus** (Scop. Temm.)
  - Die Mitte des Kopfes kaum heller, überall dunkel gefleckt.
    - Die Borsten zwischen Mundwinkel und Nasenloch im Oberkiefer stark entwickelt; Hinterrücken (Bürzel) einfarbig rostgelblich. N. 82, 1 . . **Schilfrohrsänger, A. phragmitis** (Bechst.)
    - Die Oberkieferborsten fast fehlend; der Bürzel dunkelbraun, mit helleren Federrändern. N. 83, 2 u. 3 . . . . **Heuschreckensänger, A. locustella** (Lath.)

Der **Schilf-Rohrsänger, A. phragmitis** Bechst. ist in Sümpfen häufig. Das Nest steht zwischen Halmen und Stengeln und ist aus Halmen, Wurzeln, Haaren und Federn gebaut. Die (4) 5—6 Eier sind 17—18 mm lang, sehr dicht gefleckt und deshalb fast grau erscheinend.

Der Binsen-Rohrsänger, A. aquaticus Scop. ist die seltenste Art.

Der **Heuschreckensänger, A. locustella** (Lath.) ist im Osten der Provinz nicht selten. Er entfernt sich am meisten vom Wasser. Man hört seinen Gesang, der dem Gesange der Heuschrecken sehr ähnlich ist, oft auf niedrig gelegenen Feldern. Die Heuschrecken selbst singen erst viel später im Jahre. — Das Nest steht in kleinen, von Gras durchwachsenen, dichten Dornbüschen. Es ist aus Halmen mit Gespinnst und Rispen gebaut. Die (4) 5—6 Eier sind blaugrünlich olivenbraun bespritzt, bekritzelt und marmoriert. Graue Flecke bilden einen undeutlichen Kranz.

Nach der Lebensweise kann man die einheimischen Rohrsänger folgendermaßen unterscheiden:

- Es leben im Schilfdickicht der Seen und Teiche mit Weidengebüsch am Ufer; das Nest steht über dem Wasser zwischen 3—6 Rohrstengeln:
  - Größere Art, welche auch die größten Insekten (große Libellen, Donacien 2c.) frißt . **A. arundinaceus** (L.)
  - Kleinere Art, die an kleineren Teichen und Seen häufig ist und sich von kleineren Insekten nährt . . . . **A. streperus** (Vieill.)
- Es meiden Schilfrohrbestände; Nest oft über Morast, aber nicht unmittelbar über dem Wasser:
  - Es nisten stets über morastigem Boden mit Seggen, Binsen und Weidengebüsch:
    - Südliche Art, die bei uns selten ist . . . . **A. aquaticus** (Scop.)
    - Nördliche, bei uns häufige Art . . . . **A. phragmitis** Bechst.
  - Das Nest steht über festem Boden zwischen Grashalmen od. Kräuterstengeln oder in einem Busch:
    - Es sucht seine Nahrung mehr unmittelbar am Boden . . . . **A. locustella** (Lath.)
    - Es sucht seine Nahrung mehr an Büschen und verfolgt auch wohl fliegende Insekten im Sprunge . . . . **A. palustris** Bechst.

33. Der **Seidenschwanz**, **Ampelis** (Bombycilla) **garrula** L., N. 29, 1 u. 2, kommt bald häufiger, bald in geringer Zahl im Winter aus dem hohen Norden zu uns.


Fig. 67. Ende d. 12. Schwinge vom Seidenschwanz.

34. Der **Staar**, **Sturnus vulgaris** L., N. 62, 1—3, zieht meist von November bis Anfang März fort. Er nistet in Baum-, Mauerlöchern 2c. und brütet, wenn er nicht gestört wird, nur einmal im Jahr. Daß das Männchen das brütende Weibchen füttere, wird in neuerer Zeit bestritten. Das Nest besteht aus Halmen, Federn, Wolle 2c. Die 4—7 Eier sind 26—29 mm lang und schön blaugrünlich gefärbt. Nach der Brutzeit scharen sich alte und junge Vögel zusammen und halten sich dann namentlich zwischen dem weidenden Vieh auf. Sie übernachten im Schilfrohr und verursachen durch Knicken der Halme bisweilen nicht unerheblichen Schaden.


Fig. 68. Schnabel vom Staar.

35. Der Rosenstaar, Pastor (Merula) roseus (L.), N. 63, 1—3, ist in Südosteuropa, Afrika und Asien heimisch und verfliegt sich selten zu uns.

36. Arten der Gattung **Regulus:**

- Von der Schnabelwurzel geht durch das Auge ein dunkler Streif; am Halse vor den Flügeln ein gelbes Feld, das allmählich in die Farbe der Umgebung übergeht. N. 93, 4—6 . . . . . **Feuerköpfiges Goldhähnchen, R. ignicapillus** Brehm.
- Kein dunkler Augenstreif und keine gelbe Farbe vor den Flügeln. N. 93, 1—3 . . . . **Gelbköpfiges Goldhähnchen, R. regulus** (L.)

Das **Feuerköpfige Goldhähnchen, R. ignicapillus** Brehm. scheint mehr dem Südwesten Europas anzugehören, während das **gelbköpfige, R. regulus** (L.) (cristatus, flavicapillus) der Gattungsvertreter im Norden sein dürfte. Über ihr Vorkommen in unserer Provinz und namentlich ihr Brüten sind sichere Beobachtungen sehr erwünscht, da beide Arten oft verwechselt sind. Das fast kugelförmige, mit einer oberen Öffnung versehene Nest steht am Ende hori-


Fig. 69. Schnabel vom Goldhähnchen.

zontaler Zweige der Tannen zwischen dichten Nadeln, ist aus Moos, Flechten und Gespinnst hergestellt und mit Federn gefüttert. Die 6—11 Eier sind von Erbsengröße, bei der ersten mehr rötlich, bei der zweiten mehr gelblich, dunkel gefleckt und marmoriert.

37. Die Alpen- oder Steinkrähe, Graculus (Fregilus) graculus (L.), N. 57, 2, ist in den Gebirgen Südeuropas zu Hause und hat sich zweimal (III u. V) nach Helgoland verflogen.

38. Die Alpendohle (Alpenkrähe), Pyrrhocorax pyrrhocorax (L.), N. 57, 1, ist in den Hochgebirgen Europas heimisch und ist einigemal (IX) auf Helgoland und bei Hamburg beobachtet.

39. Die Gattungen **Turdus, Monticola** und **Geocichla**:*)
(Übersicht der Arten auf der folgenden Seite.)

Die Drosseln sind namentlich auf dem Zuge bei uns häufig. Sie durchsuchen dann Wälder und Gebüsche nach Beeren. Besonders lieben sie die Vogelbeeren. Sie werden in Schlingen gefangen oder geschossen und als Krammetsvögel auf den Markt gebracht. Die einheimischen Arten nisten meist zweimal von Mitte April bis Juni.

Die **Singdrossel, T. musicus** L. ist in den Wäldern und Feldhölzern des Ostens häufig. Das Nest steht meist auf kleinen Bäumchen 2—5 m hoch. Es besteht aus Wurzeln, Moos und Halmen und ist innen mit zerbissenem morschen Holz ausgemauert. Die 4—6 Eier sind 24—28 mm lang, himmelblau mit größeren, zerstreuten, schwärzlichen und einzelnen, grauen Flecken besetzt, besonders am einen Ende.

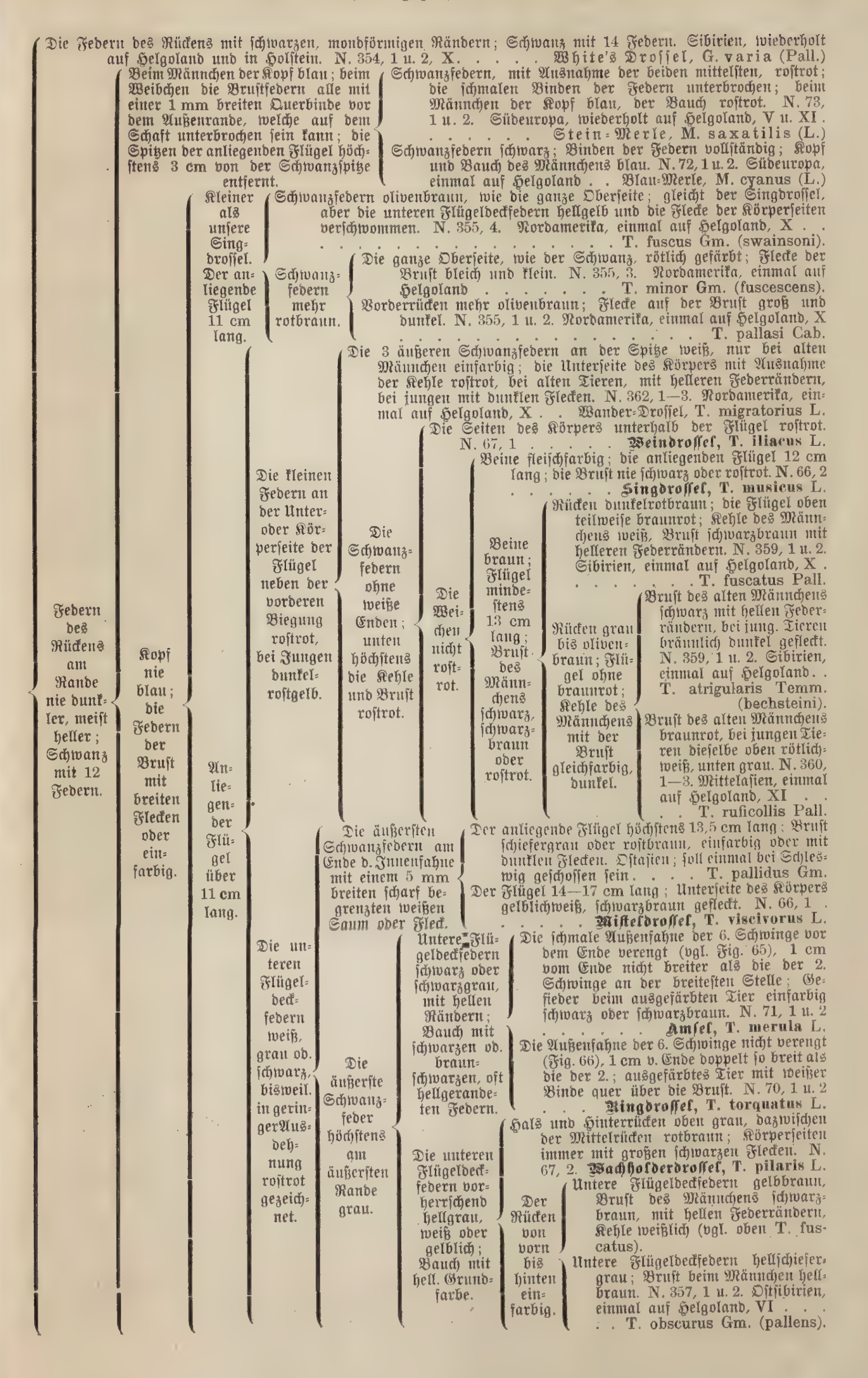
Die **Misteldrossel, T. viscivorus** L. ist auf dem Zuge im April und Oktober häufig, brütet im Mai und Juni im nordöstlichen Schleswig. Das Nest steht gewöhnlich in Nadelholzbäumen 2—10 m hoch. Es besteht aus Reisern, Stengeln, Moos und zarten Wurzeln. Die 4—5 Eier sind 27 bis 30 mm lang, graubräunlich mit großen rotgrauen und rotbraunen Flecken, welche einen verwischten Rand besitzen.

Die **Weindrossel, T. iliacus** L. zieht ebenfalls besonders im April und Oktober bei uns durch.

Die **Wachholderdrossel** oder der **Krammetsvogel** im engeren Sinne, **T. pilaris** L. ist auf dem Zuge im April und Oktober häufig, sonst spärlich, vereinzelt auch (im Mai oder Juni) brütend. Das Nest besteht aus Reisern und Halmen, oft mit Erde. Die 4—5 (6) Eier sind denen der Amsel ähnlich, aber die Flecke mehr rot.

Die **Amsel** oder **Schwarzdrossel, T.** (Merula) **merula** L. ist im Osten der Provinz häufig, auch in Städten, bleibt zum großen Teil im Winter bei uns

*) Zu den Drosseln könnte man durch die Bestimmungstabelle geführt werden, wenn man einen Mauerläufer, Tichodroma muraria L. vor sich hat, der in den Gebirgen Südeuropas heimisch, nach Ph. Schmidt einmal bei Hamburg vorgekommen sein soll. Die Flügel desselben sind 10 cm lang, außen teilweise schönrot, die größeren Schwingen auf der Innenfahne mit rundem weißen Fleck. Der Schnabel ist fast 3 cm lang, dünn und gebogen.



- Die Federn des Rückens mit schwarzen, mondförmigen Rändern; Schwanz mit 14 Federn. Sibirien, wiederholt auf Helgoland und in Holstein. N. 354, 1 u. 2, X. . . . . White's Drossel, G. varia (Pall.)
- Federn des Rückens am Rande nie dunkler, meist heller; Schwanz mit 12 Federn.
  - Beim Männchen der Kopf blau; beim Weibchen die Brustfedern alle mit einer 1 mm breiten Querbinde vor dem Außenrande, welche auf dem Schaft unterbrochen sein kann; die Spitzen der anliegenden Flügel höchstens 3 cm von der Schwanzspitze entfernt.
    - Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden mittelsten, rostrot; die schmalen Binden der Federn unterbrochen; beim Männchen der Kopf blau, der Bauch rostrot. N. 73, 1 u. 2. Südeuropa, wiederholt auf Helgoland, V u. XI . . . . Stein-Merle, M. saxatilis (L.)
    - Schwanzfedern schwarz; Binden der Federn vollständig; Kopf und Bauch des Männchens blau. N. 72, 1 u. 2. Südeuropa, einmal auf Helgoland . . Blau-Merle, M. cyanus (L.)
  - Kopf nie blau; die Federn der Brust mit breiten Flecken oder einfarbig.
    - Kleiner als unsere Singdrossel. Der anliegende Flügel 11 cm lang.
      - Schwanzfedern olivenbraun, wie die ganze Oberseite; gleicht der Singdrossel, aber die unteren Flügeldeckfedern hellgelb und die Flecke der Körperseiten verschwommen. N. 355, 4. Nordamerika, einmal auf Helgoland, X . . . . T. fuscus Gm. (swainsoni).
      - Schwanzfedern mehr rotbraun.
        - Die ganze Oberseite, wie der Schwanz, rötlich gefärbt; Flecke der Brust bleich und klein. N. 355, 3. Nordamerika, einmal auf Helgoland . . . . . . T. minor Gm. (fuscescens).
        - Vorderrücken mehr olivenbraun; Flecke auf der Brust groß und dunkel. N. 355, 1 u. 2. Nordamerika, einmal auf Helgoland, X . . . . T. pallasi Cab.
    - Anliegender Flügel über 11 cm lang.
      - Die kleinen Federn an der Unter- oder Körperseite der Flügel neben der vorderen Biegung rostrot, bei Jungen dunkelrostgelb.
        - Die 3 äußeren Schwanzfedern an der Spitze weiß, nur bei alten Männchen einfarbig; die Unterseite des Körpers mit Ausnahme der Kehle rostrot, bei alten Tieren, mit helleren Federrändern, bei jungen mit dunklen Flecken. N. 362, 1—3. Nordamerika, einmal auf Helgoland, X . . Wander-Drossel, T. migratorius L.
        - Die Schwanzfedern ohne weiße Enden; unten höchstens die Kehle und Brust rostrot.
          - Die Seiten des Körpers unterhalb der Flügel rostrot. N. 67, 1 . . . . . **Weindrossel, T. iliacus** L.
          - Die Weichen nicht rostrot.
            - Beine fleischfarbig; die anliegenden Flügel 12 cm lang; die Brust nie schwarz oder rostrot. N. 66, 2 . . . . . . **Singdrossel, T. musicus** L.
            - Beine braun; Flügel mindestens 13 cm lang; Brust des Männchens schwarz, schwarzbraun oder rostrot.
              - Rücken dunkelrotbraun; die Flügel oben teilweise braunrot; Kehle des Männchens weiß, Brust schwarzbraun mit helleren Federrändern. N. 359, 1 u. 2. Sibirien, einmal auf Helgoland, X . . . . T. fuscatus Pall.
              - Rücken grau bis olivenbraun; Flügel ohne braunrot; Kehle des Männchens mit der Brust gleichfarbig, dunkel.
                - Brust des alten Männchens schwarz mit hellen Federrändern, bei jung. Tieren bräunlich dunkel gefleckt. N. 359, 1 u. 2. Sibirien, einmal auf Helgoland . . T. atrigularis Temm. (bechsteini).
                - Brust des alten Männchens braunrot, bei jungen Tieren dieselbe oben rötlichweiß, unten grau. N. 360, 1—3. Mittelasien, einmal auf Helgoland, XI . . . . T. ruficollis Pall.
      - Die unteren Flügeldeckfedern weiß, grau od. schwarz, bisweil. in geringer Ausdehnung rostrot gezeichnet.
        - Die äußersten Schwanzfedern am Ende d. Innenfahne mit einem 5 mm breiten scharf begrenzten weißen Saum oder Fleck.
          - Der anliegende Flügel höchstens 13,5 cm lang; Brust schiefergrau oder rostbraun, einfarbig oder mit dunklen Flecken. Ostasien; soll einmal bei Schleswig geschossen sein. . . . T. pallidus Gm.
          - Der Flügel 14—17 cm lang; Unterseite des Körpers gelblichweiß, schwarzbraun gefleckt. N. 66, 1 . . . . . **Misteldrossel, T. viscivorus** L.
        - Die äußerste Schwanzfeder höchstens am äußersten Rande grau.
          - Untere Flügeldeckfedern schwarz oder schwarzgrau, mit hellen Rändern; Bauch mit schwarzen od. braunschwarzen, oft hellgerandeten Federn.
            - Die schmale Außenfahne der 6. Schwinge vor dem Ende verengt (vgl. Fig. 65), 1 cm vom Ende nicht breiter als die der 2. Schwinge an der breitesten Stelle; Gefieder beim ausgefärbten Tier einfarbig schwarz oder schwarzbraun. N. 71, 1 u. 2 . . . . **Amsel, T. merula** L.
            - Die Außenfahne der 6. Schwinge nicht verengt (Fig. 66), 1 cm v. Ende doppelt so breit als die der 2.; ausgefärbtes Tier mit weißer Binde quer über die Brust. N. 70, 1 u. 2 . . . **Ringdrossel, T. torquatus** L.
          - Die unteren Flügeldeckfedern vorherrschend hellgrau, weiß oder gelblich; Bauch mit hell. Grundfarbe.
            - Hals und Hinterrücken oben grau, dazwischen der Mittelrücken rotbraun; Körperseiten immer mit großen schwarzen Flecken. N. 67, 2. **Wachholderdrossel, T. pilaris** L.
            - Der Rücken von vorn bis hinten einfarbig.
              - Untere Flügeldeckfedern gelbbraun, Brust des Männchens schwarzbraun, mit hellen Federrändern, Kehle weißlich (vgl. oben T. fuscatus).
              - Untere Flügeldeckfedern hellschiefergrau; Brust beim Männchen hellbraun. N. 357, 1 u. 2. Ostsibirien, einmal auf Helgoland, VI . . . . T. obscurus Gm. (pallens).

und nistet zweimal von April bis Juni. Das Nest steht meist nicht sehr hoch und ist aus Halmen, Wurzeln und oft etwas Erde und Moos gebaut. Die 4—5 (6) Eier sind 26—29 mm lang, hellblau mit feinen rötlichen und rotgrauen Spritzen dicht bedeckt.

Die **Ringdrossel, T.** (Merula) **torquatus** L. ist auf dem Zuge bei uns nicht selten.

Die häufigeren Arten kann man der Lebensweise nach folgendermaßen unterscheiden:

- Es gehört nur dem hohen Norden an und liebt besonders sumpfige Erlen- und Birkenwälder, bei uns auf dem Zuge . . . . **T. iliacus** L.
- Es sind weiter nach Süden verbreitet und lieben nicht sumpfige Wälder:
  - Es liebt Gebirgswälder, bei uns nur Zugvogel . . . **T. torquatus** L.
  - Es kommen ebenso zahlreich in der Ebene vor:
    - Es lieben dichtes Gebüsch und Unterholz der Wälder:
      - Es zieht im Winter fort . . **T. musicus** L.
      - Es bleibt im Winter größtenteils hier . . . . **T. merula** L.
    - Es lieben nicht Gebüsch und dichtes Unterholz:
      - Es liebt besonders Nadelholzwälder und sucht ihre Nahrung auf freiem Felde . . . **T. viscivorus** L.
      - Es meidet Nadelholz, abgesehen vom Wachholder; Nest auf Birkenbäumchen; mehr im Norden Europas . . . . **T. pilaris** L.

40. Arten der Gattung Cinclus:

- Die ganze Unterseite chokoladebraun; Ostsibirien, einmal auf Helgoland gesehen, Herbst . . . . C. pallasi Temm.
- Brust und Kehle weiß, bei jungen Tieren dunkel gefleckt.
  - Unter der weißen Brust eine rostbraune Querbinde. N. 91, 1—3 . . . . **Wasseramsel, C. cinclus** L. var. aquaticus.
  - Die Unterseite von der weißen Brust bis zum Schwanz schwarzbraun; Skandinavien, einigemal auf Helgoland, Herbst . . . . C. cinclus var. melanogaster.

Die **Wasseramsel, C. cinclus** L. kommt an klaren, fließenden Gewässern im Osten der Provinz, namentlich von Schleswig, einzeln vor. Sie bleiben im Winter hier und nisten zweimal im April und Juni. Das Nest findet sich in einer Erd- oder Baumhöhle nahe dem Wasser und besteht aus Halmen und Moos. Die 4—6 Eier sind 25 mm lang, glänzend weiß.

41. Die Gattung Saxicola:

(Übersicht der Arten auf der folgenden Seite.)

Der **Steinschmätzer, S. oenanthe** (L.) ist ziemlich häufig, besonders auf dem Mittelrücken und am Strande der Ostsee. Er zieht von September bis April fort und nistet vom Mai bis zum Juni. Das Nest steht in einer Höhle zwischen Steinen 2c. Es besteht aus Halmen und ist mit Wolle und Feder gefüttert. Die 5—6 (7) Eier sind 18—22 mm lang, bläulichweiß.

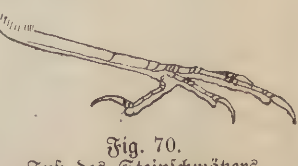


Fig. 70.
Fuß des Steinschmätzers.

42. Die Gelbsteißdrossel, Pycnonotus xanthopygus Hempr. aus Südosteuropa ist einmal im Mai auf Helgoland geschossen.

- Die kleine 1. Schwinge kürzer als die oberen Flügeldeckfedern; die Außenfahne der 5. Schwinge vor dem Ende nicht plötzlich verengt, bis zum Ende weit breiter als die der 2. Schwinge an der breitesten Stelle; Kopf des Männchens oben aschgrau, beim Weibchen mit rötlichem Anflug. N. 89, 1 u. 2 . . . . . . **Steinschmätzer, S. oenanthe** (L.)
- Das Ende der 1. Schwinge reicht über das Ende der obern Flügeldeckfedern hinaus; die Außenfahne der 5. Schwinge wie die der 4. vor dem Ende verengt und hier nicht breiter als die der 4. (Fig. 66). Kopf oben weiß, schwarz oder rötlichgrau.
  - Gefieder schwarz, nur der Schwanz und die benachbarten Federn, bei jungen Tieren auch einige Federspitzen weiß. Südeuropa, einmal auf Helgoland. VIII . . . . S. leucura (Gm.)
  - Gefieder wenigstens am Kopf in größerer oder geringerer Ausdehnung hell.
    - Vorderrücken bis zum Halse schwarz. Kaukasus, zweimal auf Helgoland, V, VI . . . . S. leucomela (Pall.) (morio).
    - Vorderrücken nicht schwarz.
      - An der Kehle unmittelbar unter dem Schnabel sind die Federn bis zum Grunde weiß. N. 376, 1—3. Südeuropa, zweimal auf Helgoland, V, X . . . . . S. albicollis (Vieill.) (rufescens, aurita).
      - An der Kehle sind die Federn beim Männchen ganz, beim Weibchen am Grunde schwarz.
        - Die schwarze Farbe an der Kehle des Männchens geht bis zur Schulterbeuge der Flügel; Schwanzfedern bis fast zur Wurzel schwarz gefärbt. Sahara, dreimal auf Helgoland, VI—XI . . . . S. deserti Temm.
        - Der schwarze Kehlfleck etwa 2,5 cm lang; die Schwanzfedern zum Teil fast bis zur Spitze weiß. N. 90, 1—2. Südeuropa, einmal auf Helgoland . . . . S. stapazina (L.)

43. Die Gattungen **Erithacus**, (Lusciola) **Muscicapa, Pratincola** und **Ruticilla**:

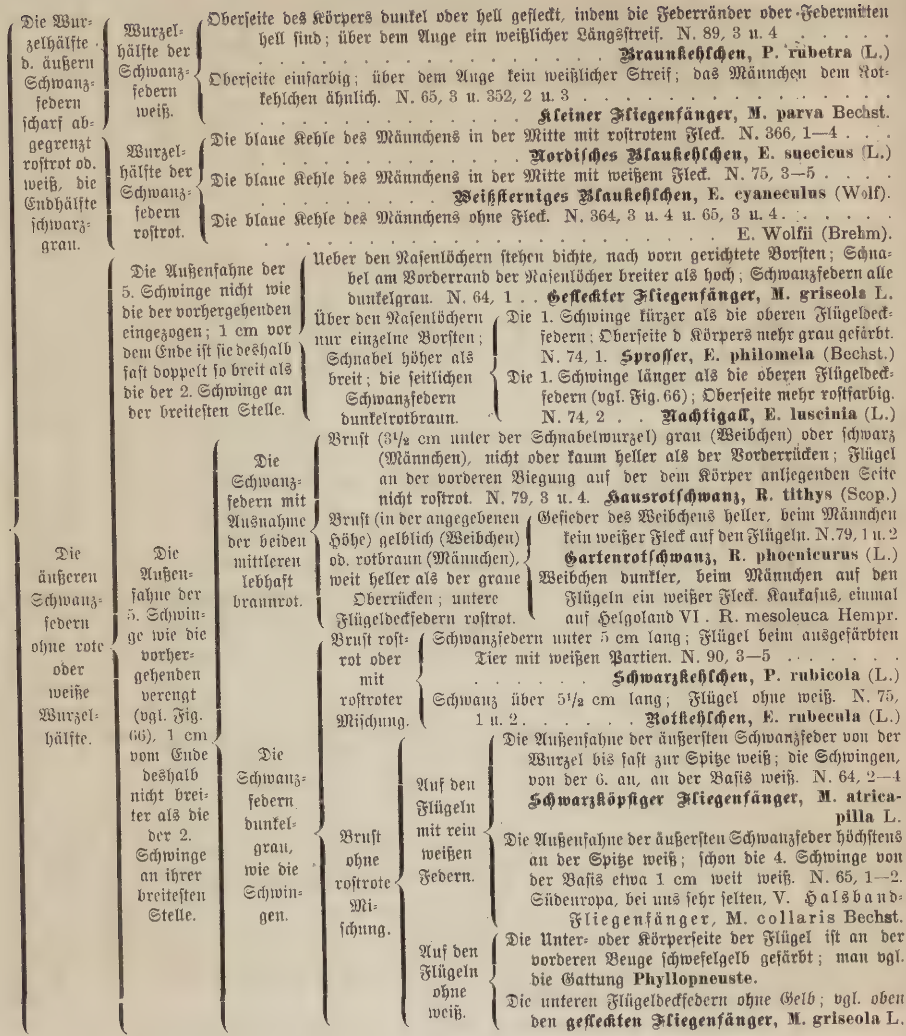
(Übersicht der Arten auf der folgenden Seite.)

Das **Braunkehlchen** oder der **braunkehlige Wiesenschmätzer, Pratincola rubetra** (L.) ist auf Wiesen häufig, zieht von September bis April fort und nistet im Mai und Juni. Das Nest findet sich im Gras der Wiesen und besteht aus Halmen, Moos und Haaren. Die 5—6 Eier sind kleiner als die des Steinschmätzers, hellblaugrün, oft mit rötlichen Punkten.

Der **schwarzkehlige Wiesenschmätzer** oder das **Schwarzkehlchen, Pr. rubicola** (L.) ist ein mehr südlicher Vogel, der besonders Bergwiesen liebt und deshalb bei uns selten ist. Er zieht nur von Oktober bis März fort. Das Nest ist dem der vorhergehenden Art ähnlich. Die 4—5 (6) Eier sind rötlich punktiert.

Der **Gartenrotschwanz** oder **Rötling, Ruticilla phoenicurus** (L.) ist häufig, besonders in der Nähe menschlicher Wohnungen, von April bis September bei uns und nistet zweimal vom Mai bis Juli. Das Nest befindet sich in Baum- und Mauerhöhlen. Es besteht aus Wurzeln, Halmen, Haaren und Federn. Die 5—7 Eier sind 17—19 mm lang, schön himmelblau.

Der **Hausrotschwanz, R. tithys** (L.) ist mehr Gebirgsvogel und deshalb in der Provinz selten. Er gleicht sonst in seiner Lebensweise der vorhergehenden Art. Die 5—6 (7) Eier sind weiß.



- Die Wurzelhälfte d. äußern Schwanzfedern scharf abgegrenzt rostrot od. weiß, die Endhälfte schwarzgrau.
  - Wurzelhälfte der Schwanzfedern weiß.
    - Oberseite des Körpers dunkel oder hell gefleckt, indem die Federränder oder Federmitten hell sind; über dem Auge ein weißlicher Längsstreif. N. 89, 3 u. 4 . . . . . **Braunkehlchen, P. rubetra** (L.)
    - Oberseite einfarbig; über dem Auge kein weißlicher Streif; das Männchen dem Rotkehlchen ähnlich. N. 65, 3 u. 352, 2 u. 3 . . . . . **Kleiner Fliegenfänger, M. parva** Bechst.
  - Wurzelhälfte der Schwanzfedern rostrot.
    - Die blaue Kehle des Männchens in der Mitte mit rostrotem Fleck. N. 366, 1—4 . . . . . **Nordisches Blaukehlchen, E. suecicus** (L.)
    - Die blaue Kehle des Männchens in der Mitte mit weißem Fleck. N. 75, 3—5 . . . . . **Weißsterniges Blaukehlchen, E. cyaneculus** (Wolf).
    - Die blaue Kehle des Männchens ohne Fleck. N. 364, 3 u. 4 u. 65, 3 u. 4. . . . . . E. Wolfii (Brehm).
- Die äußeren Schwanzfedern ohne rote oder weiße Wurzelhälfte.
  - Die Außenfahne der 5. Schwinge nicht wie die der vorhergehenden eingezogen; 1 cm vor dem Ende ist sie deshalb fast doppelt so breit als die der 2. Schwinge an der breitesten Stelle.
    - Ueber den Nasenlöchern stehen dichte, nach vorn gerichtete Borsten; Schnabel am Vorderrand der Nasenlöcher breiter als hoch; Schwanzfedern alle dunkelgrau. N. 64, 1 . . **Gefleckter Fliegenfänger, M. griseola** L.
    - Über den Nasenlöchern nur einzelne Borsten; Schnabel höher als breit; die seitlichen Schwanzfedern dunkelrotbraun.
      - Die 1. Schwinge kürzer als die oberen Flügeldeckfedern; Oberseite d. Körpers mehr grau gefärbt. N. 74, 1. **Sprosser, E. philomela** (Bechst.)
      - Die 1. Schwinge länger als die oberen Flügeldeckfedern (vgl. Fig. 66); Oberseite mehr rostfarbig. N. 74, 2 . . **Nachtigall, E. luscinia** (L.)
  - Die Außenfahne der 5. Schwinge wie die vorhergehenden verengt (vgl. Fig. 66), 1 cm vom Ende deshalb nicht breiter als die der 2. Schwinge an ihrer breitesten Stelle.
    - Die Schwanzfedern mit Ausnahme der beiden mittleren lebhaft braunrot.
      - Brust (3½ cm unter der Schnabelwurzel) grau (Weibchen) oder schwarz (Männchen), nicht oder kaum heller als der Vorderrücken; Flügel an der vorderen Biegung auf der dem Körper anliegenden Seite nicht rostrot. N. 79, 3 u. 4. **Hausrotschwanz, R. tithys** (Scop.)
      - Brust (in der angegebenen Höhe) gelblich (Weibchen) od. rotbraun (Männchen), weit heller als der graue Oberrücken; untere Flügeldeckfedern rostrot.
        - Gefieder des Weibchens heller, beim Männchen kein weißer Fleck auf den Flügeln. N. 79, 1 u. 2 **Gartenrotschwanz, R. phoenicurus** (L.)
        - Weibchen dunkler, beim Männchen auf den Flügeln ein weißer Fleck. Kaukasus, einmal auf Helgoland VI. R. mesoleuca Hempr.
    - Die Schwanzfedern dunkelgrau, wie die Schwingen.
      - Brust rostrot oder mit rostroter Mischung.
        - Schwanzfedern unter 5 cm lang; Flügel beim ausgefärbten Tier mit weißen Partien. N. 90, 3—5 . . . . . **Schwarzkehlchen, P. rubicola** (L.)
        - Schwanz über 5½ cm lang; Flügel ohne weiß. N. 75, 1 u. 2. . . . . . **Rotkehlchen, E. rubecula** (L.)
      - Brust ohne rostrote Mischung.
        - Auf den Flügeln mit rein weißen Federn.
          - Die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder von der Wurzel bis fast zur Spitze weiß; die Schwingen, von der 6. an, an der Basis weiß. N. 64, 2—4 **Schwarzköpfiger Fliegenfänger, M. atricapilla** L.
          - Die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder höchstens an der Spitze weiß; schon die 4. Schwinge von der Basis etwa 1 cm weit weiß. N. 65, 1—2. Südeuropa, bei uns sehr selten, V. Halsband-Fliegenfänger, M. collaris Bechst.
        - Auf den Flügeln ohne weiß.
          - Die Unter- oder Körperseite der Flügel ist an der vorderen Beuge schwefelgelb gefärbt; man vgl. die Gattung **Phyllopneuste**.
          - Die unteren Flügeldeckfedern ohne Gelb; vgl. oben den **gefleckten Fliegenfänger, M. griseola** L.

Der **gefleckte Fliegenfänger** oder **Fliegenschnäpper, Muscicapa griseola** L. ist in Feldhölzern und Gärten häufig, von Mai bis September bei uns und brütet im Juni. Das Nest befindet sich an einem dickeren Baumstamm, zwischen Epheuranken ꝛc., oft auch in einer kurzen weiten Höhle. Es besteht aus Moos und Halmen und ist innen mit Haaren und Wolle ausgelegt. Die 4—5 (6) Eier sind 17—19 mm lang, ziemlich dicht und verwischt gelbrot und rotgrau gefleckt.

Der **schwarzköpfige Fliegenfänger, M. atricapilla** L. (luctuosa) ist auf dem Zuge im Mai und September oft häufig, nistet aber nur vereinzelt. Er scheint mehr Gebirgswälder zu lieben und deshalb bei uns so selten zu sein. Das Nest steht in einer höheren Baumhöhle, seltener am Stamm. Die 5 bis 6 Eier sind grünlich.

Der **kleine Fliegenfänger, M. parva** Bechst. ist ein östlicher Vogel, der bei uns in Buchenwäldern selten ist.

Die **Nachtigall, Erithacus luscinia** L. ist bei uns in Wäldern, namentlich neben Gewässern häufig. Sie nistet im Mai oder Juni. Das Nest steht nahe dem Boden oder auf der Erde, in Gebüschen. Es besteht aus trockenem Laub und ist innen mit feinen Halmen oder Wurzeln und Haaren ausgelegt. Die 4—6 Eier sind 19—21 mm lang, chokoladebraun.

Der **Sprosser, E. philomela** (Bechst.) ist bei uns selten. Lebensweise wie bei der vorhergehenden Art.

Das **Rotkehlchen, E. rubecula** (L.) ist in Wäldern häufig. Es brütet zweimal von Mai bis Juli. Das Nest steht nahe dem Boden und ist mit einer künstlichen oder natürlichen Decke versehen. Es besteht aus trockenem Laub, Moos, Halmen und Haaren. Die 5—6 (7) Eier sind 18—20 mm lang, dicht und verwischt rötlich und grau gefleckt.

Das **nordische Blaukehlchen, E. suecicus** L. brütet bei uns selten in den östlichen Gegenden. Das Nest steht nahe dem Boden und besitzt keine Decke. Die 5—6 Eier sind licht blaugrün.

Das **weißsternige Blaukehlchen, E. cyaneculus** Wolf. mit der Varietät **E. wolfii** Brehm. ist noch seltener als die vorhergehende Art.

Nach der Lebensweise kann man die Sänger folgendermaßen unterscheiden:

- Es sind nur in der insektenreichsten Zeit, von Mitte April bis Anfang September, bei uns:
  - Östliche Art, bei uns selten . . . **E. philomela** (Bechst.)
  - Westliche Art, bei uns häufig . . . . . **E. luscinia** (L.)
- Es sind länger bei uns:
  - In finstern Wäldern und dichtem Gebüsch, zieht von November bis März oder garnicht fort . . . . **E. rubecula** (L.)
  - Auf nassem Boden mit Buschwerk, ziehen von Mitte September bis Anfang April fort:
    - Nördliche Art . . **E. suecicus** (L.)
    - Südlichere Art **E. cyaneculus** (Wolf.)

Hamburg unter der Franzosenherrschaft.

Von Johannes Maas in Hamburg.

Es war am 19. November 1806, als unter dem Oberbefehl des Generals Mortier die ersten Franzosen in Hamburg einzogen. Von diesem Tage an begann die Fremdherrschaft, wenn sie auch vorläufig nur den Namen einer militärischen Besetzung führte. Die Lage der Stadt ward sogleich eine höchst unerfreuliche, ja unerträgliche; denn die unerbittlichste Durchführung der Kontinentalsperre in Hamburg war den Beamten besonders eingeschärft. Die hamburgischen Schiffe vermoderten unthätig im Hafen, auf alle englischen Waren war Beschlag gelegt, selbst der Briefwechsel mit England ward untersagt. So ruhte der Handel, die Hauptquelle des Wohlstandes der Stadt, gänzlich und doch wurden den Bürgern die mannigfachsten Lasten, wie Lieferungen an die Armee u. a. auferlegt. Die Söhne der Vaterstadt mußten den Fahnen des fremden Eroberers folgen und wurden auf entfernte Schlachtfelder gesandt.

Aber alles, was ihnen auferlegt wurde, ertrugen die Hamburger noch mit einiger Geduld und Entsagung, weil sie die Hoffnung hegten, daß sie doch ihre städtische Selbständigkeit sich würden für die Zukunft erhalten können. In dieser Hoffnung täuschten sie sich vollständig. Denn am 18. Dezember 1810 ward die Nachricht in Hamburg bekannt, daß Napoleon die Einverleibung der Hansestädte in das französische Reich angeordnet habe. In schneller Folge werden jetzt die französischen Behörden eingeführt, sodaß bis zum Ende des Jahres 1811 die ganze Verwaltung auf denselben Fuß gesetzt war, wie in den Landschaften an der Seine oder Garonne. Von allen Einrichtungen der Franzosen ist in Hamburg keine mehr verhaßt gewesen, als das Spioniersystem ihrer Polizei, „welche nicht anstand, Werkzeuge der unwürdigsten Art, Menschen, die einige Zeit zuvor aus Hamburg ausgewiesen, oder die in England dem Galgen entronnen waren, für ihre Zwecke zu benutzen. Bald war niemand, der sich unterfing, ein freimütiges Wort zu reden, vor Angebern gesichert; denn auch unter den Kellnern in den Wirtshäusern, unter den Bettlern auf der Straße, unter den Dienstboten innerhalb der engsten Häuslichkeit fanden sich Elende, welche für schnöden Sold die erlauschten Geheimnisse verrieten.“ (A. Wohlwill.) Unter solchem Drucke verlebten die Hamburger 1811 und 1812. Man kann daher begreifen, mit welcher Freude hier das berühmte 29. Bulletin, das am Tage vor Weihnachten 1812 eintraf und in dürren Worten das Unglück der großen Armee in Rußland meldete, aufgenommen wurde. Weniger geduldig als bisher trug man jetzt die Fremdherrschaft, und als die französischen Behörden, statt sich zu mäßigen, zu neuen Gewaltthätigkeiten griffen, da kam es am 24. Februar 1813 zu einem Tumult. Aus den Berichten der Franzosen wissen wir, wie sehr sie selbst die erbitterte Volksmenge fürchteten, wie sie höhnische Rufe zu vernehmen glaubten, daß nun bald die Kosaken kommen würden und dann alle Franzosen für ihr Leben zu fürchten hätten. In der That waren die Befreier nahe. Nachdem in Preußen die großartige nationale Bewegung ins Leben gerufen war, drangen einzelne Scharen der Russen, von kühnen Reiterführern kommandiert, schnell nach Westen vor. Infolgedessen verließen die Franzosen am 11. und 12. März die Stadt und gingen auf das linke Elbufer. Am 18. März zogen dann die Russen unter Führung des Reiter-Obersten Tettenborn in die Stadt ein. Mit welchem Jubel die „Befreier“ von den glücklichen Bewohnern Hamburgs aufgenommen wurden, geht aus den Worten hervor, die der „Hamburgische Correspondent“ seiner Beschreibung des Einzuges voranschickte: „So lange Hamburgs Wälle stehen, war solch' ein Tag der Freude nicht erlebt worden; nur die Befreiung von einem so langen und schmählichen Joch konnte so unendlichen Jubel erzeugen.“ In dem Taumel jener Festtage vergaßen die Hamburger nicht, daß es gelte, alles einzusetzen für die deutsche Sache. Die Errichtung der hanseatischen Legion, die Wehrbarmachung der Bürger, Arbeiten eines Friedrich Perthes, eines v. Heß, eines Mettlerkamp und anderer Vaterlandsfreunde sowie der Haß, mit dem diese Männer später von den Franzosen verfolgt wurden, sind Beweis genug, daß auch hier

patriotische Männer für die Erlösung des gesamten deutschen Vaterlandes thätig waren. Wir wissen aus der Geschichte der Freiheitskriege, wie langsam in den ersten Monaten des Jahres 1813 die verbündeten Russen und Preußen gegen Frankreich vorrückten, wie viel kostbare Zeit mit formellen Verhandlungen verloren ging, so daß es hier und da der ganzen Energie begeisterter Patrioten bedurfte, um eine Entmutigung weiter Kreise zu verhindern. Hätten die Verbündeten den Krieg sogleich an den Rhein getragen, statt die Franzosen im Herzen Deutschlands zu erwarten, es wäre Deutschland manches Elend erspart geblieben. Aber es hatte nicht ein Blücher den Oberbefehl, sondern der unbegabte, langsame russische General v. Wittgenstein. Diese mißlichen Verhältnisse in der deutschen Heeresleitung besiegelten Hamburgs Schicksal. Als keine Streitkräfte gegen die Unterelbe vorrückten, schickte sich Davoust, der französische Befehlshaber im Elbdepartement, an, sich Hamburgs aufs neue zu bemächtigen. Hier hoffte man auf Hülfe von Dänemark, von dem man erwartete, daß es sich dem großen Bündnis gegen Napoleon anschließen würde, und auf Unterstützung vom Kronprinzen Bernadotte von Schweden. Aber diese Hoffnungen waren trügerisch: Tettenborn mit seiner geringen Streitmacht und die Mannschaften, welche in Hamburg selbst bewaffnet waren, bildeten den einzigen Schutz gegen den heranrückenden Feind. Und wie wenig Tettenborn mit seinem Korps bei der Verteidigung der Stadt leisten konnte, ward sofort klar, wenn man übersah, daß er — abgesehen von einigen hundert Mecklenburgern — nur Reiter zu seiner Verfügung hatte. Der jungen hamburger Bürgergarde fehlte, als die Franzosen Ende April 1813 von Bremen aus heranrückten, außer dem guten Willen so ziemlich alles, was sie zur Verteidigung einer Festung von der Größe Hamburgs tauglich machte. Dennoch wurde die Verteidigung beschlossen, sogar dem heranrückenden Feind eine Heeresabteilung auf das linke Elbufer entgegengeschickt. Als aber drei verschiedene französische Truppenkörper mit großer Übermacht heranzogen, als in der Nacht vom 11.—12. Mai die Insel Wilhelmsburg eingenommen war und nun von der Veddel aus ein Bombardement auf die Stadt eröffnet wurde, da wurde die Lage Hamburgs thatsächlich gefährdet. Sie wurde unhaltbar, als die Russen am 29. Mai die Stadt verließen. Die Bürgergarde mußte aufgelöst werden, ihre Führer, wie Heß und Mettlerkamp, zogen mit der hanseatischen Legion den Russen nach, und die verhaßten Feinde kamen wieder. Es war am 30. Mai 1813. Von diesem Tage an behaupteten sich die Franzosen ein volles Jahr bis zum 31. Mai 1814 in Hamburg. Ein trauriges Jahr fürwahr; denn keine deutsche Stadt hat so unter den Drangsalen der französischen Herrschaft leiden müssen. Jetzt begannen die Bedrückungen aufs neue und in schlimmerer Weise als je zuvor, denn Hamburg galt als eine rebellische Stadt, weil es sich den Verbündeten angeschlossen hatte, und wurde nun mit hohen Kontributionen, fortdauernden Einquartierungen für seine Teilnahme am deutschen Freiheitskampfe bestraft. Wen nicht Pflicht und Notwendigkeit zurückhielten, der war ausgewandert, Haus und Hof der Willkür eines räuberischen Feindes überlassend. Die meisten

Kirchen waren dem gottesdienstlichen Gebrauch entzogen, zu Futtermagazinen oder Pferdeställen verwandelt und durch Schmutz und Unrat besudelt.

Auch die Bank hatte Davoust ihrer Münzen und Barren beraubt und daraus die bekannten Zweimarkstücke prägen lassen. Diese Geldstücke, in Hamburg nach dem französischen Finanzinspektor „Chabans" genannt, wurden fälschlich mit der Jahreszahl 1809 versehen. Wir erinnern daran, daß vor einigen Jahren der greise Moltke bei Gelegenheit einer Rede zur Unterstützung der Erhöhung der Wehrkraft Deutschlands auf diesen Bankdiebstahl Davousts hinwies, aber von der Marquise von Bloqueville, der Tochter Davousts, mit seiner Beschuldigung, die diese als einen persönlichen Angriff auf die Ehre ihres Vaters ansah, zurückgewiesen ward. Daß die Aufhebung der Bank auf Davousts besonderen Befehl geschah, ist zweifellos, da uns die bezüglichen Schriftstücke, datiert aus Ratzeburg vom 13. Oktober, resp. vom 2. November 1813, vorliegen. Eine andere Frage ist freilich die, wieviel von dem gestohlenen Gelde in die Taschen der französischen Machthaber geflossen ist. Gewiß ist nur, daß der erwähnte Finanzintendant Chaban für seine „Bemühungen" 20 000 Mark Kurant in Empfang genommen hat.

In den ersten Tagen des Dezember hofften die Hamburger noch ihre Bedrücker los zu werden, als sie sahen, wie die Soldaten ihre Tornister packten. Aber die Hoffnung war eitel, denn der Abmarsch war zur Unmöglichkeit geworden, als Bernadotte am linken Ufer der unteren Elbe und Bülow in Holland erschien. Die Stadt war eine große Festung, die Harburg und Wilhelmsburg mit umfaßte, von Bastionen umgeben und mit 30 000—40 000 Mann wohlausgerüsteter Soldaten verteidigt. Um den auf den Bastionen aufgestellten Kanonen freie Bahn zu schaffen, wurden die Vororte niedergebrannt. In eigner Person war der Marschall Davoust erschienen, um zu zeigen, was wegmüßte. Nur wenig Zeit, zuletzt nur 6 Stunden, wurde den Bewohnern gelassen, ihre Habseligkeiten zu bergen. Dann erschienen Soldaten mit Strohbündeln auf den Bajonnetten und zündeten die Häuser an. Zu den Schanzarbeiten wurden alt und jung, vornehm und gering getrieben. Eine überaus lebendige, auf sorgfältigen Studien beruhende Schilderung dieser Franzosenzeit bietet uns Friedrich Spielhagen in seinem Roman „Noblesse oblige." Ihren Höhepunkt erreichte diese Schreckensherrschaft Davousts an dem traurigen Weihnachtabend 1813. Seit dem 18. Dezember war aller Verkehr mit der Umgegend abgeschnitten, nur noch an 2 Tagen sollten die Thore einige Stunden geöffnet sein, damit die, welche sich nicht verproviantieren könnten, Gelegenheit hätten, die Stadt zu verlassen. Aber viele Arme blieben zurück, wußten sie doch nicht, wohin sie sich wenden sollten. Auch glaubten sie wohl nicht, daß Davoust mit seiner Drohung, die Nichtverproviantierten am Weihnachtabend hinauszutreiben, Ernst machen würde. Aber das Entsetzliche geschah dennoch. Am Spätabend des 24. Dezember drangen Soldaten in die Wohnungen der Armen, scheuchten sie von ihrem armseligen Lager auf und trieben sie unter Kolbenstößen in die Petrikirche. Vor Tagesanbruch wurden diese Un-

glücklichen dann bei Schnee und Unwetter aus den Thoren gedrängt und namenlosem Elend preisgegeben. Hunderte fanden in der bitteren Kälte ihren Tod. Sie ruhten ohne Kreuz und Leichenstein zuerst auf dem Ottensener Kirchhof, bis sie später ihre Ruhestätte auf dem Hamburger Friedhofe fanden.

„Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft,
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.“

Es wäre ein Mangel an Pietät und Dankbarkeit, wenn wir nicht hervorheben wollten, daß die Vertriebenen von vielen Seiten, namentlich aus den benachbarten Orten, in der edelmütigsten Weise unterstützt wurden. Besonders haben die Bewohner Altonas die Unglücklichen mit offenen Armen aufgenommen. Sie hatten es nicht vergessen, was die Hamburger ihnen Gutes erwiesen, als 100 Jahre früher die Schweden unter Steenbock die Stadt eingeäschert hatten. Auch für die in der Stadt Zurückgebliebenen blieb noch monatelang eine traurige Zeit: die Lebensmittel stiegen so im Preise, daß es selbst den Wohlhabenden schwer wurde, sich zu erhalten. Der Sack Korn kostete im Laufe dieses strengen Winters 100—120 Mark Kurant, der Sack Kartoffeln 24 Mark, das Pfund Butter 4 Mark, der Faden Brennholz 70—80 Mark. Die Lieferungen wurden ins ungeheure getrieben. Davoust, der Prinz von Eckmühl, hat wegen seiner Handlungsweise gegen die Bürger verschiedene, meistens scharf tadelnde Beurteilungen erfahren. So schreibt Joh. Georg Rist in seinen von Poel herausgegebenen Erinnerungen: „Das Andenken jener Tage wird lange nicht verlöschen und darf es nicht. Mögen die Greuel, welche ein Tyrannenknecht nicht aus Pflichtgefühl, sondern mit kalter Schadenfreude verübte, nimmer vergessen werden.“ Ohne Zweifel war er, wenn vielleicht auch weniger roh als viele andere Offiziere, eine unerbittliche Soldatennatur, die gerade darum, weil das Kriegsglück von Napoleons Fahnen gewichen schien, diesen verlorenen Posten erst recht für seines Kaisers und Frankreichs Ehre verteidigen zu müssen glaubte. Ihm ist darum das Wort wohl zuzutrauen, daß er Hamburg bis auf den letzten Trümmerhaufen verteidigen wolle. Denn nichts, auch nicht die Kunde von der Entsagung Napoleons konnte ihn bestimmen, seine Verteidigung aufzugeben. Wie sehnsüchtig bei solcher Lage der Dinge die Bewohner auf den Kanonendonner, der von den Belagerern sich vernehmen ließ, hörten, läßt sich begreifen. Aber erst Ende Mai 1814 zogen die Franzosen ab: Hamburg erhielt seine Selbständigkeit wieder. Am 31. Mai zog der russische Befehlshaber Bennigsen ein, ihm voran die Bürgergarde unter ihrem alten Führer Mettlerkamp, die sich in vielen Gefechten vor der Stadt ausgezeichnet hatte.

Um für die durch die Franzosen erlittenen Kriegsschäden Ersatz zu erhalten, unterhielten die Hansestädte im Hauptquartier der Verbündeten ein

besonderes hanseatisches Direktorium. Durch die Bemühungen der Mitglieder dieser Kommission (Lübecker Syndikus Curtius, Hamburger Syndikus Gries) war in einem geheimen Artikel des ersten Pariser Friedens festgesetzt, daß an Hamburg eine Entschädigung zu leisten, die Bankgelder zurückzuerstatten und die unrechtmäßigen Besitzer zur Rechenschaft zu ziehen seien. Aber bei den zahllosen Entschädigungsansprüchen mußten die Hamburger zurückstehen. Erst nach dem zweiten Pariser Frieden, in welchem abermals die Entschädigungspflicht der Franzosen ausgesprochen war, gelang es einer besonderen Reklamations-Kommission, die langwierigen Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Die Franzosen zahlten eine Entschädigungssumme von ca. 6 Millionen Francs, nicht ganz die Hälfte von der Summe, die sie bar der Bank entnommen hatten. Jahrzehnte waren nötig, um die letzten Spuren der Franzosenherrschaft zu beseitigen: der Wohlstand der Stadt hatte zu sehr gelitten. Als aber allmählich der Handel wieder aufblühte und der Verkehr, begünstigt durch die Nutzbarmachung der Dampfkraft für die Schiffe, sich großartig entwickelte, da begann man an der Verschönerung der Stadt zu arbeiten. Die Festungswälle wurden (von 1820 an) abgetragen und in anmutige Spaziergänge verwandelt. Vor dem Dammthor entstand 1821 der botanische Garten, in der Nähe desselben wurden etwas später schöne neue Straßen angelegt, wie der neue Jungfernstieg und die Esplanade. Unsere kurze heimatkundliche Skizze würde ein topographisches Kartenblatt werden, ohne Interesse für jeden stadtfremden Leser, wollten wir alle neuen Straßen und Gebietserweiterungen aufzählen, welche im ersten Drittel dieses Jahrhunderts ausgeführt sind. Aber soviel steht fest, daß Hamburg auch durch diese schwere Heimsuchung, wie durch viele andere vor und nach dieser — wir erinnern nur an das Brandunglück von 1842 und an die Cholerazeit 1892 — den Anstoß zu neuen Fortschritten auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und staatlichen Lebens erhalten hat.

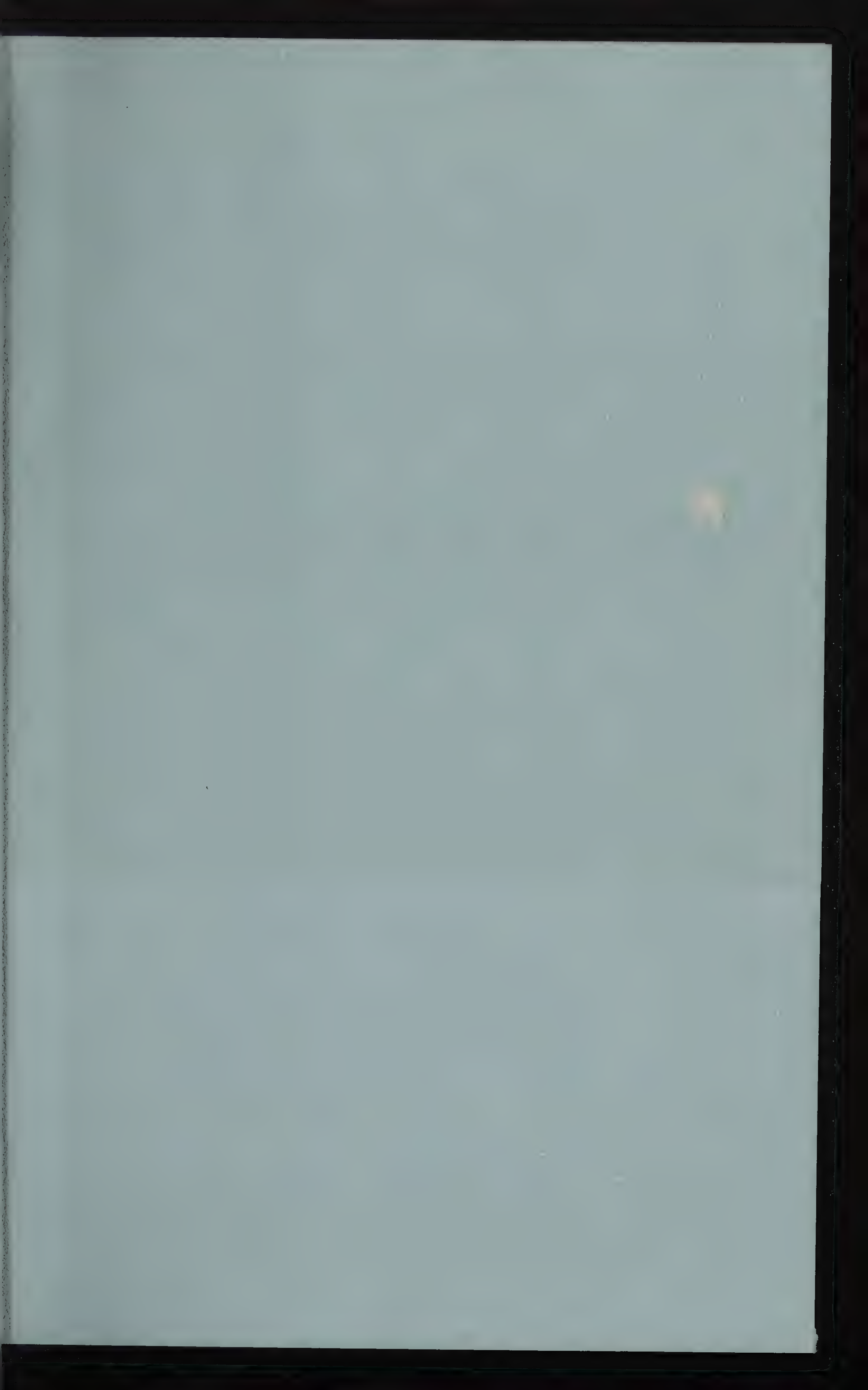
Mitteilungen.

Das tiefste Bohrloch der Erde. Mit Rücksicht darauf, daß noch vielfach das Bohrloch bei Lieth in der Nähe von Elmshorn als das tiefste der Erde bezeichnet wird (s. „Heimat" 1893 S. 261), ist es von Interesse, daß bei Paruschowitz in Oberschlesien im Mai 1893 die größte bis jetzt erreichte Tiefe von 2000 m erzielt wurde, während die Bohrlöcher bei Lieth 1338 m, bei Sperenberg 1273 m, bei Schladebach in der Nähe von Merseburg 1748 m messen. Nach Beendigung der in dem Bohrloch bei Paruschowitz vorgenommenen Temperaturmessungen soll dasselbe so tief wie möglich weiter niedergebracht werden. A. P. Lorenzen.

Normalelle in Flensburg. Zu Nr. 3 und 4 der „Heimat." An dem Hause, welches zwischen der hiesigen Nikolai-Kirche und dem Südermarkt liegt, befindet sich eine Normalelle. Dieselbe ist aus Schmiedeeisen verfertigt, in üblicher Weise in Quartiere und Zoll eingeteilt und an jedem Ende des Maßstabes mit einem wohl kaum zu entziffernden Stempel versehen. Die Länge beträgt (abgesehen von dem ca. 22 cm langen Griff) reichlich 57 cm. Das Haus, an dessen Außenseite die Elle mit eisernen Krampen befestigt ist, ist sehr alt, und Spuren im Mauerwerk scheinen darauf hinzudeuten, daß es früher an der ganzen dem Markte zugekehrten Front eine offene „Laube" besessen habe.

Flensburg, 25. September 1894. Dr. Herting.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.







Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

V. Jahrgang.



Kiel, 1895.

Druck von A. F. Jensen.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

II. Natur- und Landeskunde.

III. Bücherschau.

IV. Vereins-Angelegenheiten.

*) Die römischen Ziffern geben die Seiten auf dem Umschlag der einzelnen Hefte an.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

5. Jahrgang. № 1 u. 2. Januar—Februar 1895.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl** in Kiel.

IV. 2. Picae, Klettervögel.

Übersicht der Gattungen.

- Es sind zwei Zehen nach hinten gerichtet (Fig. 72).
  - Die Schwanzfedern am Ende mehr oder weniger zugespitzt (Fig. 71 b) und hartstrahlig; über den Nasenlöchern dichte, nach vorn gerichtete Borsten (Fig. 71 a) . . . . **1. Specht, Picus** L.
  - Die Schwanzfedern gerundet, nicht hartstrahlig am Ende; über den Nasenlöchern keine Borsten.
    - Anliegender Flügel 20—23 cm lang; nackte Schnabelfirste stark gebogen, über 17 mm lang; die erste Schwinge ragt um 6 cm über die oberen Flügeldeckfedern hinaus (vgl. Fig. 65) . . . . **3. Kuckuck, Cuculus** L.
    - Flügel 9 cm, die gerade Schnabelfirste unter 14 mm lang; die erste Schwinge sehr kurz, sie reicht nicht bis zur Spitze der oberen Flügeldeckfedern . . . **2. Wendehals, Jynx** L.
- Es ist nur eine oder gar keine Zehe nach hinten gerichtet (Fig. 73).
  - Der Schnabel sehr flach und kurz, die nackte Firste unter 1 cm lang.
    - Es sind 3 Zehen nach vorn und eine nach hinten gerichtet; die Kralle der Mittelzehe am Innenrande mit kammartigen Einschnitten; die mittleren Schwanzfedern kaum kürzer als die seitlichen . . . . **4. Nachtschwalbe, Caprimulgus** L.
    - Alle vier Zehen nach vorn gerichtet, Krallen ganzrandig; die mittlere Schwanzfeder wenigstens um 2 cm kürzer als die seitlichen . . . . **5. Segler, Micropus** Wolf.
  - Schnabel gestreckt, nicht flach gedrückt; Firste über 17 mm lang.
    - Außenzehe mit der Mittelzehe verwachsen (Fig. 73); das Ende nicht um die Länge der Kralle von dieser getrennt.
      - Anliegender Flügel 8 cm lang; Schwanzfedern nicht um 1 cm aus dem Gefieder vorragend . . . . **6. Eisvogel, Alcedo** L.
      - Flügel über 15 cm lang; Schwanzfedern um 7 cm aus dem Gefieder vorragend . . . . **7. Bienenfresser, Merops** L.
    - Die Außenzehe ist um weit mehr als Krallenlänge von der Mittelzehe getrennt.
      - Nackte Schnabelfirste 5 cm lang; Kopf mit 5 cm hoher, aufrichtbarer Federhaube . . **3. Wiedehopf, Upupa** L.
      - Nackte Schnabelfirste höchstens 3 cm lang; Kopf ohne Haube.
        - Nackte Schnabelfirste 3 cm lang; Gefieder teilweise blau **9. Blauracke, Coracias** L.
        - Nackte Schnabelfirste höchstens 2 cm lang; Gefieder ohne blau. Vgl. den **Kuckuck, Cuculus 3.**

Die Übersicht der Gattungen nach der Lebensweise ist mit derjenigen der Singvögel vereinigt.

1. Die Arten der Gattung Picus:

- Schnabelfirste 5 cm lang; anliegender Flügel über 22 cm lang; Gefieder schwarz, nur der Kopf oben mehr oder weniger rot. N. 131, 1 u. 2 . **Schwarzspecht, P. martius** L.
- Schnabelfirste unter 4 cm, Flügel höchstens 17 cm lang; Gefieder nicht schwarz.
  - Oberseite des Körpers grau oder grün, äußerste Schwanzfeder heller und dunkler grau gebändert.
    - Stirn und Scheitel bei Männchen und Weibchen bis zum Nacken mit einem über 6 cm langen roten oder rotgefleckten Feld; anliegender Flügel über 15 cm lang. N. 132, 1 u. 2 . . . . **Grünspecht, P. viridis** L.
    - Nur die Stirn des Männchens mit einem 3 cm langen roten Feld; Flügel nicht 15 cm lang. N. 133, 1 u. 2 . . . . **Grauspecht, P. canus** Gm.
  - Oberseite schwarz und weiß gefleckt; äußerste Schwanzfeder in der Endhälfte auf reinweißer Grundfarbe schwarz gefleckt oder gebändert.
    - Unterseite des Körpers ohne rot; anliegender Flügel höchstens 9 cm, nackte Schnabelfirste höchstens 5 mm lang. N. 136, 3 u. 4 . . . . **Kleiner Buntspecht, P. minor** L.
    - Federn unter dem Schwanz rot; Flügel über 12 cm, Schnabelfirste über 20 mm lang.
      - Ein schwarzes Band verläuft vom Mundwinkel nach hinten; anliegender Flügel über 13 cm lang.
        - Mitte des Rückens der Länge nach schwarz; nackte Schnabelfirste höchstens 27 mm lang; N. 134, 1—3 . . . . **Großer Buntspecht, P. major** L.
        - Hinterrücken weiß; nackte Schnabelfirste wenigstens 30 mm lang. N. 135, 1 u. 2. Nordosteuropa, einmal auf Helgoland, IX Weißspecht, P. (Dendrocopus) leuconotus Bechst.
      - Unter dem Auge ohne schwarz; Flügel nicht 13 cm lang. N. 136, 1 u. 2 . . . . **Mittlerer Buntspecht, P. medius** L.

Die Spechte besitzen einen kräftigen, am Ende scharfkantigen Schnabel, welcher zum Meißeln sehr wohl geeignet ist. Die Zunge kann weit vorgestreckt werden; sie ist am Ende spitz, klebrig und mit Widerhaken versehen und dient dazu, Insekten aus engen Spalten hervorzuholen. Die sehr langen Zungenbeine werden über den Schädel zurückgezogen. Alle Arten brüten in Baumhöhlen, welche sie sich meist selbst ausmeißeln. Am Boden liegende Späne deuten deshalb oft auf das Vorhandensein eines Nestes. Sie wählen kernfaule Bäume, die sie durch Anschlagen erkennen, aus und zwar eine Stelle, an welcher ein morscher Ast abgebrochen ist, 6—20 m über der Erde. Die Öffnung wird so groß gemacht, daß der Vogel gerade hindurch kann, und ist kreisrund. Der erweiterte untere Teil der Höhle ist nur mit einigen Spänen gepolstert. Die Eier sind stets glänzend weiß.

Der **Schwarzspecht**, P. (Dryocopus) **martius** L. wurde selten brütend beobachtet. Er frißt Insekten und Ameisen. Das Nest steht meist 12—18 m hoch. Die 3—4 (5) Eier sind länglich.

Der **Grünspecht**, P. (Gecinus) **viridis** L. ist im Osten der Provinz nicht selten. Die (6), 7 (oder 8) Eier sind länglich.

Der **Grauspecht**, P. (Gecinus) **canus** L. wurde sehr selten, in harten Wintern, dagegen noch nicht brütend beobachtet.

Der **große Buntspecht**, P. (Dendrocopus, Dryobates) **major** L. ist die häufigste Art. Die Nesthöhle meist über Manneshöhe. Die 4—5 (6) Eier

haben etwa die Größe von Sperlingseiern. Der Buntspecht besonders frißt auch Sämereien. Nüsse werden von ihm wie von der Spechtmeise in Rindenspalten eingeklemmt und zerschlagen. Die Löcher in grünen Pappel- und Weidenstämmen, welche bis an den innern Längsgang der Bockkäfer oder Weidenbohrer gemeißelt werden, sind oft einige Zentimeter tief.

Der **Kleinspecht**, P. (D.) **minor** L. ist selten während des Winters, aber noch nicht brütend beobachtet. Er liebt Laubholz- und gemischte Wälder. Die 5—6 (7) Eier sind kurz oval.



Fig. 71. a. Schnabel, b. Schwanzfeder vom Kleinspecht.

Der **Mittelspecht**, P. (Dendrocoptes) **medius** L. ist ziemlich selten. Die Nesthöhle meist nicht über Manneshöhe. Die 5—6 (7) Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich.

Der Lebensweise nach kann man die einheimischen Spechte folgendermaßen unterscheiden:

- Es liebt Gebirgswälder mit mächtigen Kieferstämmen und ist deshalb bei uns selten . . . . **P. martius** L.
- Es haben keine Vorliebe fürs Gebirge:
  - Die Nahrung, welche in erster Linie aus Ameisen besteht, wird besonders am Boden aufgenommen; die Tiere meißeln fast nur zum Nestbau:
    - Es liebt ausgedehnte Laubholzwälder mit alten Stämmen, bei uns selten . . **P. canus** L.
    - Es liebt Feldhölzer und kleine Waldungen, bei uns häufig . . . . . . **P. viridis** L.
  - Die Nahrung wird fast nie am Boden gesucht, sondern entweder aus dem Holz oder unter der Rinde hervorgemeißelt oder doch am Baumstamm gesucht:
    - Es meißeln, um Holzinsekten zu erlangen, tiefe Löcher in die Stämme und fressen Insekten und Larven, Baumsamen, Nüsse ꝛc.:
      - Es liebt mehr Nadelholzwälder und nistet besonders in diesen . . . . . **P. major** L.
      - Es nistet in Laubholzwäldern . . . . **P. medius** L.
    - Es schält mehr die Rinde von morschen Ästen ab und frißt ausschließlich Insekten . . . . **P. minor** L.

2. Der **Wendehals**, **Jynx** (Yunx) **torquilla** L., N. 138, 1 u. 2, trägt seinen Namen von der Gewohnheit, *in Gefahr den Kopf ganz eigentümlich zu drehen.* Er ist in Wäldern mit umliegenden Wiesen nicht eben selten, zieht von Oktober bis Mai bis Nordafrika und brütet im Juni. Die 7—11 Eier sind weiß, kurz oval, etwa 2 cm lang. Sie werden ohne Unterlage in eine vorgefundene höher oder tiefer stehende Baumhöhle gelegt. Die Nahrung besteht besonders in Ameisen.

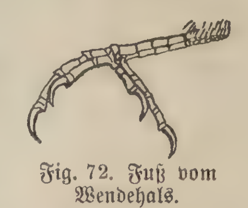


Fig. 72. Fuß vom Wendehals.

3. Der **Kuckuck**, **Cuculus canorus** L., N. 127—129, brütet nicht selbst oder doch nur äußerst selten. Das Weibchen legt vielmehr die 5—6 (7) Eier, welche von Anfang Mai bis Ende Juni in Zwischenräumen von je 6—7 Tagen reifen, in die Nester kleiner Singvögel. Es sind mindestens 80 verschiedene Vogelarten als Pflegeeltern bekannt, doch sind es meistens Grasmücken und Verwandte, Bachstelzen, Pieper, Zaunkönig und Lerchen. Das Ei des Kuckucks ist gewöhnlich den anderen Eiern des Nestes in Größe und Farbe sehr ähnlich,

bei den beiden Rotschwanzarten z. B. einfarbig blau oder weißlich. Dasselbe Kuckucksweibchen wählt nämlich womöglich immer dieselbe Vogelart zur Pflege und zwar diejenige, in deren Nest es selbst aufgewachsen ist. Passende Nester mit noch unbebrüteten Eiern hat es schon vorher gesucht. Das Ei wird wenn möglich direkt ins Nest gelegt, anderenfalls mit dem Schnabel in dasselbe hineingetragen, nachdem es zuvor auf die Erde gelegt war. Ist der junge Kuckuck ausgebrütet (er kommt schon etwas früher aus als die jungen Singvögel), so wird er von den Pflegeeltern mit gleicher Sorgfalt gepflegt. Das alte Kuckucksweibchen trägt oft, nachdem der junge Kuckuck aus dem Ei gekommen, die anderen Eier fort, frißt sie aber nicht, ebensowenig wie der junge Kuckuck die anderen Jungen frißt, wenn sie im Nest bleiben. Meist müssen allerdings jene dem stärkeren gegenüber verhungern oder werden erstickt oder auch durch instinktive Bewegungen des jungen Kuckucks aus dem Nest gedrängt. Da die ausländischen Kuckucksarten teilweise selbst brüten und bei einer amerikanischen Art, Coccygus dominicus (L.) gelegentlich verschieden bebrütete Eier und verschieden entwickelte Junge in einem Nest gefunden wurden, scheint das langsame Reifen der Eier der Grund zum Parasitismus gewesen zu sein. Unter diesen Umständen konnten die Vorfahren unseres Kuckucks nicht besser für ihre Nachkommen sorgen, als wenn sie die späteren Eier, wie es bei allen Vögeln gelegentlich geschieht, in andere Nester legten. Weil vorteilhaft für die Erhaltung der Art, ist dieser Parasitismus allmählich zur Regel geworden. — Der Kuckuck zieht von Mitte September bis Anfang Mai bis ins Innere von Afrika. Er nährt sich fast ausschließlich von Raupen und liebt besonders die teilweise sehr schädlichen, behaarten Raupen, von deren Haaren seine Magenwände oft dicht besetzt sind. Jedes Männchen hat sein Jagdrevier und duldet kein zweites in demselben. Es paart sich aber nicht mit einem bestimmten Weibchen, dieses fliegt vielmehr oft vom einen Männchen zum andern.

4. Arten der Gattung **Caprimulgus**:

- Die ersten Schwingen sind auf der verdeckten Innenfahne mit breitem weißen Rande versehen. Ägypten, einmal auf Helgoland, VIII . . . . Helle Nachtschwalbe, C. aegypticus Lichtst.
- Die ersten Schwingen sind auf der Mitte der verdeckten Innenfahne mit großem rundlichen, weißen (Männchen) oder braunen (Weibchen) Fleck versehen. N. 148. . . . . **Nachtschwalbe, C. europaeus** L.

Die **Nachtschwalbe** oder der **Ziegenmelker, C. europaeus** L. gleicht in seiner Farbe vollkommen alten Baumstämmen, auf welchen er bei Tage der Länge nach sitzt. Er ist in den Wäldern der Provinz nicht selten, zieht von September bis Mai bis ins Innere von Afrika und nistet im Juni. Die 1—2 Eier liegen auf platter Erde, ohne Nest; sie sind fast von der Größe eines Taubeneies, aber mehr walzig, glanzlos, schmutzigweiß, verwaschen, aschgrau und braun gefleckt. Die Nachtschwalbe fliegt wie die Fledermäuse nachts zum Fang umher, liebt aber besonders Nadelholzwälder mit lichten Plätzen.

Größere Insekten, Maikäfer, Mistkäfer, Nachtfalter und Schlupfwespen sind ihre Hauptnahrung. Daß sie Kühen und Ziegen die Milch absauge, ist Fabel.

5. Arten der Gattung **Micropus** (Cypselus):

Anliegender Flügel über 22 cm lang; Unterseite des Körpers, mit Ausnahme einer grauen Querbinde über die Brust, weiß. N. 147, 1. Südeuropäische Gebirge, einmal auf Helgoland, V . . . . Alpensegler, M. melba (L.)

Anliegender Flügel unter 18 cm lang; Unterseite des Körpers schwarz, nur die Kehle weiß. N. 147, 2 . . . . **Mauersegler, M. apus** (L.)

Der **Mauersegler** oder die **Turmschwalbe, M. apus** (L.) ist in den meisten Städten und Dörfern der Provinz mit hohen Gebäuden oder Türmen häufig. Sie zieht von August bis Mai bis Nordafrika und nistet im Juni. Das Nest steht in hohen Mauerlöchern; es besteht aus Halmen, Blättern, Federn, Wolle u. s. w., welche der Wind in die Luft treibt. Die 3 Eier sind walzig, glanzlos, weiß.

6. Der **Eisvogel, Alcedo ispida** L., N. 144, 1 u. 2, ist an klaren, namentlich fließenden Gewässern nicht selten. Er bleibt das ganze Jahr und nistet von Mitte Mai bis Mitte Juni. Die Nahrung besteht besonders in kleinen Fischen, soweit er sie ganz verschlingen kann. Er fängt dieselben, indem er auf einer Warte sitzend lauert und sich plötzlich, wenn sie an die Oberfläche kommen, auf sie stürzt. Seltener fliegt und rüttelt er zu diesem Zweck über dem Wasser. Die Jungen werden besonders mit Larven von Wasserinsekten gefüttert; sonst frißt er diese oder Krötenlarven seltener. Zum Nestbau gräbt er eine metertiefe Röhre in eine senkrechte Uferwand und legt auf Fischgräten, welche Gewöllen entnommen sind, 5—8 (—11) fast kugelförmige, glänzend weiße Eier.



Fig. 73. Fuß vom Eisvogel.

7. Der Bienenfresser, Merops apiaster L., N. 143, 1 u. 2, ist in den Mittelmeerländern heimisch und wurde selten in Holstein und auf Helgoland beobachtet.

8. Der **Wiedehopf, Upupa epops** L., N. 142, 1 u. 2, kommt zerstreut in der Provinz in Feldhölzern, welche an Viehweiden anstoßen, vor. Er zieht von September bis April bis Nordafrika und nistet im Mai. Seine Nahrung besteht besonders in Käfern, Ameisen und anderen Insekten, welche er am Boden findet. Das Nest findet man vorwiegend in Baumhöhlen, dann auch in Mauerlöchern, seltener auf dem nackten Boden. Die dürftige Unterlage besteht aus Halmen und einzelnen Federn, nicht aus Menschenkot, wie man wohl gesagt hat. Die (3) 4—5 Eier sind länglich 23—24 mm lang, weißlich oder grau, selten dunkler. Da der Kot der Jungen später nicht von den Alten aus dem Nest entfernt wird, besitzen die Tiere und das Nest einen unangenehmen Geruch.

9. Die **Blauracke** oder die **Mandelkrähe, Coracias garrula** L., N. 60, 1 u. 2, kommt in den waldigen Gegenden der Provinz vor, aber selten. Sie

zieht von September bis Mai bis ins Innere von Afrika und brütet im Juni. Sie lebt von kleinen Fröschen und von wirbellosen Tieren, welche sie am Boden aufsammelt. Das Nest befindet sich in Baumhöhlen, einige Meter hoch und zwar besonders in Birkenwäldern, welche mit Eichen untermischt sind. Es besteht aus Wurzeln, Halmen, Haaren und Federn und ist später wie das des Wiedehopfs mit Kot überfüllt. Die 4—6 Eier sind etwa 38 mm lang, glänzend weiß.

IV. 3. Columbae, Tauben.

Übersicht der Gattungen und Arten.

- Schwanzfedern mit Ausnahme der beiden mittleren am Ende weiß; der anliegende Flügel ist höchstens 18 cm lang: **Turtur.**
  - Flügel etwa 15 cm lang; um den hinteren Teil des Halses legt sich eine vollständige, dunkle, weißlich gestrichelte Binde (Federränder weißlich) . . . . . **Lachtaube, T. risorius** (L.)
  - Flügel 17½—18 cm lang; von der Halsbinde ist nur ein Fleck jederseits vorhanden. N. 152, 1 u. 2 . . . . **Turteltaube, T. turtur** (L.)
- Schwanzfedern am Ende dunkel; der anliegende Flügel ist über 21 cm lang: **Columba.**
  - Der Flügel 24—25 cm lang; am Halse unten jederseits ein weißer Fleck; in dem Grau der Flügeldeckfedern keine schwarzen Flecke oder Binden; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder in der Grundhälfte grau. N. 149, 1 u. 2 . . . . **Ringeltaube, C. palumbus** L.
  - Der Flügel 21—23 cm lang; am Halse kein weißer Fleck; in dem Grau der Flügeldeckfedern schwarze Flecke oder Binden; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder in der Grundhälfte weiß.
    - Der Hinterrücken ist weiß; auf den Flügeln sind etwa 14 Federn vor dem Ende mit einer dunklen Binde versehen. N. 150, 1 u. 2. . . . . **Felstaube, C. livia** Gm.
    - Der Hinterrücken ist blaugrau; auf den Flügeln sind etwa 8 graue Federn vor dem Ende mit dunklem Fleck oder dunkler Binde versehen. N. 151, 1 u. 2 . . . . . . **Hohltaube, C. oenas** L.

Die **Lachtaube, Turtur risorius** (L.) ist in den Steppen von Südeuropa bis China zu Hause und wird bei uns oft in der Gefangenschaft gehalten. Auf Helgoland wurde einmal ein Exemplar geschossen, welches Gätke für ein wildes hielt.

Die **Turteltaube, T. turtur** (L.) (auritus) ist nicht sehr selten, in den Feldhölzern des Westens sogar häufiger als die Ringeltaube. Sie zieht vom September bis zum April bis Afrika und nistet zweimal vom Mai bis zum Juli. Sie frißt besonders gern Nadelholzsamen, dann auch Getreide und Unkrautsamen. Das Nest steht 2—6 m hoch, meist in dem Gipfel eines jungen Bäumchens. Es besteht aus wenigen dürren Reisern, ist fast durchsichtig und kaum vertieft. Die 2 Eier sind kurz oval, 28—35 mm lang, weiß.

Die **Ringeltaube, Columba palumbus** L. ist im Osten der Provinz bei weitem am häufigsten. Sie zieht von November bis März größtenteils nach Südeuropa und nistet zweimal von April bis Juli. Ihre Nahrung ist der der vorhergehenden Art ähnlich, doch frißt sie mehr Getreide. Auch sie hält sich mit Vorliebe in Nadelholzwäldern auf. Ihr Nest ist ebenso kunstlos wie das jener Art; oft benutzt sie alte Krähen- oder Eichhörnchennester als Grundlage. Die 2 weißen Eier sind von ähnlicher Gestalt, aber größer.

Die **Hohltaube** oder **Holztaube**, **C. oenas** L. ist in der Provinz selten, am zahlreichsten noch in Südholstein und zwar in Wäldern mit Baumhöhlen, welche zum Nisten geeignet sind. Eine Vorliebe für Nadelholzwälder ist nicht vorhanden. Brut- und Zugzeit sind wie bei der vorhergehenden Art. Die Baumhöhle, welche als Nistplatz gewählt wird, muß hinreichend weit und nicht zu niedrig sein. In dieselbe wird nur ein kleines Häufchen von Reisern getragen. Die 2 Eier sind weiß, 35—40 mm lang.

Die **Felstaube**, **C. livia** Gm. brütet an allen Felsenküsten Europas und wurde bei uns gelegentlich auf dem Zuge beobachtet.

Die **Haustaube**, **C. domestica** L. ist in ihren sämtlichen Rassen, welche in Form und Farbe ganz außerordentlich von einander abweichen, nach Darwin auf die Felsentaube zurückzuführen. Bei allen Rassen treten nämlich gelegentlich Vögel von blauer Farbe mit den sämtlichen, oben genannten Merkmalen der Felstaube auf. Besonders häufig findet man sie bei der gemeinen Haustaube; man kann sie aber überall sehr leicht erzielen, wenn man zwei verschiedene Rassen kreuzt, auch wenn diese beide keine Spur derselben zeigen. Für die Abstammung der Haustaube von der Felstaube spricht auch der Umstand, daß dieselbe ebenso wie jene und wie keine andere Art ein sehr verschiedenes Klima verträgt, ferner daß sie sich wie jene ungern auf Bäume setzt. Die allgemeine, unbedingte Fruchtbarkeit der verschiedenen Rassen unter einander, der Umstand, daß die meisten Rassen nie verwildert vorkommen und daß so verschiedene Stammformen kaum alle ausgestorben sein könnten, deuten ebenfalls auf die gemeinsame Abstammung hin.

Heimatliche Weihnachten.*)

Von Ernst Stegelmann.

Alljährlich, wenn der Winter bei uns seinen Einzug hält und mit ihm der Tag der Wintersonnenwende wiederkehrt, feiern wir Weihnachten, das Fest zum Andenken an die Geburt des Heilandes. Dann herrscht in Haus und Familie ein fröhliches Leben, und wo irgend möglich, finden sich alle Familienmitglieder unter dem strahlenden Tannenbaume zusammen.

Und wie bei uns, so war es auch bei unseren christlichen Vorfahren, bei denen der Vorgeschmack der Weihnachtsfreude bereits mit dem 6. Dezember, dem St. Nikolaustage, begann. An diesem Tage nämlich zog der heilige

*) Quellen:
Cassel, Paulus: Weihnachten, Ursprung, Bräuche und Aberglauben, Berlin 1856.
Schütze: Idiotikon.
Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder.
Ungenannt: Schleswig-Holsteinische Weihnachtsgebräuche. Unter Lübecks Türmen 1892 Nr. 52.
Krause, Ernst: Der Weihnachtsbaum, Heimat 1891, sowie
persönliche Aufzeichnungen.

Nikolaus, der Schutzengel der Kinder, in koboldartiger Vermummung von Haus zu Haus, begleitet von seinem Knechte, Ruprecht*) oder Ruppert, welcher die artigen Kinder mit Gaben und die unartigen mit einer Rute beschenkte. Auch heute noch treten diese Gestalten, der Pulterklaas oder ruge Klaas, wie St. Nikolaus beim Volke heißt, und sein Knecht Ruppert hin und wieder in Holstein auf und dienen noch immer als wirksame Kinderscheuchen; aber wo sie auch noch leibhaftig erscheinen, haben sie sich den allgemeinen Weihnachtsumzügen angeschlossen.

Wichtiger ist der St. Thomastag (21. Dezember). Mit ihm beginnt die eigentliche Vorfeier des Weihnachtsfestes und mit ihm nehmen auch die Umzüge der sogen. Sternläufer ihren Anfang.**) Um diese Zeit nämlich gehen die Armen von Haus zu Haus, um Kuchen, Äpfel, Nüsse und sonstige Sachen zu erbetteln. Einst in Maskentracht z. T. von Erwachsenen aufgeführt, sind diese Aufzüge heute auf die Kinder beschränkt, die hier und da noch mit dem Stern der „heiligen drei Könige" durch die Dörfer ziehen und unter Begleitung des bekannten „Rummelpotts" allerlei altertümliche Lieder absingen. Vor jedem Haus wird angehalten, und überall erhalten sie ein Geldstück oder Kuchen, Spielsachen u. dergl.

Auf diese Umzüge ist auch die noch heutigentags herrschende Sitte zurückzuführen, daß die Armen zum Weihnachten viel Glück wünschen und dann ein kleines Geschenk erhalten; doch scheint sie ziemlich im Abnehmen begriffen zu sein nicht ohne Mitwirkung der Polizei, welche mit Recht darin eine Bettelei erblickt. Ebenso ergeht es auch dem alten Brauche, daß in den Tagen vor Weihnachten die Krämer ihre Kunden beschenken. Dagegen haben sich die sogen. Dommärkte, welche in den Tagen vor und nach Weihnachten abgehalten zu werden pflegten, noch bis in unsere Tage erhalten, wenn auch der Ausdruck Dom, womit selbst außer Hamburg und Altona der Weihnachtsmarkt und seine Schaustellungen bezeichnet werden, vielen unverständlich geworden ist. Der Name rührt davon her, daß früher in der Vorhalle und den Kreuzgängen der Hamburger Domkirche acht Tage lang vor Weihnachten Markt gehalten wurde, bis das Gotteshaus im Jahre 1804 abgebrochen wurde.

Mit dem 24. Dezember, dem Weihnachtsabend oder Wiehnachtsabend, der auch Kassabend, d. i. Christabend, Kindjees- oder entstellt Klinggeest-Abend heißt, beginnt die eigentliche Festzeit, die nach altem Brauche zwölf Tage, also vom 1. Weihnachtstage bis zum 6. Januar, dem Tage der Heiligen Drei Könige, dauert und daher gewöhnlich die Zwölften (Twölften) genannt wird. Die nordfriesische Bezeichnung dagegen ist Jul, ein Wort, das sich mit dem englischen yule und dem französischen noël deckt. Über den Ursprung dieses Namens ist viel gestritten: bald meinte man, er rühre von Julius Cäsar her und sei die Bezeichnung für irgend einen Sieg, den der

*) Entstanden aus Ruh-Knecht.

**) In einigen Gegenden schon am St. Nikolaustage.

Römerfürst an diesem Tage über die nordischen Völker erfochten, bald leitete man ihn von dem dänischen Worte „Hjul" (Rad, entsprechend dem englischen wheel, angelsächsischen hveol, isländischen hiol, friesischen fial, niederländischen wiel,) her und gab als Grund dafür an, daß in den nordischen Runenkalendern die Wintersonnenwende oft durch ein Rad bezeichnet wird. Und in der That war es ehemals in einigen Gegenden Schleswigs Brauch, daß jemand am Weihnachtsabend hinausging und ein Wagenrad vor sich her ins Dorf rollte; das nannte man „trild e Jul ind," Weihnachten hineintröllern. Größere Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme für sich, daß das Wort mit dem Naturlaute Jo oder Ju zusammenhängt, welcher als Ausruf der Freude in fast allen Sprachen wiederkehrt: nordfriesisch juulin, deutsch johlen, jölen, jaulen, ferner juchen, jauchzen, jubeln. Ja, die Franzosen haben früher geradezu das Wort Noël (Jul) als freudigen Zuruf gebraucht. Demnach wäre also das Julfest ganz besonders das Jubelfest, weil von nun an die Sonne wieder an Stärke gewinnt und die Tage beständig länger werden.*)

Dieses Fest der Wintersonnenwende begingen unsere heidnischen Vorfahren auch wohl im Anzünden von Freudenfeuern auf Bergen und Anhöhen oder daheim von Fackeln und Lichtern. Und noch heute brennt in vielen Häusern des westlichen Schleswigs am Weihnachtsabend ein dreiarmiges Licht, und in Holstein war es noch bis in jüngster Zeit Sitte, den Haustieren ein Licht vor die Krippe zu setzen. Die Entstehung des Weihnachtsbaumes ist gleichfalls auf diesen heidnischen Lichterkultus zurückzuführen, wenn auch seine Aufstellung und Verbreitung jüngeren Datums ist. Es herrscht nun allgemein die Ansicht, daß der Tannenbaum in seiner heutigen Gestalt durch die Reformation bei uns eingeführt wurde, aber in Wirklichkeit ist er viel später bei uns heimisch geworden, wie denn auch die Anpflanzung der Tanne oder richtiger gesagt der Fichte erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschah. Ja, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Baum in vielen Gegenden unseres Landes unbekannt, und in einigen Landschaften Schleswigs benutzte man noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts den Hülsen (Ilex) als Weihnachtsbaum.

Auch die Bescherung der Kinder war früher eine ganz andere.**) Jedes Kind erbat sich einige Tage vor dem Feste aus der Küche einen Topf oder Teller und stellte diesen im Zimmer oder am Fenster auf; das nannte man „de Schöttel utsetten," nordfriesisch Skelk (Schälchen), dänisch Julefad. Und am Weihnachtsabend, im Nordfriesischen erst am Neujahrsabend, fanden sie das Gefäß mit Kuchen und Spielsachen gefüllt wieder. Mitunter aber lag anstatt der erhofften Sachen eine Rute darin, oder die Schüssel war ganz leer geblieben, und das wurde von den Kindern als eine hohe Strafe

*) Dem entgegen behauptet der bekannte Theologe Cassel mit Bestimmtheit und gleich ihm viele andere, daß mit dem Bilde des Rades des Jahres Umrollung angedeutet werden soll. Wie sich das Rad wende, so kehre die Sonne zurück. — In Schweden nannte man ein rundes Brot von der Form eines Rades Julbullan, den Weihnachtsblock.

**) Schütze, Idiotikon.

angesehen. Als Spender dieser Gaben wurde der Krijees (Christus Jesus) gedacht, welcher um diese Zeit als Weihnachtsmann seinen Umzug hielt und die Kinder, die gut beten konnten, beschenkte, den Unwissenden aber eine Rute gab.

Im ganzen Lande wird der Weihnachtsabend durch besondere Gerichte gefeiert. Da ist vor allen Dingen der Pudding („grot Klümp" oder „grot Hans") zu nennen, der, aus Weizenmehl gebacken und mit Korinthen und Rosinen angefüllt, mit Mettwurst, Rauchfleisch und einem halben Schweinskopf zu Tisch kommt. In kleineren Haushaltungen begnügt man sich wohl mit den „Förtchen" oder „Fürtjen," welche in einigen Gegenden auch „Ochsenaugen" oder „Stockfisch" heißen; neben diesen werden dann noch braune und weiße Kuchen, Pfeffernüsse und Plätten, Äpfel und Nüsse gegessen. Eine Gewissenssache war es ehedem für jeden Hausgenossen, an diesem Abend, ebenso am Neujahrsabend recht viel zu essen, und der Volkswitz nannte diese Tage geradezu Bull Buuks-Abend.

Auch den Kindern stand es an diesen Abenden frei, nach Herzenslust den dargereichten Speisen zuzusprechen, während ihnen sonst die Mutter ihren Teil zuschnitt. Man pflegte überdies sich wohl einen tüchtigen Appetit auf den Abend zusammenzusparen, indem man sich mittags mit Aufgewärmtem oder gar nur mit Brot und Kaffee begnügte.

Ehemals war es Sitte, daß man sich am Weihnachtsabend auf dem Lande zu Spiel und Tanz und festlichen Gelagen zusammenfand. Dieser Brauch hat sich am längsten in Nordschleswig und Dänemark erhalten, und hier hießen diese Versammlungen „Julstue," d. i. Weihnachtsstube. Abends gegen 7 Uhr fand sich die ganze Gesellschaft ein und nahm an der Tafel Platz. Oben saß der Küster, ihm zur Rechten der Pastor. Dann folgten der Hausherr und die Männer der Reihe nach, alle mit brennenden Pfeifen im Munde. Gegenüber setzten sich die Frauen, obenan die Frau Pastorin, in der Mitte dem Ausgang am nächsten die Hausfrau, um Kaffee einzuschenken und Kuchen herumzureichen, und am Ende zu beiden Seiten des Kachelofens Großvater und Großmutter. Unter allerlei Gesprächen ward den dargereichten Speisen eifrig zugesprochen, dann folgten Punsch und Grog, man spielte Karten oder Blindekuh und tanzte in der Stube herum. So ging's bis zum frühen Morgen, wo ein allgemeines Hoch auf den Hausherrn und die Hausfrau oder auf den Pastor und die Frau Pastorin die Julfeier beschloß.

Aber solcher Lärm ist unwürdig. Still muß alles in der heiligen Nacht werden. Wer aber diese Nacht statt mit Lob und Preis gegen seinen gnädigen Gott mit eitlen und bösen Spielen hinbringt, der begünstigt das Werk des Teufels, der um diese Stunde mehr als zu anderer Zeit die Menschen zu verführen sucht. Das erfuhren drei Bauern aus Schleswig, so erzählt Müllenhoff in seinen Sagen, welche in der Christnacht nichts Besseres thun zu können glaubten, als mit einem alten Knechte Karten zu spielen. Ein fünfter Genosse fand sich ein, sie spielten blind und hitzig — da fiel einem der Spieler eine

Karte unter den Tisch, er suchte mit Licht, und siehe da, der fremde Gast hatte einen Pferdefuß: der Satan war ihr Spielgenosse gewesen. Die Leute aber gingen in sich und haben nie mehr eine Karte angerührt. Des Teufels Werk war es auch, wie man in Apenrade erzählt, daß eine Familie, die in der Christnacht in die Stadt fuhr, in einen Sumpf versank und immer dieselbe Zeit gespenstig umgehen muß. Auch die Hexen, die Diener des Teufels, treiben in der heiligen Nacht ihr Unwesen am stärksten: die Mühle in Eiderstedt mußte alle Weihnacht abbrennen, weil eine Hexe das Herz des Müllers besaß. Aber auch Gutes hat der Teufel, wenn auch wider Willen, gestiftet. In Ditmarschen wütete einmal am Christabend die Seuche so stark, daß viele Hunderte von Menschen starben. Das Volk aber, das sonst in Üppigkeit und Schwelgerei das Weihnachtsfest zubrachte, erkannte darin die Strafe des Himmels und ließ ab von dem schändlichen Lebenswandel.

Nicht unerwähnt darf auch die ehemalige Weihnachtsfeier im Kloster Preetz gelassen werden. Als man, so erzählt die Sage, zum ersten Male die in katholischen Zeiten dort üblich gewesene Weihnachtsmesse mit Einführung der Reformation abschaffen wollte, hörte ein Fräulein, wie die Orgel zur gewöhnlichen Stunde erklang, und darob verwundert, eilte sie in die Kirche und setzte sich in ihren Stuhl, wo alsbald eine weißgekleidete Jungfrau zu ihr hintrat und sie aufforderte, hinzugehen und zu den andern zu sagen, sie sollten kommen und Weihnachtsandacht halten, sonst würden sie, die Toten, es thun. Das Klosterfräulein that, wie ihr geheißen, und alle gehorchten, aber sie selbst konnte nicht mehr mit zurückkehren, und nach drei Tagen war sie tot. Jetzt hat diese Sitte im Kloster natürlich längst aufgehört.

Die zauberische Kraft, welche die heilige Nacht ausübt, ist auch der Pflanzen- und Tierwelt eigen, und man muß daher auch diese an der Festesfreude teilnehmen lassen.

Wiehnachten-Abend!
Denn gait dat von baben,
denn klingen de Klocken,
denn danzen de Poppen,
denn piepen de Müs'
in all Lüd Hüs'!

heißt es in einem alten Kinderliede, das diese Volksanschauung klar bezeichnet. Die alten Holsteiner pflegten am Weihnachtsabend in den Wald hinauszugehen, an die mächtigen Bäume zu klopfen und laut zu rufen: „Frouwet ju, ji Böme! frouwet ju! de hillige Karst is kamen!“ Dann, meinte man, würden die Bäume im nächsten Jahre desto reichlichere Eichen- und Buchenmast tragen. Auch mußte der Hausvater am Weihnachtsabend die jungen Obstbäume schütteln oder ihnen ein Geschenk bringen, indem er ein kleines Geldstück hinter ihre Rinde steckte. Wenn dann die Rinde darüber wüchse, würden sie im nächsten Jahre einen reichen Ertrag geben. Hatte man einen unfruchtbaren Baum, so hing man ihm einen Kloß an, um ihn wieder fruchtbarer zu machen. Und noch viel später war es in vielen Gegenden Holsteins Brauch, daß man an

diesem Abend den Haustieren je ein Stück Brot gab und den Pferden und Kühen außerdem je eine Hafergarbe in die Krippe legte. Ja, in vielen landwirtschaftlichen Haushaltungen durfte dieses Futter sogar erst an demselben Abend gedroschen sein; dann würden die Tiere im nächsten Jahre nicht verwerfen.

Im übrigen soll man in den Zwölften jede Thätigkeit ruhen lassen, denn die Arbeit hat in diesen Tagen keine Art und bringt auch keinen Segen; man soll nicht spinnen, nicht waschen, nicht backen, ja, nicht einmal den Schmutz aus dem Hause fegen; auch dürfen keine Gerätschaften und keine Wäsche draußen bleiben. Das wäre eine Entheiligung der Festzeit, und die Gottheit würde dafür strafen. So lehrt hie und da die abergläubische Sitte, und sie wird von vielen noch sehr streng gehalten.

Die Zwölften sind auch vorbedeutend für die Witterung des nächsten Jahres. Eine bekannte Wetterregel: „Witt'n Wihnacht'n, gröne Ostern" oder umgekehrt „gröne Wihnacht'n, witt'n Ostern" besagt, daß die Witterung zu Ostern sich nach der des voraufgegangenen Weihnachtens richtet, daß wir also, wenn zu Weihnachten beispielsweise mildes Wetter herrscht, zu Ostern Schnee erwarten können. Aus einer anderen bekannten Bauernregel: „Wenn in'n Twölften de Busch vull Lecken hingt, gift dat'n god Bokweet'n un Fruchtjohr" (Obstjahr), geht hervor, daß dem Landmann in dieser Zeit Niederschläge angenehm sind. Ferner kann man an jedem einzelnen der zwölf Tage bestimmen, wie sich der entsprechende Monat in der Reihe gestalten wird. Diese Anschauung, die übrigens auch in Skandinavien und selbst in der Schweiz bekannt ist, steht bei unseren Landbewohnern noch in hohem Ansehen und ist manchem sicherer, als jegliche Kalenderprophezeiung. Auch versucht man wohl in den Zwölften durch Losung die eigene Zukunft zu erfahren; als besonders dazu geeignet hält man den Weihnachtsabend, mehr aber noch den Neujahrsabend.

Vom ersten Weihnachtstage ist nichts Besonderes mitzuteilen, mehr aber vom zweiten, dem Tage St. Stephan (26. Dezember). In einigen Gegenden Frieslands war es vormals Sitte — so erzählt Ehrentraut in seinem friesischen Archiv —, die Kinder erst am zweiten Feiertage zu beschenken, und der Weihnachtsbaum hieß dort denn auch geradezu „Stefansbom." Als den Bringer der Gaben dachte die Kinderwelt sich den heiligen Stephanus, welcher am Abend vorher auf einem weißen Rosse übers Watt geritten kam und die Geschenke in die Hände der Eltern legte. Darum nannte man den Tag auch wohl den Pferdetag oder Pferdesteffen.*) In der Gegend um Krempe herum — so berichtet Schütze in seinem Idiotikon — war es eine alte Sitte,**) daß die jungen Dorfburschen in der Stephansnacht in die Häuser der Bauern eindrangen, die Pferde aus dem Stalle zogen und mit diesen auf der großen Diele umherritten; dabei ward natürlich soviel Lärm als möglich gemacht, und

*) Die Rolle des heiligen Stephanus scheint späterhin auf St. Nikolaus übergegangen zu sein, den man denn auch auf weißem Rosse reitend sich dachte.

**) Dieser Brauch wird dort jetzt wohl nicht mehr üblich sein.

die im Schlafe gestörten Hausbewohner mußten die Ruhestörer außerdem noch mit Bier und Branntwein bewirten.

Von den nächsten Tagen ist, soweit mir bekannt, nichts Bemerkenswertes mitzuteilen. Dagegen ist der 31. Dezember wieder von Interesse, der Abend vor Neujahr, welcher auch Sylvester- und in neuerer Zeit auch Altjahrs-Abend heißt. Der Sylvester-Abend, der zweite „Bull-Buuks-Abend", wurde früher — und teilweise ist es heute noch so — durch allerhand mutwillige Streiche entheiligt. So pflegte man auf dem Lande alte Flaschen, Töpfe u. s. w. gegen die Thüren zu werfen, an den Fensterläden zu poltern und die Kettenhunde aufzuhetzen. Und noch bis vor wenigen Jahren war es in einigen Orten Sitte, durch Schießen auf den Straßen und vor den Häusern sich bemerkbar zu machen und so gewissermaßen das alte Jahr auszuschießen, ein Unfug, der jetzt allerdings auf Betreiben der Polizei mehr und mehr verschwindet. Neuerdings begehen hin und wieder Turnvereine und ähnliche Genossenschaften, wie früher die Kieler Studentenschaft, die letzte Jahresstunde durch einen Fackelzug und Gesang auf dem Markte.

Wie schon gesagt, gilt der Sylvester-Abend als besonders geeignet, durch Losung die Zukunft zu enträtseln. Die gebräuchlichsten Arten der Losung sind das Tüffelsmieten (Pantoffelwerfen), das Appelschellsmieten (die Apfelschale werfen) und das Bleegeeten oder Eiwittgeeten (Blei- oder Eiweißgießen). Bei der ersten Art wirft man einen Pantoffel oder Schuh rückwärts über den Kopf nach der Thür hin; ist die Spitze des Pantoffels nun nach innen gerichtet, so wird der Werfer im nächsten Jahre im Hause bleiben, ist sie dagegen der Thür zugewandt, so wird er das Haus verlassen (aus dem Dienst gehen, verheiratet werden oder dergl.) Bei der zweiten Losung wird ein Apfel von der Krone bis zum Stengel rein abgeschält, so daß die Schale ein zusammenhängendes Stück bildet, und diese rückwärts über den Kopf geworfen. Aus der Figur, welche die Schale auf der Erde bildet, sagen sich junge Mädchen den Namen des zukünftigen Freiers. Ähnlich ist es mit der drittgenannten Losung, bei welcher man geschmolzenes Blei oder Wachs noch glühend auf kaltes Wasser gießt und aus den daraus entstehenden Figuren sich und anderen die Zukunft deutet; namentlich lesen Mädchen daraus den Stand des künftigen Ehemanns. Statt dessen gießt man auch Eiweiß auf Wasser, doch muß der Guß eigentlich bis zum Neujahrstage stehen bleiben, ehe man Schlüsse aus den Figuren ziehen darf.

Vom Neujahrstage, dem 1. Januar, ist nichts weiter zu erwähnen als ein eigentümlicher Gebrauch, der bis Ende vorigen Jahrhunderts auf Alsen gepflegt wurde. Dort hielten nämlich am Abend des 1. Januar die Dorfburschen einen Tanz ab und das dazu erforderliche Geld wurde durch den „Pfluggang" zusammengebracht. Einige Burschen spannten sich vor einen Pflug und zogen denselben durchs Dorf, begleitet von einem Redner, dem Prediger (Preest), dem „Küster" (Degn) und einem „Musikanten." Vor jedem Hause wurde angehalten und ein Lied angestimmt, worauf der Prediger eine „Rede"

hielt. Dann spielte der Musikant auf, die Burschen und Mädchen tanzten um den Pflug oder in der Stube herum und der Hausvater reichte dem Redner ein Geldgeschenk. Schließlich lud der Prediger den edlen Geber zu der Feier ein, und nachdem ein Danklied gesungen war, zog die ganze Gesellschaft mit dem Pfluge weiter.*)

Von dem Heiligen Drei Königs-Abend (plattdeutsch „Könabend" 5. Januar und Tage (6. Januar) ist uns nur das Sprichwort bekannt: „Hilgen Dreekönig hett de Dag en Hahnentritt wunnen" und dann der Auftritt der sogenannten „Sternlopers" (Sternläufer), welcher sich indes mit den übrigen Festumzügen vermehrt hat.

Dagegen mag zum Schluß noch des 7. Januar gedacht werden, welcher, obwohl er nicht mehr zum Kreise der Zwölften gehört, doch noch insofern von Interesse ist, als er einem seiner Tagesheiligen unserem Lande verdankt. Der bekannte Herzog von Schleswig nämlich, Knud mit dem Beinamen Laward war im Jahre 1130 vom deutschen Kaiser Lothar zum Könige der Obotriten (Wenden) gekrönt worden und hatte dadurch eine Macht erlangt, die seinen neidischen Vetter Magnus, den Sohn Königs Niels von Dänemark, fürchten ließ, er möchte sich auch des dänischen Thrones bemächtigen. Um sich nun der Erbfolge zu sichern, trachtete er darnach, ihn beiseite zu schaffen. Er ließ ihn deshalb in den Weihnachtstagen 1130 zu einer Jagd nach der Königsstadt Roeskilde entbieten, lockte ihn angeblich zu einer geheimen Unterredung abseits und erschlug ihn dort hinterrücks. Diese jämmerliche Mordthat geschah am 7. Januar 1131. Doch schon nach drei Jahren fiel der Mörder Magnus in einer Schlacht, und sein Vater Niels wurde, als er nach Schleswig kam, von den Brüdern der Knudsgilde, deren Ältermann und Beschützer der Herzog gewesen war, getötet. Der Ermordete aber wurde auf Veranlassung seines Sohnes Waldemar am 1. Juli 1170 heilig gesprochen.

Als damals (1131) Knuds Ermordung im Lande bekannt wurde, hörten sofort alle Weihnachtsfeierlichkeiten auf, die Julfreude nahm ein trauriges Ende. Und noch heute giebt es in den nordischen Reichen ein Sprichwort, welches diesen Tag als den Abschluß der Festzeit bezeichnet: Sankt Knud ringer Julen ut (St. Knud läutet Weihnachten aus). Mit ihm hören die fröhlichen Festtage auf und der Ernst des Alltagslebens tritt wieder in sein Recht ein.

Über die Abstammung der Propsteier.

Von v. Osten in Ütersen.

1. Schon öfters ist die Frage erörtert worden: Aus welchem Lande und von welchem Volke stammen die Propsteier? Die Urteile der Geschichtsschreiber gehen in diesem Punkte weit auseinander, vereinigen sich aber

*) In England fand dieser Umzug am ersten Montag nach dem Heiligen Drei-Königs-Tage statt, in Mittel- und Süddeutschland erst in der Fastnachtszeit. Ohne Zweifel geschah der Pfluggang zu Ehren der Gottheit, vielleicht des Donars, von dem man Gedeihen der Aussaat erwartete.

alle in dem Resultat, daß die Frage noch immer eine offene bleibt. Dennoch ist es von Interesse, die verschiedenen Ansichten kennen zu lernen und die Gründe zu prüfen, welche für dieselben geltend gemacht werden.

Einige Schriftsteller halten die Propsteier für Nachkommen der alten Wenden, welche einst die schöne Halbinsel Wagrien bewohnten. Nach dem gräßlichen Blutbade und Vernichtungskampfe von 1139 soll sich nämlich im Gebiete der heutigen Propstei eine wendische Ansiedelung erhalten haben. Zur Begründung dieser Mutmaßung wird der Name Wenddorf angeführt, der ein Dorf daselbst bezeichnet. — Es ist aber nicht zu erweisen, daß die Propstei damals schon Bewohner gehabt hat und noch weniger, daß das Dorf Wenddorf um diese Zeit schon vorhanden gewesen ist.

Andere behaupten dagegen, daß die Vorfahren der Propsteier zwar dem wendischen Volkszweige angehören, aber nicht von den alten Wagriern abstammen, sondern später aus der Lausitz oder dem Altenburgischen eingewandert sind. Von den Vertretern dieser Ansicht wird besonders auf die Ähnlichkeit in der Kleidung hingewiesen; es fehlt jedoch jede Auskunft darüber, welcher Umstand die Lausitzer oder Altenburger veranlaßt haben könnte, in Nordelbingen neue Wohnsitze zu suchen.

Noch andere Schriftsteller vertreten die Ansicht, daß die Propsteier nicht von einer wendischen, sondern von einer holländischen Kolonie herstammen. Geschichtlich steht fest, daß der Graf Adolf II. im Jahre 1143 Boten in andere Länder sandte und die Familien, welche an Ackerland Mangel hatten, unter vorteilhaften Bedingungen einladen ließ, sich in dem fruchtbaren Wagrien anzubauen. Auf diesen Ruf sollen viele Holländer in die Propstei eingezogen sein, um den Wald in fruchtbares Feld umzuwandeln. Darauf ist zu erwidern, daß diese Ansicht nach Helmold, dem Verfasser der Slaven-Chronik, wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Helmold schreibt, daß die Westfalen den Distrikt Dargum, die Holländer den Distrikt Eutin, die Friesen den Distrikt Süsel erhielten, giebt aber nicht die geringste Andeutung davon, daß auch einige Ansiedler weiter nach Norden gewandert sind. Auch erscheint es bei dieser Annahme auffallend, daß zwischen den Eutinern und Propsteiern nicht mehr Ähnlichkeit in Sprache und Sitte hervortritt.

Pastor Schmidt in Schönberg, der 1813 über die Propstei geschrieben hat, meint zwar auch, daß sich Holländer in dem Gebiet angesiedelt haben; er behauptet jedoch, daß die Einwanderung nicht unter Adolf II., sondern erst gegen Ende des 12., oder am Anfange des 13. Jahrhunderts erfolgt ist. Auch nimmt er an, daß ein Teil der Propstei schon damals von Wenden bewohnt gewesen ist, mit welchen die neuen Ansiedler sich vermischt haben. Als Grund für die Annahme einer Einwanderung aus Holland wird von Pastor Schmidt zunächst auf den erblichen und freien Besitz der Bauerngüter hingewiesen. Dagegen muß jedoch bemerkt werden, daß auch andere Kolonisten, die nicht Holländer waren, erbliche und freie Besitzer ihrer Höfe sein und sich

nicht in Knechtschaft begeben wollten. „Die Nationaltracht,“ heißt es weiter, „und überhaupt alle Nationaleigentümlichkeiten der Propsteier sind weit erklärbarer, wenn man annimmt, daß die Eingewanderten die Beibehaltung zur Bedingung gemacht haben, die man ihnen, weil man ihre Ansiedlung wünschte und sie hereingerufen hatte, einräumen mußte.“ Daraus folgt aber doch nicht, daß die Eingewanderten gerade Holländer gewesen sind. Sollten nicht auch die Kolonisten aus anderen Ländern solche Bedingungen gestellt haben? „Die Sprache der Propsteier,“ sagt Pastor Schmidt ferner, „unterscheidet sich sowohl im Dialekt, als in Ausdrücken, Wörtern, Redensarten und Sprüchwörtern auffallend von der Sprache ihrer Nachbarn.“ Aus dieser Thatsache folgt aber doch nur, daß die Stammväter keine Holsteiner gewesen sind. Als letzten Grund lesen wir: „Endlich verstärken die Familiennamen einzelner Propsteier die Vermutung ihrer Abstammung von einer niederländischen Kolonie. Erweislich sind die Namen Schneekloth und Schlapkohl niederländischen Ursprungs, aber auch nur diese, so viel ich habe erfahren können, denn die hiesigen Familiennamen sind sehr gemischten Ursprungs; die Famile Lübking stammt aus Westfalen, die Jessiens aus Sachsen, die Vehrigs oder Vereggs aus Schweden, die sehr alten Lage und Wiese habe ich auch in Mecklenburg und letzteren sogar in Arnkiel als wendischen Namen gefunden. Indes ist von einigen dieser Familien ihre spätere Ansiedelung erwiesen.“ Es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß auch auf diesen Grund wenig Gewicht zu legen ist.

Ziemlich übereinstimmend mit Pastor Schmidt sagt Dr. Gloy in Altona: „Wenn man alle Anzeichen für und wider zusammenfaßt, so dürfte sich als Endergebnis aussprechen lassen dürfen: Die heutigen Propsteier sind eine Mischung von Niederländern und Wenden“ („Die Heimat,“ 1894, S. 161).

2. Zu ganz anderen Resultaten gelangt Pastor Jessien in Elmschenhagen, der im Jahre 1847 einen Artikel: „Von dem Anbau der heutigen Propstei“ herausgab. Der Verfasser hat das Archiv des Klosters Preetz benutzt und alle Urkunden desselben sorgfältig geprüft und verglichen. Aus seiner ausführlichen Darstellung ergiebt sich in Kürze folgendes:

Die erste Aussonderung des kleinen Gebiets aus seiner nächsten Umgebung erfolgte im Jahre 1216, als der Graf Albert von Orlamünde, den König Waldemar II. zum Statthalter über Nordelbingen eingesetzt hatte, den Edelmann Marquard von Stenwer mit „der Salzenwiese und dem anliegenden Walde zwischen der Karzenitz und Swartepuk“ belehnte. Der Wald lag südlich von der Wiese und umfaßte mit dieser ungefähr das Ländchen, welches jetzt ohne nähere Bezeichnung „die Propstei“ genannt wird. Zu dieser Zeit war die Gegend noch unangebaut und unbevölkert. Um den Wald herum wohnten, jedoch zerstreut, einige wendische Anbauer. Dem Edelmann fiel die Aufgabe zu, den Boden urbar zu machen und Wohnungen zu erbauen. Der Graf Albert verlieh ihm eine von aller Schatzung freie Hufe und bestimmte eine andere Freihufe für eine Kirche. Der Edelmann begann nun die Urbar-

machung seiner Hufe auf einer Anhöhe in der Salzenwiese und gründete die erste Kirche in Wisch. *)

Im Jahre 1225 wurde Albert von Orlamünde in der Schlacht bei Mölln von dem Schauenburger Grafen Adolf IV. besiegt und als Gefangener nach Schwerin gebracht, wo sich auch König Waldemar II. in Haft befand. Adolf IV. nahm nun Holstein und Wagrien, das Erbe seiner Väter, als rechtmäßiger Landesherr in Besitz. Dieser erklärte alle Regierungshandlungen des Grafen Albert für nichtig, entzog dem Edelmann v. Stenwer sein Lehen und schenkte das Land dem Kloster Preetz, 1226. Der Propst des Klosters vertrieb jedoch den Edelmann nicht von seiner Hufe, sondern erlaubte ihm vielmehr, in Gemeinschaft mit anderen Edelleuten den Boden weiter urbar zu machen. Im Jahre 1240 zählte man in der Propstei acht Ortschaften, die teils durch den Propsten, teils durch Edelleute angelegt waren. Die damaligen Bewohner waren höchst wahrscheinlich frühere Untergehörige des Klosters oder der Adeligen, also Holsteiner oder Wenden. Nach einigen Jahren wurde auch das Dorf Lutterbek erbaut, wohin das Kloster verlegt war, und das große Gut Holm gegründet.

Ein ganz neuer Abschnitt in dem Anbau des Landes begann unter dem Propsten Friedrich, der eine große Anzahl fremder Kolonisten in das Land rief und mit unermüdlichem Eifer thätig war, die Wohlfahrt derselben zu befördern. Derselbe stammte aus dem Kloster Hersfeld an der Fulda und wurde im Jahre 1246 von den Mönchen in Preetz zu ihrem Vorsteher gewählt. Von ihm heißt es: „Er gab den Kolonisten im Walde und in der Wiese zwischen der Karzenitz und Swartepuk einen Erbbesitz und legte Dörfer und Hufen an.“ Im jetzigen Kirchspiel Propsteihagen hat er den Kirchort selber gegründet, die Dörfer Stein, Wenddorf, **) Lutterbek und Prastorf mittels seiner Kolonisten erweitert, die Dörfer Brodersdorf und Laboe für das Kloster angekauft und ebenfalls neu eingerichtet. Noch mehr Verdienst hat er sich um das Kirchspiel Schönberg erworben, wo die Dörfer Fiefbergen, Krokau, Schönberg, Osterwisch, Höhndorf, Krumbek und Stakendorf ihm ihren Ursprung, ihren Anbau und ihre Bevölkerung verdanken. ***) Bemerkenswert ist es, daß er den von ihm herbeigerufenen Ansiedlern so viele Freiheiten gewährte, und namentlich, daß er sie im Verhältnis zu den übrigen Untergehörigen des Klosters in einem

*) Westlich von dem jetzigen Dorfe Wisch (früher Osterwisch genannt). Alt-Wisch ist in einer Flut untergegangen. Eine neue Kirche wurde in Schönberg wieder erbaut.

**) Damals Rizeresdorf genannt. Der Name Wenddorf ist zwischen 1286 und 1460 aufgekommen. Vielleicht ist das Dorf verwüstet und darauf von Wenden wieder bevölkert worden.

***) Wahrscheinlich ist es um diese Zeit gebräuchlich geworden, das Land ausschließlich die Propstei d. h. das Gebiet des Propsten zu nennen, weil die Ansiedler weit mehr von dem Propsten, als von der Priörin abhängig waren. Möglich ist auch, daß die Bezeichnung schon im Jahre 1226 entstand, indem das Gebiet ausdrücklich der Gerichtsbarkeit des Propsten übergeben wurde, während in den übrigen Besitzungen des Klosters die Priörin die Gerichtsbarkeit auszuüben hatte. Urkundlich steht nur fest, daß der Propst Otto von Qualen die Bewohner des fraglichen Distrikts im Jahre 1613 mit den Worten anredete: Ihr Propsteier!

nicht geringen Grade bevorzugte. Ja, die Vorrechte waren so bedeutend, daß die Nachfolger des Propsten Friedrich sich Mühe gaben, dieselben wieder einzuschränken.

Von den Kolonisten, welche Propst Friedrich in den Jahren 1246—1250 ins Land rief und die sich unter seiner Leitung mit den schon ansässigen Bewohnern zu einem geordneten Gemeindewesen vereinigten, stammen die heutigen Propsteier.

Kommen wir nun aber zu der Hauptfrage, woher der Propst seine Kolonisten genommen habe, so ist leider auch Pastor Jessien nur auf Vermutungen angewiesen, da die Urkunden des Klosters Preetz keine Auskunft drüber erteilen.

Da der Propst den Kolonisten so viele Rechte einräumte und ihnen ein so großes Vertrauen bewies, so dürfen wir annehmen, daß er sie schon vorher als tüchtige Ackerbauer, als fleißige und zuverlässige Arbeiter schätzen gelernt hatte. Andererseits scheint es, daß die Ansiedler auch ihren Oberherrn vorher gekannt und geehrt haben. Diese Umstände führen unwillkürlich auf die Vermutung, daß die Kolonisten, welche den größten Teil der Propstei angebaut und der ganzen Bevölkerung das Gepräge aufgedrückt haben, Landsleute des Propsten Friedrich gewesen sind. Als höchst wahrscheinlich ist demnach anzunehmen, daß die Propsteier von den Hessen abstammen, folglich als Nachkommen der alten Katten anzusehen sind, die sich an beiden Seiten der Fulda ausgebreitet hatten. Wir werden in dieser Annahme durch die Thatsache bestärkt, daß die Propsteier sich vom Anfange an vorzugsweise mit dem Ackerbau beschäftigt haben und daß dieser Erwerbszweig gerade bei den Hessen in schönster Blüte stand. Auch entspricht, wie Pastor Jessien hervorhebt, die Schilderung, welche Tacitus von den Katten entwirft, ganz dem Charakter der Propsteier. So wird es auch erklärlich, daß der nach Tacitus bei den Katten übliche Name „Arp" noch jetzt in der Propstei ein gewöhnlicher Familienname ist.

Pastor Jessien schließt diesen Artikel mit den Worten: „Wenn aber außerdem auch noch einige Ähnlichkeit zwischen den Propsteiern und Niederländern sich finden sollte, so klärt Tacitus auch diesen Punkt auf durch die Nachricht, daß die Bataver ebenfalls aus der Katten Lande ausgewandert sind. Nach allem Vorstehenden dürften die Propsteier, bis ein anderes erwiesen worden, für Nachkommen der Katten und für Stammverwandte der Niederländer zu halten sein."

Mutterliebe.

Eine nordschleswigsche Sage nach dem Volksmunde erzählt
von J. P. Hansen, Lehrer in Vaistrup bei Tingleff.

An der Westküste Schleswigs liegt das Kirchspiel Ballum. Dasselbe besteht aus acht Dörfern, die alle den Beinamen Ballum tragen. Die Kirche liegt in Ballum-Westerende. Das alte Ballum, von dem jetzt keine Spur mehr vor-

handen ist, lag wahrscheinlich weiter nördlich in der jetzigen „Ballumer-Marsch“. Die Lage desselben war sehr gefährlich. Oft wurde es von schrecklichen Sturmfluten heimgesucht, und in einer solchen hat es schließlich seinen Untergang gefunden. Während der Sturmfluten suchten die Bewohner meistens Schutz und Rettung in der hoch gelegenen Kirche.

In einer furchtbaren Sturmnacht hatten sich die Bewohner Ballum's wiederum in ihre Kirche geflüchtet. Es waren schreckliche Stunden, die sie da zubrachten. Der rasende Sturm umtobte den alten Kirchturm. Durch die Schallöcher pfiff der Wind und bewegte den Glockenstrang hin und her. Dann und wann wurde die Glocke selbst durch einen heftigen Windstoß in eine schaukelnde Bewegung versetzt. Der Klöppel berührte den ehernen Glockenmantel und — schaurig vermischte sich der Glockenton mit dem entsetzlichen Heulen des Windes. Grelle Blitze erleuchteten ab und zu auf Augenblicke die rabenschwarze Nacht und erhellten die Kirche. Die Kinder wimmerten ängstlich an der Brust der Mutter, und die Gattin umklammerte furchtsam den Mann.

Doch die schreckliche Nacht näherte sich endlich ihrem Ende; das Morgenrot dämmerte durch die hohen Bogenfenster des Kirchenchores, und mit dem anbrechenden Morgen hatte sich die Gewalt des Sturmes gelegt; der rasende „Nordwest“ hatte für diesmal ausgetobt.

Die Männer eilten die Turmtreppen hinauf, um nach der geliebten Heimatsstätte Ausschau zu halten. Doch alles war eine wogende See, aus der nur hier und da ein Schornstein oder eine Dachfirste hervorragte. Als die Flut sich verlaufen hatte, gewahrte man, daß das Häuschen am Deich, welches eine Witwe mit ihrem einzigen Sohne bewohnte, gänzlich verschwunden war. Die Bewohner desselben hatten aber allebeide noch rechtzeitig eine sichere Zufluchtsstätte in der Kirche gefunden. Der Sohn dieser Witwe war ein stattlicher Jüngling von zwanzig Jahren. Seinen Vater hatte er nie gekannt; denn derselbe, welcher Fischer war, hatte bei der Ausübung seines Berufes einen frühen Tod in den Wellen gefunden, als der Sohn erst zwei Jahre alt war. Vergeblich hatte damals die junge blühende Frau mit dem kleinen Knaben auf dem Arme am Strande gesessen, den angstvollen, verzweifelten Blick starr auf das wogende, brausende Meer gerichtet; er, den sie so angstvoll erwartete, der geliebte, treue Mann, der Vater ihres Knaben, kehrte nie zurück; das Meer mit seiner grausigen Tiefe gab sein Opfer nie wieder. Nur der Nachen, der den Namen der glücklichen Frau, der jetzt so unglücklichen Witwe führte, war am folgenden Tage mit dem Kiel nach oben an den Strand getrieben; er war der Überbringer der Trauerbotschaft. Als die junge Frau damals das gekenterte Boot zum ersten Male erblickte, da war sie mit dem Knaben ohnmächtig am Strande niedergesunken.

Einige Fischer fanden sie leblos mit dem weinenden Knaben im Arm. Sie trugen sie ins Haus, und da erst bemerkten sie, daß das Leben nicht ganz aus dem Körper entflohen war. Infolge der liebevollen Pflege der guten Nachbarn genas sie bald wieder. Als sie aber zum ersten Male aus den wirren Fieber-

phantasien zum Bewußtsein erwachte, fragte sie: „Ach, wo bin ich? — Ich hatte einen bösen, bösen Traum.“ Da brachte man ihr das Knäblein, und nun kehrte das Gedächtnis zurück, und sie sprach: „O, nun weiß ich alles, ach, wäre auch ich gestorben, wäre ich nur bei meinem geliebten Manne; es schläft sich so süß auf dem Meeresgrunde!“

Da aber streckte das Knäblein seine Hände nach ihr aus und rief mit klagender Stimme: „Mama, süße Mama! Bube artig sein.“

Die schwergeprüfte Frau drückte jetzt ihren kleinen Sohn in fast wahnsinnigem Schmerz und doch voll inniger, überströmender Mutterliebe an die treue Mutterbrust und sprach: „Nein, mein Herz, ich bleibe bei dir, du bist mein lieber Bube, ich will dich nie vergessen.“

Von diesem Augenblicke an kämpfte die arme Frau tapfer gegen den Schmerz; denn ein Ziel hatte ihr Leben doch noch: ihr Kind zu versorgen; dasselbe zu bewachen, erziehen und glücklich zu machen. Und doch, wie schwer war es für die Ärmste, den Kampf ums Dasein aufzunehmen! Bis jetzt hatte sie noch niemals zu sorgen nötig gehabt; denn der geliebte Mann hatte stets so treu für sie gesorgt. Jetzt aber schlief ihr Versorger, ihr lieber Mann, den Todesschlaf auf dem Meeresgrunde, und es galt nun für sie, nicht nur sich selbst, sondern auch das geliebte Kind, das Vermächtnis des teuren Toten zu ernähren. Aber ihre große Liebe zu dem Kinde machte ihr diese Aufgabe leicht. Für dieses Kind war keine Arbeit zu schwer, kein Weg zu weit und keine Mühe zu sauer.

So gedieh denn der Knabe herrlich unter der Obhut und Pflege der treuen Mutter, und er wurde immer mehr und mehr das Ebenbild des teuren Gatten.

Der Strand und das weite Meer, das Grab seines Vaters, war sein liebster Aufenthalt; der Nachen, das Erbteil vom Vater, sein liebstes Spielzeug. Er gewöhnte sich früh an Wog' und Wind und erlernte schnell, ein Boot mit Sicherheit leiten. Zwar hatte die liebende Mutter versucht, ihn von dem nassen Element fern zu halten, ihm Furcht und Grauen vor demselben einzuflößen, aber es half alles nicht; das Seemannsblut rollte nun einmal in seinen Adern und konnte nur durch die salzige Flut gekühlt werden. Zwar wäre er nach seiner Konfirmation am liebsten Seemann geworden; denn es dürstete ihn darnach, das weite Meer im Fluge zu durcheilen und fremde Länder, Städte und Völker zu schauen; aber aus Liebe zur Mutter, die für ihn gesorgt hatte, blieb er zu Hause. Doch das Meer sollte trotzdem sein Kampfplatz werden; er ergriff das Handwerk seines Vaters und wurde Fischer. Als solcher war er jetzt der Stolz und die Freude seiner Mutter; er war ganz das Ebenbild seines Vaters, so lieb und treu, so stark und verwegen, und er sorgte jetzt für seine gute Mutter, wie sein Vater es früher gethan hatte. Infolge dessen herrschte im Hause am Deich das ungetrübteste Glück.

Aber jetzt hatte die habgierige Flut die Stätte, wo Mutter und Sohn dieses Glück genossen, die liebe, traute, meerumrauschte Heimatshütte, grausam verschlungen. Traurigen Herzens stieg daher der Sohn die Turmtreppe hinunter,

um seiner Mutter die Trauerkunde zu bringen. Doch andere hatten schon dieses gethan, daher fand der brave Sohn bei seiner Rückkehr die geliebte Mutter in Thränen. Er umfing die weinende Mutter mit seinen starken Armen und tröstete sie mit liebevollen Worten. „Nur nicht verzagen, liebe Mutter, du verzagtest ja nicht, als das Meer meinen lieben Vater in seinen salzigen Fluten begrub; wie solltest du jetzt um der Hütte willen verzagen; ich bin ja bei dir und will dich nie verlassen. Bald wird sich die Hütte wieder neu aus den Ruinen erheben, und wiederum soll in derselben Liebe, Freude, Friede und Glück wohnen. Nur Mut, geliebte Mutter. Ich eile jetzt an den Strand, um zu sehen, ob vielleicht etwas zu retten ist." Mit diesen Worten entfernte sich der brave Sohn.

Mit eiligen Schritten ging er nach dem Strande. Ach! er hatte keine Vorstellung von dem Schauspiel, das er dort sehen sollte, ihm ahnte nicht das Unglück, das ihm bevorstand, noch die Größe des Schmerzes, den er seiner treuen Mutter bereiten sollte. Als er sich dem Strande näherte, konnte er zuerst noch gar nichts sehen; denn der immerhin noch starke Wind spritzte ihm den salzigen Schaum wie Schneeflocken ins Gesicht.

Da er aber den Strand erreichte, erblickte er die schreckliche Verwüstnng, welche die Flut angerichtet hatte. Alles Mögliche lag hier wild durcheinander. Aber was war das? — Es war lebendig am Strande. Geschwärzte Männer, mit Äxten und Hacken bewaffnet, durchwühlten das Strandgut, erbrachen oder zerschlugen die Kasten und Kisten und raubten und plünderten in schändlicher Weise auf Rechnung des Meeres.

„Strandräuber sind es! — Fluch den verruchten Hallunken!" schrie der entrüstete Jüngling und stürzte sich, mutig wie er war, ohne an die Folgen zu denken, auf die Räuber, um sie zu verscheuchen. Diese aber, eifrig mit der Plünderung beschäftigt, bemerkten sein Kommen nicht. Als er sie aber erreichte, entfachte sich sein Zorn zur rasenden Wut durch den Anblick, der sich ihm darbot. Die Räuber wühlten jetzt in dem Hausgerät seiner Mutter; sie hatten soeben die große blaue Kiste, in welcher der Brautschmuck der Mutter aufbewahrt war, erbrochen, und einer der Räuber zog eben, grinsend über den guten Fang, das kostbare Kleinod hervor. Manchmal war in den Tagen der Not die Versuchung, dieses Kleinod zu verkaufen, an die brave Frau herangetreten; aber sie hatte es nie übers Herz bringen können, sich von dem Schmuck, welcher sie an die Tage ihres höchsten Erdenglücks erinnerte, zu trennen. Nein und nimmer! Lieber aß sie trockenes Brot, als daß sie ihren Brautschmuck, das Geschenk ihres Bräutigams, veräußerte.

Als der Sohn so plötzlich Augenzeuge dieser abscheulichen Scene wurde, raubte ihm die Wut den Verstand; er ergriff ein Stück Holz, sprang mitten unter die Räuber und versetzte dem, der so frevelhaft das Heiligtum seiner Mutter entweiht und beraubt hatte, einen Hieb auf den Kopf, daß er lautlos zusammenbrach. Dies alles war das Werk eines Augenblicks, so daß die übrigen Räuber es nicht verhindern konnten. Jetzt wollten sie sich aber voll Ingrimm

auf den Mörder werfen, und er wäre zweifelsohne erschlagen worden; doch in demselben Augenblick erschollen Rufe vom Dorfe; die Bewohner desselben eilten herbei, um die Stranddiebe zu verjagen, und diese ergriffen nun schleunigst die Flucht.

Erst jetzt kam der Jüngling zur Besinnung. Jammernd stürzte er sich über den Toten, um ihn zum Leben zurückzurufen; aber dieser lag tot und starr und rührte sich nicht, und so fanden ihn die Leute, welche zur Hilfe herbeigeeilt waren, in Verzweiflung bei der Leiche.

Entsetzt fragten sie den Jüngling nach dem Geschehenen.

Dieser sprach: „Ich habe ihn erschlagen, ich bin — o Gott, welchen Schmerz bereite ich dir, meine geliebte Mutter! — ich bin ein Mörder," klang es heiser aus der gequälten Brust hervor.

Entsetzt wichen die Leute zurück. Der Vogt, der mittlerweile auch zur Stelle gekommen war, trat hervor und sprach: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich dich." Willenlos ließ der Jüngling alles geschehen; er wurde gefesselt und weggeführt.

Wenn derjenige, den er getötet hatte, auch ein Stranddieb war und den Galgen verdiente, so war der arme Jüngling doch ein Mörder; denn ihm stand es nicht zu, die Strandräuber wegen ihres Verbrechens zur Rechenschaft zu ziehen. Und man wußte nur zu gut, daß die Todesstrafe ihm sicher war; denn der Lehnsherr zu Schackenburg war ein gestrenger Herr, der auf Ordnung und Gesetzesrecht in seinem Lande hielt, der aber das Faustrecht mit unerbitterlicher Härte bestrafte.

Am Strande hatte man währenddessen schnell eine Tragbahre aus Strandgut zurecht gemacht, der entseelte Körper wurde darauf gelegt und man trug denselben, dem Gefesselten nach, dem Dorfe zu. Der Aufzug erregte ungemein großes Aufsehen. Alle stürzten herbei und wollten wissen, was derselbe zu bedeuten hatte. Auch die arme Mutter des Jünglings kam herzu. Als die schon früher schwergeprüfte Frau ihren geliebten Sohn, der die Stütze und der Trost ihres Alters sein sollte, gefesselt sah, schrie sie laut auf in namenlosem Schmerz, und sie fragte händeringend den Vogt: „Mein Gott, was ist geschehen! — Was hat er gethan? —" dieser konnte vor Rührung nicht sprechen, sondern zeigte stumm, aber mit einem Blick voll inniger Teilnahme, auf die Tragbahre zurück, auf welcher der Erschlagene lag. Da stürzte sich die arme Mutter in wilder Verzweiflung zur Erde und umklammerte die Kniee ihres Sohnes und rief: „Sprich, lieber Sohn, hast du es gethan? Bist du ein —? Ach, ich vermag das schreckliche Wort nicht auszusprechen. O, sage nur das eine Wort: ich habe es nicht gethan, ich bin es nicht!" —

Bei diesen Worten der geliebten Mutter schnürte sich das Herz des Sohnes in wildem Schmerz zusammen. „O, Mutter!" sprach er mit schmerzbewegter Stimme, „wie gerne gäbe ich mein Herzblut, daß ich dir eine andere Antwort geben könnte, aber es ist unmöglich; Geschehenes ist nicht zu ändern. Vergieb mir, geliebte, beste aller Mütter, daß ich dir einen so grenzenlosen Schmerz

bereitet habe; denn ich habe ihn erschlagen. Ich weiß nicht, wie es geschah, ich sah nur, daß er dein Heiligtum erbrach und mit teuflischem Lachen seinen Gesellen die kostbare Beute, deinen silbernen Schmuck, zeigte. Wie Wahnsinn kam es über mich, der Teufel des Jähzorns führte meine Hand, und ich kam erst zur Besinnung, als der Dieb entseelt zu meinen Füßen lag. Ach! wären die Leute doch nicht hinzugekommen, so wäre ich im ehrlichen Kampfe erschlagen worden, und meine übereilte That wäre schon jetzt gesühnt."

Dieses Bekenntnis war für die arme Mutter ein zu schwerer Schlag. „Mein guter, treuer Sohn ein Mörder, nein, nein!" rief sie und brach wie leblos zusammen. Vor Rührung waren den Umstehenden die Thränen in die Augen gekommen, und von allen Seiten hörte man lautes Schluchzen. Mitleidige Hände trugen die arme, vom Schmerze geknickte Frau in das nächste Haus, während der Sohn ins Gefängnis geführt wurde.

Mehrere Wochen waren seit diesem schrecklichen Ereignis verstrichen; die arme Mutter hatte zum zweiten Male in wilden Fieberphantasien mit dem Tode gerungen, und abermals war sie Siegerin geblieben. Noch einen Zweck hatte ihr armes, schmerzerfülltes Leben, noch eine letzte That der Mutterliebe wollte sie vollbringen und dann die müden Augen zur ewigen Ruhe schließen. — Sie wollte alles aufbieten, um das Leben ihres Sohnes zu erhalten, alles thun, um seinen Tod durch Henkershand zu verhindern. Zwar hatte das Gericht das Todesurteil über ihn verhängt; aber noch war es vielleicht möglich, seine Begnadigung beim Lehnsherrn, dem Grafen zu Schackenburg, zu erwirken, und das wollte und mußte sie um jeden Preis thun.

Sie eilte daher selbst zu dem hohen Herrn und bat ihn fußfällig um Gnade für ihren einzigen Sohn, und um den harten Mann zu erweichen, erzählte sie ihm in kurzen, rührenden Worten ihre ganze Lebensgeschichte: Wie sie den geliebten Mann verloren hatte, wie sie als Schnitterin die Sichel hatte schwingen müssen, um das Brot für sich und das geliebte Kind zu verdienen, wie sie ihren Sohn mit Mühe und vielen Sorgen erzogen hatte und ihn jetzt so grausam verlieren sollte. „Mächtiger Graf", schloß sie ihre Rede, „es steht in Eurer Macht, mir das teure Gut wiederzugeben, mich von der unglücklichsten zu der glücklichsten aller Mütter zu machen. O, üben Sie Barmherzigkeit gegen eine alte, schwergeprüfte Frau. Ich verlange ihn nicht für mich zurück; denn ich wollte ja mit Freuden mein Herzblut hergeben, wenn ich nur ihn retten könnte. O, nehmen Sie nur dieses alte, graue, vor Gram gebeugte Haupt; aber schenken Sie meinem Sohne das Leben."

Der Graf hatte aufmerksam zugehört, aber sein Antlitz zeigte keine Spur von Mitleid. „Dein Sohn ist ein Mörder und die Gerechtigkeit fordert, daß er durch Henkershand stirbt", erwiderte er mit eiserner Stimme. „Eines aber will ich trotzdem um deinetwillen thun, ich will es auf ein Gottesurteil ankommen lassen. Spricht dasselbe zu seinem Gunsten, so sei ihm das Leben geschenkt.

Freudestrahlend sprach nun die Mutter: „Wie soll ich Ihnen danken,

gnädigster Herr! Verzeihen Sie aber, wenn ein liebendes Mutterherz noch eins zu bitten wagt: Laß das Gottesurteil an mir vollzogen werden, laß mich das Leben meines Sohnes aus der Hand des allmächtigen, gerechten, aber auch barmherzigen Gottes erringen. Fordern Sie von mir, ich thue alles, alles für das Leben meines Sohnes."

Der Graf schwieg eine Weile. Darauf sprach er voll Rührung und inniger Teilnahme mit weicher Stimme: „O, Weib, deine Mutterliebe ist wunderbar, es sei, wie du willst. Du bist als tüchtige Schnitterin bekannt, und oft hast du die Sichel geführt, um das Leben deines Kindes zu erhalten, führe sie nur noch einmal, um das Leben desselben von Henkershand zu retten. Wenn du einen Morgen Gerste von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ganz allein, ohne jegliche Hilfe, schneidest, so sei das Leben deines Sohnes dir geschenkt; aber fehlt auch nur eine Garbe, so ist er des Todes, und deine Anstrengung vergeblich."

Bei diesen Worten glitt es wie ein Sonnenstrahl über das schmerzdurchfurchte Antlitz der alten Frau. „Gott ist in den Schwachen mächtig", sprach sie mit froher Zuversicht, „er wird auch meine schwache Kraft stärken, und ich werde mit seiner Hilfe auch dieses, den Menschen unmöglich erscheinende Werk vollführen. Die alles ertragende, erduldende und überwindende Mutterliebe treibt mich, Gottes allmächtige Hand hält mich, und so bin ich des Sieges gewiß." Mit dankbarem Blick verabschiedete sie sich von dem Lehnsherrn, der sich ihr gegenüber so gnädig bewiesen hatte und begab sich mit erleichtertem Herzen, dem lieben Gott dankend, auf den Heimweg.

Als Ort, wo die Mutter ihre rettende Liebesarbeit ausführen sollte, wurde ein Gerstenfeld südlich von der Ballumer Kirche bestimmt, und der Tag, an welchem das Gottesurteil vollzogen werden sollte, ward auch festgestellt. Als dieser Tag nun anbrach, war die Witwe schon vor Sonnenaufgang mit dem Dorfvogte, der darauf zu sehen hatte, daß niemand der Schnitterin Hilfe leistete, auf dem Felde erschienen. Die sonst vor Gram und Schmerz früh gealterte und gebeugte Witwe blickte heute freudig und hoffnungsvoll in die Welt. Galt es doch für sie heute, das Leben ihres Sohnes zu retten und der Welt zu zeigen, was die Mutterliebe vermochte. Die Sonne sandte bereits ihren ersten, goldenen Strahl über das von Tau benetzte, wogende Ährenfeld und verwandelte dadurch die hellen Tautropfen, die an den Halmen hingen, in glitzernde Diamanten. Die Lerche erhob sich, von den leichten Fittigen getragen, hoch in die Luft und trillerte ihr Loblied zum Ruhme des Schöpfers. Da endlich gab der Vogt das Zeichen zum Beginn der Arbeit. Die Schnitterin aber fiel zuerst auf die Kniee und sprach, den Blick nach oben gerichtet: „Herr, hilf mir, stärke noch diesmal meine schwache Kraft und laß mein Tagewerk wohl gelingen." Darauf ergriff sie mit frohem Mut die Sichel und fing an zu schneiden.

Mittlerweile hatten sich auch viele Zuschauer eingefunden, und wie sie die große Fläche überschauten, mußten sie sich sagen, daß die arme Frau Unmögliches angefangen hatte. Die Schnitterin aber sah und hörte nichts, sondern

schnitt und schnitt. Sie blickte nicht einmal auf, um die Zuschauer anzusehen, die mit teilnehmenden Blicken ihrer Hände Arbeit folgten. Ach, wie gerne hätten wohl diese ihr geholfen, aber sie durften ihr nicht die geringste Hilfeleistung gewähren, um nicht das ganze Unternehmen der armen Witwe zu vernichten. Aber wunderbar war es anzusehen; denn wie von einer unsichtbaren Hand geschnitten fielen die goldenen Ähren und richteten sich hinter ihr als Garben auf. Es war, als ob unsichtbar Engelhände ihr Hilfe leisteten; nie that sie einen verkehrten Schnitt, nie einen falschen Griff, sondern in der schnellsten Reihenfolge reihte sich Garbe an Garbe. Der Tag aber versprach heiß zu werden, und das mußte der armen Frau die Arbeit doppelt schwer machen. Schon rieselte ihr der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne; aber sie achtete es nicht, und sie nahm sich nicht Zeit, dieselbe zu trocknen. Die Sonne stieg höher und höher, brennend heiß wurde der Tag. Wie mußte die arme Frau leiden! — Die Zunge mußte ihr am Gaumen kleben; aber keine Zeit ließ sie sich, einen Labetrunk zu holen; denn keine einzige Sekunde durfte verloren gehen, konnte doch Leben und Tod ihres Kindes schließlich davon abhängen. O, wie viele hätten ihr gerne einen Labetrunk gereicht; aber niemand durfte, und sie hätte denselben wohl auch schwerlich angenommen; denn sie sah nichts und hörte nichts, blickte weder vorwärts noch rückwärts, sondern schnitt und schnitt. —

Die Sonne hatte den höchsten Punkt erreicht, der halbe Tag war dahin. Das Gerstenfeld wurde von den teilnehmenden Zuschauern gemessen, und siehe, die Hälfte desselben war geschnitten, aber auch nicht mehr. Da mußten sich die Leute sagen, daß das Opfer der Mutterliebe vergeblich sei; denn nach menschlicher Berechnung war es unmöglich, daß die Schnitterin so zu arbeiten aushalten konnte, wie sie es bisher gethan, und das war ja erforderlich, wenn sie das hohe Spiel gewinnen sollte. Aber Gott ist in den Schwachen mächtig, das zeigte sich auch hier; denn wie die Sonne allmählich zu sinken anfing, so schwand auch nach und nach das Gerstenfeld.

Jetzt mußte es bald entschieden werden; denn die purpurrote Sonnenscheibe berührte schon die goldschimmernde Wasserfläche der Nordsee. Es war aber noch ein gutes Stück zu schneiden übrig, und noch schien es, als ob die Mühe und Qual der armen Mutter vergebens sein sollte. Die arme Frau arbeitete jetzt mit der Kraft der Verzweiflung. Die Zuschauer blickten wechselweise auf die arbeitende Frau und nach der untergehenden Sonne; vor Angst und banger Erwartung wollte ihnen schier das Herz stille stehen; aber auch die glühende Abendsonne schien sich nicht zu bewegen, so langsam senkte sie sich ins Meer. Die Frau arbeitete rastlos weiter. Jetzt war nur noch ein sehr schmaler Streifen von der Sonne zu sehen; aber da fiel auch schon die letzte Garbe. Mit ihr aber sank zugleich die todesmüde Frau, den brechenden Blick starr auf den leuchtenden Sonnenstreifen gerichtet, die Rechte die Sichel und die Linke die letzte Garbe umklammernd, wie geknickt zur Erde. „Gott sei gepriesen!" kam es lispelnd über die trocknen Lippen, und mit diesen Worten sank sie hin und

war eine Leiche. Also besiegelte die treue Mutter ihre unergründliche Mutterliebe mit dem Tode. Das Opfer, welches die Mutterliebe gebracht hatte, war aber nicht vergeblich gewesen. Die liebende Mutter hatte ihr Ziel erreicht; denn sie hatte das Leben des geliebten Kindes durch Aufopferung des ihrigen gerettet.

Der Sohn erhielt die Freiheit, aber der Schmerz über den Verlust der geliebten Mutter ließ ihn sich derselben nicht freuen. Im Gegenteil, sein Seelenleiden vergrößerte sich nur dadurch; denn seitdem die treuen Mutteraugen sich ihm auf immer geschlossen hatten, schalt er sich zwiefach einen Mörder.

In der Heimat fesselte ihn nichts mehr; er hatte daselbst nur noch einen Ort, der ihm unermeßlich teuer war — das Grab der Mutter. Dasselbe besuchte er daher auch jeden Tag, und oft sahen ihn die Leute dort stundenlang, mit gesenktem Kopfe seinen trüben Gedanken nachhängend, stehen. Den Menschen wich er scheu aus dem Wege, mit keinem wechselte er ein Wort. Das grausame Schicksal hatte den lebensfrohen Jüngling durch die harten Schläge, die es ihm zugefügt hatte, in kurzer Zeit zu einem menschenscheuen, grübelnden Schwarzseher gemacht, und der herbe Schmerz, den er finster und schweigend in seiner Brust verschlossen hielt, zehrte an seinem Lebensfaden. Als er eines Tages wieder dumpf brütend am Grabe der Mutter stand und seinen schweren Gedanken nachhing, legte sich plötzlich eine Hand weich und mitleidig auf seine Schulter. Der Jüngling zuckte unter der Berührung zusammen und blickte auf. Ehrerbietig, zog er alsdann seine Mütze; denn der Pfarrer stand vor ihm und blickte ihm so treu und mitleidig in die trüben Augen.

Der Pfarrer erhob zuerst die Stimme und sprach: „So geht es nicht länger, mein Sohn, du darfst nicht fortwährend diesen traurigen Gedanken nachhängen; du mußt dich endlich aufraffen und sie verscheuchen, denn sonst fließt dein junges Leben in trübem Nichtsthun dahin und du bringst dich früh ins Grab."

„Das Letztere ist auch mein sehnlichster Wunsch, Vater," sprach der Jüngling, „denn seitdem meine treue Mutter durch meine Schuld dort unter dem grünen Rasen schläft, kann ich doch keine Freude mehr in der Welt genießen."

„So darfst du nicht sprechen, lieber Sohn, höre mich an: Ich habe dich lange im Stillen beobachtet und gewünscht ein Wort mit dir zu reden. Heute ist endlich der Augenblick gekommen. Du sagst, daß du am Tode deiner Mutter schuld bist — in einer Weise ja; denn sie ist für dich gestorben, aber warum ist sie für dich gestorben? — Doch nicht, daß du dich deswegen zu Tode quälen sollst. Nein, ihre Mutterliebe trieb sie in den Tod, damit du leben solltest. Ist das nun der Dank, den du ihr dafür bringst, daß du das edelste Werk der Mutterliebe durch übermäßiges Trauern zerstörest? — In stiller Wehmut sollst du ihrer gedenken und dich des Lebens, das sie dir durch ihren Tod zum zweiten Male gab, in der rechten Weise freuen. Ausnutzen sollst du dein junges Leben, das um so hohen Preis erhalten wurde,

ausnützen sollst du es zur eignen Wohlfahrt und zum Nutzen deiner Mitmenschen."

„Aber, Vater, kann der liebe Gott mir denn vergeben, daß ich das treue Herz gebrochen habe, daß ich meine geliebte Mutter durch meine übereilte That in den Tod trieb?"

„Gewiß, mein Sohn, er kann, ja, er will dir so herzlich gerne vergeben. Du siehst nur zu schwarz. Du hast ja deine Mutter nicht in den Tod getrieben, sondern sie ist freiwillig in den Tod gegangen, damit du leben solltest. Darum sollst du nun nicht länger mit solchen schweren Gedanken umgehen, du hast keine Ursache dazu; denn mit demselben Recht sollten alle Menschen noch weit mehr trauern. Ich kenne einen Mann, der für dich und mich und alle Menschen in den Tod gegangen ist, damit wir ewig leben sollen.

Es ist der Herr und Heiland, der für uns sein heiliges und teures Blut auf Golgatha vergossen hat. Er hat es aber nicht gethan, damit wir uns quälen und grämen, nein, damit wir leben und uns des Lebens im Herrn freuen sollen. Der Heiland hat uns durch seinen Tod das ewige Leben geschenkt. Wie undankbar und schändlich wäre es von uns, wenn wir diese Gottesgabe verachten und uns nicht aneignen wollten! Deine liebe Mutter hat dir durch ihren Tod das irdische Leben geschenkt, es ist darum auch undankbar, wenn du dasselbe verachten und nicht ausnützen willst. Und nun höre ferner, was ich dir zu sagen habe, lieber Sohn. Ich weiß, daß du nach deiner Konfirmation gerne Seemann geworden wärest. Aus Liebe zur Mutter bliebst du zu Hause. Jetzt ist aber der Zeitpunkt gekommen, wo sich dein Wunsch erfüllen kann.

Ziehe mit Gottes Segen hinaus in die weite Welt, wirke und schaffe, so viel du kannst, zum Nutzen deiner Mitmenschen, dann wirst du Frieden finden; denn hier, wo dich alles an die traurige Vergangenheit erinnert, ist nicht der rechte Ort für dich."

Bei diesen Worten hatte sich das Antlitz des Jünglings aufgeklärt. Jetzt erst blickte er dem Pfarrer offen in die Augen und sprach: „Ja, Vater, das will ich thun; ich danke Euch von ganzem Herzen; denn Eure Worte haben mir so wohl gethan. Ihr habt mir jetzt den Weg gezeigt, ich werde denselben in Gottes Namen wandeln, und ich hoffe auf demselben den Frieden wieder zu erringen." Hierauf reichte er dem Pfarrer die Hand, die dieser herzlich drückte, indem er sprach: „Des Herrn Segen und mein Gebet geleiten dich, mein Sohn."

Der Jüngling ging mit erhobenem Haupte und erleichtertem Herzen von dannen. Nachdem er seine Habe verkauft und dem Totengräber den Auftrag, das Grab seiner Mutter zu pflegen, gegeben hatte, verließ er seine Heimat und zog in die Ferne. Der Abschied von dem Grabe der geliebten Mutter wurde ihm aber unendlich schwer.

Zwanzig Jahre waren seitdem verstrichen, er hatte währenddessen das Weltmeer in die Kreuz und in die Quere durchfurcht, war von einem Posten zum anderen gestiegen und zuletzt Führer eines Schiffes geworden. Als solcher hatte er sich bereits ein großes Vermögen erworben. Der Trübsinn war von ihm

gewichen und der Friede war wieder in sein Herz gekehrt. Ja er hatte sogar eine liebevolle, treue Lebensgefährtin auf der See gefunden; die Tochter seines früheren Kapitäns war seine Frau geworden, und sie vertrieb durch ihre Liebe die letzte trübe Wolke von seiner Stirne. Das Grab seiner geliebten Mutter konnte er aber nie vergessen, und zuletzt trieb die unwiderstehliche Sehnsucht ihn zu demselben zurück.

Er verließ seinen Beruf und kehrte mit seiner Frau nach seiner nordischen Heimat und zu dem Grabe seiner Mutter zurück. Er baute sich ein schönes Haus. Vor demselben spielten jetzt zwei kleine, blondgelockte, muntere Matrosen und in demselben blühte ihm und seinem Weibchen dasselbe schöne Glück, welches früher im Häuschen am Deich gewohnt hatte. Das Grab der Mutter wurde aber auch nicht vergessen; er schmückte es mit einem prächtigen Stein, auf welchem ein Weib abgebildet war, welches in der einen Hand eine Sichel und in der anderen eine Garbe hielt. Derselbe steht noch heutigen Tages auf dem Kirchhofe zu Ballum, und er wird noch Jahrhunderte hindurch den kommenden Geschlechtern ein redendes Denkmal sein der unergründlichen Mutterliebe.

Der Wodansberg und seine Umgebung.

Von J. Schwarz in Windbergen.

Es ist ohne Zweifel ein lehrreicher und für die Kunde unserer engeren Heimat gewinnbringender Gedanke, wenn in der „Heimat“ alle, die Herz und Sinn für die Landesgeschichte haben, aufgefordert werden, den geschichtlichen und sagenumwobenen Stätten unserer Heimat ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Ergebnisse weiteren Kreisen mitzuteilen.

Es ist ein eigentümlicher Charakterzug unseres Volkes, daß es nach Kinder Art mit Zähigkeit an alten Überlieferungen und sagenhaften Stätten haftet. Auf Schritt und Tritt begegnet man Mitteilungen von „untergegangenen Burgen,“ „zerstörten Schlössern“ und „versunkenen Kirchen,“ die sich im Munde des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte fortgeerbt haben. Die Sage kennzeichnet am besten das Denken, Fühlen und Wesen der Bewohner eines Landes. Nach seiner Beschaffenheit ist der Mensch abhängig von der ihn umgebenden Natur. Bald im Guten, bald im Bösen scheint dem Erdenbewohner eine höhere Macht zu sprechen, die er als Urheber alles dessen ansieht, was ihn in Freude und Leid bewegt. So erklärt es sich, daß die meisten Sagen und Märchen einen natürlichen Hintergrund zeigen.**)

Freilich muß der Forscher wissenschaftlich trennen zwischen Geschichte und Sage, doch mit gelehrten Untersuchungen befaßt der gemeine Mann sich nur selten. Es ist ein Verdienst unserer Zeit, wenn die Quellenforschung manches

*) Der hier erwähnte Grabstein befindet sich auf dem Begräbnisplatze des Herrn Hofbesitzers Knud Hansen zu Ballum-Westerende nicht weit von der südlichen Kirchmauer.

**) Vgl. Die Behandlung der Märchen in Schmarje: Das katechetische Lehrverfahren.

Dunkel in der Geschichte gelichtet hat, und infolgedessen sich nunmehr als Sage erweist, was sonst als geschichtliche Thatsache galt. (Vgl. Tellsage, Böckelnburg.) Aber auch dann, wenn geschichtliche Thatsachen vorliegen, schafft die lebendige Phantasie des Volkes Bilder, die den geschichtlichen Kern mit einer Nebelhülle umkleiden, sodaß es schwer hält, den wahren geschichtlichen Hintergrund des Gemäldes zu erkennen. Diese und ähnliche Gedanken sind es, die dem Verfasser vorliegender Zeilen jedesmal aufsteigen, wenn er nach des Tages Last und Mühen seine Schritte nach dem ihm benachbarten „Wodansberg“ und der „Hese“ lenkt.

Östlich von dem Kirchdorfe Windbergen, 1,5 km entfernt, 8 km von Meldorf und etwas weiter von der Küste der Dithmarscher Bucht, liegt der Wodansberg. Im Volksmunde führt er den Namen „Wohnslag = Wod'nslag.“ Woher diese Bezeichnung? „Lag“ bedeutet im Volksmunde soviel wie Gelag, gesellige Zusammenkunft, wie man auch in Dithmarschen eine gemeinsame Beratung der Dorfschaft als „Burlag“ und eine fröhliche Zusammenkunft, wie etwa zum Tanz, als „Gelag“ bezeichnet — Tanzgelag, Zechgelag. Das Wort „Wodan“ erinnert uns unmittelbar an die oberste und höchste Gottheit der Germanen, die bekanntlich auch Wuotan und Odin hieß. Wodan war Beherrscher der Naturkräfte, der Sturm- und Gewittergott der alten Deutschen und lebt noch, wenn auch unverstanden, in den verschiedensten Teilen Deutschlands in Sage und Gebrauch fort. Sogar auf Personen und Ortschaften ist der Name übertragen worden. Wir erkennen ihn z. B. wieder in dem Namen „Wode“ in Mecklenburg. Im Fürstentum Lübeck liegt am Kellersee am Fuß des „Godenberges“ das romantische Kirchdorf Malente, der Schauplatz von Vossens Luise. Godenberg soll aber gleichbedeutend mit Wodansberg sein (Sach: Geographie von Schleswig-Holstein). Sollte man in der That in dem Wodansberg eine Stätte der Kultur unserer heidnischen Vorfahren erkennen? War der Ort ein Sammelpunkt zur Verehrung der obersten Gottheit? Wer möchte es entscheiden? Unsere dithmarsische Chronik vom Jahre 1839 wie auch die Sachsche Heimatskunde nehmen mit Bestimmtheit an, daß hier in der grauen Vorzeit, wo noch der Hügel mit Eichenwald bestanden war, eine Hauptverehrungsstätte des Wodan gewesen sei. Daß der Hügel ehemals bewaldet gewesen ist, lebt noch als eine ererbte Überlieferung im Munde der älteren Leute und kann auch daraus entnommen werden, daß an der Westseite in einer Thalsenkung ein Rest verkrüppelter Eichen, sog. Kratt, vorhanden ist.

Im übrigen aber ist der Hügel wenig kultiviert; an einer Seite reicht die braune Heide bis zum Gipfel, an andern Seiten hat die schaffende Hand des Menschen die sonst öden Strecken in Ackerland verwandelt, das den Fleiß durch Ertrag an Kartoffeln und Buchweizen in befriedigender Weise lohnt.

Der Gipfel, welcher sich nach Angabe der Königl. Preußischen Landesaufnahme von 1878 (Meßtischblatt 537) bis zu einer Höhe von 37,1 m über das Niveau der Nordsee erhebt, zeigt eine Vertiefung, welche von einigen Forschern für die Lagerstätte eines Opfersteins gehalten wird; doch läßt sich für diese

Ansicht keine weitere Begründung finden. Vor einigen Jahren wurde an dem nördlichen Abhang auf einer Koppel ein mächtiger Findling bloßgelegt, der ca. 3 m in der Länge und Breite und reichlich 1 m in der Dicke maß — für die hiesigen Bewohner ein angestauntes Wunder. Er teilte das Schicksal mit vielen seiner Genossen, fiel der Gewinnsucht zum Opfer und wurde zu Thorpfählen und Treppensteinen gespalten.

Wie die zahlreichen Hünengräber, die in unserer Umgebung zerstreut liegen, seit vielen Jahren von Menschenhand auf Altertümer und „Schätze" — leider meistens in unkundiger und leichtsinniger Weise — untersucht und durchwühlt sind, so blieb auch der Wodansberg nicht unangetastet.

Verfasser selbst konnte der Versuchung nicht widerstehen und begab sich einst in Gesellschaft einiger Freunde mit Sucher und Spaten auf die Jagd nach Altertümern. Unser Bemühen war nicht vergeblich. Zwei Urnen war das Resultat, von denen die eine fast unversehrt ausgehoben wurde. Beide enthielten Aschen- und Knochenreste; andere Beigaben fanden sich trotz eifrigen Suchens nicht. Flintkeile und andere Sachen aus dem Steinalter sind wiederholt beim Pflügen und Eggen an den Tag gefördert worden: — Beweise, daß hier vor Jahrtausenden des Menschen Fuß gewandelt hat.

Doch von der Vergangenheit zur Gegenwart. Ein auf dem höchsten Punkte befindlicher eingegrabener prismatischer Stein mit einem + besagt, daß die Regierung diesen Punkt für den Zweck trigonometrischer Vermessung ausersehen hat. Vor ca. 10 Jahren wurde regierungsseitig für die Küstenvermessung an dieser Stelle ein hölzerner Turm von 20 m Höhe errichtet, der leider bald wieder abgebrochen wurde. Der Ausblick von demselben war ein großartiger. Aber auch jetzt in natürlicher Höhe ist die Aussicht eine lohnende und für die Schule ein sehr wertvolles Hülfsmittel für den Unterricht in der Heimatskunde. Man übersieht den größten Teil des 746 km großen Kreises Süderdithmarschen. Nach Westen schweift der Blick über die fruchtbare Marsch mit ihren zahlreichen Dörfern „bis zur Küste, wo die Möve zieht". Man erkennt auf den ersten Blick, daß die Marsch doch nicht so einförmig und eintönig ist, wie sie wohl hier und da noch geschildert wird. Einem Garten gleich liegen die Gehöfte und Wohnplätze da, ringsum von mächtigen Baumkronen beschattet.

Lachende Fluren, wogende Kornfelder, saftige Weiden — wahrlich, da ist die Gegend, „wo des Marsen Rind sich streckt". Ehemals überflutet von den Wogen der grauen Nordsee — jetzt ein „goldener Küstensaum" von unschätzbarem Werte. Mit Stolz kann der im Kampfe mit den Elementen erhärtete Marschbewohner gleich dem Holländer sagen: „Gott schuf das Meer — und wir das Land."

Nach Norden zu liegt vor uns das geschichtliche Meldorf mit seinem majestätischen Dom. Die Spitze des 60 m hohen Turmes leuchtet weit in die Nordsee hinein. Hemmingstedt (Dusendüwelswarf), Heide und zahlreiche Dörfer tauchen auf. Fern am Horizonte bemerken wir das großartige Bauwerk der Hochbrücke bei Grünthal und die reichbewaldeten Höhen von Burg, kurz

man ist entzückt über die interessante Rundschau. Selbstverständlich bieten die Abhänge der Hügel für den Naturforscher an Einzelheiten aus der Pflanzen- und Tierwelt ein ergiebiges Feld. Tausende der fleißigen Bienen umsummen die rötlichen Blütentrauben der Erica, die wohlschmeckende Frucht der Heidelbeere lockt alt und jung zum Sammeln. Doch weiter! In einiger Entfernung unsers „Berges“ liegt ein Ackerfeld, das den Namen „Querjenfeld“ (im Grundbuche Quarienfeld) führt. Nach unserm Chronisten Hans Dethlefs (1650) lag hier vor Zeiten ein Dorf, namens Quarder. Die Bewohner desselben wurden von den Windbergern vertrieben, fanden weiter südlich eine ihnen zusagende Stätte, bauten sich an und legten den Grund zu — Gudendorf.

Südlich von Windbergen liegt ein in weiten Kreisen, namentlich auch den Marschleuten, bekanntes Gehölz, die Hese. In der Mitte erhebt sich ein Hügel, hier „Voßbarg“ genannt, bis zu einer Höhe von 40 m. Verfasser hat oft über die Bezeichnung „Hese“ Betrachtungen angestellt, konnte aber zu einem befriedigenden Resultat nicht gelangen. Einige Aufklärung giebt uns die Dithm. Chronik. Demnach soll „Hesur“ eine Gottheit, gleichbedeutend mit „Thor“ gewesen sein. Ein Teil des Gehölzes heißt noch heutigentags die Hesekammer. Der Chronist Dieterich Carstens, ein geborener Windberger, berichtet in seiner 1748 gedruckten Chronik, daß zu seiner Zeit an der Stelle, wo das Hesus-Heiligtum gewesen sein soll, ein „Altar mit einem Keller“ vorhanden war. Seine Behauptung wird unterstützt durch eine noch jetzt hier lebende Sage, daß in alten Zeiten die Hesekammer gesprengt, die umfangreichen Steinmassen nach dem Dorfe gefahren und zu Steinwällen benutzt sein sollen. Dergleichen Steinwälle sind allerdings einige vorhanden. Wir wollen aber nicht verhehlen, daß unser Chronist zuweilen etwas unzulässig sein soll. —

Soweit unsere Erkundigungen. Gelehrte Untersuchungen konnten und sollten es nicht sein; was wir unsern Lesern in vorliegenden Zeilen zum weiteren Nachdenken und zur Prüfung zu bieten wagten. Es bleibt noch viel Verdienst übrig, aber jeder kleiner Beitrag für die Erforschung der Natur- und Landeskunde unserer lieben Heimat dürfte willkommen sein.

Wiegenlieder mit „Peter Kruse.“

Mitgeteilt von **Heinr. Carstens** in Dahrenwurth.

Von den Wiegenliedern dürften besonders diejenigen mit Peter Kruse Interesse verdienen. Dieselben sind über ganz Niederdeutschland verbreitet. Wer mit Peter Kruse gemeint ist, wird schwer zu sagen sein. Einige halten ihn für eine mythische Person, ohne indes auch nur einen Schein von Beweis bringen zu können. Ich teile die Ansicht von Dr. Post, daß diese Lieder an irgend einem Orte im Anschluß an eine bestimmte Persönlichkeit entstanden sind und sich dann weiter verbreitet haben, und weiter nichts zum Ausdruck bringen wollen, als den Abscheu vor dem bürgerlichen, protzenhaften Reichtum (s. Am Urquell, Band V, S. 39).

Ich stelle hier alle diejenigen Wiegenlieder mit „Peter Kruse" aus Schleswig-Holstein zusammen, die mir bekannt geworden sind, und zwar gedruckte und ungedruckte. Vielleicht findet sich dann auch ein freundlicher Leser, der besonders die fehlenden Gebiete von Nordfriesland, Nordschleswig, Angeln u. a. durch dort bekannte Lesarten ergänzt.

1. Suse brambruse,
wo wahnt ol Peter Kruse?
In de lütt Petersilgenstrat,
wo all de lütt'n Dierns tou melken gaht.

Delve i. Dithmarschen.

2. Russel, russel sus,
wonehm wahnt Peter Krus'?
Op de grout Marienstraat,
wo all de lütt'n Dierns gaht.

Oder:

Hüscher, bambüscher,
wonehm wahnt Peter Krüscher?
In de lütt Petersillistraat,
wo all de lütten Dierns tou melken gaht.
Op holten Tüffeln slacht se en Swien,
drinken Wien,
morrn schall unse Hochtied sien.

Oder:

Haija prumsus,
wonehm wahnt Peter Krus'?
In de lütt Petersillistraat,
wo all de lütt'n Jung's un Dierns gaht.
Haija, slaap söit, ikk weeg di mit mien Föit,
ikk weeg di mit 'n Paar goll'n Schou.
Haija, slaap söit, ikk weeg di mit mien Föit.

Lunden i. Dithmarschen.*)

3. Daie, daie suhs,
wonehm wahnt Peter Krus'?
In'e lange Harmstraat,
wo all de lütt'n Dierns op Tüffeln gaht
wo se de Rosien mit Läpeln äten
un dat Geld mit Schäepeln mäeten.

Vollerwick i. Eiderstedt.

4. Suhse, brambruhse,
wo wahnt Peter Kruse?
In'e Petersillistraat,
wo all de lütt'n Dierns op Kloppen gaht.

Erfde i. Stapelholm.

5. Daie, daie suse,
wanehm wahnt Peter Kruse?
In'e Petersillistraat,
wo all de lütt'n Dierns op Tüffeln gaht.

Drage i. Stapelholm.

6. Aja brumsuse,
wo wahnt de ol Peter Kruse?
In de Rosmarienstraat,
wo all de glatt'n Jünfers gaht
mit all de stiew'n Rökke,
de keen Hemd äwern Stiert anhebbt.

Dänischer Wohld.

7. Eija brumsuse!
Wo wahnt Peter Kruse?
In de Rosmarienstraat,
wo all de glatten Jungfern staht,
mit all ehr gülden Platen,
se könnt vör Jammer nicht slapen.
Eija brumsuse!
Wo wahnt Peter Kruse?
In de lütt Petersiljenstrat,
wo de lütten Dierns op hölten Tüffeln gaht,
wo se de Rosinen mit Lepeln eten
und de Spetschendalers mit Schepeln meten,
wo de leddern Slipsteen geit
und de isern Beerbom stait.
Da wahnt Peter Kruse,
eija brumsuse!

J. Dirmissen: Ut de Mußkist, Seite 1.

---

*) Abgedruckt in den Volkstümlichen Liedern aus Norddeutschland, 1. Heft, S. 9, 10, Nr. 33.

8. Eija brumsuse!
wonehm wahnt Peter Kruse?
In de Rosmarienstraat,
wo de lütten Deerns gaht.
Eija brumsuse!
wonehm wahnt Peter Kruse?

Schütze, Holsteinisches Idiotikon I, S. 300.

Biblische Rätsel.

Mitgeteilt von Heinr. Carstens in Dahrenwurth.

In der Monatsschrift für Volkskunde „Am Urquell" *) veröffentlichten der verstorbene Rektor H. Frischbier (Bd. II, S. 168; III, 34, 74—75); der Rittergutsbesitzer A. Treichel (Bd. III, 170—173, 300—302; IV, 84—87, 124); Dr. O. Glöde (Bd. IV, 252—253); Dr. Heinr. v. Wlislocki (Bd. V, S. 20) biblische Rätsel. Da dieser Zweig der eigenartigen Rätselposie auch für die Heimat von Interesse sein dürfte, teile ich hier zunächst diejenigen biblischen Rätsel mit, die mir bekannt sind, in der Erwartung, daß recht viele Leser sich an der Umfrage beteiligen möchten. Der Fundort ist jedem Rätsel beigefügt. Ich beginne mit einem Rätsel, das wohl kaum volkstümlich genannt werden darf, sondern durch seine Sprache schon seinen Ursprung in irgend einer Dichterstube verrät.

1. Wenn Schönes, Hohes dich beglückt,
wenn Freud' und Wonne dich entzückt,
entfährt die erste Silbe dir oft wider Willen;
wenn Krankheit deinen Leib berührt,
wenn Jagd nach Lust dein Herz verführt,
so kann die zweite deine Wünsche stillen;
die dritte kann dir oft ein Himmel sein,
doch auch bereiten Höllenpein.
Das Ganze ist ein Mann aus grauem Altertum;
hoch stand derselbe damals unter einer höh'ren Hand.
Allein die Zeiten ändern sich; von seinem Werk und Thun
ist in der Gegenwart nur wenig mehr bekannt,
von Theologen wird sogar er klein genannt.

Owschlag i. Schleswigschen. Aufl.: Der Prophet Obadja.

2. Saget mir, ihr lieben Gäste,
was war das für eine Köste,
wo der Bräutigam ohne Kleid,
und die Braut ganz ungescheut
splitternackend sich ließ sehen.
Lieber, sag', wo ist's geschehen?

Schütze, Holst. Idiotikon II, S. 232. Aufl.: Im Paradies.

3. Gott sprach ein Wort, und meint's doch nicht,
es ward vollbracht, geschah doch nicht.

Owschlag i. Schleswigschen. Aufl.: Isaaks Opferung.

4. Ich glaube alles, was zu glauben ist,
aber nicht, daß Gott im Himmel ißt. **)

Wöhrden i. Dithm.

Oder:
Daß Gott ist, glaube ich;
daß Gott aber ißt, **) glaube ich nicht.

Föhrden bei Hohn i. Schleswigschen.

*) Kommissionsverlag von G. Kramer-Hamburg. Preis ganzjährlich 4 M.
**) Das Rätsel liegt in dem Gleichklang von „ißt" und „ist."

5. Woneem is de Knütt in'e Biwel?
Dithmarschen. Aufl.: Wo de Esel anbund'n stait.

6. Was machen die 12 Apostel im Himmel?
Dithmarschen. Aufl.: Ein Dutzend.

7. Wat harr Moses sien Hund von Haar?
Stapelholm. Aufl.: Hund'nhaar.

8. Worüm troug Moses de Bart?
Stapelholm. Aufl.: Um'e Mund.

9. Wosück hett Habakuk sien Fru heet'n?
Stapelholm. Aufl.: Fru Habakuk.

10. Wosück hett Esau heet'n, as he lütt weer?
Dithmarschen. Aufl.: E-farken.

11. Wat is dat grötste Wunner i'ne Biwel?
Seheftedt i. Schleswig. Aufl.: Dat Elias, as he na'n Himmel fahr, sick den Achtersten nicht verbrennt hett.

12. Wosück heet de Dod sien Groutmouder?
Schlichting i. Dithm. Die Auflösung soll sein: Der Wollust Reiz.

13. Wosück hett Jakob sien Kutscher heeten?
Aufl.: Herzeleid; denn er sagte: Ich werde mit Herzeleid hinunter fahren in die Grube zu meinem Sohne Joseph.
Eckernförde.

14. Wat weer Madam Potiphar für en Landsmännin?
Eckernförde. Aufl.: Eine Schleswigholsteinerin; denn sie wollte mehr umschlungen sein.

15. Wie viele Klappen hat die Hölle?
Eckernförde. Aufl.: Zehn; denn es wird da heulen und Zähnklappen sein.

16. Wer hatte das größte Bett?
Geg. v. Segeberg. Aufl.: Salomo (David?); denn er sagte: Wenn ich in mein Bett fahre.

Bastlösereime.

Von Heinr. Carstens in Dahrenwurth.

Bastlösereime heißen bekanntlich jene Reime, die beim Klopfen der Weidenflöten von Kindern gesungen werden. Sie sind sehr entstellt, aber uralt, und deshalb verdienen sie gesammelt zu werden. Schleswig-Holstein scheint recht arm an solchen Reimen zu sein. So habe ich z. B. als Knabe in Bergenhusen, in Stapelholm, wo doch recht viel Wald ist, und später in der Eckernförder Gegend nie einen solchen Reim gehört. Mir sind im ganzen 7 Bastlösereime bekannt geworden. Außerdem sind 2 Reime gedruckt in den Jahrbüchern für die Landeskunde, 1869, Bd. X, S. 365. Der Band liegt mir aber nicht

vor. Die 7 Bastreime lasse ich hier folgen. Hoffentlich werden freundliche Leser noch einige solcher Reime mehr beisteuern können.

1.

Fabian Sebastian,
laet den Saft uet Hoelt gaen.

Müllenhoff, S. 510, 5. Dieses Bruchstück stammt wahrscheinlich aus Süderdithmarschen. Fabian Sebastian (20. Januar) geht nach dem Volksglauben der Saft ins Holz, dann darf kein Holz mehr gefällt werden.

2.

Baß, Baß, Baß, Buribaß,
gif mi en gode Fleit (goden Brummel) af;
ik gäv' dy een werrer af.

Müllenhoff, S. 510: aus dem östlichen Holstein.

3.

Fabian Sebastian
mutt de Saft in de Böme gaan,
(auf Fehmarn): mutt de Saft int Holt gaan.

Schütze, Holsteinisches Idiotikon I, S. 307.

4.

Snurr, snurr, snurr Piep!
Wenn de Katt to Bett gait,
un wen se weller opstait,
un wen du denn ni af wiß,
den hau ikk di in dus'n, dus'n, dus'n Stükk'n.

Blickstedt im Dänischen Wohld. Mitgeteilt von Frau Rektor Blöcker in Lunden. S. Urdsbrunnen IV, S. 163.

5.

Sipp, sapp, summ —
giv'n gau' Brumm,
sipp, sapp, sarr —
giv'n gau' Blarr,
sipp, sapp, seut —
giv'n gau' Fleut,
de gaud geht,
de kein' Schad'n deht.

Aus der Mitte Lauenburgs. Mitgeteilt v. L. Frahm. S. Urdsbrunnen IV, S. 243.

6.

Sippsapp, ga af! —
Up'n grönen Diek
dor wahnt en Mann,
de heet Johann;
de hett dree Kinner.
Een hört di tau,
een hört mi tau,
een hört den Papen tau,
de Köster steiht dor Varrer tau.

Glinde bei Reinbek. Mitgeteilt von J. H. Suck. S. Urdsbrunnen V, S. 96.

7.

Hüpp, wüpp —
Stud'n od'r Bodd'rmelk;
lat d' gut affgan,
lat d' ken Schad'n don.

Neuengörs bei Segeberg. Mitgeteilt von Lehrer Paasch in Blunk.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft.

(Schluß.)

Die Jesuiten-Mission in Altona.

Mit dem 7. Heft hat das Werk von Dr. Richard Ehrenberg: „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft" seinen Abschluß gefunden. In einem Nachwort, das er diesem letzten Hefte hinzugefügt hat, bekennt er, daß es ihm

nicht gelungen sei, das ursprünglich gesteckte Ziel zu erreichen, nämlich die gesamte Kulturentwickelung Altonas während des Zeitraums von 1536—1640 zur Darstellung zu bringen.*) Immerhin seien die wichtigsten, die charakteristischen Seiten der Geschichte Altonas unter schauenburgischer Herrschaft, welche durch die Worte Gewerbefreiheit und Religionsfreiheit zu bezeichnen seien, ausführlich und teilweise wohl auch erschöpfend behandelt worden. Demgemäß wird man die Hefte 4, 6 und 7 als die bedeutsamsten in der stattlichen Reihe der Ehrenbergschen Veröffentlichungen ansehen müssen. Seine Darstellung der Jesuiten-Mission in Altona beruht außer auf Schleswiger und Hamburger Aktenstücken vorwiegend auf dem „groß angelegten, aber unvollendet gebliebenen" Werke des Jesuitenpaters Friedr. Reiffenberg: Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem, Colonia Agrippina 1764, einem Werke, dem Ehrenberg geschichtliche Objektivität und treffliche Benutzung reicher Materialien, namentlich der ungedruckten Jahresberichte des Hildesheimer Jesuitenkollegiums, nachrühmt, wogegen die „Geschichte der katholischen Gemeinden in Hamburg und Altona" von Dr. Lebrecht Dreves (1850, 2. Aufl. 1866) als lückenhaft und vollkommen unzuverlässig nachgewiesen wird.

In kirchlicher Beziehung gehörte Altona ursprünglich zu Ottensen und dieser Ort zum Kirchspiel St. Petri in Hamburg. Da nun in Hamburg bereits 1528 die Reformation eingeführt und im folgenden Jahre sogar der katholische Gottesdienst durch Artikel 59 des „langen Rezesses" zwischen Rat und Bürgerschaft streng verboten wurde, so wird auch Ottensen damals schon lutherisch geworden sein, und man wird annehmen dürfen, daß die ersten Einwohner des 1536 gegründeten Dorfes Altona ebenfalls überwiegend lutherisch gewesen sind. Die massenhafte Einwanderung der unter Philipp II. verfolgten reformierten Niederländer verstärkte rasch die Zahl der Evangelischen, veranlaßte jedoch mittelbar die Wiederzulassung des katholischen Gottesdienstes. Infolge der Wirren in den Niederlanden wurde nämlich der Handel Antwerpens vernichtet, wogegen derjenige Hamburgs sich sichtlich hob. Daher siedelten sich hier nicht bloß niederländische, sondern auch italienische und spanische Kaufleute katholischer Konfession an, die bis dahin in Antwerpen Niederlassungen gehabt hatten. Dieser Umstand war es, der hier im Norden eine nicht unbedeutende katholische Gegenreformation hervorrief, die in Altona ihren Stützpunkt hatte. Die zum Protestantismus übergetretenen Grafen von Schauenburg konnten ihr um so weniger widerstehen, als sie durch Geldinteressen, die auch hier wieder die entscheidende Rolle spielten, an das Haus Habsburg gekettet waren. Schon seit Maximilian I. war dies Herrschergeschlecht den Schauenburger Grafen eine Entschädigungssumme für geleistete Kriegsdienste schuldig. Außerdem hatte Graf Otto IV. im Jahre 1555 von König Philipp II. eine Bestallung als „Rat und Diener von Haus aus" auf 6 Jahre gegen ein jährliches Gehalt von 2000 fl. angenommen und sich 1558 thatsächlich an dem Kriege gegen Frank-

*) Vgl. Jahrgang I der „Heimat" S. 82.

reich beteiligt. Aber schon 1562 hatte er an rückständiger Besoldung 10 000 fl. zu fordern, wofür er mit nur 1000 Kronen abgefunden wurde, und auch das erst gegen Erneuerung des Dienstverhältnisses. Dabei machte er nur zur Bedingung, daß er für seine Person nicht gezwungen werden könne, gegen augsburgische Konfessionsverwandte der Religion wegen zu kämpfen. Da der spanische Hof auch den eingegangenen Verbindlichkeiten nicht nachkam, als Otto den Herzog Alba im Kampfe gegen die aufständischen Niederländer mit der stattlichen Reiterschar von 6 Fähnlein à 300 Mann unterstützte, so wuchs des Grafen Forderung schließlich auf 100 000 fl. an. Um den Soldaten gerecht werden zu können, mußte er obendrein noch Juwelen verkaufen und Güter und Schlösser verpfänden. Es sei hier gleich bemerkt, daß die spanische Schuld überhaupt nie bezahlt worden ist.

Die Bemühungen des im Jahre 1576 auf Otto folgenden Grafen Adolf XIV. um Bezahlung der Schuld waren nun mutmaßlich die Hauptveranlassung, daß die Altonaer Jesuiten-Mission entstand; jedenfalls ist es ihnen zuzuschreiben, daß sie sich so lange erhielt.

Der erste jener katholischen Kaufleute, die sich in Hamburg mit Genehmigung des Rats „zu Beförderung gemeiner Hantierung und Kaufmannschaft" niederließen, war ein reicher Florentiner, Namens Alessandro della Rocca. Er trat mit dem Grafen Adolf und später auch mit dessen Nachfolger, Ernst III., in geschäftliche Beziehungen und verpflichtete sie sich durch mehrfache Darlehen und wertvolle Geschenke. Bald nach ihm, wahrscheinlich auf seine Veranlassung, kam ein gelehrter niederländischer Jesuit, Michael van Isselt, nach Hamburg, um unter den dortigen Katholiken seelsorgerisch thätig zu sein. Da es aber den Katholiken in Hamburg verboten war, gottesdienstliche Handlungen vornehmen zu lassen, so wandte sich della Rocca an den Grafen Adolf mit dem Ersuchen, dem Pater die Erlaubnis zu gewähren, in Altona zu wohnen und dort den katholischen Gottesdienst abzuhalten. Eine wesentliche Förderung fanden seine Bemühungen dadurch, daß sich in- und ausländische Fürsten bei dem Grafen für die Katholiken verwendeten. So gelang es, diesen zu bewegen, daß er am 1. Juli 1594 ein schriftliches Schutzversprechen, vielleicht ein wirkliches Privilegium auf 3 Jahre erteilte,*) über dessen genaueren Inhalt wir leider nicht unterrichtet sind. Nach Ablauf dieser Zeit konnte er nur nach langwierigen Verhandlungen zu einer Verlängerung des Privilegiums auf weitere drei Jahre bewogen werden. Bei dieser Gelegenheit wird ausdrücklich berichtet, daß der Graf sich für die Verlängerung entschieden habe, weil die katholischen Kaufleute — höchst wahrscheinlich wieder unter Führung della Roccas — und der Erzherzog Albrecht von Österreich, Statt-

*) Welche Bedeutung die jetzige katholische Gemeinde in Altona diesem ersten Privilegium beilegt, geht daraus hervor, daß sie am 1. Juli 1894 die 300jährige Jubelfeier ihres Bestehens durch einen glänzenden Festgottesdienst in der Altonaer St. Josephskirche und durch ein großes Konzert in Hamburg beging, obgleich sie nicht ununterbrochen so lange bestanden hat.

halter der Niederlande, sich erboten, ihn in seinen Geldansprüchen an die spanische Krone zu unterstützen.

Nach dem Tode des Paters Michael van Isselt 1597 trat auf kurze Zeit ein schottischer Jesuit an seine Stelle, worauf das Hildesheimer Jesuitenkollegium zwei andere Missionare nach Altona entsandte, von denen der Pater Henricus Neverus der Altonaer Mission bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1612 vorgestanden hat. Der Kaufmann della Rocca schenkte nun der Mission auch den wünschenswerten Grundbesitz und ein eigenes Haus. Er kaufte im Verlauf mehrerer Jahre eine Anzahl an der Elbe belegener, aneinander grenzender Grundstücke und trat sie endlich am 1. April 1610 laut Pinneberger Amtsbuch unentgeltlich dem Pater Neverus ab. Der Besitz lag westlich der heutigen Elbbrücke und reichte bis zur heutigen Fischerstraße.

Nunmehr entfalteten die Jesuiten, getragen von großer Siegeshoffnung, eine rege Thätigkeit. Vor allem galt es, Reliquien herbeizuschaffen. Unter diesen ist besonders ein tragbarer Altar zu erwähnen, den der Hildesheimer Domherr der Mission schenkte, und von dem man behauptete, es sei derselbe, den der heilige Ansgar von Papst Gregor IV. erhalten habe. Jedenfalls hoffte man dadurch unter den Bewohnern Sympathie für den „Heiligen" zu wecken, der in dieser Gegend so segensreich gewirkt hatte. Die Erfolge der jesuitischen Propaganda unter dem Grafen Adolf waren indes nicht bedeutend Am meisten Einfluß gewannen die Patres auf die Jugend, weshalb die lutherischen Pastoren in Hamburg ihre Zuhörer aufs nachdrücklichste vor dem Besuch des katholischen Gottesdienstes in Altona warnten. Daraus entwickelte sich zwischen ihnen und den Jesuiten ein heftiger Streit, der auf lutherischer Seiet insonderheit von Philipp Nicolai, Pastor an der Katharinenkirche, geführt wurde, und der erst mit der Auflösung der Jesuiten-Mission endete.

Bald nachdem Graf Adolf im Jahre 1601 das Privilegium abermals bis auf weiteres verlängert hatte, starb er, und sein Bruder, Ernst III., kam zur Regierung. Nun erwartete man sowohl auf katholischer als auf protestantischer Seite, daß der Fortbestand der Altonaer Mission ernstlich gefährdet sei; denn Graf Ernst war mit einer Schwester des Landgrafen Moritz von Hessen vermählt, und dieser, ein Calvinist, war der zielbewußte Leiter der Bestrebungen, die darauf abzielten, alle Protestanten zum Kampfe gegen die immer weiter um sich greifende katholische Gegenströmung zu vereinen. Aber die Gefahr verstärkte nur den Eifer, mit dem die Jesuiten für die Erhaltung ihrer Mission thätig waren. Wie weit ihr Einfluß reichte, ersieht man daraus, daß nicht nur der Kaiser, sondern auch andere regierende Häupter, sogar protestantische, z. B. König Christian IV. von Dänemark, sich für sie beim Grafen verwendeten. Selbstverständlich fehlte es von evangelischer Seite auch nicht an nachhaltiger Beeinflussung in entgegengesetztem Sinne, z. B. von seiten des Hamburger Rats und des Landgrafen von Hessen. Da Graf Ernst aber immer noch hoffte, durch fernere Nachgiebigkeit gegen die Jesuiten endlich für seine spanische Forderung Befriedigung zu erlangen, so wurde der Schutzbrief — frei-

lich erst am 19. Oktober 1603 — von neuem auf sechs Jahre, von 1601 an gerechnet, ausgestellt, „dergestalt, daß sie dies Exerzitium ihrer Religion allein für sich üben, ihre eigenen Kinder instituiren, ihre Todten, doch in der Stille, begraben und Priester darzu halten mögen, die nicht zänkisch, sondern still und eingezogen sind, auch unsere Unterthanen und Benachbarten nicht unterstehen, auf ihre Meinung zu verleiten, die auch keine Disputation anrichten, sondern in Allem sich unärgerlich und friedsam verhalten."

War die Mission inzwischen schon nicht säumig gewesen, so ließ sie es nach erneutem Privileg erst recht nicht an Eifer fehlen. Trotz des ausdrücklichen Verbots bekehrte sie damals sechs Personen, und durch Schaustellungen suchte sie Kinder und Erwachsene zu gewinnen. Um Weihnachten 1603 — so berichtet Reiffenberg — errichteten die Altonaer Patres in ihrer Kapelle nach uraltem Brauche ein kleines Abbild der heiligen Grotte von Bethlehem. Ringsumher bildeten sie aus dicker Pappe Hügel nach, in denen die Hirten mit ihren Lämmern umherirrten. Von oben herab schwebten Engel, Christi Windeln tragend. Als nun viele Kinder in die Kapelle kamen, um das kleine Kunstwerk anzustaunen, veranstalteten die Patres zur Mehrung der Freude ein schönes Weihnachtsfestspiel. Zwar hatten sie keine Schüler, die schon fähig gewesen wären, einige der altehrwürdigen Dialoge, wie es anderwärts üblich war, aufzuführen. Aber die Patres wußten sich zu helfen: sie selbst unterzogen sich der ungewohnten Aufgabe. So stellte u. a. auch einer von ihnen den heiligen Joseph vor, wie er, seine Herde hütend, fröhlich ein Liedchen sang, wobei er unter die sich immer zahlreicher einfindenden Kinder Äpfel, Zucker und Nüsse verteilte. Ein gerade anwesender polnischer Maler ließ dazu nicht ohne Geschick die Laute ertönen und stimmte zuweilen in den Gesang ein. Die Kinder hörten wie gebannt zu. Bald strömten auch die großen Leute in hellen Haufen herbei, und manchem alten Mütterchen liefen Thränen der Andacht über die gefurchten Wangen.

Neben solchen Vorkommnissen friedlicher Art gab es andere, die von der streitbaren Natur der Jesuiten Zeugnis ablegen. Unbequeme Gegner suchte man durch die weltliche Macht zu treffen, wobei man auch vor Verleumdung nicht zurückschreckte. So wurde z. B. der Ottensener Pastor Johannes Zimmermann einmal auf Anstiften des Paters von Alessandro della Rocca beim Grafen hart verklagt, weil er in trunkenem Zustande gewaltsam in ihr Haus eingedrungen sei und die Kinder, die dort erzogen würden, mit einem Beil bedroht, ja eins derselben sogar damit verletzt habe. Aus dem noch vorhandenen, sehr ruhig gehaltenen Gegenbericht des Pastors geht dagegen hervor, daß er in der guten Absicht ins Haus eingetreten war, um unter den dort schreienden Kindern Frieden zu stiften, ohne zu wissen, daß die Jesuiten es gemietet hatten. Sobald er gemerkt habe — so schreibt er —, welche Leute darin wohnten, habe er sich mit aller Freundlichkeit entschuldigt. Die Anschuldigung, er sei bezecht gewesen, weist er mit einfachen, würdevollen Worten zurück. Seine Aussage, ein Beil trage er defensive stets bei sich, erscheint bei den damaligen Zeitverhältnissen durchaus glaubhaft.

In Verbindung mit der Wirksamkeit der Jesuiten durfte es natürlich auch an Wundern nicht fehlen. Einst war in unmittelbarer Nachbarschaft der Missionsniederlassung Feuer ausgebrochen, und diese selbst war schwer bedroht. Ein zur Mission gehörender Stall und 14 benachbarte Häuser brannten in kurzer Zeit völlig nieder. Ratlos und unthätig mußten die Patres dem Umsichgreifen der Feuersbrunst zusehen, da sie durch dieselbe von der nahen Elbe abgeschnitten waren und der Hausbrunnen bald ausgeschöpft war. Da trugen sie Monstranz und Hostie in das am meisten bedrohte Gebäude, besprengten vor allem Volk die Mauern mit Weihwasser und sandten ihre Gebete gen Himmel. Auf solche Weise gelang es, die Feuersgefahr zu beschwören. In diesem Bericht Reiffenbergs ist schon die Bemerkung verdächtig, daß die Patres durch das Feuer von der Elbe abgeschnitten waren; denn ihre Grundstücke stießen ja an den Fluß.

Bei Gelegenheit dieser Feuersbrunst kam zum erstenmale der lange aufgespeicherte Haß der protestantischen Bevölkerung gegen die Jesuiten zum offenen Ausbruch. Der Pöbel verwüstete den Garten, die Schule und das Haus der Patres, und 30 bewaffnete Bauern, die der Vogt von Ottensen zur Hülfe entsandte, wagten nicht, den erregten Volkshaufen anzugreifen. Als Retter in der Not erschien der herbeigerufene Kaufmann della Rocca. Mutig begab er sich mitten unter die tobende Menge, und seinem entschlossenen Auftreten gelang es, sie zu zerstreuen.

Trotz der anläßlich des Brandes zu Tage getretenen Volksstimmung erneuerte Graf Ernst im Jahre 1607 das Privilegium der Jesuiten, diesmal sogar auf 20 Jahre, ja er gewährte ihnen noch weitergehende Befugnisse als bisher. Fortan durften sie auch fremde Kinder unterrichten; es wurden ihnen die Bekehrungsversuche gegenüber den „Benachbarten," d. h. den Hamburgern, gestattet, und endlich erhielten sie Erlaubnis, ihren Altonaer Grundbesitz zu erweitern. Auch in diesem Falle war wieder das Geldinteresse ausschlaggebend. Zwar scheint der Graf die Hoffnung auf Bezahlung der spanischen Schuld aufgegeben zu haben; denn die Jesuiten wurden nicht wieder zu dahinzielenden Bemühungen ausdrücklich verpflichtet; aber sie mußten sich dazu verstehen, bis zum Ablauf des Privilegs jährlich 100 Dukaten zu zahlen. Obgleich das Verbot des Disputierens und Zankens von neuem eingeschärft wurde, hören wir doch bald darauf von einem abermaligen gereizten Federkrieg zwischen dem Pater Neverus und dem Pastor Philipp Nicolai in Hamburg. Die Erweiterung der Baulichkeiten der Jesuiten veranlaßte den Hamburger Rat, bei dem Grafen über die Begünstigung der Päpstlichen in recht harten Worten Beschwerde zu führen. In seiner Antwort schiebt der Graf die Verantwortung für die Aufnahme der Katholiken dem Rate zu; „denn da ihr sie in der Stadt Hamburg wegen der Trafik und Handlung nicht hättet aus allerhand Lande einnisten lassen, wären sie auch in unser Städtlein nicht kommen." Gleichzeitig forderte er den Kaufmann della Rocca brieflich auf, die Jesuiten zur Vorsicht und Innehaltung des Privilegiums zu ermahnen, fügte aber eine Abschrift von dem augenscheinlich vertraulich gehaltenen Schreiben des Rats bei, offenbar in

der Absicht, um diesem Verlegenheiten zu bereiten. Um den ihnen von Hamburg drohenden Gefahren zu begegnen, teilten die Jesuiten dem Kaiser Rudolf II. den Brief des Rates mit und baten um Schutz. In der That erließ der Kaiser unter dem 1. November 1608 gegen Hamburg den gemessenen Befehl, die Katholiken zu schützen; doch ließ sich der Rat dadurch nicht einschüchtern. Vielmehr erneute er seine Beschwerde bei dem Grafen und eröffnete ihm zugleich, daß er dem Kaiser eine Abschrift von seiner Antwort mitgeteilt habe, die sich in noch stärkeren Ausdrücken als der Brief der Hamburger über die Katholiken erging, z. B. von „Errettung aus der papistischen Finsternis" früherer Zeiten und von dem „Aberglauben" sprach, mit dem die Jesuiten bestrebt seien, die deutschen Lande zu „vergiften." Sein Urteil über das beiderseitige Verhalten giebt Dr. Ehrenberg mit den treffenden Worten ab: „Kann es ein traurigeres, die deutschen Verhältnisse der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege schärfer kennzeichnendes Schauspiel geben, als das Verfahren protestantischer Reichsstände, von denen jeder die Schmähungen des andern gegen die Katholiken eben diesen ihren erbitterten Feinden mitteilt?"

Merkwürdig ist ein Gutachten, welches der Hamburger Rat von einigen Advokaten beim Reichskammergericht in Speyer einholte, um festzustellen, ob der Kaiser ein Recht gehabt habe, das Mandat vom 1. November 1608 gegen Hamburg zu erlassen, und um zu verhindern, daß die Katholiken aus der ihnen in Hamburg gewährten Duldung ein ihnen zustehendes Recht herleiteten. Das Gutachten lautet dahin, daß für Streitigkeiten über die Anwendung und Auslegung des Religionsfriedens nur das Reichskammergericht zuständig sei (!) und das Mandat des Kaisers sich daher nur auf den Profan- oder Landfrieden beziehen könne. Der Hamburger Rat mache sich also nur dann strafbar, wenn er die Katholiken gewaltsam an dem Besuch des Altonaer Gottesdienstes hindere und auf solche Weise dem Landfrieden zuwiderhandle. Der Rat handelte demgemäß: er gebot den Katholiken zwar mehrfach, „sich des Auslaufens nach Altona zu enthalten;" aber zu einem offenen Einschreiten gegen die Teilnahme am dortigen Gottesdienst kam es nicht.

Eine an sich sehr geringfügige Angelegenheit gab Veranlassung zur Auflösung der Jesuiten-Mission in Altona im Jahre 1612. Graf Ernst von Schauenburg hatte seinem Münzmeister ein Stück Land angewiesen, das an die Besitzung der Jesuiten grenzte. Als nun der Münzmeister das Elbufer durch Vorsetzen befestigen ließ, machte er sich, wie die Jesuiten behaupteten, eines Übergriffs auf ihr Gebiet schuldig. In einer heftigen Beschwerdeschrift, die der Pater Neverus deswegen an den Grafen richtete, drohte er für den Fall der Erfolglosigkeit seiner Beschwerde sogleich mit der Kündigung des Vertrages. In Wahrheit war wohl der ziemlich geringe Erfolg ihrer Missionsthätigkeit der Hauptgrund für das auffällige Vorgehen der Jesuiten. Da nun inzwischen der Florentiner Alessandro della Rocca, der sich für die Mission verbürgt hatte, in Vermögensverfall geraten war und damit für den Grafen die Sicherheit für die Erfüllung der gegebenen Zusagen verloren ging, so nahm

dieser die Kündigung an. Von einer „Vertreibung" der Jesuiten kann demnach nicht die Rede sein; in Wahrheit hatten sie dem Grafen, wie dieser in seiner Instruktion an den Kanzler Anton von Wietersheim sagt, den Stuhl vor die Thür gesetzt. Nur insofern er nach getroffener Entscheidung mit unverhohlenem Eifer die möglichst schnelle Abreise der Jesuiten betrieb und ihnen kaum Zeit ließ zum Verkauf ihres Grundbesitzes, kann mit einem Schein des Rechts von einer Ausweisung gesprochen werden. Tadelnswert ist natürlich die Bestimmung des Grafen, daß man das Stück Land, um welches der Münzmeister sich mit den Jesuiten gestritten hatte, für ihn zurückbehalten und es so teuer wie möglich verkaufen solle. Auf die Bitte der katholischen Kaufleute in Hamburg an den Kaiser Mathias richtete dieser unter dem 18. August 1612 an den Grafen ein Schreiben, in welchem er ihn ersuchte, den Katholiken die freie Religionsübung weiter zu gestatten; aber seitens des Grafen geschah nichts, um die vom Kaiser erwartete „gehorsamst ungezweifelte Willfahrung" zu bethätigen.

Unter dem Grafen Jobst Hermann, der 1622 seinem Bruder Ernst in der Regierung folgte, trat die Jesuiten-Mission in Altona noch einmal auf kurze Zeit ins Leben. Bald nach seinem Regierungantritt erwirkte der Hildesheimer Domherr Martin Stricker von ihm die Erlaubnis, daß sich ein katholischer Priester in Altona niederlassen dürfe. In einer Zeit aber, wo gerade der um des Glaubens willen entbrannte Krieg auch das schauenburgische Gebiet ergriff, war die Duldung des katholischen Gottesdienstes mitten in einem völlig lutherischen Lande ein nicht geringes Wagnis. In der That beschwerte sich König Christian IV. von Dänemark unter nicht mißzuverstehenden Drohungen schon zu Anfang des Jahres 1623 darüber. Der Graf erwiderte, daß er nur die Niederlassung eines Katholiken, nicht aber das Recht der öffentlichen Religionsübung zugestanden habe. Trotzdem er nun dem Domherrn Stricker, der anfänglich selbst in Altona gewirkt zu haben scheint, ausdrücklich verbot, das exercitium religionis zu gebrauchen, entsandte das Hildesheimer Jesuitenkollegium doch zwei andere Ordensbrüder nach Altona. Die allgemeine Erregung ging nun sehr bald in Thätlichkeiten gegen die Jesuiten über. Am 29. Juni 1623, dem Feste der Apostel Petrus und Paulus, drang plötzlich während des Gottesdienstes eine wilde Schar dänischer Soldaten in das Haus der Mission ein. Von den 200 Anwesenden wurden 3 getötet, 34 verwundet, und alles, was zerstört werden konnte, wurde der Vernichtung geweiht. Die erbeuteten Kirchengeräte, Gewänder und Schmucksachen führte man auf Wagen unter dem Freudengeschrei der Menge mit wildem Trompetenklang durch die Straßen, während der Pöbel das Zerstörungswerk vollendete. Die beiden Patres retteten sich nach Hamburg. Seit diesem Überfalle hat in Altona zur Zeit der Schauenburger ein katholischer Gottesdienst nicht wieder stattgefunden. Erst unter dänischer Herrschaft, und zwar im Jahre 1658, erhielten die Katholiken von neuem die Erlaubnis freier Religionsübung.

Damit stehen wir am Ende unserer Berichte über das Werk: „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft." Wenn man auch lebhaft bedauern muß,

daß außer Herrn Professor Dr. Piper nicht noch andere geeignete Kräfte Herrn Dr. Ehrenberg in der rationellen Bearbeitung des von ihm ans Licht gezogenen reichen geschichtlichen Materials unterstützt haben, so daß in dem nunmehr abgeschlossenen Werke manches der im Vorwort aufgeführten Themata nicht behandelt worden ist, so wollen wir uns dadurch die Freude über die gediegenen vorliegenden Leistungen, die der Verlag von J. Harder in ein wahrhaft vornehmes Gewand gekleidet hat, nicht verkümmern lassen. Möge es dem geehrten Verfasser beschieden sein, seine Absicht, die er im vorigen Jahre anläßlich einer von ihm und dem Herrn Kommerzienrat Ad. Möller veranstalteten reichhaltigen Ausstellung von Altonensien kundgab, eine Anzahl der wichtigsten älteren Stadtpläne und Ansichten nebst erläuterndem Text in einem Werke über Altonas topographische Entwickelung zu vereinigen, glücklich zur Ausführung zu bringen und damit sein vorliegendes Werk wesentlich zu ergänzen!

H. Ehlers.

Die ersten Beliebungen der Pantaleonsgilde in Lunden.

Von J. **Kinder** in Plön.

Die Pantaleonsgilde in Lunden*) gehört zu den wenigen Brüderschaften unserer engeren Heimat, welche sich aus der katholischen Zeit erhalten haben. Sie wurde im Jahre 1508 von Geistlichen und Laien gestiftet, war ursprünglich ein Kaland, eine Brüderschaft, deren Zweck darin bestand, Geld anzusammeln, um für das Seelenheil der verstorbenen Gildebrüder Messen lesen zu lassen und Almosen zu geben. Zum Patron erwählte sich die Brüderschaft den Heiligen Pantaleon, einen der vierzehn Nothelfer. Vermutlich ließ sie diesem Heiligen in der Kirche einen Altar weihen, bei welchem die Messen an den Todestagen der Verstorbenen von den Geistlichen abgehalten wurden. Die Lundener Kirche hatte zuletzt neun Altäre. Damit es aber auch an einer ansehnlichen Zuhörerschaft nicht fehle, welche die Brüder im Gebete unterstützen könnten, wurde eine Anzahl arme Leute eingeladen, von welchen jeder nach der Messe ein Roggenbrod, einen Häring und Butter erhielt.

Alljährlich am Pantaleonstage wurde die Jahresrechnung abgelegt und nach der Rechnungsablage eine Festmahlzeit gehalten, an welcher jedoch Frauen nicht teilnehmen durften. Die Mahlzeit bezahlte der Ältermann des Jahres aus eigener Tasche. Weil aber später hierbei eine allzugroße Üppigkeit entfaltet wurde, schaffte man den Brauch ab und setzte den Mitgliederbeitrag zu den Kosten der Mahlzeit auf 4,50 M. fest.

Nach der Reformaton 1532 beseitigte die Gilde alle rein katholischen Gebräuche und behielt als Hauptaufgabe nur das Almosengeben bei. So ist es auch heute noch. Die Zinsen des auf mehr denn 6000 M. angewachsenen Stiftungskapitals werden dazu verwandt, um Roggenbrote von einem bestimmten

*) Um 1464 bestand dort eine Dorotheen-Brüderschaft, welcher Hans Veld in Lübeck 5 Pfund Wachs testamentarisch vermachte.

Gewicht anzukaufen und an bestimmten Tagen an die in die Rolle eingeschriebenen Armen zu verteilen.

Vielleicht besteht keine zweite Gesellschaft dieser Art in unserm Lande.

Die Gilde hat aber nicht nur ihren Wohlthätigkeitssinn bis heute gepflegt, sondern auch in treuer Pietät noch alle ihre alten Papiere, ihre Lade, ihren silbernen Becher, ihr silberbeschlagenes Trinkhorn erhalten. Der Inhalt der ersten Beliebungen dürfte es wert sein, hier wiedergegeben zu werden.

Auf dem ersten Blatte lesen wir die Namen der Stifter und über diesen den lateinischen Spruch:

Rebus adde modum, modus est pulcherrima virtus.

(In allen Dingen halte Maß — Maßhalten ist die schönste Tugend.)

Dann folgt:

Item düth syn unßere Brodere, alße na malckander sick vorsamelt hebben tho dusse Broderschop.

Her Peters Seke (Pfarrer), Her Nicolaus Rode (Caplan) Claus Nanne (wallfahrte nach Jerusalem und wurde dort zum Ritter geschlagen gleich wie Johann Rantzau), Claus Rode (später Bürgermeister in Lunden), Peters Volkeff, Marquard Denker, Hummel Lussingk, Peter Swyn (Achtundvierziger), Bartold Goldschmid, Johann Rode, Detlef Balberer, Her Johann Benke (Vicarius), Claus Holm, Claus Tydemann, Michael Cremer, Hans Conyng, Her Nicolaus Milde (später erster evangelischer Prediger), Witte Johann (der Vater des Geschichtsschreibers Johann Russe), Ecken Marquardt, Peter Swins Henning, Junge Johann, Hans Staal, Wessel Becker, Johann Russe, Johann Lange, Johann Denker, Tybbe Holm, Johann Gude, Claus Gude Goltschmitt.

(Das Mitgliederverzeichnis wurde später fortgesetzt für alle Jahrgänge.)

Item düth ist de Rechtigheyt der Broderschop Sunte Panthaleons anghe-haren anno XVCVIII (1508) am Daghe baven screven.

Item int Erste hebbe wy belevet: De dach unser Teringhe (Malzeit) tho doende des Sondages na Panthaleons alle Jare unde unse Aldermann schal uns dann beraden enen roen Schinken myt Knoffeloke (rohen Schinken mit Knoblauch) myt enen andern Richte (Gericht), nicht meer is he plichtig. Vordert wy vorghenometen Brodere scholen alle geghenwardich syn thor maltyd tho twolf Uren by Pene (Pön-Strafe) ener Tonne Beers, de de mene Broder scholen des anderen Dages utpanden. Heft he all redlich Sake, de bewißlick ist, he schall der Pandynge entslaghen syn. Were ock jenich, de sick entthoghe, wenn de Brodere panden ere Broke, de schal ock vorbraken hebben ene Tonne Ber.

Vordert hebbe wy belevet, wan wy to Hope teren, dat unse Olderman schal beschaffen ene gode Tonne Bers, de wy scholen hebben to unsen Höghen (Lust, Lustbarkeit).

Vordert hebbe wy belevet, dat wy des Mandaghes na Panthaleons willen begaen lathen unsere Brodere myt vigilie und Selenmesse unde in der Missen schal ghebeden werden vor unse vorstorvenen Brodere, und eyn ider Broder schall offern 1 ₰ (opfern einen Pfennig) den Selen na (für jede Seele) und

ein ider Broder schal wesen thor Messe by Pene 1 ß (Schilling) und unse Prestere scholen waren (verwalten) de vigilien, ock de Capellan und Scholmeister und Köster moghen dar vor genethen, myt uns teren in unse Höghe thor Kost und Ber.

Item dar unse Messe Versammelinghe umm ist, dat is von unse Brodere betrachtet umme Salicheyt der Sele, das ene allen moghe na scheen.

Alse de Erste von uns starveth, deme syn wy verplichtighet by dryttich (30) Selenmyssen und des Doden Erven scholen en Punt Wasses tho bernnende (Wachs zu brennen) tho eren allen unsen Selen geven.

Vordert hebben wy beleveth, de unse Brodershop wil hebben, dat hee schal dat hebben mit Willen und Vulborde der gantzen Brodern, offte des mesten Partes (einstimmig oder wenigstens Majorität.)

Item were et Sake, dat der jenich von unse Brodern makede Unwillen mank unse Brodern, sy dat he ene myt Ber begoete, ock syn Meß up enen toege, offt quade Worde gheve, offte anderen Schaden dede, dar schal deme Klegere Recht davor scheen und de Schuldighe schal den Schaden beteren na enem Landrechte, woer twe den dorden vortüghe, und de Schuldighe schal den Ungehorsam beteren unser Collatien unde Brodern ene Tonne Hamborgher Beers.

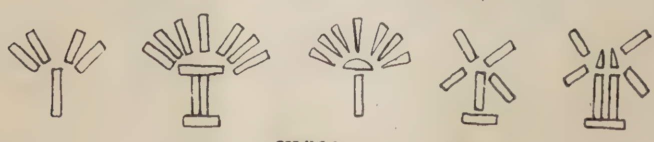
Vordert hebben wy bewillich und beleveth, wer et Sak, jenich Broder wolde vorthen und ene nicht tho uns blivende, de schal erst dat neghheste Jar holden unse Collatien alse vorschreven ist und gheven darvor baven ene Tonne Lunder Beers, und dejene, dede begrotet is myt der Collatien, de schal sick dat ander Jar darna holden.

Vordert hebben wy beleveth und bewilleth, dat na, alse gude Bründe tho uns komen, so schall man se inschrieven und na deme Register schal ene nemen de Olderman, de de Colatien des andern Jares schal holden und Rekenschop schal entfanghen und doen na unse Beteringhe.

Item düth syn de verstorvenen Brodere Sunte Panthaleons Broderschop — Harring Ecke, Korth Halcke, Her Witten Karsten, Klawes Holm. — —

Im Jahre 1518 wurde dann das förmliche Gildestatut auf Pergament niedergeschrieben und in der Kirchspielslade hinterlegt. Dasselbe ist abgedruckt in „Alte Ditmarsische Geschichten, I. Bilder aus der Lundener Chronik.“

Donner- oder Hexenbesen.



Mühlen.

Von Dr. H. Lenz in Lübeck.

In vielen Gegenden Holsteins finden sich an alten Bauernhäusern oben dargestellte Verzierungen. Prof. Petersen hat bereits im Jahre 1862 in dem Jahrb. f. d. Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg

Bd. V, S. 225—264 auf diese Verzierungen aufmerksam gemacht, eine Anzahl derselben, namentlich aus den Vierlanden, auf den beigegebenen Tafeln abgebildet und für dieselben den Namen „Donnerbesen" vorgeschlagen, indem er einen Zusammenhang mit dem Gotte Donar darzuthun versuchte und sie als Schutzmittel gegen den Blitz angesehen wissen wollte. Ob diese Deutung richtig ist, lasse ich vorläufig dahin gestellt. In der Umgegend Lübecks, ja, sogar in der Stadt selbst kommt der sog. Donnerbesen in verschiedenen Formen mehrfach vor, neben ihm auch — abgesehen von bunten Steinsetzungen, welche ein ganzes Fach ausfüllen — Figuren aus Backsteinen, welche eine Windmühle, nicht selten sehr genau eine sog. Bockmühle darstellen. Donnerbesen und Mühlen finden sich sogar neben einander auf derselben Wand.

Die angeführten Verzierungen habe ich nur an Backsteinhäusern, niemals an Klutbauten gefunden.

Alle meine Erkundigungen nach der Bedeutung dieser eigentümlichen Verzierungen sind merkwürdiger Weise ohne Erfolg gewesen. Im ganzen Lübeckischen Gebiete und dessen nächster Umgebung wußten die Bewohner der Häuser nichts darüber, nicht selten waren sie erst durch mich auf jene Verzierungen aufmerksam geworden; vorher hatten sie dieselben nie beachtet.

Ich nahm nun auf der Pfingstversammlung unseres Vereines in Rendsburg Gelegenheit, diese merkwürdige Thatsache zur Sprache zu bringen; leider mit demselben negativen Erfolg. Die in Frage stehenden Verzierungen, Donnerbesen sowohl wie Mühlen, waren Vielen der dort anwesenden Herren bekannt; über ihre Bedeutung jedoch konnte niemand eine bestimmte Auskunft erteilen.

Ich wende mich daher von dieser Stelle aus nochmals an sämtliche Mitglieder unseres Vereins mit der freundlichen, dringenden Bitte um gefällige Mitteilung dessen, was sie über die Bedeutung der merkwürdigen Zeichen wissen, oder was in ihren Gegenden die Meinung des Volkes über dieselben ist. Ich werde später unter Bezugnahme auf die mir gewordenen Mitteilungen und unter Nennung derjenigen Herren, welche mich durch dieselben freundlichst in meinen Bemühungen unterstützten, in diesem Blatte berichten.

Lübeck, Sophienstr. 4a.

Schreibt unseres Landes Geschichten.

Von G. Stoltenberg in Kiel.

Ein Wort über die „Nachrichten von dem Kirchspiel Schönkirchen, insbesondere von dem Kirchdorf selbst. Gesammelt und herausgegeben von Hartwig Friedrich Wiese. Schönkirchen 1886. 8°. 368 S. Im Selbstverlage des Verfassers. Gedruckt bei H. Ehlers in Neustadt i. H."

Nicht nur jedes Land, jeder Volksstamm, sondern auch jede größere und kleinere Ortschaft hat ihre Geschichte, welche zwar zunächst für die Bewohner selbst von Interesse ist, die aber, insofern sich in ihr die Geschichte der weiteren Heimat wiederspiegelt, auch eine allgemeinere Bedeutung hat. Denn wenn auch vielleicht ein Dorf von großen politischen Bewegungen nicht unmittelbar erfaßt ist, wenn in der Umgebung in geschichtlich bekannten Zeiten keine großen Kämpfe sich abgespielt haben, so hat doch die politische

Geschichte des Heimatslandes das Leben auch der Dorfbewohner wesentlich beeinflußt und in ihrer Geschichte, wie die Familienchroniken sie uns melden, sich oft eigenartig ausgeprägt. Vor allem aber geben die Nachrichten über Sitten und Gebräuche, über Kirchen und Schulen, Gilden und andere Einrichtungen, welche in den verschiedenen Archiven uns aufbewahrt sind, einen wertvollen und höchst interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Volkes.

In dieser Beziehung ist das vorliegende Werk wohl einzig in seiner Art. Wer es in die Hand nimmt, wird sich wundern, daß die Nachrichten über das Kirchdorf allein schon 343 Seiten umfassen können. Mit großem Fleiße und vieler Mühe hat der Verfasser sich die verschiedensten Quellen verschafft — 16 Handschriften und 28 gedruckte Werke sind herangezogen worden — und er hat es vorzüglich verstanden, dieselben für seine Zwecke auszunutzen. Durch die Gründlichkeit der Forschung, die objektive Darstellung und die Beigabe der Urkunden 2c. hat das Werk einen wissenschaftlichen Charakter erhalten. Dabei ist der Verfasser nicht in den Fehler trockener Ausführung und Aufzählungen verfallen. Die Sprache ist einfach und volkstümlich, zuweilen humoristisch gefärbt. Durch 43 durchweg gute Abbildungen und Karten wird der Text erläutert und das Interesse belebt. Der Subskriptionspreis von 5 M. war für das umfangreiche, schön ausgestattete Buch niedrig zu nennen.

Im folgenden soll zur näheren Orientierung der Inhalt kurz gekennzeichnet werden.

In dem 1. Kapitel, „Älteste Zeit" überschrieben, zeichnet der Verfasser auf Grund abgebildeter Steingeräte und Urnen, welche auf der Schönkirchener Feldmark gefunden sind, in Kürze ein Bild der ersten Bewohner dieser Gegend.

Im 2. Abschnitt berichtet er an der Hand der allgemeineren Geschichte der Wenden und Holsten (Vicelin, Helmold) aus der Zeit des Mittelalters bis zur Gründung der Kirche und des Dorfes Schönkirchen, im 3. Kapitel dann von der Gründung der Kirche und des Dorfes (um 1300). Die Urkunden hierzu werden im nächsten Kapitel im Grundtext mitgeteilt.

Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich ausführlich mit den kirchlichen Verhältnissen im Mittelalter und in späterer Zeit, mit dem Vermögen der Kirche, ihren Einkünften (durch Beigabe alter Kirchenrechnungen, von 1610 an), mit der Dotierung der Pfarr- und Küsterstelle und mit der Kirche, über welche eine genaue, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Beschreibung und eine Darlegung ihrer Geschichte gegeben wird.

Daran schließt sich in Kapitel 8 eine Beschreibung des Pastor- und Küsterhauses, der Kirchenhäuser (in Verbindung mit der großen Brand- und Kirchengilde) und der alten Bauernhäuser. Das alte Gildehaus, ein höchst interessantes altes Bauernhaus, welches wahrscheinlich schon im Jahre 1560 bei der Stiftung der Brand- und Kirchengilde von Magdalena Brocktorff in Schrevenborn erbaut worden und bis heute erhalten ist, wird im Bilde vorgeführt.

Kapitel 9 bringt Mitteilungen über die Zustände der Einwohner Schönkirchens im 17. und 18. Jahrhundert und über die Feldmark in alter Zeit, über die Teilung und Einkoppelung der Ländereien, woran sich in Kapitel 10—13 Auszüge aus den Erdbüchern von 1632, 1709 und 1765, sowie ein Verzeichnis der Koppeln der Schönkirchener Feldmark im Jahre 1860 schließen.

Das 14. Kapitel trägt die Überschrift: „Des Rathes zu Kiel und der Schönkirchener Hausleute Streit wider den Junker von Schönhorst wegen des Overkampes Anno 1559—1597" und giebt uns einen Einblick in die Weise, in welcher vor 300 Jahren derartige Streitigkeiten um Ländereien geführt wurden.

Im 15. Abschnitt finden sich sehr interessante Nachrichten über die Prediger an der Kirche zu Schönkirchen, von dem Priester Wolterus zwischen 1300 und 1400 bis zum jetzigen Inhaber der Stelle, Herrn Pastor Mühlenhardt, bis zum Jahre 1580 lückenhaft, dann aber von allen Pastoren in ununterbrochener Reihenfolge. Mit ebensogroßer Liebe und Sorgfalt ist das Kapitel über die Organisten und Küster (das Verzeichnis reicht bis 1676 zurück) bearbeitet. Von einigen Lehrern, besonders aber von vielen Predigern sind charakteristische Namensunterschriften, von 3 Pastoren und einem Organisten ist ein Bildnis beigefügt.

Mit einer sehr ausführlichen Haus- und Familienchronik, welche großenteils der von dem Organisten Stoltenberg im Jahre 1873 zusammengestellten Schönkirchener Familienchronik entnommen ist, schließt die Beschreibung des Kirchdorfes selbst.

Der letzte, 18. Abschnitt, enthält kurze Nachrichten von den übrigen Dörfern und den adeligen Gütern des Kirchspiels Schönkirchen.

Diese kurzen Worte konnten nur Andeutungen von dem reichen Inhalt der Chronik Schönkirchens geben. Jeder Leser der Chronik, welcher mit den Verhältnissen jener Gegend genau vertraut ist, wird dieselbe Freude wie ich an derselben haben und oft wieder darnach greifen; aber auch der Fernstehende, welcher sich über Land und Leute und ihre Sitten, über die Verhältnisse in Kirche und Schule u. s. w. unterrichten will, wird reichen Gewinn daraus ziehen können. Hoffentlich werden viele Leser der „Heimat" sich durch diese Zeilen angeregt fühlen, für das Zustandekommen ähnlicher Chroniken zu wirken. Da das Absatzgebiet meistens ein recht beschränktes ist, wird es sich freilich ohne Geldunterstützung kaum ermöglichen lassen; aber auch anderswo werden sich vielleicht aus den Überschüssen einer Sparkasse oder auf andere Weise die Mittel flüssig machen lassen. Möchten denn viele dem Beispiele des Herrn Ingenieur Wiese, jetzigen Amtsvorstehers in Schönkirchen, folgen, des Harmsschen Wortes eingedenk:

Schreibt unseres Landes Geschichten!

Mitteilungen.

Kleine Ursachen — große Wirkungen. Von Ratzeburg, der so überaus freundlich auf einer Insel im Ratzeburger See gelegenen alten Hauptstadt des Herzogtums Lauenburg, führt ein hübscher mit schattigen Linden besetzter Weg zu dem etwa ein halbes Stündchen entfernten Bahnhof hinauf. Da, wo der Weg sich zu heben beginnt, geht derselbe ziemlich nahe an dem steilen Seeufer entlang, sodaß man bei Anlage des Weges an dieser Stelle eine feste Einfriedigung mit eisernen Stangen für nötig gehalten hat. Diese Eisenstangen haben eine Länge von etwa 3 m und sind in starke Granitsteine fest eingelassen. Längs dieses Weges stehen nun üppig wachsende Lindenbäume, die im Lauf der Jahre einen solchen Umfang erreicht haben, daß sie die oben erwähnten Eisenstangen nicht nur erreicht, sondern dieselben allmählich ganz zur Seite gedrängt haben. Diese Eisenstangen, obwohl sie einen Umfang von 11—13 cm besitzen und also einen guten Widerstand zu leisten vermögen, bilden zuletzt einen solch starken Bogen, daß es den Vorübergehenden den Eindruck macht, als könnten dieselben bei der übergroßen Spannung jeden Augenblick springen und möglicherweise Schaden anrichten. In Wirklichkeit hat auch die Wegbauverwaltung in den letzten Jahren schon mehrere dieser gebogenen Eisenstangen entfernt. Augenblicklich hat eine Linde von 58 cm Durchmesser eine solche Eisenstange wieder so weit zurückgedrängt, daß letztere einen ziemlich starken Bogen bildet und in ihrer Mitte, wo die Druckstelle liegt, um etwa 16 cm von der ursprünglich geraden Richtung seitlich abweicht — für eine nur 3 m lange Eisenstange eine ziemlich starke Spannung! Und diese Erscheinung beruht auf der zwar langsamen, aber stetig wirkenden Kraft der kleinen, unscheinbaren Pflanzenzellen, durch deren Bildung und jährliche Verholzung der Umfang des Baumes unaufhaltsam zunimmt!

Für den sinnigen und kundigen Naturforscher würde vorstehend erwähnte Erscheinung vielleicht Anlaß bieten können zu allerlei Untersuchungen und Berechnungen; interessant wäre jedenfalls, von kundiger Seite zu erfahren, ob bei noch stärkerer Spannung eine solche Eisenstange zuletzt wirklich springen würde, da an ein Nachgeben der Granitsteine wohl nicht zu denken ist.

Jedenfalls sehen wir hier den Satz, daß auch im Leben der Natur „kleine Ursachen oft große Wirkungen haben," aufs neue bestätigt.

Nachschrift. Im Spätherbst ist durch den großen Druck der Höhenstange einer der Granitsteine wider Erwarten in der Mitte glatt abgesprengt worden.

Ratzeburg in Lauenburg. R. Tepelmann, Rektor.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 3 u. 4. März–April 1895.

Mittelalterliches Holzmobiliar.*)

Von Direktor **H. Sauermann** in Flensburg.

Die von verschiedenen Seiten an mich ergangene Aufforderung, meine bisher im Lande über Entstehung und Benutzung dieser Arbeiten gemachten Beobachtungen weiteren Kreisen kundzugeben, bildet Veranlassung zur Mitteilung des Nachstehenden. Dieselben verfolgen jedoch keineswegs den Zweck, eine Darstellung der Geschichte des mittelalterlichen Holzmobiliars zu geben; dazu wären umfassende archivalische Forschungen, sowie sorgfältiges Studium der aus unserem Lande hervorgegangenen alten Arbeiten, wo sie sich auch jetzt finden mögen, vorzunehmen. Unsere Archive geben leider keine Aufschlüsse über diese Angelegenheit, wie über die Einrichtung der Wohnungen des 14. und 15. Jahrhunderts, und was an Gebrauchsgegenständen hier noch vorhanden ist, genügt keinenfalls, um ein zutreffendes Gesamtbild aus jenen weit entlegenen Zeiten zusammenstellen zu können. — Hoffentlich wird der hier gemachte Versuch Anlaß bieten, daß auch von anderer Seite Ähnliches zur Ausführung gebracht werde.

Die mittelalterliche Weltanschauung, begründet auf Verneinung der Natur und auf Unterwerfung des Menschen unter das demütigende Gefühl, von einer höheren, geheimnisvollen Macht abzuhängen, ließ den Menschen unbefriedigt von der wirklichen Welt und beförderte in ihm jene Unselbständigkeit, die ihm erst im Zusammenschluß mit seinesgleichen, in Familie, Stand und Korporation, Kraft gab, seine Rechte geltend zu machen. — Der Mensch wandte sich scheu von der Natur und suchte seine Ideale in einer höheren Welt der Vorstellung. Die Kirche, als der geistige Mittelpunkt, pflegte und schützte auch die Künste und jene Techniken, die außer zum Schmuck der Gotteshäuser, zur Verschönerung der menschlichen Wohnung und der dazu nötigen Gebrauchsstücke dienen konnten.

Erst im späteren Mittelalter, nachdem das Volk sich zu größerer Selb-

*) Mit Erlaubnis des Herrn Verfassers abgedruckt aus dem Bericht über Verwaltung des Städtischen Kunst-Gewerbe-Museums in Flensburg. Flensburg 1894. — Die Platten zu den im Text befindlichen Abbildungen sind der „Heimat" vom Kuratorium des Museums überlassen. Dieselben sind hergestellt nach Original-Aufnahmen von Schülern der staatlich unterstützten kunstgewerblichen Fachschule.

ständigkeit und Tüchtigkeit entwickelt hatte, übernahm es selbst auf den verschiedenen Gebieten der Kunsttechnik die Ausführung aller derjenigen Gegenstände, die seine Umgebung ausschmücken konnten, und wodurch sein höheres künstlerisches Empfinden zum richtigen Ausdruck gebracht wurde.

Daß es unter solchen Umständen im frühen Mittelalter mit der künstlerischen Einrichtung der bürgerlichen Wohnung schlecht bestellt sein mußte, bedarf kaum eines besonderen Nachweises. Weder der Reichtum noch die Pracht, womit die Geistlichkeit ihre romanischen Kirchen ausstattete, noch die Ausdehnung städtischer Gebäude oder der Luxus in der Kleidung vornehmer Stände des 14. und 15. Jahrhunderts lassen Schlüsse zu, die sich auf den Zustand der bürgerlichen Wohnung anwenden ließen. Das Volk war im Mittelalter infolge der Verhältnisse, wie sie bestanden, zu bescheiden; es fühlte thatsächlich nicht das Bedürfnis, seiner wohnlichen Umgebung eine einigermaßen bessere Gestaltung zu verleihen. — Der Umstand, daß erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts durchsichtiges Fensterglas Eingang in das Haus des reichen Bürgers fand, daß Steindielen nur höchst selten und dann nur in ganz primitiver Herrichtung vorzufinden waren, und daß trotz des schlechten Fensterverschlusses mit geöltem Papier oder Stoff rc. die Heizvorrichtung sich in durchaus ungenügender Verfassung befand, mag den Nachweis erbringen, daß wenig auf Komfort, wie wir ihn heute selbst in der einfachsten Wohnung antreffen, Rücksicht genommen werden konnte.

Wohnungsgelasse oder Teile derselben, die dazu beitragen könnten, eine Rekonstruktion der ehemaligen Verhältnisse vorzunehmen, sind aus früh mittelalterlicher Zeit ebenso wenig hier wie in andern Gegenden Deutschlands vorhanden. Aus den Städten sind dieselben bei der umgestaltenden Thätigkeit des 16., wie bei den Zerstörungen des 17. Jahrhunderts überall verschwunden, und etwaige Bestände, die diese Zeiten überdauerten, müssen vor Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, wenigstens hier bei uns, aufgekauft und ins Ausland gewandert sein.

Mehr dem Zufall darf es infolge dessen zugeschrieben werden, wenn bei den im Laufe der letzten Jahre vorgenommenen Nachforschungen es gelungen ist, ein paar typische Hauseinrichtungs-Gegenstände ältester Zeit, wenn auch in sehr verwahrlostem Zustande, erwerben und der hiesigen Sammlung einverleiben zu können. Sie stammen, wie die weiterhin aufgeführten Gegenstände späterer Zeit, meistens aus Gegenden unseres Landes, die infolge der Abgeschlossenheit von allem modernen Verkehr sich verhältnismäßig lange abweisend gegen Neuerungen des modernen Lebens, wie gegen Wandlungen des Geschmacks verhielten.

Dieser ältesten Zeit sind die unter Figur 1, 2 und 3 abgebildeten alten Möbel zuzurechnen. In ihrem Zusammenbau finden wir noch keineswegs eine Berücksichtigung der besonderen Eigenschaften des Holzes, worauf sich ihr eigentlicher Kunststil gründet. Aus der einfachen Technik des Zimmerers hervorgegangen, sind sie von höchst primitiver Gestaltung und geben keine Andeutung

ihrer Konstruktion, da die Ausstattung flach gehalten, jeder Profilierung und sonstiger vorspringenden Teile entbehrt. Ihr Zusammenbau zeigt sich als ein Holzgerüst, das mit Brettern überkleidet ist. Die Flächen der ganz glatten Schränke, die wahrscheinlich ehemals durch farbige Ornamente ausgeziert waren, tragen mancherlei Eisenbeschlag, wie Angelbänder, Schloßbeschläge, Griffschilder u. s. w. Erst Wandkasten aus späterer Zeit zeigen vereinzelte Schnitzereien auf den glatten Flächen, doch nur in der Technik des Keilschnitts in Form von Rosettenbildungen durchgeführt, die ziemlich willkürlich auf die Flächen verteilt sind. — An den ältesten dieser Schrankkasten findet sich nur das Stirn- oder Bekrönungsbrett mit Schnitzwerk ausgeziert. Höchst primitiv, in der Manier des Keilschnitts beschafft, zeigt dasselbe, wie bei Fig. 1 ersichtlich, eine so durchaus eigenartige Anlage, daß es wohl als einer der ältesten Reste dieser Technik angesehen werden darf. Bekanntlich bildet der Keilschnitt bei den nordgermanischen Völkerschaften den Anfang jeder Schnitztechnik, und daß wir es hier mit einer aus ältester Zeit überkommenen Anordnung und ursprünglichen Schnitzmanier zu thun haben, ergiebt die Art und Weise der Schnittlinien und die dadurch hervorgebrachten wagerechten, sich kreuzenden schmalen Flächen mit dazwischen liegenden, stark sich vertiefenden dreieckigen Keilschnittebenen. Neben den eingekerbten Flächen sind auch Hohlschnitte zur Auszierung benutzt, wodurch die angedeuteten schmalen Grate ein belebteres Aussehen erhalten. Letzteres Vorkommnis giebt Veranlassung zu bemerken, daß diese Arbeit handwerksmäßig erzeugt sein muß und keineswegs der sogenannten Hausfleißarbeit zuzurechnen ist.



Fig. 1. Alter Schrankkasten aus dem 15. Jahrhundert.

Verwandtschaftliches in Form und Technik zeigt diese Arbeit mit den vor

einigen Jahren im Nydamer Moor aufgefundenen Metallarbeiten, die eine ähnliche Keilschnitt-Anlage in Metall aufweisen. — Die häufige Anwendung der in gleicher Technik ausgeführten Rosettenbildungen ist jedenfalls auf eine spätere Zeit zurückzuführen, und kann es immerhin als möglich gelten, daß erst seit romanischer Zeit ihre Bildungen mehr geübt worden sind.

In ganz anderer Weise, aber in ebenso eigenartiger Behandlung der dekorativen Ausstattung zeigt sich die unter Figur 2 dargestellte Kerbschnitt-Truhe. Die ganze vordere Fläche derselben ist durch Musterungen belebt. Durch einfache aber recht wirkungsvolle, bandartige Streifen sehen wir die Holzfläche in sechs Felder eingeteilt; es ist hier scheinbar der Versuch gemacht, eine Gliederung der Vorderwand durchzuführen; wie wenig dies jedoch gelungen, ergiebt die gleichmäßige Durchbildung der Fläche und die der seitlichen, tragenden

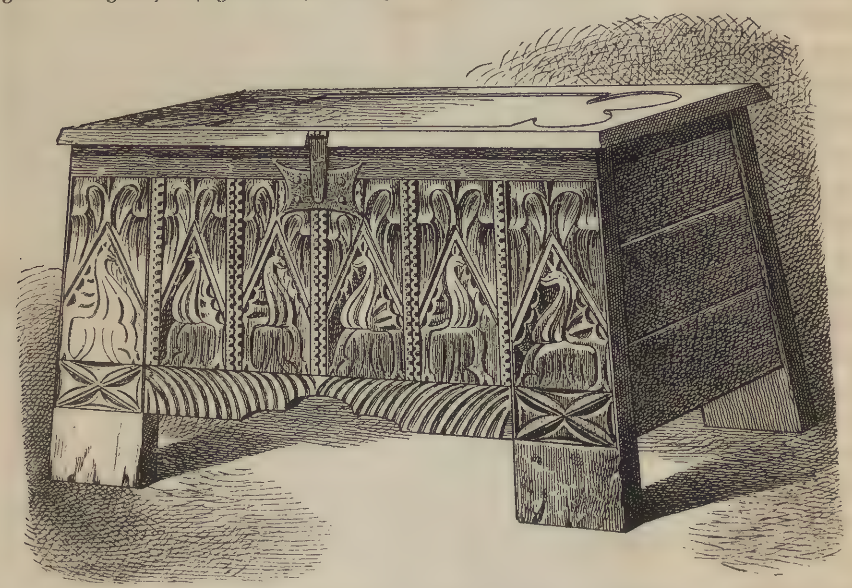


Fig. 2. Truhe mit Kerbschnitt-Verzierungen, 15. Jahrhundert.

Brettpfosten. Die Hölzer sind an letztern aufrecht, an der Mittelfläche auf den vier Giebelfeldern liegend verwandt.

Die Felder enthalten Nischen mit giebelartiger Abgrenzung nach oben, aus denen blattartige Formen teils nach aufwärts, teils nach abwärts sich entwickeln, und sind eingenommen von phantastischen, geflügelten Drachengestalten von höchst eigenartiger Stellung. Links und rechts vom Schloß befinden sich zwei in Profil geschnitzte Masken, deren Deutung noch nicht gelingen wollte. Weit merkwürdiger als die formale ist jedoch die technische Behandlung. Der Keilschnitt ist in ebenso eigenartiger als interessanter Weise beschafft, wie er an altgermanischen Arbeiten dieser Art bisher nicht bekannt geworden ist. Charakteristisch ist die nahezu ausschließliche Anwendung der Mandelschnitte und der flachen Hohlschnitte, worin alles Organische im Ornament zur Darstellung ge-

gebracht ist. Durch die breiten, aber flach gehaltenen Schnittflächen kommt die Idee, die der Schnitzer seiner Zeichnung zu Grunde gelegt hat, in angemessener und ruhiger Weise zur Erscheinung. — Die Anwendung und Durchbildung der hier geübten Flächen-Schnitztechnik verdienen auch gewisse Beachtung von seiten des modernen Kunstgewerbes; daß wir es hier gleichfalls mit einem Handwerkserzeugnis zu thun haben, steht außer Frage.

Fig. 3*) stellt ein anderes Schrankmöbel dar, das außer

Fig. 3. Gotischer Wandschrank mit reich verziertem Bekrönungsbett.

*) Diese ältesten Reste früherer Wohnungs-Einrichtungen aus unserer engeren Heimat sind hauptsächlich ihres geschichtlichen Wertes wegen gesammelt; ihre praktische Bedeutung für Erneuerung oder Wiederbelebung ihrer Formen im modernen Kunstgewerbe kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

am Gesimsbrett auf den sonst schlichten Flächen des Kastens, durch verschiedene in Keilschnitt geformte Rosettenbildungen belebt ist; ihre Anordnung ist ohne die geringste Berücksichtigung des eigentlichen Zusammenbaus des Möbels vollzogen. Reiche verzierte Beschläge, hier mit farbiger Pergament-Unterlage, überspannen die glatten Flächen, sind aber kaum imstande, den plumpen und wenig organisierten Formen besseres Aussehen zu verleihen. Das vorhin erwähnte Gesimsbrett zeigt außer reichen Keilschnitt-Ornamenten höchst wirkungsvolle, in der Art des gotischen Stils ausgeführte zinnenartige Bekrönung.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß zu der Zeit, wo diese einfachen Kasten in Gebrauch genommen wurden, von einer Bekleidung der Zimmerwände durch Holzwerk, mit vorspringenden Profilen, gesimsartigen Abschlüssen nicht die Rede sein konnte. Ein Interesse für plastischen Schmuck der Wände bekundet erst das spätere Mittelalter. Auffallend bei diesen älteren Wandkasten ist ihre geringe Höhe, doch entspricht dieselbe auch den in Süddeutschland vorkommenden Schranktypen ältester, wohl noch romanischer Zeit.

Das Mittelalter, von dessen Einfluß bei uns kaum vor Mitte des 15. Jahrhunderts die Rede sein kann, bethätigte sich also hier weit später als in andern deutschen Landen und brachte als vollendeten künstlerischen Ausdruck seiner Geistesrichtung die Formen der Gotik mit sich, deren allgemeine Gestaltung während dieses Zeitabschnitts zu immer bestimmterem Ausdruck gelangte.

Politische Wirren und kriegerische Zustände, die teils vom Süden, teils vom Norden aus ins Land getragen wurden, sowie andere hemmende Verhältnisse, worunter unsere Vorfahren lange Zeit schwer zu leiden hatten, begünstigten keineswegs den im Lande erwachenden künstlerischen Trieb. Kein Wunder, wenn das gewerbliche Leben sich infolge dessen sehr spät entwickelte; so sehen wir denn auch, wie erst im Jahre 1496 sich hier in Flensburg die erste gewerbliche Korporation, eine Zunftvereinigung der Maler, Goldschmiede, Glaser und Snitker (Tischler) als die erste und einzige im Lande bildete, während bereits in Augsburg um das Jahr 1368 vom Rat der Bürgerschaft das Recht eingeräumt wird, sich zu Zünften zusammenthun zu dürfen; auch wird bei dieser Gelegenheit, die durch einen Volksaufruhr veranlaßt wurde, den Zunftmeistern außer anderen Vorrechten Sitz und Stimme im Rat der Stadt gewährleistet.

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts scheinen sich hier überhaupt ruhigere Zeiten und Verhältnisse entwickelt zu haben. Der Handel zu Wasser und zu Lande brachte ein merkliches Aufblühen der Städte, wie eine Zunahme des Reichtums mit sich, und wenn auch der Erwerb dieser Reichtümer nur gewissen Kreisen der Bevölkerung zu gute kam, darf dennoch angenommen werden, daß das veränderte Leben in den Städten und die sich daraus entwickelnden Ansprüche und Bedürfnisse dem Handwerkerstande nicht bloß Verdienst, sondern auch Gelegenheit zur Vervollkommnung seiner Leistungen dargeboten haben. — Um nun aber für die im allgemeinen primitive Beschaffenheit der damaligen Arbeiten eine Erklärung zu finden, wird man sich vergegenwärtigen müssen,

daß von alter Kunsttradition so gut wie nichts im Lande vorhanden war, woran sich die Entwickelung neuer Formen hätte anschließen können. — Bezüglich handwerklicher Leistungen müssen hier im 15. Jahrhundert noch arge Zustände geherrscht haben, und der Handwerker war, insofern er nicht auf Wanderungen Gelegenheit fand, seine Leistungen bei besser ausgebildeten Berufsgenossen zu vervollkommnen, genötigt, erst an den fertig ins Land eingeführten Kunstarbeiten seines Faches sehen, zeichnen und auch wohl besser arbeiten zu erlernen. Daß aber ein solcher Vorgang unter damaligen Verhältnissen nur sehr langsam von statten gehen konnte, bedarf kaum eines Nachweises. — Aus diesem Grunde kann man auch wohl mit Recht annehmen, daß das Meiste von dem Apparat, den die Kirche vor Beginn des 16. Jahrhunderts zu ihren gottesdienstlichen Verrichtungen brauchte, nicht im Lande selbst, sondern von auswärts bezogen worden ist.

Eine Thätigkeit zur Hebung handwerklicher Leistungen, wie es durch die Kontrolle der Obrigkeit und durch die Zunft anderwärts angestrebt wurde, wird demnach hier zu Lande kaum vor Ablauf des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts möglich geworden sein.

Als ein wichtiger Faktor, der Bedeutung für die Entwickelung der Kunstindustrie erlangte, ist wohl diejenige Machtstellung zu bezeichnen, die der Bürgerstand sich neben Adel und Geistlichkeit zu erringen wußte. Der einflußreiche Bürger empfand bereits in spät mittelalterlicher Zeit das Bedürfnis, sich eine seiner Stellung und seinem Besitz entsprechende wohnliche Umgebung zu schaffen, er suchte es den bisher bevorzugten Ständen gleich zu thun. Wohl bildeten die Gildehäuser und Zunftstuben nach wie vor die Plätze, wo man sich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammenfand, aber man suchte, wohl infolge des mehr erwachenden gesellschaftlichen Lebens, seine nächste Umgebung auch solchen Ansprüchen gemäß zu gestalten.

Die Wohnung erfährt um diese Zeit eine Umgestaltung, die vorteilhaft von der früher angedeuteten absticht, aber kaum in jedem bürgerlichen Hause entsprechende Ausbildung erfahren konnte.

Holzvertäfelungen an den Wänden, wie sie in späterer Zeit selbst in der Wohnung des minder Begüterten angetroffen werden, kommen zu Anfang des 16. Jahrhunderts nur in den Häusern der reichen Geschlechter der Städte vor.*) — Aus dieser Zeit ist von Wandbekleidungen erwähnter Art hier nichts mehr vorhanden, doch besitzt unser Museum in einem ziemlich wohl erhaltenen Zimmer aus dem Dorfe Gjenner bei Apenrade ein altes Muster, dessen Wände noch ganz nach gotischen Prinzipien zusammengebaut sind. Wohl zeigt die eigentliche Dekoration der späteren Entstehung (1634) entsprechende Renaissance-

*) Auch Albrecht Dürer giebt in seinen mannigfachen Abbildungen von Interieurs aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts keine Anhaltspunkte dafür, daß in Süddeutschland Holzbekleidungen der Wände allgemein üblich gewesen sind.

formen, doch ist die Art der Zusammenfügung der Hölzer noch so charakteristisch, daß eine kurze Andeutung hierüber am Platze erscheint.*)

Diese Wandbekleidungen bestehen aus aufrechten breiten Brettstücken, welche die Füllungen andeuten und die mit kräftigen aber schmalen Lisenen mittels Nut und Feder zu einer Wandfläche vereint sind und oben und unten eine Verstärkung durch horizontale Riegel erhalten. Als oberer Abschluß dient ein Gesimsbrett, während die Wandbänke, die das Zimmer umziehen, als vortretende Sockel des Ganzen zu betrachten sind. Das Getäfel nimmt die volle Höhe der Wandfläche, von der Bank bis zur Balkendecke des Zimmers, ein. Hervorzuheben ist die richtige Anordnung und Breite der Füllbretter, die sich hier sehr richtig als das eigentliche Motiv der Wandbekleidung kundgeben und zwar dadurch, daß sie als wirkliche Ruhepunkte der Struktur auftreten, während die einfassenden struktiven Elemente, hier die etwas vortretenden Lisenen und die oben und unten befindlichen Riegel, in rein dienender Thätigkeit verwandt sind.

Höchst eigenartig ist die Konstruktion der Thürumrahmungen dieses Zimmers. Sie bestehen aus reich geschnitzten Pfosten, die lisenenartig vortreten und worin der mittels wirkungsvollen Ausschnitts hergestellte Kielbogensturz, etwas von vorne zurückspringend, eingezapft ist.**) Diese Pfosten gehen vom Boden bis zur Holzdecke, und die Thür, in einem Falz liegend, der in diese Ständer hineingearbeitet ist, ist mittels eiserner Hängen daran befestigt. Soweit bei dem Abbruch des Zimmers zu ersehen, bildeten diese kräftigen Wandbekleidungen auch gleichzeitig die einzigen Raumabschlüsse für das betreffende Wohngelaß.

Die Feuerstelle ist ein breiter, nicht sehr hoher offener Kamin, der aus roten Ziegelsteinen aufgeführt, oben mit einem Holzsims zum Abschluß gebracht ist.

Die Holzdecke besteht aus starken, an den unteren Kanten profilierten Balken, die durch geschnitzte Kopfbänder in ihrer tragenden Thätigkeit unterstützt werden, und aus einer eingeschobenen Bretterverschalung, deren Zusammenfügung an den einzelnen Brettern durch Abkehlung angedeutet ist. Der Fußbodenbelag war durch rötliche auf die Kante gestellte Mauersteine bewirkt. Sowohl die Fenster als auch die in die Wand eingelassene Bettstelle zeigen Formen, die nach Art ihrer späteren Entstehung als nicht mehr ursprünglich anzusehen sind und infolge dessen hier unberücksichtigt bleiben können.

Die Bettstelle gotischer Zeit fand ihren Platz in der einen Ecke des Zimmers. Sie zeigte sich als ein Gerüst von vier Pfosten, das an drei Seiten

*) Manche alte Konstruktionstypen, die vom Städter infolge veränderter Lebensformen oder auch aus andern Gründen abgesetzt waren, sind uns dadurch erhalten, daß sie nach dem Lande hinauswanderten und dort zu weiterer Benutzung herangezogen wurden, und daß sie in manchmal viel späteren Tagen zeitweilige Erneuerung fanden, ist eine bekannte Thatsache, die sich in unseren Tagen noch häufig wiederholt.

**) In Tyrol findet man in den spätgotischen Wohnräumen häufig Anordnungen, die mit dieser Konstruktion auffallende Ähnlichkeit zeigen, wie überhaupt der plastische Schmuck der mittelalterlichen Holzmöbel Tyrols mancherlei Verwandtes mit hiesigen Holzarbeiten aus gleicher Zeit aufweist.

mit Brettern bekleidet und mit einfacher Holzdecke versehen war. Da sie nur nach der einen Seite eine Öffnung behalten, gewährte sie das Aussehen eines kleinen, nach einer Seite offenen Gemachs. — Auf den entlegenen Eilanden der Westsee erhielt sich bis vor ein paar Jahrzehnten manches Einrichtungsstück, das ganz in dem Geiste und in der Art ältester Kunsttradition gebildet war. So besitzt unsere Sammlung beispielsweise eine Bettstatt, die allerdings erst zur



Fig. 4. Gotischer Schrank aus dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts.

Zeit der Spätrenaissance ausgeführt ist, die aber noch ganz im Sinne oben angedeuteter Konstruktion durchgeführt ist und Andeutungen enthält, daß sie gleich dem architektonischen Charakter der Gotik auch in festem Zusammenhang mit der Vertäfelung gestanden hatte.

Auch das Schrankmöbel der Gotik, das in hiesiger Gegend ausschließlich als ein in die Wand eingefügter Kasten vorkommt, mußte sich diesen Prinzipien

fügen. Sein Aufbau schließt sich den aufstrebenden Linien des Getäfels vollständig an. Breite Bretter bilden die seitlichen Lisenen und dienen zum Befestigen der horizontalen Riegel und der Beschläge zum Einhängen der Thüren. Die vordere Schrankwand der Gotik ist infolge dessen wie eine mit Thüren ꝛc. versehene Nische der Vertäfelung gestaltet. Mit dieser Konstruktion geht auch ihr ornamentaler Schmuck Hand in Hand. Die breiten Lisenen, als die Hauptteile des aufrechten Gefüges, erhalten ausschließlich vertikal sich entwickelndes Ornament, das teils aus Maßwerk, Kerbschnitt, Rollwerk oder sonstigen Zierformen besteht (Fig. 4). Wo die horizontalen Riegel in die Lisenen eingeführt sind, ist die betreffende Stelle nur durch schmale, wenig hervortretende geschnitzte Bandstreifen ausgeziert. Als Bekrönung ist überall ein breites Brettstück verwandt, auf dessen Fläche in Form von „freien Endigungen" Reihungen von Kreuzblumen, die durch Bogenlinien verbunden, in Flachrelief geschnitzt sind.

Wohl den verschiedenen Höhenabmessungen der Wohnräume entsprechend, zeigen auch die Wandkasten eine sehr ungleiche Größe. Ihr Zusammenbau ist im allgemeinen einfach. Größere Schrankmöbel zeigen oben zwei Thüren, dann eine Klappe, oft mit dem reichsten Eisenbeschlag ausgestattet, und unterhalb derselben zwei Schubladen und zwei Thüren oder auch nur letztere allein. Kleinere Schränke enthalten zwei längere Thüren untereinander, getrennt durch einen schmalen Riegel, — oder auch zwei mehr in quadratischer Form gehaltene Thüren und zwischen beiden nur eine schmale Schublade.

Der Zweck des mittelalterlichen Schrankes hiesiger Gegend bestand wohl ausschließlich darin, ihn als Aufbewahrungsort für Wertgegenstände zu verwenden; dies ergiebt sich unter anderm daraus, daß in allen diesen Möbeln, die das Museum besitzt, sich sogenannte Löffelleisten: Einrichtungen zum Anstecken silberner Löffel ꝛc. befinden.*)

Die Tische aus gotischer Zeit zeigen hier zu Lande eine meist sehr einfache Durchbildung, und das Interesse, welches dieselben erwecken, beruht hauptsächlich auf ihrer praktischen Zusammenfügung. Das künstlerische Element ist meistens sehr wenig hervorgehoben, und dies mag seinen Grund wohl darin haben, daß es sich, weil unterhalb der Platte befindlich, doch den Blicken entzieht. Das Tischgestell bestand in der Regel aus zwei breiten Bohlenstücken, die in entsprechende Formen ausgeschnitten und auf Lagerhölzer gestellt, ihre Verbindung durch zwei starke wagerechte Riegel erhielten. Die einfache Holzplatte, durch Grathölzer verstärkt, war mit dem Gestell durch Holzpflöcke verbunden. Eine andere höchst interessante Zusammensetzung zeigt die beistehende Abbildung (Fig. 6). Entgegengesetzt der eben erörterten Konstruktion ruht die Platte hier auf einem sehr solid konstruierten Gestell, das aus vier Säulen-

*) Der Unterschied, der zwischen den gotischen Schränken Süddeutschlands und den Schränken hiesiger Gegend obwaltet, ist ganz hervortretend. Dort lagernde Verhältnisse, hervorgebracht durch breite, gurtartige Streifen, die das ganze Möbel umziehen oder umspannen, hier ausschließlich Betonung der aufstrebenden Linien und alle horizontalen Konstruktionsteile ganz nebensächlich behandelt.

pfosten und dazu gehörigen Lagerhölzern, sowie aus vier profilierten Riegeln besteht. Erstere, durch reiches Blattwerk und Masken ausgeziert, sind mit den Riegeln in einfacher, solider Weise durch Holzkeile verbunden.

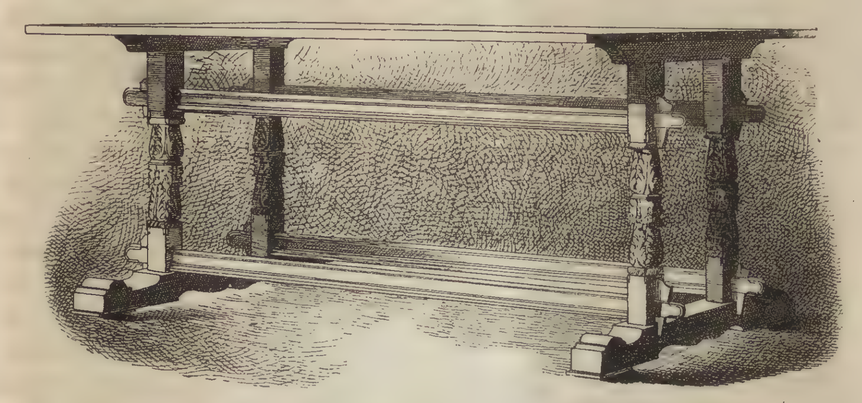


Fig. 6. Gotischer Tisch, 16. Jahrhundert.

Der weiteren Ausstattung des mittelalterlichen Zimmers ist auch die Wandbank zuzuzählen. Ein großer massiver Kasten mit schwerer Eichenbohle bedeckt, zeigt er im Innern verschiedenartige Abteilungen, die mittels vier bis fünf Thüren Verschluß erhielten. Er war auch mit der Täfelung in festen Zusammenhalt gebracht (Fig. 7). Sein Hauptzweck war neben seiner sonstigen Verwendung als Schrank, im Zimmer die nötige Sitzgelegenheit darzubieten, da Stühle und Sessel unbekannt und höchstens in Form einzelner Ehrensitze vorhanden waren.

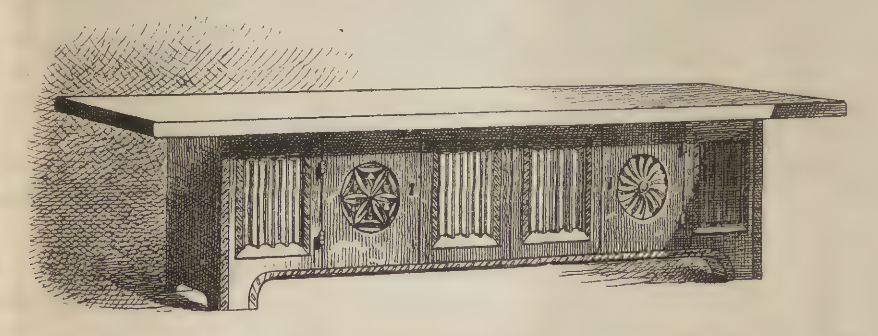


Fig. 7. Gotischer Bankschrank.

Es ist anzunehmen, daß dieses Möbel eher in Verwendung kam als der Wandkasten, und daß seine Verbreitung in Stadt und Land allgemein war. Dies ergiebt schon das Vorhandensein vieler derselben bis in unsere Tage, mehr aber noch die bis heute erhaltene Gewohnheit, die im Haushalt nötigen Sachen liegend aufzubewahren, wie dies ja auch bei Verwendung der Truhe die sich noch überall im Lande in Gebrauch befindet, üblich ist. Die Truhe hat bekanntlich alle Stilwandlungen bis auf unsere Tage mit durchgemacht.

Die Gotik zeigt, wie aus dem Vorstehenden schon ersichtlich, hier zu Lande das Bestreben, dem hölzernen Hausrat eine bessere sichtbare Konstruktion und bessere Wirkung durch vermehrte Gliederung zu geben. Sie setzt an Stelle der Farbe die Schnitzerei, und macht erstere zu einem untergeordneten Element, dadurch, daß sie dieselbe nur als Ergänzung oder zur Hervorhebung der Schnitzerei verwertet. Der Fortschritt, der sich am mittelalterlichen Möbel zeigt, liegt demnach in dem Übergang von malerischer zu plastischer Wirkung. Diese sucht sie neben der Konstruktion durch die schmückenden Profile wie durch vielfache Anbringung reicher Eisenbeschläge zu erreichen. Letztere sind ausschließlich verzinnt und an einzelnen Stellen mit blau oder rot bemaltem Pergamentpapier unterlegt. Einen wesentlich konstruktiven Fortschritt im Bau des mittelalterlichen Holzmobiliars bildet die bereits in antiker Zeit bekannte Einführung und Durchbildung von Rahmen und Füllung. Wie lange Zeit es jedoch bedurfte, diesem einfachen Konstruktionsprinzip beispielsweise beim Schrankmöbel klare Durchbildung und Geltung zu verschaffen, möge die nachfolgende kurze Erörterung erweisen. An den ältesten Möbeln sind die Thüren aus einfachen Brettstücken hergerichtet und mit aufrechten Auskehlungen in Form von Fasen, Stäben und Hohlkehlen, die der Textur des Holzes folgen, ausgeziert (Fig. 8). Wo noch sonstiger Schmuck an diesen einfachen Verschlüssen vorkommt, sind es Kreisornamente, die in Keilschnitt beschafft sind.

Fig. 8. Schrankthür von einem Schrank aus dem Jahre 1584.

Eine weitere Durchbildung erhalten diese Brettthüren von Schränken und Kasten durch füllungsartige Vertiefungen, umgrenzt von flach angeschnitzten halb- oder viertelstabartigen Wulsten. Die in diese Rahmen hineingearbeiteten geometrischen oder pflanzlichen Ornamente sind nur flach im Relief ausgeführt (Fig. 9) und erheben sich daher nicht über die eigentliche Brettfläche. Eine weitere, der Eigenart des Holzes mehr entsprechende Durchbildung, die allerdings weit größere Ansprüche an die Geschicklichkeit des Tischlers stellte, ist folgende. In dem Brettholz, das für die betreffende Thür bestimmt war,

werden sowohl die Ornamente, hier in Form einfacher Rollwerkverzierungen, als auch Rahmenprofile, der Faser des Materials folgend, eingehobelt. Die



Fig. 9. Teil eines gotischen Schrankes aus dem Jahre 1547.

Querstücke, für den Rahmenabschluß notwendig, werden für sich ausgearbeitet, mit gleicher Rahmenprofilierung ausgestattet und mit der ausgekehlten Brettthür mittels angeschnittener Vergehrungen verbunden (Fig. 10). Diese Vereinigung zeigt eine Umrahmung, die eine Thätigkeit im Interesse der Füllung auszuüben scheint; doch obschon die Durchbildung des Systems von Rahmen und Füllung nur rein äußerlich zur Darstellung gelangt ist, läßt sie sich doch an einer großen Anzahl von Schrankkasten nachweisen. Eine wirkliche, nach tektonischen Prinzipien vorgenommene Zusamenfügung von Rahmen und Füllung ist hier zu Lande erst in weit späterer Zeit und kaum vor Beginn der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts vorgekommen.

Was an gotischen Möbeln hiesiger Gegend entstammt, zeigt im allgemeinen eine verständige Übertragung der Konstruktionssymbole in das Holzmaterial. Manche, an sich primitive Arbeiten, bieten Vorbilder, die richtig verstanden und aufgefaßt, sich gut zur Übertragung auf einfache Arbeiten eignen. Überall zeigt

sich das Kastenmöbel trotz seiner manchmal reichen Zieraten als ein wirkliches Gebrauchsstück und hat sich von architektonischer Tendenz vollständig freigehalten, wenngleich zugegeben werden muß, daß die Ausführung manchmal weniger sorgfältig beschafft ist.

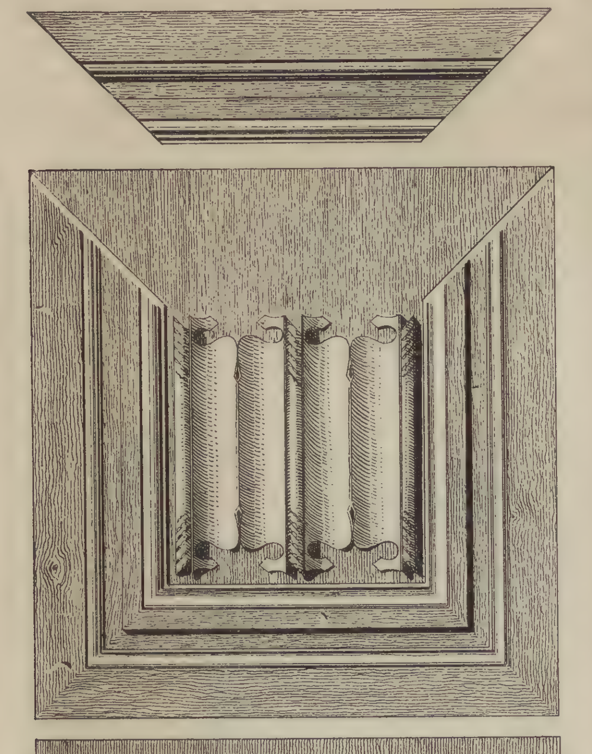
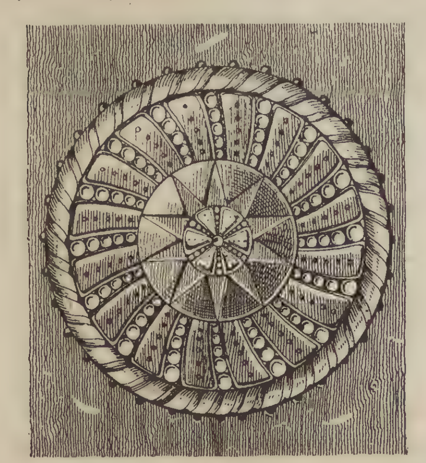
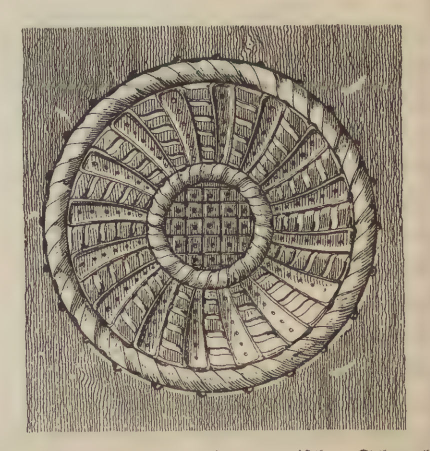


Fig. 10. Thür von einem gotischen Schrank.

Das Ornament, das uns auf den gotischen Hausgeräten hiesiger Gegend entgegentritt, zeigt nahezu dieselben Eigentümlichkeiten, wie in andern Gegenden Deutschlands. Es finden sich phantastische, wundersame Tier- und Menschenbildungen und andere fabelhafte Gestalten, wenn auch häufig in ziemlich derber Modellierung vor. Ferner ersehen wir Ornamente, die der Pflanzenwelt entnommen sind, wie Ranken, Laub und Blumen; in der Ausführung zeigen sie oft eine charakteristische Wiedergabe von Naturbildungen. Dann finden sich an den





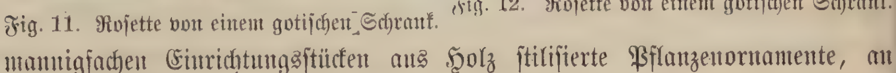


Fig. 11. Rosette von einem gotischen Schrank.

Fig. 12. Rosette von einem gotischen Schrank.

mannigfachen Einrichtungsstücken aus Holz stilisierte Pflanzenornamente, an

denen das Urbild, wonach dieselben geformt sind, kaum zu erkennen ist. Mannigfache Anwendung hat das architektonische und das auf geometrischer Grundlage entwickelte Ornament gefunden, vor allem das Maßwerk, das aus Bogen, Rosetten, Drei- und Vierpässen oder aus einfachen Zirkelschlägen zusammengesetzt ist. Letztere Ornamente, teils in durchbrochener Art, teils in Relief ausgeführt, erscheinen jedoch der Eigenart des Materials weniger angemessen, als die Anordnung von Figuren, Wappen ꝛc. Ein sehr häufig an den Füllbrettern von Truhen und Kasten vorkommendes Ornamentmotiv ähnelt gefalteten Papier- oder Pergamentrollen, es tritt in verschiedener Gestaltung auf; ein meist bewegter Linienabschluß schließt dasselbe nach oben und nach unten ab. Bei manchen Arbeiten ist das Orament flach gehalten, so daß es in der Höhe der Holztafel durch Herausheben des neben der Zeichnung befindlichen Grundes durchgeführt ist. Der mittels Schnitzeisens ausgehobene Grund ist dann, wohl der ältesten Kunsttechnik entsprechend, noch durch Farbe hervorgehoben, wie dies auch an dem unter Fig. 14 dargestellten Füllbrett durch Blau und Rot abwechselnd vollführt ist. Seltener sind dagegen größere Möbel ganz polychromiert, wie dies häufig durch Wachsfarbe in verschiedener Abstufung vorgenommen wurde.



Fig. 13. Füllbrett von einem Schrank aus dem Jahre 1575.

Das hiesige Kunstgewerbe-Museum besitzt nur ein in dieser Weise bemaltes Möbel, nämlich eine größere Truhe, deren Mittelstück Fig. 15 herzeigt. Seitlich davon befinden sich sehr wirkungsvoll gearbeitete Rollwerks-Ornamente. Das Ganze ist blau, rot und grün übermalt, während die schlichten Seiten in verschiedenen Farbentönen, die die Fläche bandig umziehen, ausgeschmückt sind.

Die vorhin aufgeführten Angaben zeigen zur Genüge, wie äußerst langsam die Entwicklung der gotischen Formen hier zu Lande von statten ging und wie lange sie, gegenüber den neueinsetzenden Formen der Renaissance, standgehalten haben. — Auch Luxus und Bequemlichkeit scheinen im allgemeinen in der mittelalterlichen Wohnung zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie auch noch später, wenig vorhanden gewesen zu sein. Es ist eine ziemlich bekannte Thatsache, daß vornehme Reisende sich um diese Zeit genötigt sahen, ihr sämtliches Hausinventar mit sich zu führen. Wohl aus diesem Umstande erklärt sich die ambulante Form mancher mittelalterlicher Möbel, wie auch der auf Seite 59 abgebildete Tisch, der ganz für solche Zwecke hergerichtet erscheint. Die vielfach vorkommenden kleinen Schränke, die Faltbettstelle, der Faltstuhl scheinen auch gleichen Anlässen ihre Entstehung zu verdanken.

Fig. 14. Füllbrett von einer gotischen Truhe mit blauer und roter Bemalung.

Besondere Erwähnung verdient die Stellung der Frage, wo die Hauseinrichtungsstücke gotischer Zeit hergekommen oder wo sie angefertigt sein mögen. Es kann als sicher angenommen werden, daß reichere und feiner durchgebildete Stücke, die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts datieren, aus Gegenden mit besser entwickelter Kunstindustrie bezogen worden sind, daß vor allen Lübeck das meiste dieser Sachen geliefert hat und daß von dorten auch später durch die rege Bethätigung seines Kunstfleißes, wie durch die lebhaften Handelsverbindungen, großer Einfluß auf die Entwicklung der heimischen Kunstindustrie im 16. Jahrhundert ausgeübt worden ist. Die Einwirkung Hamburgs wird sich auf beregtem Gebiete kaum vor Beginn des 17. Jahrhunderts fühlbar gemacht haben und dann auch vornehmlich nur nach den südwestlichen Gegenden Holsteins hin.

Der größte Teil des Bedarfes wird aber doch sicher im Lande selbst ausgeführt worden sein, und wenn wir den Verhältnissen näher treten, wie sie über unser Land aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts bekannt sind, dann kann als Anfertigungsort von den Städten des Herzogtums doch nur Flensburg, und zwar infolge seiner Größe und der Entwicklung seines Handels in Betracht

kommen. — Dies erklärt sich auch aus dem gewerblichen Leben, das sich im mittelalterlichen Geiste hier zuerst ausbildete und bemerkbar machte. Es kommen hierbei noch die derzeit bestehenden strengen Zunftvorschriften in Betracht, und wie außerordentlich scharf diese Bestimmungen abgefaßt waren, ergiebt sich schon daraus, daß man die Ausübung handwerklicher Leistungen nur den in der Stadt ansässigen Zunftmeistern zubilligte, und daß infolge dessen die Zunft ihre Rechte auf meilenweiten Umkreis geltend zu machen suchte. Die Obrigkeit gewährte den Meistern der Zunft jeglichen Schutz, wie sie sich auch bemühte, das Publikum gegen Benachteiligung zu schützen. — Zu berücksichtigen ist ferner der lebhafte Verkehr der Bewohner nahe der Westküste (wo alle die bisherigen Erwerbungen herstammen) mit hiesiger Gegend, der von jeher, hauptsächlich infolge der hier regelmäßig abgehaltenen großen Märkte, stattgefunden hat. Auch Flensburgs Handelsbeziehungen fanden stets Ausdehnung nach Orten der Westküste; auch sie haben sicherlich dazu beigetragen, Flensburgs Kunstindustrie bis in jene entlegenen Gegenden bekannt zu machen. Der häufige Verkehr der Bewohner des westlichen Schleswigs nach hier wird außerdem Veranlassung gegeben haben, daß manches alte Einrichtungsstück, das infolge veränderter Ansprüche vom städtischen Bewohner als nicht mehr zeitgemäß erachtet und außer Gebrauch gestellt wurde, seinen Weg früher oder später in abseits gelegene Orte des platten Landes gefunden haben mag. Es wird sich derselbe Kreislauf schon damals bemerkbar gemacht haben, wie er noch heutigen Tages zeitweilig zu Tage tritt.



Fig. 15. Gotisches Truhenstück mit blauer, roter und grüner Bemalung.

Von alten Snitker-Meistern, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts existierten und sich wahrscheinlich auch mit der Ausführung von Hauseinrichtungen beschäftigten, lassen sich aus dem Meisterverzeichnis, das den Bau- und Kunst-Denkmälern der Provinz Schleswig-Holstein beigegeben ist, nur zwei entnehmen, der Flensburger Snitker (Tischler) H a n s G r o t e, der sich 1546 vom Geschäft zurückzog und 1560 starb, sowie der Schleswiger Snitker L ü t j e M ü l l e r, der schon 1491 daselbst thätig war.

Die Muttersprache in der Provinz Schleswig-Holstein.

„In meinem Hause werden vier Sprachen gesprochen: hochdeutsch, plattdeutsch, dänisch, friesisch.“ So äußerte sich mir gegenüber ein befreundeter Lehrer aus der Umgegend Tonderns. Demnach scheint unsere Heimat ein vielsprachiges Fleckchen Erde zu sein. — Über die Sprachverhältnisse Schleswig-Holsteins giebt jede gute Landesbeschreibung Auskunft, z. B. Grünfeld. Eine genauere Darlegung läßt sich nur auf grund statistischer Ermittelungen geben. In seinem letzten Heft der Zeitschrift des Königl. preuß. statist. Büreaus zu Berlin bringt der bekannte Freiherr A. v. Fircks eine wertvolle Arbeit über: „Die preußische Bevölkerung nach ihrer Muttersprache und Abstammung.“ Für unsere Provinz einschließlich Helgoland ergiebt sich Folgendes: 1052811 Deutsche, 136148 Dänen und Norweger, 19885 Friesen, 4448 Polen, Masuren und Kassuben, 3891 Schweden, 460 Briten und Amerikaner, 459 Holländer, 351 Italiener, 277 Lithauer, 251 Tschechen und Mähren, 116 Franzosen, 78 Spanier, 46 Portugiesen, 33 Wenden, 25 Wallonen. Da letztere Nationen hauptsächlich dem Bau des Nord-Ostsee-Kanals zuzuschreiben sind, so werden die Verhältnisse nach Vollendung desselben sich wesentlich anders gestalten. — Politisch interessant ist ein Nachweis über die Verteilung der Bevölkerung in Nordschleswig bezüglich der Muttersprache. Nach amtlicher Ermittelung befanden sich der Muttersprache nach unter 1000 Personen:

Im Kreise	Deutsche.	Dänen.	Friesen.	Angehörige and. Sprachen.
Hadersleben . . .	115,5	877,9	—	6,6
Sonderburg . . .	137,7	850,4	—	11,9
Apenrade	175,0	818,3	—	6,7
Tondern	274,9	493,2	230,1	1,8
Flensburg, Stadt .	905,9	77,1	—	17,0
„ Land .	907,9	87,7	—	4,4

Im ganzen Nordschleswig waren demnach unter 1000 Personen der Muttersprache nach: 419,5 Deutsche, 534,1 Dänen, 38,3 Friesen, 8,1 Angehörige anderer Sprachen.

Windbergen. J. Schwarz.

Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1894.

Von P. Knuth.

Zum fünften Male werden in der „Heimat“ die im verflossenen Jahre angestellten phänologischen Beobachtungen veröffentlicht. Damit feiert die Phänologie in unserem Gebiete ihr erstes Jubiläum, denn nach fünfjährigen Beobachtungen pflegt man schon das Mittel zu ziehen. Wenn ich dies aber noch unterlasse, so geschieht es deshalb, weil die letzten Jahre ganz ungewöhnliche Witterungsverhältnisse zeigten, sodaß die Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse besser auf eine spätere Zeit zu verschieben ist.

Die in diesem Jahr zum Versand kommenden phänologischen Karten weichen von den früheren insofern ab, als sie eine kurze Anleitung enthalten. Die vier Punkte derselben lauten:

1. Begehe das Beobachtungsgebiet bis Mitte Juli täglich, später mindestens zweimal wöchentlich.
2. Mache die Beobachtungen an normalen, freistehenden, nicht an Spalieren rc., nicht gänzlich im Schatten stehenden Pflanzen.
3. Beobachte nur Pflanzen, die sich in der Gegend in größerer Zahl finden.
4. Beobachte alle Jahre möglichst dieselben Exemplare oder doch Pflanzen desselben Standortes.

Aus dem ersten dieser Sätze geht hervor, daß es wünschenswert ist, die zu beobachtenden Pflanzen in möglichster Nähe zu haben. Der zweite Satz weist

darauf hin, daß nur normale Pflanzen an normalen Standorten zur Beobachtung gelangen dürfen, also keine besonders früh oder besonders spät zur Entwicklung gelangenden. Der dritte Satz besagt, daß ganz vereinzelte Exemplare einer Pflanzenart in einer Gegend für phänologische Beobachtungen unbrauchbar sind. Aus dem vierten endlich geht hervor, daß es wünschenswert (aber nicht unbedingt notwendig) ist, in jedem Jahre an denselben Exemplaren die Entwicklungsstufen festzustellen.

Die in den früheren Karten gebrauchten Abkürzungen: e. B., B. O. s., e. Fr., a. L. V. sind beibehalten, doch sind denselben einige kurze Bemerkungen beigegeben: Der Eintritt einer Entwicklungsstufe ist erst dann zu notieren, wenn derselbe an mehreren Stellen festgestellt ist; die Fruchtreife ist erst dann als eingetreten zu betrachten, wenn bei saftigen Früchten der Farbenwechsel ein vollkommener und beendeter ist, bei Kapselfrüchten das Aufspringen spontan (selbstthätig) geschieht.

Die größte Schwierigkeit für den Beobachter macht die allgemeine Laubverfärbung. Ich will deshalb die von dem Altmeister der Phänologie, dem in Gießen verstorbenen Prof. H. Hoffmann, hierüber gebrachten Bemerkungen wiederholen[1]): Man versteht unter allgemeiner Laubverfärbung den Tag, an welchem über die Hälfte sämtlicher Blätter sämtlicher Exemplare (z. B. ein ganzer Wald von Eichen) verfärbt ist, in welcher Beziehung das direkte Abzählen zahlreicher Stämme, aber in der Regel auch schon der Gesamteindruck genügenden Aufschluß giebt. Sehr genau sind selbst für einen sehr mobilen Beobachter die gewonnenen Daten allerdings nicht, man muß sich mit einer Annäherung von 6—4 Tagen genügen lassen. Allein dies genügt auch in der That für die Hauptzwecke. Es handelt sich nämlich bei diesem Phänomen nicht um kleine Unterschiede, wie etwa zwischen Frankfurt a. M. und Gießen. Vielmehr sind wir in Beziehung auf Laubverfärbung selbst bezüglich der gröbsten Unterschiede aus Mangel an geeigneten Beobachtungen noch gänzlich im Dunkeln. Es ist aber unzweifelhaft, daß auf selbst nur 8 Tage genaue Beobachtungen uns hier wesentlich weiter bringen würden.

Den im ursprünglichen Gießener Schema enthaltenen Pflanzen sind auf unseren neuen Karten folgende, bereits im vorigen Jahre genannte[2]) hinzugefügt und durch einen Stern (*) gekennzeichnet worden: Galanthus nivalis e. B., Anemone nemorosa e. B., Ranunculus Ficaria e. B., Calha palustris e. B.,, Primula officinalis e. B., Cardamine pratensis e. B., Orchis latifolia e. B. Centaurea Cyanus e. B., Hypericum perforatum e. B., Calluna vulgaris e. B.

Von den Pflanzen des Gießener Schema kommen für uns kaum in Betracht: Prunus Padus, Atropa Belladonna und Salvia officinalis, weil sie bei uns selten angepflanzt sind. Ebenso ist Vitis vinifera dahin zu rechnen, da der Wein bei uns ausschließlich an Spalieren u. dgl. gezogen wird. Diese Pflanzen sind auf der neuen phänologischen Karte eingeklammert.

[1]) Über den phänologischen Wert von Blattfall und Blattverfärbung. (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, Frankfurt a. M. 1888, Juli-Heft.)

[2]) Vgl. „Die Heimat" 1894, Nr. 3 und 4, S. 77.

Ort.	Beobachter.	* Galanthus nivalis e. B.	Corylus Avellana, Antheren stäuben.	* Anemone nemorosa e. B.	* Ranunculus Ficaria e. B.	Aesculus Hippocastanum B. O. s.	Ribes rubrum e. B.	* Caltha palustris e. B.	* Primula officinalis e. B.	* Cardamine pratensis e. B.	Ribes aureum e. B.	Prunus avium e. B.	Prunus spinosa e. B.
Altona und Umgegend	**W. Petersen** und **B. Horstmann**, Lehrer	14. II. und 2. III.	15. III.	23. III.	23. III.	2. IV.	7. IV.	9. IV.	12. IV.	13. IV.	12. IV.	8. IV.	12. IV.
Augustenburg (Alsen)	**W. Meyer**, Apotheker	15. II.	18. III.	25. III.	24. III.	16. IV.	15. IV.	18. IV.		1. V.		26. IV.	18. IV.
Bergedorf	**Dr. W. Fischer**, Oberlehrer					5. IV.	8. IV.					9. IV.	10. IV.
Eutin	**H. Roese**, Hofgärtner a. D.	5. II.	10. II.	24. III.	20. III.	16. IV.	16. IV.	8. IV.	25. III.		14. IV.	17. IV.	16. IV.
Fargemiel (Land Oldenb.)	**J. Prehn**, Lehrer	25. II.	10. III.	26. III.	26. III.	20. IV.	15. IV.	15. IV.	20. IV.	24. IV.	1. V.	22. IV.	10. IV.
Flensburg	**H. U. Molsen**, Lehrer		14. II.			15. IV.	16. IV.				8. IV.		20. IV.
Gettorf	**Jul. Mordhorst**, Kantor	14. II.	8. III.	14. III.	1. IV.	18. IV.	10. IV.	8. IV.	10. IV.		12. IV.	18. IV.	12. IV.
Glückstadt	**Riessen**, Oberlehrer	Mitte II.	10. II.	28. III.	26. III.	5. IV.	10. IV.	2. IV.		17. IV.	19. IV.	9. IV.	18. IV.
Hamburg	**C. Kausch**, Lehrer		3. II.			4. IV.	8. IV.				9. IV.	11. IV.	15. IV.
Kattrepel b. Brunsbüttel	**H. Voß**, Lehrer				7. IV.	8. IV.	9. IV.			19. IV.		12. IV.	
Kiel	**Groth**, Lehrer		15. II.	28. III.	28. III.	8. IV.	10. IV.	2. IV.	4. IV.		20. IV.	17. IV.	18. IV.
Kiel	**A. Hahn**, Oberlehrer		27. II.			6. IV.	12. IV.				12. IV.	14. IV.	16. IV.
Kiel	**P. Knuth**	16. II.	3. III.	30. III.	29. III.	10. IV.	9. IV.	3. IV.	6. IV.		10. IV.	14. IV.	17. IV.
Lauenburg (Elbe)	**G. Witte**, Oberlehrer					2. IV.	10. IV.					7. IV.	11. IV.
Lübeck	**O. Ranke**, Gymnasiast		4. II.	20. III.	20. III.	6. IV.	3. IV.	28. III.		13. IV.	9. IV.	11. IV.	8. IV.
Lunden (N.-Dithm.)	**J. Cornils**, Lehrer			1. IV.	30. III.	10. IV.	11. IV.			29. IV.	20. IV.		
Neustadt i. H.	**G. Schröder**, Lehrer	30. I.	12. II.	23. III.	25. III.	12. IV.	14. IV.	15. IV.	24. IV.	27. IV.		17. IV.	16. IV.
Oldesloe	**Dr. Lichtenberg**, Professor			23. III.	23. III.	11. IV.	15. IV.	8. IV.	1. IV.	15. IV.	18. IV.	13. IV.	15. IV.
Plön	**Ad. Schulz**, Lehrer		12. II. und 3. III.			7. IV.	8. IV.			20. IV.	24. IV.	11. IV.	13. IV.
Ratzeburg	**R. Tepelmann**, Rektor		12. II.			2. IV.	12. IV.					9. IV.	6. IV.
Rendsburg	**H. Dreßler**, Lehrer		10. III.			8. IV.	17. IV.				19. IV.	16. IV.	24. IV.
Segeberg	**Dr. P. Buttel**, Erster Sem.-Lehrer		15. II.			5. IV.	8. IV.				8. IV.		1[illegible] IV.
Süderheistedt	**F. Johannsen**, Lehrer						16. IV.				24. IV.	12. IV.	1[illegible] IV.
Tönning	**E. Wagener**, Lehrer					5/9. IV.	11. IV.				12. IV.	14. IV.	
Warder (Kr. Segeberg)	**G. Schröder**, Lehrer u. Organist	4. II. und 3. III.	5. II. und 6. III.	1. IV.	25. III.	10. IV.	17. IV.	24. IV.		24. IV.		14. IV.	1[illegible] IV.
Wöhrden i. H.	**C. Eckmann**, Rektor			6. IV.			20. IV.			26. IV.		14. IV.	1[illegible] IV.
Zarpen	**C. Rohweder** Lehrer	15. II.	20. II.	23. III.	21. III.	15. IV.	13. IV.	5. IV.		22. IV.	14. IV.	10. IV.	1[illegible] IV.

Prunus Cerasus e. B.	[Prunus Padus e. B.]	Pirus communis e. B.	Fagus silvatica B. O. s.	Pirus Malus e. B.	Betula alba B. O. s.	Quercus pedunculata B. O. s.	Lonicera tatarica e. B.	Syringa vulgaris e. B.	* Orchis latifolia e. B.	Fagus silvatica, Buchwald grün.	Narcissus poëticus e. B.	Aesculus Hippocastanum e. B.	Crataegus Oxyacantha e. B.	Spartium Scoparium e. B.	Quercus peduncul., Eichwald grün.	Cytisus Laburnum e. B.	Cydonia vulgaris e. B.	Sorbus aucuparia e. B.
15. IV.	18. IV.	12. IV.	13. IV.	18. IV.	8. IV.	17. IV.	28. IV.	25. IV.	28. IV.	20. IV.	24. IV.	21. IV.	2. V.	3. V.	24. IV.	5. V.	6. V.	30. IV.
19. IV.		26. IV.	17. IV.	10. V.	20. IV.	15. V.	12. V.	12. V.	28. IV.	2. V.	12. V.	14. V.	18. V.		24. V. bis E. VI.	18. V.	18. V.	17. V.
10. IV.	20. IV.	13. IV.	17. IV.	19. IV.	10. IV.	21. IV.	26. IV.	25. IV.		22. IV.		26. IV.	5. V.		27. IV.	10. V.		
20. IV.	25. IV.	18. IV.	9. IV.	23. IV.	11. IV.	30. IV.	6. V.	2. V.	5. V.	20. IV.	28. IV.	28. IV.	6. V.	6. V.	16. V.	6. V.	20. V.	5. V.
18. IV.		1. V.	22. IV.	5. V.	22. IV.	10. V.		15. V.		6. V.	13. V.	10. V.	13. V.		25. V.	27. V.	25. V.	15. V.
18. IV.		28. IV.	23. IV.	3. V.	25. IV.	11. V.		12. V.		10. V.	8. V.	12. V.	14. V.	16. V.	23. V.	18. V.	14. V.	16. V.
24. IV.		24. IV.	18. IV.	2. V.	12. IV.	4. V.	1. V.	4. V.		28. IV.	2. V.	4. V.	4. V.		10. V.	9. V.	6. V.	4. V.
	24. IV.	14. IV.	1. V.	22. IV.	12. IV.	2. V.	1. V.	28. IV.				29. IV.	2. V.	12. V.		12. V.	11. V.	19. V.
15. IV.	17. IV.	12. IV.		21. IV.	11. IV.	20. IV.	27. IV.	21. IV.			25. IV.	24. IV.	2. V.		2. V.	7. V.	8. V.	9. V.
23. IV.		19. IV.		28. IV.				26. IV.			10. V.	23. IV.	11. V.			11. V.		
20. IV.		19. IV.	15. IV.	27. IV.	16. IV.	6. V.	4. V.	9. V.		23. IV.	5. V.	1. V.	15. V.		11. V.		11. V.	11. V.
12. IV.	25. IV.	17. IV.	13. IV.	22. IV.	19. IV.	2. V.	3. V.	3. V.		25. IV.	21. IV.	29. IV.	27. IV.	2. V.	8. V.	4. V.	12. V.	13. V.
16. IV.	25. IV.	18. IV.	16. IV.	22. IV.	16. IV.	28. IV.	28. IV.	2. V.	28. IV.	23. IV.	22. IV.	28. IV.	12. V.	14. V.	13. V.	9. V.	10. V.	12. V.
18. IV.		16. IV.		18. IV.				25. IV.		28. IV.	23. IV.	29. IV.	8. V.			10. V.		8. V.
16. IV.	15. IV.	16. IV.	14. IV.	19. IV.		3. V.	18. IV.	25. IV.	1. V.	19. IV.	1. V.	24. IV.	29. IV.	2. V.	21. V.	6. V.	12. V.	5. V.
24. IV.		23. IV.		30. IV.				6. V.			3. V.	4. V.	6. V.			13. V.		
24. IV.	26. IV.	25. IV.	26. IV.	27. IV.	25. IV.	1. V.		4. V.		29. IV.	27. IV.	4. V.	8. V.				15. V.	
14. IV.	24. IV.	22. IV.	22. IV.	25. IV.	24. IV.	30. IV.	4. V.	29. IV.	15. V.	26. IV.	11. V.	30. IV.	14. V.		14. V.	14. V.	20. V.	10. V.
17. IV.	22. IV.	23. IV.	8. IV.	26. IV.	15. IV.	26. IV.	5. V.	7. V.		27. IV.	29. IV.	21. IV.	6. V.	3. V.	28. V.	11. V.	7. V.	11. V.
15. IV.	22. IV.	14. IV.	8. IV.	23. IV.	13. IV.	21. IV.		27. IV.		22. IV.	25. IV.	24. IV.	29. IV.		3. V.	2. V.	30. IV.	7. V.
26. IV.	24. IV.	20. IV.	19. IV.	27. IV.	18. IV.	1. V.	3. V.	3. V.		30. IV.	1. V.	4. V.	8. V.	14. V.	14. V.	15. V.	14. V.	16. V.
20. IV.	22. IV.	20. IV.	15. IV.	25. IV.	12. IV.	10. V.	26. IV.	4. V.		24. IV.	2. V.	1. V.	29. V.		24. V.	1. V.	2. V.	12. V.
23. IV.		18. IV.	24. IV.	26. IV.	24. IV.	25. IV.		10. V.		27. IV.	8. V.		7. V.	12. V.	12. V.	15. V.	9. V.	14. V.
15. IV.	24. IV.	16. IV.	24/27. IV.	23. IV.	11. IV.	25/28. IV.	21. IV.	2/6. V.			25. IV.	25/27. IV.				10. V.	6/10. V.	16/20. V.
23. IV.	23. IV.	25. IV.	18. IV.	30. IV.	18. IV.	28. IV.	1. V.	7. V.	13. V.	22. IV.	1. V.	6. V.	15. V.	8. V.	10. V.	15. V.	15. V.	15. V.
29. IV.		20. IV.		27. IV.				6. V.			4. V.	23. IV.	26. IV.			12. V.	11. V.	15. V.
18. IV.	18. IV.	21. IV.	16. IV.	24. IV.	19. IV.	1. V.	1. V.	3. V.	1. V.	24. IV.	4. V.	3. V.	3. V.		10. V.	15. V.		17. V.

Ort.	Beobachter.	Sambucus nigra e. B.	Secale cer. hib. e. B.	[Atropa Belladonna e. B.]	Symphor. racem. e. B.	Rubus idaeus e. B.	[Salvia officinalis e. B.]	Cornus sanguinea e. B.	[Vitis vinifera e. B.]		* Hypericum perf. e. B.	Ribes rubrum e. Fr.
Altona und Umgegend	W. Petersen und B. Horstmann, Lehrer	23. V.	26. V.	25. V.	30. V.	22. V.	27. V.	6. VI.	25. VI.		28. VI.	22. VI.
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	6. VI.	3. VI.		10. VI.	7. VI.	9. VI.		28. VI.		6. VII.	30. VI.
Bergedorf	Dr. W. Fischer, Oberlehrer		23. V.									24. VI.
Eutin	H. Roese, Hofgärtner a. D.	28. V.	24. V.		16. VI.	20. V.		6. VI.	21. VI.		20. VI.	4. VII.
Fargemiel (Land Oldenburg)	J. Prehn, Lehrer	10. VI.	1. VI.		10. VI.	1. VI.	20. VI.	17. VI.	5. VII.		1. VII.	5. VII.
Flensburg	H. U. Molsen, Lehrer	9. VI.	10. VI.		16. VI.	3. VI.			2. VII.			2. VII.
Gettorf	Jul. Mordhorst, Kantor	8. VI.	27. V.		4. VI.	8. VI.					8. VII.	8. VII.
Glückstadt	Riessen, Oberlehrer	20. V.			9. VI.							27. VI.
Hamburg	C. Kausch, Lehrer	26. V.	26. V.		29. V.	8. VI.		5. VI.				
Kattrepel bei Brunsbüttel	H. Voß, Lehrer	1. VI.	3. VI.		3. VI.							21. VI.
Kiel	Groth, Lehrer	8. VI.	1. VI.	12. VI.	6. VI.	19. V.	6. VI.	18. V.	25. VI.			30. VI.
Kiel	A. Hahn, Oberlehrer	27. V.	29. V.		12. VI.	29. V.	28. V.	28. V.				2. VII.
Kiel	P. Knuth	27. V.	28. V.	2. VI.	4. VI.	23. V.	29. V.	30. V.	22. VI.			
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Oberlehrer	20. V.	29. V.		3. VI.			30. V.				
Lübeck	O. Ranke, Gymnasiast	25. V.	24. V.		28. V.	23. V.		28. V.	26. VI.		27. VI.	25. VI.
Lunden (Norder-Dithm.)	J. Cornils, Lehrer	2. VI.	28. V.						30. VI.			27. VI.
Neustadt i. H.	G. Schröder, Lehrer		8. VI.	12. VI.	16. VI.	10. VI.	14. VI.	12. VI.	29. VI.		2. VII.	1. VII.
Oldesloe	Dr. Lichtenberg, Professor	5. VI.	29. V.		17. VI.	14. VI.			27. VI.		25. VI.	25. VI.
Plön	Ad. Schulz, Lehrer	28. V.	16. V.		7. VI.	26. V.		13. VI.	2. VII.			
Ratzeburg	R. Tepelmann, Rektor	20. V.	21. V.		31. V.	17. V.		20. V.	24. VI.			16. VI.
Rendsburg	H. Dreßler, Lehrer	8. VI.	1. VI.		6. VI.	6. VI.		1. VI.	29. VI.			2. VII.
Segeberg	Dr. P. Buttel, Erster Sem.-Lehrer	27. V.	23. V.		2. VI.	24. V.		21. V.	22. VI.			14. VI.
Süderheistedt	F. Johannsen, Lehrer	7. VI.	1. VI.		21. V.	20. V.						
Tönning	E. Wagener, Lehrer	24. V. bis 2. VI.			24/29. V.	20/26. V.			26/30. VI.			27. VI.
Warder (Kreis Segeberg)	G. Schröder, Lehrer und Organist	3. VI.	30. V.		15. VI.	15. VI.	6. VI.	10. VI.	29. VI.		2. VII.	10. VII.
Wöhrden i. H.	C. Eckmann, Rektor	30. V.	5. VI.		16. V.	19. V.					2. VII.	
Zarpen	C. Rohweder, Lehrer	19. V.	25. V.		26. V.	20. V.	1. VI.	10. VI.	14. VI.			15. VI.

Tilia grandifolia e. B.	* Calluna vulgaris e. B.	Ligustrum vulgare e. B.	Lonicera tatarica e. Fr.	Lilium candidum e. B.	Rubus idaeus e. Fr.	Ribes aureum e. Fr.	Secale cer. hib., Ernteanfang.	Sorbus aucuparia e. Fr.	[Atropa Belladonna e. Fr.]	Symphor. racem. e. Fr.	Sambucus nigra e. Fr.	Cornus sanguinea e. Fr.	Ligustrum vulgare e. Fr.	Aesculus Hippocast. e. Fr.	Aesculus Hipp. a. L. V.	Betula alba a. L. V.	Fagus silvatica a. L. V.	Quercus pedunc. a. L. V.
29. VI.	22. VII.	16. VI.	20. VI.	31. VI.	1. VII.	12. VII.	21. VII.	22. VII.		26. VII.	26. VIII.	28. VIII.	11. IX.	15. IX.	18. IX.	22. IX.	28. IX.	2. X.
6. VII.		30. VI.		2. VII.	9. VII.		26. VII.	21. VIII.		22. VIII.	2. IX.		18. IX.	10. IX.	20. IX.	14. IX.	18. X.	28. X.
30. VI.							24. VII.				2. IX.			23. IX.		30. IX.	7. X.	12. X.
20. VI.	22. VII.	24. VI.		3. VII.	6. VII.		20. VII.	18. VIII.		1. VIII.	30. VIII.			20. IX.	Anf. X.	Anf. X.	18. X.	28. X.
10. VII.	1. VIII.	29. VI.			10. VII.		25. VII.	25. VIII.			5. IX.	20. IX.	20. IX.		15. IX.	15. X.	20. X.	25. X.
		8. VII.		9. VII.	6. VII.		30. VII.	8. VIII.		18. VIII.	8. IX.			20. IX.	5. X.		10. X.	
4. VII.		13. VII.		6. VII.	12. VII.	14. VII.	28. VII.	12. VIII.		28. VIII.	14. IX.		24. IX.	20. IX.	12. X.		12. X.	28. X.
28. VI.							25. VII.	8. VIII.		9. VIII.	1. IX.			9. X.	10. X.	10. X.	20. X.	25. X.
		17. VI.		3. VII.	3. VII.					18. VIII.				21. IX.	1. X.	24. X.	24. X.	31. X.
5. VII.		3. VII.		7. VII.			23. VII.			22. VII.	19. VIII.			13. IX.	12. IX.	Mitte X.		
1. VII.		4. VII.	10. VII.	6. VII.	4. VII.		26. VII.	7. VIII.	8. VIII.	3. VIII.	8. IX.		14. IX.	20. IX.	2. X.	2. X.	10. X.	13. X.
1. VII.		14. VI.	9. VII.	3. VII.	3. VII.		15. VII.	20. VII.		1. VIII.	15. VIII.	27. VIII.		4. IX.	15. IX.		27. IX.	2. X.
														1. IX.	20. IX.	8. X.	11. X.	12. X.
30. VI.		29. VI.	24. VI.	6. VII.	6. VII.	12. VII.	13. VII.											
5. VII.		3. VII.		6. VII.			24. VII.							13. IX.	12. X.			
2. VII.		4. VII.		5. VII.	2. VII.		23. VII.											
4. VII.		21. VI.	22. VII.	10. VII.	15. VII.	20. VII.	1. VIII.			5. VIII.	6. IX.		26. IX.	12. IX.	23. X.	23. X.	23. X.	25. X.
29. VI.		30. VI.	10. VII.	5. VII.	10. VII.	11. VII.	22. VII.	15. VIII.		15. VIII.	10. IX.			17. IX.				
		8. VI.		30. VI.	1. VIII.		16. VII.	28. VII.		7. VIII.	28. VIII.		16. IX.	18. IX.	20. X.	22. X.	18. X.	24. X.
8. VII.			9. VII.		15. VII.	15. VII.	20. VII.	14. VII.		15. VIII.	23. IX.			22. IX.	14. X.	14. X.	16. X.	22. X.
3. VII.		24. VI.	12. VII.	2. VII.	20. VII.	16. VII.	20. VII.	16. VIII.		17. VIII.	1. IX.	3. IX.	24. IX.	20. IX.	5. X.	20. X.	19. X.	14. X.
/4. VII.		28. VI.		6/9. VII.	8. VII.			26. VII.		2. VIII.			1. IX.	8/12. IX.	24. IX.	28. IX.		
1. VII.		2. VII.	15. VII.	6. VII.	15. VII.		26. VII.	3. VIII.		8. VIII.	21. IX.	21. IX.	25. IX.	24. IX.	3. X.	8. X.	8. X.	8. X.
		4. VII.		7. VII.			23. VII.											
		18. VI.	20. VI.	20. VI.	28. VI.		25. VII.	5. VIII.		6. VIII.	8. IX.	10. IX.	20. IX.	1. X.	10. X.	14. X.	19. X.	20. X.

Nationale Eigentümlichkeiten unseres schleswigschen Volkes.*)

Zusammengestellt von **P. Franzen** in Schmedagger.

Außer der Sprache hat jedes Volk auch seinen mehr oder minder hervortretenden Charakter, aber diesen zu bestimmen ist oft schwierig, da sehr leicht das Besondere mit dem Allgemeinen verwechselt wird. Durch das Folgende wird auch nicht beabsichtigt, den Gesamtcharakter des schleswigschen Volkes zu schildern, sondern es wird nur versucht werden, einzelne Eigentümlichkeiten hervorzuheben, insofern sie auf die Nationalität Bezug nehmen. Zu den verschiedenen Eigentümlichkeiten eines Volkes rechnet man außer der Sprache noch die Bauart, die Lebensweise, die Kleidertracht und auch wohl noch die verschiedenen Sitten und Gebräuche.

A. Die Bauart.

In Schleswig werden deutlich drei Bauarten unterschieden: die dänische (mit dieser ist die Bauart in Angeln nahe verwandt), die sächsische und die friesische.

Das Eigentümliche bei der dänischen Bauart besteht darin, daß die Gebäude eines größeren Bauernhofes die vier Seiten eines meistens geschlossenen Vierecks bilden. In den allermeisten Fällen finden wir, daß das Wohnhaus welches den größten Teil der einen Länge einnimmt, von Osten nach Westen liegt und daß es der Straße zugekehrt ist. Stall und Scheune, welche sich den Enden des Wohnhauses anschließen, finden wir dagegen stets an den beiden Seiten, die sich von Süden nach Norden erstrecken. Die vierte Seite, welche dem Wohnhause gegenüberliegt, wird für verschiedene Zwecke verwendet. In der Mitte dieser letztgenannten Seite ist eine Durchfahrt, durch welche wir in den Hofraum gelangen, auf welchem sich außer dem Brunnen auch noch der Düngerhaufen befindet. Von dieser Bauart ist man jedoch der Feuersgefahr wegen in neuerer Zeit vielfach abgewichen, indem Wohnhaus, Stall und Scheune meistens von einander getrennt liegen. Das Wohnhaus alter dänischer Bauart ist in der Regel so eingerichtet, daß man von der Vordiele, welche quer durch das ganze Haus geht, durch die Küche in die tägliche Stube (Dörns) kommt. Neben der täglichen Stube liegt die große Stube, welche eine größere Breite des Hauses einnimmt als die andern Stuben. Hinter der großen Stube liegen gewöhnlich zwei Kammern, von welchen die eine als Fremdenstube (auch Brautkammer genannt), während die andere als Webekammer benutzt wird. Neben der Küche liegt der sogenannte Waschraum mit dem Backofen und dem Braukessel, und von diesem Raum führt eine Thür in den Verschluß, der zur Aufbewahrung des Feuerungsmaterials dient. Dieser Verschluß befindet sich jedoch nicht an der Längswand, sondern an der Endwand, die sich von Süden nach Norden erstreckt. Von der Vordiele führt auch eine Thür nach der entgegengesetzten Seite in die Dreschtenne. Hinter der Tenne befindet sich der soge-

* Quellen: Schmidt, Topographie über Schleswig. Kopenhagen 1861. — Jensen, Über Schleswigs Volk.

nannte „kleine Stall," in welchem nur die Milchkühe und die Pferde ihren Platz haben, während das Jungvieh im großen Stall untergebracht ist, der sich an einer der Längsseiten befindet. Die Ställe sind stets so eingerichtet, daß das Vieh in zwei Reihen mit den Köpfen gegen die Außenwände gerichtet steht, so daß sich der Futtergang hinter dem Vieh befindet.

In Bezug auf die innere Einrichtung entspricht die frühere Bauart in Angeln fast genau der alten dänischen. Abweichend ist sie aber insofern, als sie nicht die Viereckform aufweist, sondern eine einzige Länge bildet. Quer durch diese geht eine Durchfahrt, welche die Wohnräume von Stallungen und Scheune scheidet, indem zur einen Seite der Durchfahrt die Wohnräume sind, während sich zur anderen Seite die Stallräume für Pferde und Rinder finden. Diese Bauart finden wir außer in Angeln auch noch im nördlichen Mittelschleswig, wo sie besonders in den sogenannten Kolonistendörfern, z. B. Sophienthal, Christianshaab, hervortreten.

Grundverschieden von diesen beiden ist die sächsische Bauart.*) Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie ein langes Gebäude bildet, welches den Giebel der Straße zukehrt. In der Giebelwand befindet sich die Einfahrt. Tritt man in diese Einfahrt, so hat man vor sich den großen Herd, zur einen Seite den Pferde- und zur anderen Seite den Viehstall. Pferde und Rinder stehen so, daß die Köpfe der Einfahrt zugekehrt sind. Die Einfahrt wird zugleich als Tenne benutzt, wo das Korn, welches auf dem Boden über den Ställen aufbewahrt ist, gedroschen wird. Zu beiden Seiten des Herdes befinden sich kleinere Gelasse, welche als Milchkammer, Speisekammer u. s. w. dienen. Endlich hinter dem Herde, dem Einfahrtsthor gerade gegenüber sieht man den Eingang zu den Wohnräumen. Da das alte sächsische Bauernhaus keinen Schornstein hat, so zieht sich der Rauch vom Herde unter der Decke hin, räuchert die hier aufgehängten Würste und Schinken und findet durch die Thorluke seinen Weg ins Freie.

Wieder bedeutend abweichend ist die friesische Bauart in den größeren Marschhöfen, welche Haubarge (Heuberge) genannt werden. Eigentümlich bei dieser Bauart ist „de Veerkant" (Viereck). Dieses ist ein großer quadratförmiger Raum, welcher bis zum Dache von Balken aufgeführt ist und zur Aufbewahrung des Heues dient. Angeschlossen an dieses Viereck, welches mitten im Gebäude liegt, befinden sich andere längliche Vierecke. Von diesen wird gewöhnlich das, welches nach Süden liegt, als Wohnhaus benutzt. Im friesischen Wohnhaus finden wir 3—5 Stuben, von denen die größere „Pesel" genannt wird. Gegen Norden und Osten sind die Ställe und gegen Westen befindet sich die Tenne „Loa," welche bei Hochzeiten und größeren Festlichkeiten als Tanzplatz benutzt wird. Der Hof liegt gewöhnlich auf einer künstlichen Erhöhung, „Warf," von einem ziemlich breiten Graben umgeben.

---

*) Vergl. Frahm, Das alte sächsische Bauernhaus. „Heimat" 1893 S. 254 u. 268.

B. Die Lebensweise.

Auch in Bezug auf die Lebensweise bestand vor Jahren und besteht zum Teil auch noch ein deutlicher Unterschied zwischen der Bevölkerung in Nord- und Südschleswig. In Nordschleswig und Angeln ist Brei oder Milchsuppe mit Butterbrot die gewöhnliche Morgen- und Abendkost. In Südschleswig dagegen wird morgens und abends vorzugsweise Thee getrunken, wozu Butterbrot genossen wird. Auch wird daselbst vielfach Hafersuppe und Gerstenbrei gegessen. Bei Festlichkeiten, als bei Hochzeiten und Begräbnissen, wurden früher in Nordschleswig folgende drei Gerichte aufgetragen: zuerst dickgekochte gelbe Erbsen mit einem Klumpen Butter in der Mitte der Schüssel, dann Rinder- oder Hühnersuppe mit gekochten Pflaumen und darauf der sehr beliebte Reisbrei, mit gestoßenem Zucker und Kaneel bestreut. Die Reihenfolge dieser Gerichte wurde bis vor wenigen Jahren in Nordschleswig streng innegehalten. Die Bevölkerung in Südschleswig hat andere Gerichte. Hier werden bei größeren Festlichkeiten gewöhnlich vier Gerichte aufgetragen; die Reihenfolge und Art derselben ist aber nicht so bestimmt geregelt wie in Nordschleswig. Selten fehlen aber die Suppe und der dicke Reis, und unter den anderen zwei Gerichten findet man an einigen Stellen eine gebratene Gans, mit Äpfeln und Pflaumen ausgefüllt, anderswo wieder trägt man Mehlklöße mit Specksauce auf. Bei den Friesen finden wir häufig fette Speisen. Besonders merkwürdig ist die Suppe: In diese, welche sehr fett ist, werden die Mehlklöße getaucht, während die Suppe selbst nicht gegessen wird. Es ist selbstverständlich, daß diese Art der Lebensweise sich nur noch in ganz wenigen Fällen und an ganz vereinzelten Orten bis auf unsere neuere Zeit erhalten hat.

C. Die Kleidertracht.

Die Eigentümlichkeit der Kleidertracht verschwindet auf dem Lande durch den immer reger werdenden Verkehr mit den Städten mehr und mehr und die Kleidertracht der Städter, welche sich nach der herrschenden Mode richtet, findet bei der Landbevölkerung immer mehr Eingang. Selbst bis auf die abseits gelegenen Inseln der Nordsee hat sich die modische Tracht zu verbreiten gewußt. Bis vor ca. 50 Jahren kleidete sich die weibliche Bevölkerung in Angeln am liebsten in glänzende Farben: hochrot und hellgrün, welche Farben auch bei dem weiblichen Geschlecht im nördlichen Schleswig beliebt waren. Besonders war der Kopfputz der Frauen sehr reich. Während man in Angeln vorzugsweise Hauben mit reicher Goldstickerei trug, trugen die Frauen in Nordschleswig solche, die mit geklöppelten Spitzen verziert waren. Um den Hals und die Schultern trug man ein doppelt zusammengelegtes seidenes Tuch. Die Fußbekleidung hat am längsten dem Einfluß der Mode Widerstand geleistet. Im südlichen Schleswig wurde ausschließlich ledernes Fußzeug, Stiefel und Schuhe, gebraucht, in Angeln und im ganzen nördlichen Schleswig dagegen trug man, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, stets Holzschuhe mit breiten messingenen Reifen. Im nördlichen Teile von Alsen hat diese Fußbekleidung sich wohl am

längsten gehalten, indem vor 25 Jahren diese Art Holzschuhe von Frauen bei jeder festlichen Gelegenheit, ja, selbst Sonntags beim Kirchgang benutzt wurde. Am längsten hat sich eine besondere Kleidertracht bei den friesischen Frauen erhalten, wo sie zum Teil noch vorgefunden wird. Eigentümlich ist hier die dichtanschließende, aus Pappe gefertigte Kopfbekleidung, um welche ein seidenes Tuch mehrfach geschlungen ist. Die Kopfbekleidung schützt Kopf und Hals gegen Wind und Sonnenstrahlen und erhält den feinen weißen Teint, den wir durchweg bei den friesischen Frauen vorfinden. Die Bluse ist aus schwerem ausländischen Tuch, welches von der seefahrenden männlichen Bevölkerung heimgebracht wird, und mit einem reichen Besatz von silbernen Knöpfen versehen. Die Röcke, von welchen gewöhnlich mehrere übereinander getragen werden, sind kurz, schließen eng an den Körper an und werden aus den besten Stoffen in der Heimat hergestellt. Wohl ist die friesische Nationaltracht kostbar, aber sie ist dafür dauerhaft, so daß das Brautkleid der Großmutter öfters der Enkelin für denselben Zweck dienen kann. Vom Festlande ist diese Tracht jedoch fast gänzlich verschwunden, während sie noch auf den friesischen Inseln, am häufigsten auf Sylt und Amrum anzutreffen ist. Die Nationaltracht der männlichen Bevölkerung Schleswigs ist in den verschiedenen Teilen des Landes weniger scharf begrenzt. Übereinstimmend war die Tracht der Männer in folgenden Stücken: Langschößiger Rock aus dunklem Tuch, Kniehose und Weste aus Sammet mit silbernen Knöpfen, Schuhe mit silbernen Spangen.

D. Sitten und Gebräuche.

Durch den zunehmenden Verkehr mit den Städten sind die meisten alten ländlichen Sitten und Gebräuche verschwunden und nur einzelne haben sich bis in unsere Zeit erhalten. Eine solche ist die, welche bei den sogenannten großen Bauernhochzeiten im nördlichen Schleswig und besonders auf Alsen und in Sundewitt noch beachtet wird. Genau acht Tage vor der Hochzeit ergehen die Einladungen, und zwar auf die Weise, daß zwei junge Leute aus der näheren Bekanntschaft des Brautpaares zu Verwandten und Nachbarn herumreiten und unter Beachtung einer gewissen Formel die Einladung bestellen. Der eine Reiter spricht im Namen der Braut und der andere im Namen des Bräutigams. Zum gedachten Ritt schmücken sich die jungen Männer mit bunten Schleifen, so wie auch die Pferde mit buntem Papier und bunten Bändern ausstaffiert werden. Dagegen muß das Brautpaar selbst die jungen Leute einladen, die das Amt eines Weinschenkers oder einer Aufwärterin bei Tisch übernehmen sollen. Am Tage vor der Hochzeit gehen die Aufwärterinnen im Dorfe umher und leihen das erforderliche Deckzeug, als Teller, Tassen, Löffel, Messer u. s. w., zusammen, welches die verschiedenen Nachbarn auch bereitwilligst hergeben. In Sundewitt und auf Alsen, wo mitunter 3—400 Personen geladen wurden, mußten die Gäste in früherer Zeit selbst Löffel, Messer und Gabel mitbringen. Der Vorabend des Hochzeitstages versammelt die nächsten Verwandten und Nachbarn des Brautpaares im Hochzeitshause zu einem muntern

Tänzchen. Dieser Abend tritt auf dem Lande an Stelle des städtischen Polterabends. Im östlichen Teile Nordschleswigs, auf Alsen und in Sundewitt wird dieser Abend „Fleskaften" genannt. Dieser Abend wird aber an vielen Stellen am Sonntagabend vor der Hochzeit, welche stets an einem Dienstag stattfindet, gefeiert. An dem Abend werden dem Brautpaare Schinken, Eier, Butter und Rahm gebracht, wofür die Brautleute den Gebern ein Festgelage veranstalten, das gewöhnlich bis in den hellen Morgen hinein dauert. Am Morgen des Hochzeitstages versammeln sich die Festgäste im Hochzeitshause, wo sie durch einen Tusch der Musikkapelle empfangen werden. Nach Einnahme eines Frühstücks ordnet der sogenannte „Schaffer," der durch die weiße Serviette, die er um den Leib gebunden trägt, kenntlich ist, die Hochzeitsgäste zum Zuge nach der Kirche. An der Spitze des Zuges fährt der Wagen mit der Musik. Im ersten Wagen fährt die Braut mit der sog. „Brautschmückerin," im zweiten der Bräutigam mit dem sog. „Bräutigamsführer." Darauf folgen die Wagen mit den Gästen, die dem Verwandtschaftsverhältnis nach eingereiht sind. Von der Kirche zurückgekehrt, werden den Gästen vom „Schaffer" ihre Plätze bei der Festtafel angewiesen. Diese dauert bei größeren Hochzeiten gewöhnlich drei bis vier Stunden. Nach der Festmahlzeit werden die Hochzeitsgeschenke überreicht. Diese bestehen im nördlichen Schleswig meistens aus silbernen Tischgerätschaften, in Sundewitt und auf Alsen dagegen besteht die Gabe in Geld. Nach dem Essen zieht sich das junge Paar mit Brautschmücker und Bräutigamsführer in die sog. „Brautkammer" zurück. Hierher kommen nun die Gäste, statten ihre Gratulation ab und legen ihre Gabe, welche in ein Stück Papier, mit dem Namen des Gebers, gewickelt ist, in eine auf einem Tische vor dem jungen Paare stehende Suppenschüssel. Für die eingegangenen Gaben werden die Unkosten der Hochzeit bestritten und meistens bleibt noch ein gutes Stück Geld übrig, für welches das nötige Hausgerät angeschafft werden kann. Am anderen Tage erscheinen die nächsten Verwandten und Nachbarn, sowie auch die Aufwärterinnen u. s. w. wieder. An dem Tage aber muß das junge Paar selbst die Bewirtung der Gäste übernehmen.

Auch bei Begräbnissen werden auf dem Lande noch vielfach die alten Sitten und Gebräuche innegehalten. Besonders gilt dies für den mittleren und westlichen Teil von Nordschleswig. Ist eine Person gestorben, so wird dieses gleich durch einen Boten den Bewohnern des betreffenden Dorfes angezeigt. Am Nachmittage versammeln sich dann die Frauen im Sterbehause zu dem sog. „Straalæg," d. h. die Leiche auf Stroh zu legen. Dieses ist zwar vor Ankunft der Frauen geschehen, aber alter Sitte gemäß werden sie dennoch eingeladen. Am Nachmittage vor dem Begräbnis wird die Leiche „gekleidet" und in den Sarg gelegt, welches man mit dem dänischen Ausdruck „Kistlæg" bezeichnet. Zu diesem „Kistlæg" werden die Frauen ebenfalls geladen, obgleich auch dies Werk vor ihrem Erscheinen schon beendet ist.

Die eigentümlichste Sitte der Friesen war das sog. „Finstern," welches auch auf Fehmarn und in der Propstei heimisch war. Dieses bestand darin,

daß die Mädchen in später Abendstunde die jungen Männer zu sich durchs Fenster ans Bett kommen ließen. Strenge Verbote gegen diese Sitte oder Unsitte haben nicht vermocht, dieselbe zu hindern; aber der Schaden, den man durch diesen Brauch für die öffentliche Sittlichkeit fürchten konnte, war infolge der gegenseitigen Überwachung der jungen Leute äußerst gering.

Selbst bei der Arbeit finden wir Abweichungen zwischen dem Nord- und dem Südschleswiger. Während der nordschleswigsche Arbeiter beim Dreschen den Flegel rechts herum schwingt, so schwingt der südschleswigsche Arbeiter, selbst wenn dieselbe Hand am Flegelstiele vorgreift, denselben links.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Sprachproben aus den verschiedenen Teilen Schleswigs anführen, wie sie in Schmidts Topographie von 1861 enthalten sind.

Aus Angeln:

„Mit dat Hochdytsche will dat nich recht fort. Von de Konfirmation af geit dat Krebsgang, un wenige Jahr wider hen synd de Lyd ebenso widt, as da se erst in de School keemen. Da synd so veel Winkelhaken un Schnörkelien an desse Spraak. Da low ek mi dat Platte! Darin kan Jeder singen, as em de Snabel wassen is."

Aus der Gegend von Husum:

„Schaft Dank hem, Peter, för dien Brew;
So geern ick di wedder in Versen schrew,
So sün ick dog bang, dat Dink ward nich ga'n,
Und du kannst mien Riemels nich versta'n.
Ick will't indessen mal proberen,
So wenig dat Dichten is mien Handteren."

Aus der Gegend westlich von Tondern (Wiedingharde).

„Herr Briädgam! nem forlief, men Fähr vell ey muhr schröffe,
Mien Miening es wehl goit, mann ohrs est hiend ötfleydt,
Siäd dat ock ta dine Breeid, so meit hirr fö bey blöffe
Dach wensch ich noch ta liäst, wett ienner Moses seydt. (1. Mſ. 1, 28.)
(Schluß eines Hochzeitsgedichtes von Andr. Bendixen 1749.)

In Übersetzung etwa so:

„Herr Bräutigam! nehmt vorlieb, meine Feder will nicht mehr schreiben,
Meine Meinung ist wohl gut, obwohl sie nicht geschickt ausgesprochen wird;
Sage es auch deiner Braut und laß es dabei bleiben,
Doch wünsch' ich noch zuletzt, was Moses dort gesagt (1. Mſ. 1, 28).

Aus dem Friesischen:

„Öhsen Baabe! die dö beest öhne Hemmel. Halligt waarde dann Nohme. Thokamme dien Kenning-Rick. Dann Walle schien öff dä Eerde, allick ös öhn dä Hemmel. Dühn ös Delling ös daagliks Bruud. (Die Anrede und die vier ersten Bitten des Vaterunsers.)

Aus der Sluxharde (d. i. die Gegend östlich von Tondern):

„Tyv troer anner stæl. Venn æ Muus er sat, er æ Mjøl bjesk. De er int olt Guld, der glimrer."

(Auf Deutsch: Der Dieb glaubt, daß andere stehlen. Wenn die Maus satt ist, ist das Mehl bitter. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.)

Aus der Karrharde (Umgegend von Leck):

„Han blyver oller klog, ven han aa vær søventig Aar gammel. Hun stau ve æ Kæld aa sau: Most! Pas aa, J foller int i æ Nost."*)

*) Nost ist ein Wassertrog, der zur Viehtränke dient.

(Auf Deutsch: Er wird nie klug, wenn er auch siebzig Jahre alt wird. Sie stand am Brunnen und sprach: Tante! Paßt auf, daß Ihr nicht in den Wassertrog fallt.)

Aus der Gegend von Hadersleben:

„See, soy den lille Mikkel, der har e Ravn taun e Vost; kund vi it tei en fra ham, hvonær vi ollsammel gik løis aa ham?"

(Auf Deutsch: Sieh', sagte der kleine Mikkel, da hat der Rabe den Käse genommen; könnten wir ihm ihn nicht wegnehmen, wenn wir alle auf ihn losgingen?)

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl** in Kiel.

IV. 4. Accipitres, Raubvögel.

Übersicht der Gattungen.

A. Lauf wenigstens in der unteren Hälfte nackt.

a. Hals ganz nackt oder nur mit feinen Dunen bekleidet; an der Schulter ein stark vorstehender Federkragen.

- Nasenlöcher lang oval, senkrecht gestellt; Gefieder gelbbraun . . 1. Aasgeier, Gyps Sav.
- Nasenlöcher fast kreisrund; Gefieder schwarzbraun . . . 2. Mönchsgeier, Vultur L.

b. Hals wie der übrige Körper mit Federn bekleidet; kein Halskragen.

- Oberschnabel mit einem Zahn vor der Spitze (Fig. 74) . . . . . **4. Falk, Falco** L.
- Oberschnabel ohne Zahn vor der Spitze (Fig. 75).
  - Schnabelfirste 8 cm, anliegender Flügel über 60 cm lang; Schwanz im Alter ganz weiß . . . . **3. Seeadler, Haliaëtus** Sav.
  - Schnabelfirste unter 6 cm, Flügel unter 60 cm lang.
    - Mittlere Schwanzfedern wenigstens $1\frac{1}{2}$ cm kürzer als die seitlichen . . . . **5. Milan, Milvus** Cuv.
    - Mittlere Schwanzfedern nicht kürzer als die seitlichen.
      - Nackte Schnabelfirste $4\frac{1}{2}$ cm lang und darüber; Beine blaugrau bis blau.
        - Augen $2\frac{1}{2}$ cm vom Nasenloch entfernt; hinter dem Auge kein schwarzes Längsband . . . . **6. Schlangenadler, Circaëtus** Vieill.
        - Auge nicht $1\frac{1}{2}$ cm vom Nasenloch entfernt; vom Auge den Hals hinunter ein schwarzes, weiß begrenztes Band . . **7. Fischadler, Pandion** Sav.
      - Schnabelfirste höchstens $3\frac{1}{2}$ cm lang; Beine gelb.
        - Zwischen Auge und Schnabel nur rundliche Federchen; mittlere Kralle (über dem Bogen gemessen) über $2\frac{1}{2}$ cm lang, etwas länger als die innere . . . . **8. Wespenbussard, Pernis** Cuv.
        - Zwischen Auge und Schnabel borstenartige Federn; mittlere Kralle kaum über 2 cm lang, kürzer als die innere.
          - Innere Kralle um die Hälfte länger als die mittlere; Flügel höchstens bis zur Mitte des Schwanzes reichend; die Außenfahne der 6. Schwinge wie die der 5. hinter der Mitte plötzlich verengt (vgl. Fig. 65) . . **9. Habicht, Astur** Lacép.
          - Innenkralle nicht um $\frac{1}{4}$ länger als die mittlere; Flügel über die Schwanzmitte hinaus reichend; Außenfahnen nur bis zur 5. Schwinge verengt.
            - Der nackte Teil des Laufes (von der Seite gesehen) über 7 mal so lang als breit; der Lauf vorn nicht bis zu $\frac{1}{3}$ befiedert . **10. Weihe, Circus** Lacép.
            - Der nackte Teil des Laufes höchstens 5 mal so lang als an der schmalsten Stelle breit; vorn mehr als $\frac{1}{3}$ des Laufs befiedert . . **11. Bussard, Buteo** Cuv.

B. Beine wenigstens bis zur Wurzel der Zehen befiedert.

- Die Zehen vollkommen nackt.
  - Kopf nicht eulenartig, ohne vorstehende Ohrfedern; anliegender Flügel 40 cm lang und darüber; größte Kralle (über den Bogen gemessen) 2 cm lang und darüber.
    - Die 2. Schwinge weit länger als die 6.; die nackte Schnabelfirste unter 3 cm lang; der anliegende Flügel unter 47 cm lang . . **12. Rauhfußbussard, Archibuteo** Brehm.
    - Die 2. Schwinge kürzer als die 6.; die nackte Schnabelfirste über 4 cm, der Flügel über 47 cm lang . . . . **13. Adler, Aquila** Sav.
  - Kopf eulenartig, mit vorstehenden Ohrfedern; längste Kralle 8 cm, Flügel etwa 15 cm lang . . . . **14. Zwergohreule, Scops** Sav.
- Die Zehen größtenteils befiedert oder beborstet.
  - Die Außenfahne der 2. Schwinge in d. Mitte oder vor dem Ende plötzlich verengt (Fig. 76 u. 77); Brustfedern mit Längs- oder Querband.
    - Die Verengung auf der Außenfahne der 2. Schwinge dem Ende der Schwinge doppelt so nahe als dem Ende der Flügeldeckfedern (Fig. 76) . . . . **17. Ohreule, Otus** Cuv.
    - Die Verengung der 2. Außenfahne dem Ende der Deckfedern und dem Flügelende gleich nahe (Fig. 77) oder dem ersteren näher.
      - Kopf jederseits mit starkem, vorstehenden Ohrfederbüschel; anliegender Flügel etwa 48 cm, Schnabelfirste von der Wachshaut an 4 cm lang . . . **18. Uhu, Bubo** Cuv.
      - Der Kopf ohne vorstehende Ohrfedern; Schnabel und Flügel weit kürzer.
        - Die Verengung der Außenfahne auf der 3. Schwinge kaum wahrnehmbar (Fig. 76); vor dem Auge ein schwarzer Fleck . . . . **19. Rauhfußkauz, Nyctale** Brehm.
        - Die Verengung auf der Außenfahne der 3. Schwinge stark ausgebildet, dieselbe auch noch auf der 4. deutlich vorhanden; am innern Augenrande höchstens einige schwarze Federborsten, die den hellen Grund nicht decken.
          - Die 5. und 6. Schwinge ohne Verengung auf der Außenfahne; der Strahlenfederkranz des Auges oben sehr schmal. **15. Käuzchen, Surnia** Dumér.
          - Die 5. und 6. Schwinge $6\frac{1}{2}$ cm resp. $4\frac{1}{2}$ cm vom Ende auf der Außenfahne mit Verengung; der Strahlenkranz über dem Auge fast ebenso breit wie unter demselben. **16. Waldkauz, Syrnium** Sav.
  - Die Außenfahne aller Schwingen ohne Verengung; die Brustfedern gelblich, jede mit einem 1—2 mm breiten rundlichen Fleck . . . **20. Schleiereule, Strix** L.

Eine Übersicht der Raubvogelarten nach der Lebensweise folgt am Schluß der Ordnung.

1. Der weißköpfige Aasgeier, Gyps fulvus (Gm.), N. 2 u. 338, ist in unserer Provinz noch nicht beobachtet, hat sich aber aus seiner Heimat, den Mittelmeerländern, einzeln bis Oldenburg und Mecklenburg verflogen.

2. Der Mönchsgeier, Vultur monachus L. (cinereus), N. 1, ist ebenfalls in den Mittelmeerländern heimisch und wurde ganz vereinzelt in unserer Provinz beobachtet.

3. Der **Seeadler, Haliaëtus albicilla** (L.), N. 12, 13 und 14, nistet bisweilen an den Seen des Ostens und ist im Winter an der Westküste bisweilen häufig. Seine Nahrung besteht im Sommer fast ausschließlich in großen Fischen; im Winter frißt er auch Rehkälber, Hasen und größere Vögel. Seine Füße sind zum Halten der Fische unten rauh. Über dem Wasser schwebend stürzt er sich auf die erspähte Beute und wird von großen Fischen, wie der Flußadler, bisweilen in die Tiefe gezogen. Die an jenen festsitzend gefundenen Krallen beweisen dies. Das Nest findet man im Mai im Gipfel starker Bäume. Es besteht aus Reisern, Halmen und Haaren und enthält 2 (—3) kurz ovale, meist weiße, seltener olivenbraun gefleckte Eier.

4. Die Arten der Gattung Falco:

- Die Mittelzehe mit Kralle über doppelt so lang als die Schnabelfirste.
  - Die Außenzehe höchstens $1^{1}/_{10}$ mal so lang als die Innenzehe (beide ohne Kralle gemessen); der Schwanz ragt 5 cm oder mehr über die Flügelspitze vor (Hierofalco).
    - Schwanzfedern weiß mit dunklen Querflecken oder Querbinden. N. 22, 1 u. 2; 390, 1, aus Grönland, einigemal auf Helgoland beobachtet . . . . **Jagdfalk**, F. candicans Gm.
    - Schwanzfedern auf der Außenfahne höchstens mit weißen Flecken.
      - Schwanzfedern hell und dunkel quergebändert, N. 391, 1 u. 2; verfliegt sich aus dem Norden Europas selten im Winter zu uns . . . . **Gierfalke**, F. gyrfalco L.
      - Außenfahne der Schwanzfedern auf dunklem Grunde hell gefleckt. Südeuropa, einmal auf Helgoland . . . . F. sacer Gm.
  - Außenzehe wenigstens $1^{1}/_{6}$ mal so lang als die Innenzehe; Schwanz höchstens 3 cm oder garnicht über die Flügelspitze vorragend (Falco).
    - Schnabelfirste bis 18 mm lang, anliegender Flügel unter 26 cm.
      - Schwanzfedern auf der Unterseite der Innenfahne mit 10 bis 12 dunklen Querbinden oder Flecken, am Auge ein abwärts laufender dunkler Fleck. N. 25 . . . . **Lerchenfalk, F. subbuteo** L.
      - Schwanzfedern auf der Unterseite der Innenfahne mit 7—8 dunklen Querbinden oder Flecken; unter dem Auge kein scharf abgegrenzter, dunkler Fleck. N. 27 . . . . **Merlinfalk, F. aesalon** Tunst.
    - Schnabelfirste 23 mm lang und darüber; Flügel wenigstens 28 cm lang.
      - Vom Auge verläuft eine dunkle Binde nach unten; nackte Schnabelfirste über 27 mm lang. N. 24 u. 25 . . . . **Wanderfalk, F. peregrinus** Tunst.
      - Ohne dunklen Fleck unter dem Auge; Schnabelfirste höchstens 27 mm lang.
        - Die Beinfedern schwarzbraun bis rotbraun ohne dunkle Längsstriemen; anliegender Flügel unter 33 cm lang. Mittelmeerländer; wurde einmal auf Helgoland gesehen . . . . F. eleonorae Gené.
        - Die Beinfedern mit dunklen Längsstreifen; Flügel wenigstens 33 cm lang. Nordostafrika, einmal auf Helgoland. F. tanypterus Lichtst.
- Die Mittelzehe nicht doppelt so lang als die Schnabelfirste (Cerchneis).
  - Die Krallen weißgelblich; die erste Schwinge 2 cm vor dem Ende 8 mm breit.
    - Füße und Wachshaut des Schnabels rotgelb; Rücken blaugrau gebändert oder schieferschwarz. N. 28 . . . . **Rotfußfalk, T. vespertinus** L.
    - Füße und Wachshaut schwefelgelb; Rücken rostrot. N. 29. Mittelmeerländer, dreimal auf Helgoland beobachtet . . . . . Rötelfalk, F. tinnunculoides Temm. (cenchris, naumanni).
  - Die Krallen schwarz; die erste Schwinge 2 cm vor dem Ende 10—11 mm breit; Rücken mit rotbrauner Grundfarbe. N. 30 . . . . **Turmfalk, F. tinnunculus** L.

Der **Lerchen**- oder **Baumfalk, F. subbuteo** L. ist im Osten und Süden der Provinz nicht eben selten und zieht von October bis April bis Südeuropa. Er stößt besonders auf Lerchen und Schwalben, frißt aber auch größere Käfer, Heuschrecken 2c. Sein Nest steht in den Zweigen hoher Bäume, oft auf alten Nestern von Raben, Krähen und Bussarden, seltener in einer weiten Baumhöhle. Es besteht aus Reisern mit Moos und Haaren im Innern und enthält 3 bis 4 kurzovale Eier, welche 34—41 mm lang und dicht olivenbraun bespritzt und schwärzlich gefleckt sind.

Der **Merlin**-, **Zwerg**- oder **Steinfalk, F. aesalon** Tunst. (regulus) wird

selten im März und April und dann wieder im September bis November beobachtet, an der Westküste und auf Helgoland häufiger. Er brütet im Norden Europas und zieht im Winter bis Südeuropa. Die Nahrung ist der der vorhergehenden Art gleich.

Der **Wander-** oder **Taubenfalk, F. peregrinus** Tunst. (communis) wird wie die vorhergehende Art bei uns nur auf dem Zuge beobachtet, aber häufiger. Er nistet in großen Nadelholzwäldern und zieht im Winter bis Südeuropa. Seine Nahrung besteht in kleineren und größeren Vögeln bis zur Größe der Gans, besonders aber in Tauben und Rebhühnern.



Fig. 74. Schnabel vom Wanderfalken.

Der **Rotfuß-** oder **Abendfalk, F. vespertinus** L. (rufipes), kommt sehr selten auf dem Zuge im Mai oder September vor und soll auch im Sommer beobachtet sein. Er brütet in Osteuropa und zieht im Winter bis Damaraland.

Der **Turm-** oder **Rüttelfalk, F. tinnunculus** L. ist von allen Falken am häufigsten, besonders in den mittleren und westlichen Teilen der Provinz. Er sucht seine Nahrung auf freiem Felde. Sie besteht in Mäusen, jungen Vögeln, Eiern, Heuschrecken rc., seltener frißt er Frösche und Eidechsen. Das Nest findet man vom Mai bis Juni in Mauerlöchern oder Baumhöhlen, seltener auf alten Krähennestern, meist fern vom Wald. Die Unterlage besteht, wenn sie überhaupt vorhanden ist, aus einigen Halmen, Federn und Haaren. Die 4 (—6) Eier sind denen des Lerchenfalken ähnlich. Die meisten Tiere dieser Art ziehen im Winter fort, einzeln bis Mittelafrika.

5. Die Arten der Gattung Milvus:

Die mittleren Schwanzfedern einfarbig, hell rostrot, 9 cm kürzer als die äußersten. N. 31,1 . . . . **Gabelweih, M. milvus** (L.)
Die mittleren Schwanzfedern, wie die übrigen, dunkelgraubraun, mit dunkleren Querbinden, 2 cm kürzer als die äußersten. N. 31,2 . . Schwarzer Milan, M. migrans Bodd.

Die **Gabelweihe** oder der **rote Milan, M. milvus** (L.) (regalis ictinus) ist überall häufig; in langsamen Kreisen zieht er über die Felder hin, um sich auf die erspähte Beute, welche in sitzenden oder kriechenden Tieren, jungen Hasen, Mäusen, Reptilien, Fröschen, Heuschrecken und jungen Vögeln (auch Küchlein und junge Gänse) besteht, herabzustürzen. Von October bis Anfang März zieht er fort, einzeln bis Nordafrika. Er brütet von April bis Mai in Feldhölzern, welche alte Bäume enthalten. Das Nest besteht aus Reisern, Halmen und Moos und ist innen meist mit Papier und Lumpen ausgelegt. Es enthält 3 Eier, welche etwa 52 mm lang und meist spärlich olivenbräunlich, verwischt gefleckt sind.

Der **schwarze Milan, M. migrans** Bodd (niger, ater, korschun) verfliegt sich von Südosteuropa im Sommer einzeln bis Südholstein.

6. Der **Schlangen-** oder **Natternadler, Circaëtus gallicus** (Gm.), (brachydactylus), N. 15, ist in der Provinz selten und zieht von October bis April bis Nordafrika. Seine Lieblingsnahrung sind Schlangen und Frösche. Giftige

Schlangen weiß er geschickt zu packen. Er ist nicht giftfest, wie der Igel. Einzeln wurde der Schlangenadler nistend angetroffen. Das Nest steht auf Bäumen, besteht aus trockenen Zweigen und wird innen oft mit grünem Laub ausgelegt. Es enthält 1 (—2) bläulichweiße Eier.

7. Der **Fisch- oder Flußadler, Pandion haliaëtus** (L.), N. 16, ist von April bis Ende September nicht selten und zieht im Winter bis Nordafrika. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich in Fischen bis zu 1 kg schwer. Wie beim Seeadler sind deshalb seine Füße rauh. Er brütet von Mai bis Juni in größeren Wäldern, neben Gewässern. Das Nest steht auf hohen Bäumen und besteht aus Zweigen, Moos ꝛc. Die 3—4 Eier sind 55—58 mm lang, glanzlos, weißlich, olivenbraun bis schwarz gefleckt, besonders am stumpfen Ende. Das allein brütende Weibchen wird vom Männchen mit Futter versorgt.

8. Der **Wespen-Bussard, Pernis apivorus** (L.), N. 35 und 36, ist von April bis October einzeln anzutreffen. Im Winter zieht er bis Mittelafrika. Er frißt größere Käfer, Raupen, Frösche, Eidechsen, Mäuse und junge Nestvögel, besonders gerne aber Wespen- und Hummelbrut. Die stechenden Insekten werden, quer im Schnabel, so zerbissen, daß das Stachelende zurückbleibt. Das Nest findet man von Mai bis Juni auf den höchsten Bäumen. Es ist aus trockenen und Laubreisern gebaut und mit Moos, Haaren und Federn gefüttert. Die 2—3 Eier sind rostgelb, rotbraun, verwaschen gefleckt und bespritzt.

9. Die Arten der Gattung **Astur**:

- Nackte Schnabelfirste bis 22 mm, anliegender Flügel bis 26 cm lang; Mittelzehe bis zum Trennungspunkt von den anderen Zehen quer getäfelt. N. 19 u. 20 . . . . **Sperber, A. nisus** (L.)
- Nackte Schnabelfirste über 25 mm, Flügel wenigstens 28 cm lang. Mittelzehe im oberen Teil mit sechseckigen Tafeln. N. 17 u. 18 . . . . . **Habicht, A. palumbarius** (L.)

Der **Sperber- oder Finkenhabicht, A.** (Accipiter, Nisus) **nisus** (L.) ist in allen dichten Wäldern der Provinz zu treffen. Im Winter ziehen die Männchen nach Südeuropa. Die Nahrung besteht besonders in kleinen Singvögeln, seltener fängt er Tauben und Hasen, Insekten und Mäuse. Das Nest findet man besonders auf Fichten in geringer Höhe, nahe am Stamm. Es besteht aus Reisern und ist oft mit Moos und Haaren gefüttert. Die 3 bis 4 (—7) Eier sind kurzoval, 36—38 mm lang, olivenbräunlich bis schwarz, mehr oder weniger dicht, oft sehr groß gefleckt. Das kräftigere und mutigere Weibchen brütet allein.

Der **Habicht oder Hühnerhabicht, A. palumbarius** (L.) ist ebenfalls in waldigen Gegenden ein häufiger Brutvogel, der auch im Winter bei uns bleibt. Er stößt auf Vögel bis zur Krähengröße, besonders gern auf Tauben und Rebhühner, selten frißt er Mäuse und junge Hasen. Das Nest steht auf hohen Bäumen, besteht aus trockenen Reisern, Moos ꝛc. und ist oft mit grünen Nadelholzreisern besteckt. Die 3—4 Eier sind etwa 55 mm lang, länglicher, entweder weiß, seltener wie die des Sperbers mit Flecken. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen gefüttert.

10. Die Arten der Gattung Circus (Strigiceps):

- Nackte Schnabelfirste über 30 mm lang; alle Schwanzfedern dunkelbraun, ohne Querbänder. N. 37 u. 38, 1 . . . . **Rohrweih, C. aeruginosus** (L.)
- Nackte Schnabelfirste bis 27 mm lang; die äußeren Schwanzfedern immer quergebändert.
  - Die Außenfahne der 5. Schwinge ebenso wie die der 4. vor der Spitze plötzlich verengt (vgl. Fig. 66). N. 38, 2 u. 39, 1—2 . **Kornweih, C. cyaneus** (L.)
  - Die Außenfahne der 4., aber nicht der 5. Schwinge, verengt.
    - Die Verengung der Innenfahne ist bei der 1. Schwinge etwa 2 cm vom Ende der oberen Flügeldeckfedern entfernt. N. 40 . . . . **Wiesenweih, C. pygargus** (L.)
    - Die genannte Verengung liegt nahe dem Ende der oberen Flügeldeckfedern. Aus Südosteuropa, einmal auf Helgoland geschossen, VIII . . . . Steppenweih, C. macrurus (Gm.) (pallidus).

Die **Rohr-** oder **Sumpfweihe, C. aeruginosus** (L.) (korschun, rufus) ist in größeren Rohrfeldern auf Mören und an Seen überall anzutreffen und zieht von October bis März bis Mittelafrika. Meist lauert sie im Schilf, sitzend auf Beute. Sie frißt fast ausschließlich Wasser- und Sumpfvögel und deren Eier; Frösche, Fische und Insekten nur, wenn sie jene nicht haben kann. Das Nest findet man im Mai und Juni zwischen Schilf und auf Graskufen. Es bildet einen Haufen von Stengeln und Halmen und enthält 4 (—6) grünlichweiße, längliche, 40—49 mm lange, wenig glänzende Eier.

Die **Kornweihe, C. cyaneus** (L.) (pygargus) findet man besonders auf den fruchtbaren Marschfeldern. Sie zieht vom November bis März nach den Mittelmeerländern. Die Nahrung besteht aus kriechenden Tieren, Mäusen, Heuschrecken, Eidechsen, Fröschen, jungen Hasen und jungen Vögeln. Das Nest findet man im Mai und Juni am Boden zwischen Buschwerk, Getreide oder Schilf. Es ist ein Haufen von Halmen, innen mit etwas Moos, Haaren und Federn gefüttert. Die 4—5 (6) Eier sind kurzoval, 40—46 mm lang, grünlichweiß, oft mit einzelnen Flecken versehen.

Die **Wiesenweihe, C. pygargus** (L.) (cineraceus) ist der Kornweihe gegenüber ein mehr südlicher Vogel, der namentlich in den Mittelmeerländern zu Hause ist und nur sehr selten bei uns noch brütend angetroffen wird, in ihrer Lebensweise aber vollkommen jener entspricht.

11. Der **Bussard** oder **Mäusebussard,** Buteo buteo (L.) (vulgaris), N. 32 und 33, ist unser häufigster Raubvogel. In strengen Wintern ziehen die meisten südlich. Mäuse bilden seine Lieblingsnahrung. Daneben frißt er auch Frösche Reptilien, Insekten, junge Vögel, selten auch junge Hasen und Eier. So wird er, namentlich wenn er Junge zu füttern hat und im Winter, der Jagd schädlich, während er für die Landwirtschaft als sehr nützlicher Vogel bezeichnet werden muß. Das Nest findet man im April und Mai auf der Astgabel eines größeren Baumes, mitunter auf einem alten Krähennest. Meist wird das vorjährige Nest wieder benutzt. Es besteht aus Reisern, innen aus Moos und grünen Zweigen. Die 3—4 Eier sind kurzoval, 48—54 mm lang, auf weißlichem Grunde, mehr oder weniger olivenbräunlich, verwischt gefleckt.


Fig. 75. Schnabel vom Rauhfußbussard.

12. Der **Rauhfußbussard, Archibuteo lagopus** (Gm.), N. 34, ist der nördliche Vertreter des Vorigen, der von September bis April oft in großen Scharen, auf dem Zuge beobachtet wird.

13. Arten der Gattung Aquila:

Anliegender Flügel 63—70 cm, nackte Schnabelfirste 63—68 mm lang. N. 8, 9 u. 339 . . . . **Steinadler, A. chrysaëtus** (Gm.)
Flügel 48—51 cm, Schnabelfirste 44—50 mm lang. N. 10 u. 11 . . . . **Schreiadler, A. naevia** (Gm.)

Der **Gold- oder Steinadler, A. chrysaëtus** (L.) (fulvus) ist in den Gebirgen Europas zu Hause und kommt im Winter nicht selten zu uns. Er frißt Säugetiere und Vögel bis zur Größe der Reh- und Hirschkälber.

Der **Schreiadler, A. naevia** (Gm.) (maculata, pomarina) ist in der Provinz selten. Er zieht von October bis März nach Südeuropa. Er frißt besonders Frösche, seltener Wasservögel, Mäuse, junge Hasen und Insekten. Sein Nest fand man selten in der Provinz, im Mai und Juni. Es steht auf Laubholzbäumen. Als Unterlage dient meist ein altes Bussard- oder Habichtnest, welches innen mit grünem Laub ausgelegt wird. Die 2 (—3) Eier sind mehr oder weniger gefleckt.

14. Die Zwergohreule, Scops (Pisorhina, Ephialtes) scops (L.) (giu), N. 43, 3, ist in Südeuropa zu Hause und wurde einmal auf Helgoland erbeutet.

15. Arten der Gattung Surnia:

Der Schwanz über 16 cm lang; die Federn der Brust mit schmalen, dunklen Querbändern oder ganz weiß.
- Grundfarbe des Gefieders und die äußerste Schwanzfeder reinweiß; die mittelsten Schwanzfedern 24 cm lang. N. 41. Kommt ziemlich selten aus dem hohen Norden im Winter zu uns . . . . Schnee-Eule, S. (Nyctea) scandiaca (L.)
- Äußerste Schwanzfeder braun mit weißen Querbinden; mittlere Schwanzfedern 18 cm lang. N. 42, 2. Kommt sehr selten, in strengen Wintern, aus dem Norden zu uns . . . . Sperber- oder Habichtseule, S. ulula (L.) (funerea, nisoria).

Der Schwanz bis 8 cm lang; die Federn der Brust mit unregelmäßigen Flecken oder Längsstreifen.
- Zehen dicht befiedert; anliegender Flügel unter 14 cm lang. N. 43, 1 u. 2. Kommt sehr selten im Winter aus dem Nordosten Europas zu uns . Sperlingseule, S. (Glaucidium) passerina (L.) (acadica).
- Zehen beborstet; Flügel über 14 cm lang. N. 48, 1 . . . . **Käuzchen, S.** (Carine) **noctua** (Retz.)

Der **Steinkauz** oder das **Käuzchen, S.** (Athene, Carine) **noctua** (Retz.) ist in der Provinz nicht selten. Er hält sich besonders in der Nähe menschlicher Wohnungen auf und nährt sich von Mäusen, kleinen Vögeln und größeren Insekten. Er setzt sich bei Tage besonders gern auf alte Baumäste und drückt sich fest an; wegen seiner ähnlichen Farbe wird er dann nicht leicht bemerkt. Seine Stimme ist „pupu" und „kuwitt." Der letztere schrille Ruf, der dem Ruf der folgenden Art gleicht, wird von abergläubigen Leuten als „Komm' mit!" gedeutet und deshalb der Vogel als Vorbote des Todes angesehen, zumal wenn er vor dem Fenster eines Krankenzimmers erscheint, durch das einzige in der Nacht noch erleuchtete Fenster angelockt. Das Käuzchen nistet in Häusern oder Höhlen von Kopfweiden. Im April und Mai findet man die 4—5 (—7) weißen, rundlichen Eier ohne jegliche Unterlage.

16. Der **Waldkauz, Syrnium** (Ulula) **aluco** (L.), N. 46 u. 47, ist überall in der Provinz, wo es alte Bäume giebt, eine der gemeinsten Eulen. Seine Nahrung besteht in Mäusen aller Art, Maulwürfen und größeren Insekten. Seltener frißt er Vögel und ganz junge Hasen. Seine Stimme ist ein dumpfes „huhuhuhu" und ein schrilles „kuwitt," welches wie beim Käuzchen gedeutet wird. Das Nest findet man im März bis April in weiten Baumhöhlen, seltener in Gebäuden oder auf alten Krähennestern. Es besteht aus wenigem Moos und einzelnen Federn. Die 3—5 Eier sind rundlich, weiß.

17. Arten der Gattung **Otus** (Asio, Aegolius):

Kopf jederseits mit einem mindestens 3 cm langen, abstehenden Ohrfederbüschel. N. 45, 1 . . . . **Waldohreule, O. otus** (L.)

Kopf mit kaum merklich abstehenden Ohrfedern. N. 45, 2 . . . . **Sumpfohreule, O. accipitrinus** (Pall.)

Die **Waldohreule, O. otus** (L.) ist in dunklen Wäldern der Provinz, namentlich im Winter nicht selten. Die Nahrung besteht in Mäusen aller Art, Fröschen, großen Insekten und Vögeln. Sie legt auf alte Nester größerer Vögel oder Eichhörnchen im April 4 fast runde, 38—41 mm lange, weiße Eier. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen mit Nahrung versorgt.

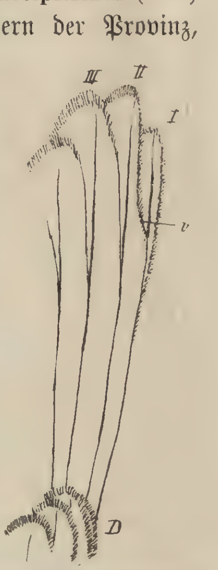


Fig. 76. Flügelende von der Sumpfohreule, I—III die drei ersten Schwingen, v. Verengung auf der Außenfahne der zweiten Schwinge, D. obere Flügeldeckfeder.

Die **Sumpfohreule, O. accipitrinus** (Pall.) (brachyotus) ist in allen Sümpfen und Mooren der Provinz und im Strandhafer des Meeresufers häufig, namentlich im Winter. Ihre Nahrung besteht in Mäusen, Fröschen, Vögeln, Mistkäfern ꝛc. Sie nistet im Mai zwischen Gras und Schilf am Boden. Das Nest besteht aus einigen Halmen und trockenem Moos. Die 3—4 Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich.

18. Der **Uhu, Bubo bubo** (L.) (maximus, ignavus), N. 44, ist jedenfalls sehr selten in der Provinz. Er liebt besonders düstere Gebirgswälder. Er frißt alle Tiere, deren er habhaft werden kann, bis zur Größe der Hirsch- und Rehkälber. Das Nest steht auf einem alten abgebrochenen Baum, besteht aus trockenen Reisern und Laub und enthält im April 2—3 (4) rundliche, weiße Eier. Sein Geschrei hat die Sage vom wilden Jäger veranlaßt.

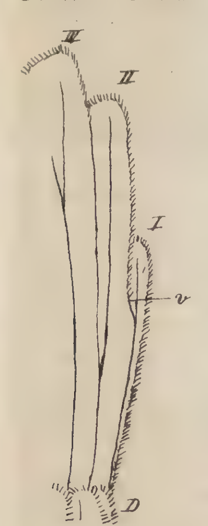


Fig. 77. Flügelende vom Rauhfußkauz, die Bezeichnungen wie in Fig. 76.

19. Der **Rauhfußkauz, Nyctale tengmalmi** (Gm.), N. 48, 2 und 3, kommt ziemlich selten in finstern Wäldern vor; er liebt besonders die Nadelholzwälder der Gebirge. Die Nahrung besteht in Mäusen aller Art, kleinen Vögeln und großen Insekten. Das Nest findet man im April und Mai in Baumhöhlen. Es enthält 4 rundliche, weiße Eier.

Die **Schleier- oder Perleule, Strix flammea** L. ist das ganze Jahr hindurch überall in der Provinz häufig. Ihre Nahrung besteht besonders in Mäusen, auch in Wasserspitzmäusen, welche sie am Rande der Gewässer fängt. Sie nistet im April und Mai. Ihre 6—9 rundlichen, etwa 34 mm langen, etwas glänzenden weißen Eier findet man meist ohne Unterlage, besonders vor dem Giebelloch in hohen Strohdachscheunen. Ihr heiseres Geschrei setzt, wie der Ruf des Käuzchens und des Waldkauzes, abergläubige Menschen oft in Schrecken.

Übersicht der heimischen Raubvögel nach der Lebensweise:

- Es gehen nachts auf Beute aus:
  - In der Nähe menschlicher Wohnungen:
    - Größere Art, die erst bei vollkommener Dunkelheit auf Beute ausfliegt . . . . . . **Strix flammea L.**
    - Kleinere Art, die schon vor Sonnenuntergang auf Beute ausfliegt . . . . . . **Surnia noctua (Retz).**
  - In sumpfigem Gelände lebend, nistet auf dem Boden . . . . . . **Otus accipitrinus (Pall.)**
  - An Waldrändern oder in Wäldern:
    - In düstern Nadelholzwäldern der Gebirge heimisch, bei uns deshalb selten:
      - Kleinere Art, die nur von Mäusen, Insekten und kleinen Singvögeln lebt . . . . . . **Nyctale tengmalmi (Gm.)**
      - Größere Art, die auch größere Tiere bewältigen kann . . . . . . **Bubo bubo (L.)**
    - Es haben keine Vorliebe für Tannenwälder oder Gebirge:
      - Nur in größeren Wäldern, kommt schon früh am Abend hervor und nistet auf alten Nestern anderer Vögel . . . . . . **Otus otus (L.)**
      - Auch in Feldhölzern und neben Gebäuden, später hervorkommend, besonders in hohlen Bäumen nistend . . . . . . **Syrnium aluco (L.)**
- Es jagen bei Tage oder in der ersten Dämmerung:
  - An Sümpfen oder Gewässern jagend:
    - Es tauchen und fressen fast nur Fische:
      - Größere Art, die im Winter bleibt und dann auch andere Nahrung zu sich nimmt . . . . . . **Haliaëtus albicilla (L.**
      - Kleinere Art, die nur Fische frißt und im Winter fortzieht . . . . . . **Pandion haliaëtus (L.)**
    - Es taucht nicht und lebt im Schilf von Wasser- und Sumpfvögeln und deren Eiern . . . . . . **Circus aeruginosus (L.)**
  - Es sind unabhängig von Sümpfen und Gewässern:
    - Es frißt nur Aas und ist bei uns sehr selten . . . . . . **Vultur monachus L.**
    - Es fressen lebende Tiere:
      - Es fressen mit Vorliebe Reptilien, Frösche oder Insekten:
        - Es frißt besonders Insekten (Hummel- und Wespenbrut, Heuschrecken ꝛc.) . . . . . . **Pernis apivorus (L.)**
        - Es fressen besonders Frösche und Schlangen:
          - Ein südlicher Vogel, der bei uns selten ist und am liebsten Schlangen frißt . . . . . . **Circaëtus gallicus (L.)**
          - Ein östlicher Vogel, der besonders Frösche frißt . . . . . . **Aquila naevia (Gm.)**
      - Es fressen am liebsten warmblütige Tiere:
        - Großer Gebirgsvogel, der nur im Winter zu uns kommt und selbst Rehkälber überwältigt . . . . . . **Aquila chrysaëtus (L.)**
        - Kleinere Arten, welche keine besondere Vorliebe fürs Gebirge haben:
          - Es stoßen geschickt auf fliegende Vögel:
            - Größere Arten, welche besonders auf Tauben u. Rebhühner stoßen:
              - Es ist bei uns das ganze Jahr . . . . **Astur palumbarius (L.)**
              - Es kommt bei uns nur auf dem Zuge vor . . **Falco peregrinus (Tunst.)**
            - Kleinere Arten, welche auf Singvögel stoßen:
              - Es kommt bei uns nur auf dem Zuge vor . . . . . . **Falco aesalon Gm.**
              - Es brüten bei uns:
                - Es jagt mehr im Gebüsch auf Finken, Sperlinge ꝛc. . . **Astur nisus (L.)**
                - Es jagt mehr auf freiem Felde auf Schwalben, Lerchen ꝛc. . . . . . . **Falco subbuteo L.**
          - Es fressen kriechende und sitzende Tiere, besonders Mäuse und junge Vögel, dazu auch Insekten, Frösche ꝛc.:
            - Es jagt besonders auf baumleeren Ebenen und brütet am Boden . . . . . . **Circus cyaneus (L.)**
            - Es nisten auf Bäumen:
              - Es streichen umher, um Nahrung zu suchen:
                - Größere, wenig gewandte Art, welche langsam kreisend die Beute erspäht, auch junge Hühnchen, Gänse und Aas frißt . . **Milvus milvus L.**
                - Kleinere, gewandtere Art, welche rüttelnd die Beute erspäht und neben Mäusen, jungen Singvögeln und Insekten auch alte Singvögel fängt . . . . **Falco tinnunculus L.**
              - Es sitzt meist auf erhabener Warte und lauert auf Beute . . . . . **Buteo buteo (L.)**

IV. 5. Gallinae, Hühner.

Übersicht der Gattungen.

- Die Klappe über dem Nasenloch und die Beine, wenigstens bis zur Wurzel der Zehen, befiedert.
  - Füße mit 4 Zehen, nur bis zur Zehenwurzel befiedert . . . . **1. Waldhuhn, Tetrao** L.
  - Füße mit nur 3 Zehen, diese bis zu den Krallen dicht befiedert . . . **2. Steppenhuhn, Syrrhaptes** Ill.
- Die Nasenklappe nackt (Fig. 18); der Lauf nur bei einigen Rassen des Haushuhns bis zu den Zehen befiedert.
  - Anliegender Flügel höchstens 18 cm, nackte Schnabelfirste höchstens 16 mm lang.
    - Flügel höchstens 12 cm, Schnabelfirste höchstens 11 mm lang; die Flügel reichen bis zum Ende des Schwanzes . . . . **3. Wachtel, Coturnix** Bonn.
    - Flügel über 16 cm, Schnabelfirste über 13 mm lang; der Schwanz ragt wenigstens 3 cm unter den anliegenden Flügeln vor . . . **4. Rebhuhn, Perdix** Brünn.
  - Flügel über 18 cm, Schnabelfirste wenigstens 20 mm lang; zwischen den Nasenlöchern zuweilen ein fleischiger Kamm.
    - Kopf und obere Hälfte des Halses nackt oder mit nur einzelnen dünnen Borsten bekleidet.
      - Auf der Mitte der Stirn ein herabhängender Fleischzapfen; die Schwanzfedern 30 cm lang, weit aus dem Federkleid vorragend; die Federn der Körperoberseite breit abgestutzt . . . . **5. Truthuhn, Meleagris** L.
      - An den Seiten des Oberkiefers, hinten je ein herabhängender Hautlappen; der 16 fedrige Schwanz höchstens 15 cm lang, nicht unter den Deckfedern vorragend; Federn der Oberseite gerundet . . . . **6. Perlhuhn, Numida** L.
    - Kopf nicht ganz unbefiedert.
      - Auf der Mitte des Schnabels ein zwischen oder vor den Nasenlöchern beginnender, fleischiger Kamm . . . . **7. Haushuhn, Gallus** Temm.
      - Auf dem Schnabel kein fleischiger Kamm.
        - Kopf oben mit aufgerichteten Federn; der 20 fedrige Schwanz wird namentlich beim Männchen von den mit schöngefärbten Augen versehenen Schwanzdeckfedern weit überragt . **8. Pfau, Pavo** L.
        - Kopf ohne Haube; der 18 fedrige Schwanz ragt 20 cm und mehr unter den Deckfedern vor . . . . **9. Fasan, Phasianus** L.

Die Übersicht der einheimischen Gattungen nach der Lebensweise findet man mit der der Singvögel vereinigt.

1. Das **Birk**= oder **Spielhuhn, Tetrao** (Lyrurus) **tetrix** L., N. 157, kommt in einzelnen Gegenden des Mittelrückens der Provinz vor und bleibt auch im Winter bei uns. Der Hahn ist fast ganz schwarz, der Schwanz schön leierförmig; die Henne, welche das Brüten übernehmen muß, ist heller und dunkler wellig quergestreift und deshalb am Boden weniger leicht zu entdecken. Das Birkhuhn liebt Heidegegenden mit einzelnen Tannen oder Birken und nährt sich von Blättern, Knospen, Beeren und Insekten. Im Mai beginnt die Fortpflanzungszeit. Auf dem sogenannten Balzplatz führt dann der Hahn, schon vor Sonnenaufgang, die eigentümlichsten Bewegungen aus und läßt dabei ein lautes Kollern vernehmen. Die Hennen, durch die Stimme angelockt, sammeln sich und sehen dem Schauspiel zu. Auf einen Hahn kommen etwa 3—4 Hennen. Das Nest ist eine einfache Bodenvertiefung zwischen Heidekraut, Besenpfriemen 2c., welche bisweilen mit einigen Halmen ausgelegt wird. Die

6—10 (—16) Eier sind so groß wie kleine Hühnereier, von gelbbräunlicher Farbe, dunkler braun gefleckt.

2. Das **Steppenhuhn, Syrrhaptes paradoxus** (Pall.) ist in den Steppen Mittelasiens zu Hause und besitzt, wie die Steppe, eine gelbbräunliche Färbung. In einzelnen Jahren (1863, 1888) verflogen sich kleine Trupps bis in unsere Provinz; einzelne sollen auch gebrütet haben. Obgleich dieselben dem allgemeinen Schutze empfohlen wurden, konnten sie sich nicht unter den vollkommen abweichenden Lebensbedingungen erhalten.

3. Die **Wachtel, Coturnix** (Ortygion) **coturnix** (L.), N. 166, kommt auf den fruchtbaren Äckern der Provinz bald mehr, bald weniger häufig vor und ist durch ihren Schlag („Flick de Büx") bekannt. Am häufigsten trifft man sie im Südosten. Sie zieht vom Oktober bis Mai bis Mittelafrika. Ihre Nahrung besteht besonders in Sämereien; die Jungen fressen zunächst fast ausschließlich Insekten, Würmer ꝛc. Die Wachtel brütet im Juni und Juli in Getreidefeldern und lebt dabei wohl nicht streng paarig. Das Nest ist eine kleine Bodenvertiefung, mit einzelnen Halmen ausgelegt. Die 10—14 (—16) Eier sind 27—32 mm lang, graugelblich mehr oder weniger dicht und groß olivengrünlich und schwärzlich gefleckt.

4. Das **Reb-** oder **Feldhuhn, Perdix** (Starna) **perdix** (L.) (cinerea), N. 163, ist ebenfalls auf fruchtbaren Äckern mit Knicks häufig, in der Marsch seltener. Es besitzt, wie die Wachtel, die graue Farbe des Bodens und läßt sich diesem Schutz entsprechend nicht gar zu leicht zum Auffliegen bewegen. Die Brütezeit beginnt Anfang Mai. Das Nest besteht aus einer einfachen, mit einzelnen Halmen ausgelegten Bodenvertiefung, entweder im Getreide oder in einem Knick ꝛc. Die 9—20 Eier sind 32—34 mm lang, einfarbig grau. Wird ein Huhn bei der ersten Brut gestört, so findet man, oft viel später, ein Nest mit einer geringeren Zahl von Eiern. Das Weibchen brütet allein und verläßt die Eier nur kurze Zeit, um Nahrung aufzunehmen. Das Männchen, welches mit dem Weibchen eine lebenslängliche Ehe eingeht, wenn es nicht mit Gewalt von diesem getrennt wird, bleibt in der Nähe und hält Wache. Droht Gefahr, so wird das Weibchen von ihm gewarnt. Die Jungen bleiben während des ganzen Winters bei den Alten (Volk, Kette); nur wenn die Eltern zu Grunde gehen, schließen sie sich einer anderen Familie an.

Fig. 78. Schnabel vom Rebhuhn. d. Nasenklappe.

5. Das **Truthuhn** oder der **Puter, Meleagris gallopavo** L. ist als Haustier allgemein verbreitet. Es wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts aus Mexiko, wo es schon als Haustier gehalten wurde, nach Europa gebracht.

6. Das **Perlhuhn, Numida meleagris** L. ist ebenfalls ein weit verbreitetes Haustier. Es stammt aus Afrika.

7. Das **Haushuhn, Gallus gallus** L. (domesticus) wird, in vielen stark von einander abweichenden Rassen, überall als Haustier gehalten. Man nimmt an, daß alle von einer südostasiatischen Art G. bankiva Temm., einer Art, welcher das gewöhnliche Bauernhuhn noch sehr nahe kommt, abstammen.

8. Der **Pfau, Pavo cristatus** L. findet sich ebenfalls vielfach als Haustier. Er variiert sehr wenig und stimmt noch völlig mit den in Indien wild lebenden Tieren überein. Zur Zeit Alexanders kam er zuerst nach Europa.

9. Der **Fasan, Phasianus colchicus** L. stammt aus Mittelasien. Er liebt fruchtbare Felder mit Gebüsch und fließendem Wasser und ist auf einer Reihe von Gütern des Ostens der Provinz, welche den angegebenen Bedingungen entsprechen, ausgesetzt. Die Nahrung besteht in Körnern, Blättern, Insekten, Schnecken und Würmern. Zur Paarung versammelt der Hahn 6—8 Hennen um sich. Das Nest ist eine mit wenigen Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Die 8—12 Eier sind von grauer Farbe.

Die Danewirke.*)

Von **J. Callsen** in Flensburg.

In der neuesten Auflage des kleinen Meyerschen Lexikons lese ich soeben am Schlusse des oben genannten Artikels: „jetzt abgetragen." — Da ist dem Verfasser ein Irrtum passiert, der nach den Ereignissen von 1864 sich in der Vorstellung mancher festgesetzt hat. Die Dänen stehen in dem Stück der Wirklichkeit näher, wenn sie in ihrem Liede: „Danmark, deilig Vang og Vænge" (vor 1864) ihr Land als einen schönen Garten bezeichnen und mit der Klage schließen: „Eins fehlet dem Garten, die Pforte ist entzwei." Und so ist es auch. Abgetragen sind 1864 eine Anzahl Schanzen, welche von den Dänen in Verbindung mit der Danewirke und zur zeitgemäßen Verstärkung derselben errichtet waren; aber nicht die Danewirke selbst. Freilich beschädigt durch Jahrhunderte langen Einfluß von Natur und Menschen, stellenweise recht arg mitgenommen, liegt das alte historische Werk da, aber es ist doch noch immer vorhanden und wird hoffentlich auch so bald nicht verschwinden.

Um sich von dem jetzigen Stande des alten Walles zu überzeugen, möchte ich die Leser d. Bl. zu einem Ausfluge dorthin, wenigstens in Gedanken, einladen, es ist, nebenbei gesagt, diese Tour auch in anderer Beziehung lohnend.

Unterwegs möge aber folgende kleine historische Abschweifung zur Orientierung vorausgehen, wobei ich vorzüglich auf die Topographien von Schröder und von Trapp als meine Gewährsmänner verweise.

Die zimbrische Halbinsel bildet bekanntlich nach ihrer Lage die Brücke für den Völkerverkehr zwischen Nord und Süd, zwischen Deutschen und Skandinaviern. Beide Völker, wenn auch ursprünglich verwandt, stehen sich von Anfang der historischen Zeit an meistens feindlich gegenüber. Die nordischen Völker waren von jeher argwöhnisch gegen den mehr erstarkenden südlichen Bruderstamm und schon früh darauf bedacht, sich gegen dessen Vordringen zu schützen. Zu solchem Zweck hatte einst der Chinese seine weltberühmte Mauer aufgeführt, der Britte die Piktenmauer errichtet und die Römer den weitgestreckten Römerwall

*) Die umstehende Karte stellt die Gegend des Danewerks nach der Karte aus Trapps Topographie, also vor 1864 dar; nur die Eisenbahnlinie, die Höhenzahlen und die Namen sind nach den Generalstabskarten nachgetragen. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind sehr genau auf Blatt 57 (Rendsburg) der Karte des deutschen Reichs verzeichnet.



Karte v. Dannewerk.
Nach Trapps Topographie und der Generalstabskarte gez von Ströh.

erbaut; was lag näher, als daß auch hier die Dänen ähnlich vorgingen, zumal unsere Halbinsel dafür so günstige Verhältnisse bot. Von Osten her dringt das breite Gewässer der Schlei tief ins Land hinein und von Westen die busenförmig erweiterte Eider mit der wasserreichen Treene und deren ausgedehnten angrenzenden Sümpfen, sodaß für eine Landarmee mit den damaligen Hülfsmitteln nur eine schmale, etwa meilenlange Passage von Süd nach Nord übrig blieb.

Als nun (um 800) Karl der Große mit harter Hand das deutsche Volk zu einigen strebte und unter seiner Leitung von Sieg zu Sieg führte, da herrschte im Norden der König Gottfried, wohl der einzige Fürst, den Karl respektierte. Er ist denn auch, wie allgemein angenommen wird, der Gründer des später so gewaltigen Schutzwerkes gewesen. Er

ließ von der Spitze des von der Schlei nach Süden eindringenden Selker Noors bis an die Sümpfe der Reiderau*) einen fast eine Meile langen Wall aufwerfen mit einem Graben davor, den Kurgraben (Wacht- oder Wehrgraben) mit einem festen Waffenplatz im Osten, und einen gleichen im Westen bei dem darnach benannten Dorfe Kurburg. Gestützt auf dieses Werk glaubte Gottfried dem großen Karl trotzen, ja, angreifend gegen ihn vorgehen zu können, woran er jedoch durch einen jähen Tod gehindert wurde.

Gegen anderthalb Jahrhunderte später (um 940) unternahm es die energische und weitschauende Gemahlin Gorm des Alten, Thyra Danebod, das begonnene Werk in ganz neuer Gestalt und in größerem Maßstabe auszubauen. Sie beorderte die waffenfähige Mannschaft von Schonen, Seeland, Fühnen und Laaland zur Arbeit daran, während die Bewohner der Halbinsel für die Bespeisung dieser Menschenmenge zu sorgen hatten. Sie ließ sich auf einer bewaldeten Insel in dem jetzt ausgetrockneten Danewerker See eine hölzerne Burg, die Thyraburg, erbauen und leitete in eigener Person von da aus die drei Jahre dauernde Arbeit. Von der alten Kurburg zog sie, in nordöstlicher Richtung, an den Dörfern Klein- und Groß-Danewerk vorbei nach dem, jetzt auch trockenen, inneren Arm des Bustorfer Sees, und von da an Bustorf vorüber an das Haddebyer Noor einen gegen 40 Fuß hohen, starken Wall mit Graben und stellenweise noch mit einem kleinen Wall als Brustwehr davor. An dem Haddebyer Noor teilte sich der Wall in zwei bogenförmige Arme, an welchen die „Oldenburg" lag, eine Feste zum Schutze der ein- und ausschiffenden Streitkräfte. In das Innere des Walles wurden Baumstämme kreuz und quer hinein gelegt, um ein Durchstechen desselben zu verhindern. Ebenso wurde die Front mit aufrecht stehenden Balken besetzt, um einem Erstürmen vorzubeugen.

Zwei Hauptwege, die beiden Hauptverkehrsadern zwischen Süd und Nord, wurden von dem Wall geschnitten, nämlich: der alte „Heerweg," der sich durch die Dörfer Kl.-Danewerk, Hüsby, Schuby und Lührschau, in einem Bogen um die Stadt Schleswig herumzieht (ein südlicher Zugang zur Stadt war nicht vorhanden, der Gottorfer Damm über die Schlei ist viel jünger) und der westlich abzweigende Wegezug über Hollingstedt nach Husum und weiter. — An den Durchgängen beider Wege wurden starke hölzerne Thore, mit Türmen und anderen Werken versehen, angebracht, ersteres, das Oster-Kalegat (oder Viglesport), bei Kl.-Danewerk und letzteres, das Wester-Kalegat, bei Kurburg. Eine Verbindnng zwischen beiden Thoren ging, und geht noch, außerhalb, d. h. südlich, des Walles. Auch wurden in gewissen Entfernungen auf dem Walle Warttürme und Waffenplätze angebracht und die Thyraburg durch Zugbrücken mit dem Walle in Verbindung gebracht.

Ob sie auch den nach Westen streichenden, etwas niedrigeren Wall bis Hollingstedt, den sogenannten Krummwall, errichtet hat, der durch das Austrocknen der Reider Wiesen nötig wurde, und der auf Balken ruhen soll, ist wohl nicht ausgemacht; möglicherweise ist dieser jüngeren Datums.

*) Die Karte des deutschen Reichs schreibt: Rheide und Rheider Au.

Wieder anderthalb Jahrhunderte später, nachdem Kaiser Otto die Durchgänge und vorstehenden Balken mit Feuer vernichtet und so den Wall erstürmt hatte, ließ Svend Tweskjäg (985—1014) die äußere Seite des Hauptwalls, von Kurburg bis Kl.-Danewerk, mit einer starken Wand von roh behauenen Granitsteinen, in Lehm gemauert, versehen, und wieder anderthalb Jahrhunderte später ersetzte Waldemar der Große (1157—1182) diese inzwischen verfallene Wand durch eine 10 Ellen hohe und 3 Ellen dicke Mauer von großen Ziegelsteinen, ruhend auf den Granitsteinen der alten Wand. Er ließ ferner den Wall auf dieser Strecke oben mit Ziegeln belegen und mit einer gemauerten Brustwehr versehen. Die Stellen, wo die erforderlichen Ziegeleien gewesen, sind noch auf der Hüsbyer Feldmark erkennbar an den beim Pflügen u. s. w. sich findenden großen Ziegelsteinen. Ebenfalls wurde von ihm die Feste Kurburg verstärkt und mit Laufgräben versehen, wie auch das feste Thor bei Kl.-Danewerk noch mehr gesichert.

Endlich, 100 Jahre später, legte die Königin Margaretha (Sprengheft, auch die schwarze Margaretha genannt), die Gemahlin Christophs I. (1252 bis 1259), die letzte bessernde Hand an das Nationalwerk, weshalb auch ein großer Teil desselben, oft auch das ganze, im Volksmunde noch „Margarethenwall" genannt wird.

So stand denn nun um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Werk fertig da, an dem — jedenfalls außer mehreren nicht genannten Fürsten — 5 Herrscher in 500 Jahren stark gearbeitet haben. Es bestand, von Westen nach Osten, der Reihe nach aus folgenden Werken: den festen Plätzen bei Hollingstedt an der Treene, dem größtenteils auf Balken ruhenden Krummwall längs den Reider Wiesen bis Kurburg, dem festen Platze Kurburg zum Schutze des Wester-Kalegats, der Waldemarsmauer bis Klein-Danewerk, dem festen Platze hier zur Sicherung des Oster-Kalegats, dem Burgwall, der Thyraburg, dem Doppelwall, nördlich von Groß-Danewerk, dem Riesenwall (Resendamm) bis Bustorf und der Feste Oldenburg am Haddebyer Noor, in einer Gesamtausdehnung von reichlich 2 Meilen.

Beachten wir nebenbei noch, daß, teilweise in Verbindung mit dieser Hauptbefestigung, teilweise selbständig, im Laufe der Zeit einzelne Schutzwerke nördlich von der Danewirke, sowie ein alter Wall zum Schutze Schwansens, und namentlich der von Knud Laward (um 1120—30) gegen die Wenden angelegte Wall zwischen Eider und Levensau, die sogenannte „Landwehr," und andere Werke vorhanden waren, und daß die Landstrecke zwischen Eider und Danewirke unbewohnt lag, dem Feinde also kein Unterkommen und keinen Schutz gewährte: so war nach der Meinung damaliger Zeit und mit Rücksicht auf die damalige Kriegsführung das dänische Reich gegen Süden sicher geschlossen. Mit der Danewirke aber war jedenfalls ein Werk geschaffen, das die Bewunderung der Zeitgenossen herausforderte und die Dänen mit gerechtem Stolz erfüllte.

Nachdem dieses vorausgeschickt, sind wir wohl am Bahnhofe vor Schleswig angelangt und können unsere Wanderung beginnen. Wir steigen den Weg nach

Groß-Danewerk, teilweise über Fußsteige führend, an den noch erkennbaren Resten eines „alten Walls“ und dem „Kolonnenwege“ von 1864 vorbei, auf die Höhe hinauf. Zurücksehend gewinnen wir einen überraschend schönen Ausblick über die Schlei, die Stadt und vor allem über das von Wald und Wasser umgebene Schloß Gottorf. Im Vordergrunde des Bildes breitet sich ein wechselndes Terrain aus mit Höhen, Schluchten und kesselförmigen Vertiefungen, welche meistens noch als „Dieken“ und „Seen“ bezeichnet werden, womit auf ihren früheren Zustand zurückgewiesen wird. Wenn auch heute das reichliche Gebüsch der Abhänge und Schluchten, sowie ein gut Teil Wald zwischen uns und der Stadt verschwunden sind, so ist dennoch das Gesamtbild ein selten schönes und lohnt in reichem Maße die geringe Mühe des Aufsteigens. Vor etwa 50 Jahren war es noch schöner, und ich habe damals an schönen Sonntagmorgenstunden mich oft daran erfreut.

Wir verfolgen den Weg weiter bis zum Dorfe Klein-Danewerk, treten hier in den verengten alten „Heerweg“ und stehen nach wenig Schritten, am Fuße des Dorfwaldes, in dem Durchbruch der Danewirke, dem „Osterkalegat,“ dessen frühere Befestigung noch 1658 so stark war, daß die kaiserlichen Truppen dieselbe benutzen konnten.

In dem unmittelbar am Durchbruche stehenden Wirtshause „Rotenkrug“ machen wir Halt, einer freundlichen Wirtschaft, welche vor der Zeit der Chausseen und Eisenbahnen eine der belebtesten Stationen an der Verkehrsstraße bildete. An der Nordgrenze des großen Wirtschaftsgartens zieht sich der Wall entlang, und hier ist noch in einer ziemlichen Strecke der letzte, etwa 1 m hohe Rest der alten Waldemarsmauer vorhanden, in welcher die großen Ziegelsteine nach etwa 700 Jahren noch wohl erhalten sind.

Auf den Wall hinaufsteigend sehen wir ihn, leider hin und wieder durch Abgraben stark verschmälert, auch hie und da durch Benutzung des Materials zu den Schanzen von 1864 durchbrochen, immer aber noch in stattlicher Höhe, sich nach Westen hinziehen, wiederholt, zur besseren Begrenzung der Felder, mit Zäunen und kleinen Erdwällen längs und quer versehen.

Ein Fortwandern längs dem Kamme ist daher schwierig, und wir folgen lieber dem Fahrwege, der in einem Bogen außerhalb des Walles die beiden Hauptthore verbindet, nach dem $1/2$ Stunde westlich belegenen Dorfe Kurburg. Hier haben wir auf einer ziemlichen Strecke den Wall von etwa 30 Fuß Höhe vor uns. Der noch recht tiefe Graben davor liegt voller Haufen Feld- und Ziegelsteine, den bei Feldarbeiten immer wieder auftauchenden Resten der Waldemarsmauer. Westlich vom Wirtshause erhebt sich eine flache Höhe, jedenfalls von der alten Befestigung des „Westerkalegats,“ auf welcher 1864 eine dänische Schanze stand, die aber, wie alle andern, ausgeebnet worden ist. Von dieser Höhe sehen wir deutlich nach Westen den „Krummwall“ in der Richtung auf Hollingstedt hinstreichen, freilich etwas niedriger, weil wohl gesunken, immer aber doch noch 10—20 Fuß hoch. Er bildet die unabsehbare dunkle Grenzlinie, die ich in den Kinderjahren so oft an der Grenze unserer

Feldmark gesehen habe, welche an die vielen Sagen erinnerte, die damals noch im Munde der Alten lebten und so gerne erzählt wurden.

Wir kehren nach Rotenkrug zurück und setzen unsere Wanderung nach Osten fort. Der Weg führt uns eine kleine Strecke neben dem Wall hin, der hier am Rande einer Tannenanpflanzung in die Wiese (den „See") hineinsticht, wo ein, jetzt leider entwaldeter Hügel die Stätte der Thyraburg zeigt. An diesem schönen landschaftlichen Bilde vorbei kommen wir in das stattliche Dorf Groß-Danewerk, unter dessen vielen neuen Gebäuden, ähnlich wie in den umliegenden Dörfern, kaum noch ein altes Sachsenhaus (Rauchhaus) zu finden ist, während solche vor 40—50 Jahren hier fast ausschließlich vorhanden waren. — Vom Dorfe gehen wir, den etwas stark spolierten Wall links lassend, zur Rendsburger Chaussee hinaus, schneiden hier beim Klosterkrug den alten „Kograben" und folgen der Chaussee bis Bustorf, wo sie den, leider nach und nach stark verschmälerten „Riesenwall" durchbricht. Angesichts des südlich gelegenen „Königshügels" mit dem österreichischen Denkmal von 1864 schwenken wir rechts ab und steigen auf die bewaldete, mit noch deutlich erkennbaren Erdwerken versehene „Oldenburg," an deren Fuß der Wall mit seinen beiden Bögen den Abschluß bildet.

Von dieser Höhe herab übersehen wir noch einmal das schöne Bild, das sich uns, gegen Norden gewendet, darbietet. Zu unseren Füßen steht die kleine Haddebyer Kirche, angeblich die älteste unseres Landes, weiterhin in der Schlei die historische Möweninsel, um die Schlei die ausgedehnte Stadt Schleswig mit der gegenüber liegenden ehrwürdigen Domkirche, jetzt von dem fertigen 112 m hohen Turme überragt. Zur Linken erhebt sich das interessante Schloß Gottorf, inmitten des mehr und mehr austrocknenden „Burggrabens," des breiten Binnengewässers der Schlei, von Bäumen umgeben und dem höher gelegenen (Walde) „Tiergarten" begrenzt.

Wir steigen in den Wirtschaftsgarten zu Haddeby hinab und verfügen uns nach kurzer Rast wieder zum Bahnhof.

So ragt denn noch ein gut Teil der alten Danewirke in die Gegenwart hinein. Sorge, Mühe und Millionen an Geld hat dies Werk gekostet, der Macht der Deutschen und des Deutschtums hat es aber nicht zu wehren vermocht. Die Stammesverwandtschaft der sich hier berührenden Völker, die Verwandtschaft der hüben und drüben regierenden Fürstenhäuser, vor allem aber der Einfluß deutscher Bildung und Kultur lassen sich durch noch so hohe Erdwälle nicht halten und hemmen. Einzelne Zusammenstöße haben in alter und neuer Zeit an der Danewirke stattgefunden, ohne vom Norden her abgewehrt werden zu können; manche Kämpfe haben sich außerhalb derselben abgespielt, die meisten aber sind hinter der Danewirke, im Innern der Halbinsel, geführt, und der schließliche Sieg des Deutschtums ist auf den Gefilden Düppels und Alsens errungen.

Hat also die Danewirke ihren Erbauern auch wenig genützt, so ist es

immerhin sehr zu wünschen, daß sie als ein Denkmal tausendjährigen Ringens zweier Völker um ihre Selbständigkeit und ihre Kultur bis in die fernste Zukunft erhalten bleibe.

Über die Abstammung der Propsteier.*)

Unter dieser Überschrift bringt die letzte Nummer der „Heimat" einen Aufsatz, welcher die bisherigen Ansichten über die vielumstrittene Herkunft der Propsteier zusammenstellt, dabei aber der von dem † Pastor A. Jessien in Elmschenhagen vertretenen Ansicht, „daß die Propsteier Hessen seien," ein solches Gewicht beilegt, daß es mir geboten erscheint, dieser irrigen Meinung entgegenzutreten und einmal das Historische von dem Hypothetischen zu scheiden.

Geschichtlich steht fest:

1. daß die Besiedelung der Propstei durch deutsche Kolonisten mit dem Jahre 1216 ihren Anfang genommen hat. (Vergleiche Urkundensammlung der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte Band 1 S. 191.)

In diesem Jahre belehnt der Graf Albert von Orlamünde den Ritter Marquard von Stenwer mit der sogenannten Salzenwiese (an der Kolberger Heide) und einem Teile der Propstei (zwischen der Hagener Aue und Schwartbuck) zu dem Zwecke, hier deutsche Kolonisten anzusiedeln. — Nachdem Adolf IV. den Albert von Orlamünde bei Mölln besiegt und sein väterliches Erbe wiedergewonnen hatte, wurde dem Ritter das Lehen wieder entzogen und dem um 1220 gegründeten Kloster Preetz zugewiesen. Wie viele Dörfer und Hufen Marquard von Stenwer angelegt hat, ist unbekannt, aber 1240 sind acht Ortschaften in der Propstei vorhanden.

2. steht historisch fest, daß vor 1216 wendische Anbauer in der Propstei bereits angesessen gewesen sind. (Vergleiche Urkundensammlung Seite 191 und „Heimat" Juli-August-Heft 1894, Seite 159 f.) Zu den Kosten nämlich, welche dem genannten Ritter bei der Rodung des Waldes um die slavischen Anbauer herum entstehen, will der Graf $^2/_3$ beitragen, der Ritter soll $^1/_3$ dazu geben.

Wendische Anbauer sind also vorhanden, und von ihrer Austreibung ist nirgends die Rede. Es handelt sich nun um ihre ungefähre Anzahl. Jessien spricht von „einigen," was er aus den eben angeführten Worten der betreffenden Urkunde schließen zu können glaubt. Im übrigen sei die Gegend noch unbebaut und unbevölkert gewesen. — Beweisen kann Jessien diese Behauptung aber keineswegs. Daß die Zahl dieser wendischen Anbauer im Gegenteil nicht unbeträchtlich gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß sie in mehreren Dörfern wohnten. Noch heute nämlich weisen die in der Propstei gelegenen Dörfer Fiefbergen, Krummbek, Bentfeld und Stakendorf Spuren slavischer Bauart auf, sind also von Slaven angelegt und bewohnt gewesen. Ferner ist es nach Helmold zweifellos, daß die Wenden nach dem Verheerungszuge Heinrichs von Badewide (1138/39) in dem nördlichen, heute noch sogenannten Wagrien zusammengedrängt wurden. Der Urwald, von dem Helmold sagt, daß er sich ununterbrochen von Schleswig nach Schwerin (also auch durch die Propstei) erstreckt habe, wird wohl nicht so lückenlos gewesen sein, daß ohne vorhergegangene Rodung Menschen dort nicht zu wohnen vermocht hätten.

3. ist geschichtlich bezeugt, daß der Preetzer Propst Friedrich, welcher vorher Mönch des Benediktiner-Ordens in „Hersevelde," dann von 1246 bis 1250 Prediger in Wanna im Hadeler Siethlande gewesen war, Kolonisten nach der Propstei berufen und ihnen einen erblichen Besitz in dem Walde und auf der Wiese zwischen der Hagener Aue und Schwartbuck gegeben hat. (Vergleiche Urkundensammlung Band 1 S. 384.) — Jessien folgert nun so: Hersevelde muß Hersfeld in Hessen sein. Der Propst ist also ein Hesse gewesen und hat als solcher wahrscheinlich seine engeren Landsleute bevorzugt. Als weitere Stützpunkte seiner Ansicht führt Jessien das Vorkommen des Namens Arp in der Propstei an, der schon bei den alten Katten (= Hessen) häufig gewesen wäre

---

*) Aus der „Kieler Zeitung" Nr. 16 631, zweites Blatt, abgedruckt.

(Tacitus, Annalen), und daß der Ackerbau bei den Katten zur Zeit der Kolonisation Ostdeutschlands gerade in schönster Blüte gestanden habe.

Namentlich dieser letzte Stützpunkt des Jessienschen Hypothesengebäudes ist so schwach und naiv, daß man im Ernst nicht darauf einzugehen braucht. Aber auch mit Hypothese 1, auf der doch das ganze Gebäude ruht, ist es nicht besser bestellt. — Herseveld/e ist nicht Hersfeld (ehemals: Herolfesfeld) an der Fulda, sondern das Kloster Harsefelde im ehemaligen Erzstift, dann Herzogtum Bremen. Der Propst Friedrich ist also ein Niederdeutscher. Einer weiteren Widerlegung bedarf es jetzt im Grunde kaum noch. Hätte der Propst Hessen, das heißt Hochdeutsche aus einer Gegend, wo auch auf dem platten Lande hochdeutsch gesprochen wird, als Kolonisten herangezogen, so würde das dem Propsteier Platt gewiß anzumerken sein. Und wo bleiben denn schließlich die Einwohner der schon vorher vorhandenen acht Ortschaften? — Daß bei Tacitus ein Chattenfürst namens Arpus vorkommt, ist freilich richtig. Wenn der Name ein spezifisch hessischer sein sollte, so wäre nachzuweisen, daß er in Hessen auf dem platten Lande noch heute häufig vorkommt. Ein solcher Beweis ist bisher nicht geliefert worden.

So weit die historischen Nachrichten. Es handelt sich nun um die Frage, woher denn die Kolonisten des Marquard von Stenwer und des Propsten Friedrich stammen.

Weil die Kolonisten im übrigen Ostholstein größtenteils aus den Niederlanden und Westfalen gekommen sind, so hat man, und mit Recht, angenommen, daß auch die Propsteier aus diesen Gegenden stammen. Dafür sprechen Orts- und Familiennamen, die teils auf die Niederlande, teils auf die Westfalen hinweisen (zum Beispiel Schneekloth und Schlappkohl auf die Niederlande, Bentfeld auf Westfalen). Will man auf diesem Gebiete zu besseren Resultaten gelangen, so möge man die Namen der Hufner aus möglichst früher Zeit feststellen und zu ermitteln suchen, welche Hufner- und Kätnerfamilien etwa seit der Reformation — denn weiter reichen die Kirchenbücher in unserem Lande nicht zurück — im Lande sitzen und welche später eingewandert sind.

Aber woher stammt denn schließlich die eigentümliche Tracht der Propsteier? Ist sie niederländischer Herkunft, so wäre zu erwarten, daß sie auch in der Eutiner Gegend, wo sich nachweislich seit 1142 Holländer angesiedelt haben, vorkäme. Das ist aber nicht der Fall. Möglich wäre jedoch, daß sie auch hier einst Sitte war, dann in Wegfall geriet, dagegen sich in der von der Außenwelt mehr abgeschiedenen, etwas entlegenen Propstei behauptete. Eine zweite Möglichkeit aber ist die, daß die Tracht der Propsteier wirklich wendischen Ursprungs ist, mit der sich niederländische Sitte hier verquickt haben mag.

Die Propsteier sind eben aus verschiedenen Elementen gemischt, welche in ihrer Vereinigung einen besonderen, unleugbar etwas fremdartigen Bevölkerungstypus darstellen.

Wenn wir uns nun fragen, welches von den verschiedenen Elementen der Propsteier Bevölkerung das Gepräge verliehen hat, so sei es gestattet, das Urteil eines Mannes anzuführen, welcher anerkanntermaßen einer der tüchtigsten Kenner unseres Landes gewesen ist. Der vor einiger Zeit verstorbene Professor K. Jansen äußerte einst in einem Gespräch mir gegenüber: er lasse es sich garnicht ausreden, daß aus den Propsteiern mit ihrer Tracht und namentlich ihrer Gesichtsbildung und der fahlen Gesichtsfarbe der wendische Typus hervorsehe.

Dr. Gloy.

Mitteilung.

Zu den „Politischen Reimen" („Heimat" 1892 S. 42). Beim weiteren Sammeln von Volksreimen habe ich nachstehende interessante abweichende Form vom alten Spottreim gegen die Dänen erhalten:

Piep, Bülster, piep!
Die'n Schimmel büs du quit.
Vör Swerin hebbt wie dree Dag legen,
Bi Gadebusch is din Schimmel bleben.

War Bülster eine historische Persönlichkeit? ein dänischer Anführer?

Holm bei Ütersen. Eschenburg.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 5 u. 6. Mai–Juni 1895.

Das Leben des litterarischen Kreises in Holstein vor 100 Jahren.

Von Oberlehrer **J. Krumm** in Flensburg.

Bekanntlich hat Schleswig-Holstein an der großen litterarischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts nicht geringen Anteil genommen. Im Lande oder doch an seiner Grenze lebten Klopstock, Claudius, Voß, Stolberg, Gerstenberg, der Dichter des Ugolino, und Boie, der Begründer des Hainbundes. Um diese Männer scharte sich ein Kreis litterarisch interessierter Menschen, und an ihnen bildete sich die strebende Jugend jener Zeit. Vor allem sind das Haus von Claudius in Wandsbek und die von-Voß und Stolberg in Eutin solche Mittelpunkte. Ähnliche Kreise aber, wenn auch von geringerer Bedeutung, sind in Lübeck, Plön und Kiel, auf dem Lande nimmt der Adel, vor allem die Reventlow's und Moltke's, an diesen Bestrebungen regen Anteil.

Wer sich über diesen Kreis genauer unterrichten will, findet genug Material in den einzelnen Biographien. Ich benutze den Stoff, um eine kleine Skizze zu zeichnen von der ganzen Art des Lebens in diesem Kreise. Dabei schöpfe ich außer aus den Biographien der hervorragendsten Dichter selbst aus den Lebensbeschreibungen von zwei jüngeren Männern, von Barthold Georg Niebuhr, dem Historiker, und von Friedrich Perthes, dem Begründer der Perthesschen Buchhandlung. Zur Ergänzung des Bildes ist dann noch herangezogen die Biographie von G. Fr. Schumacher, einem Schulmann, der allerdings diesem Kreise ferner steht, aber Zeitgenosse ist und die Zeit repräsentiert.

Es ist ein merkwürdiges Bild, das sich hier zeigt, um so merkwürdiger, wenn man den dunkeln Hintergrund mit ins Auge faßt, von dem es sich abhebt, die Unfreiheit, Armut und Gedrücktheit des Lebens der Nation zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Wer von hier aus in unsern Kreis hineinschaut, dem wird zuerst auffallen die merkwürdig bunte Zusammensetzung. All' die Unterschiede, welche früher die Gesellschaft geteilt haben, sind hier thatsächlich weggefallen. So fällt weg der Unterschied des S t a n d e s, der G e b u r t.

Hier verkehren unterschiedslos Adel und Bürger. Voß, der Schulmeister, der Sohn des Leibeigenen, ist der Freund des „Cheruskerbluts", Regierungs-

präsidenten Grafen Friedrich von Stolberg, sogar Frau Rektor und Frau Regierungspräsident halten gute Freundschaft miteinander, täglich gehen die Besuche von Haus zu Haus, und alle frohen Familienfeste werden miteinander gefeiert. In der bescheidenen Häuslichkeit des Wandsbecker Boten verkehren alle, vornehm und gering, und alle singen das Lob seiner Rebekka, der Zimmermannstochter, des Bauernmädchens, wie Claudius selbst sie meistens nennt. Bei allen gern gesehen ist der liebenswürdige, fein und stark empfindende Perthes. Er steht mit den höchsten adeligen Kreisen, Männern und Frauen in der lebhaftesten und intimsten Korrespondenz. Als Perthes zum ersten Mal mit dem Grafen Adam Moltke von Nütschau zusammengetroffen war, schrieb er an seine Frau: „Welch' ein Mensch, welche Kraft und welches Bändigen der Kraft, ich wollte, Du könntest ihn sehen, diesen tollen Moltke, wie sie ihn nennen. Mir steht er so hoch wie einer und hat ein liebes, köstliches Weib." Wenige Monate später waren beide Männer in dem nächsten und offensten Freundesverhältnis. „Danken Sie der Gräfin für ihren lieben Brief", schrieb Perthes an Moltke, „Caroline — seine Frau — und ich mögen erstaunlich gern lesen, was sie schreibt, und ich wollte, ich hätte sehr viel Interessantes und Wichtiges mit ihr zu korrespondieren." Vielfach kam Moltke nach Hamburg, und dann war es um die Ruhe der Nacht für Perthes geschehen. Abends zwischen 9 und 10, wenn Perthes aus dem Geschäft heimgekommen war, fand Moltke sich ein, und nach wenig Augenblicken schon saßen beide Männer in heftigem, leidenschaftlichem Gespräch, und mehr wie einmal mußte die aufgehende Sonne die nie einig Werdenden erinnern, daß es Zeit sei aufzubrechen. Einst, es war im Jahre 1803, hatte das Gerücht, Perthes werde seine Zahlungen einstellen müssen, Moltke in Florenz, wo er sich damals befand, erreicht. „Mit allem, was ich habe, helfen Sie sogleich meinem Freunde, wenn ihm noch zu helfen ist," schrieb Moltke seinem Geschäftsführer in Hamburg und legte die nötigen Vollmachten bei. Derselbe Moltke war der liebste Jugendfreund Niebuhrs.

Der Standesunterschied verhindert nicht die Entwicklung eines solchen schönen menschlichen Verhältnisses, das auf gegenseitiger Achtung und Zuneigung gegründet war, ebensowenig verhindert dies der Unterschied des Berufes, noch die Art der Bildung. Genußreicher und fruchtbringender Verkehr verbindet den Mann der Wissenschaft und den Mann des praktischen Lebens, Perthes und Niebuhr sind die innigsten Freunde. Perthes fühlte sich unauflöslich an den edlen Sinn und das reiche Gemüt des großen Mannes gebunden, und Niebuhr war von tiefer Achtung erfüllt vor der Lebenskraft und Lebenstüchtigkeit des ungelehrten Freundes. Dem Geschäftsmanne, welchem wissenschaftliche Bildung fehlte, legte Niebuhr den ersten Band seiner römischen Geschichte vor mit den Worten: „Gern möchte ich ohne Rückhalt gesagt wissen, wie Sie mit meinem Buche zufrieden sind. Eine gelehrte Beurteilung verlange ich nicht, aber, wenn die Grundzüge Ihnen gefielen, würde es mich sehr freuen." Auf Perthes' Antwort entgegnete Niebuhr: „Ihr Urteil über den ersten Band meines Werkes hat mir unbeschreiblich wohlgethan. Nehmen Sie es nicht als ein zu viel

sagendes Kompliment, wenn ich sage, daß neben Goethes Lob Ihr Gefühl mir genügt."

Allerdings ist Bildung die Einlaßkarte in diese Gesellschaft, aber diese Bildung ist kein bestimmter, auf vorgeschriebenem Wege erworbener Besitz von Kenntnissen, sondern eine lebendig wirkende Kraft des Interesses. In diesem Kreise verkehren der Adelige und der Bürgerliche, der Geschäftsmann und der Gelehrte unterschiedslos, in ihm verkehren auch unterschiedslos der Protestant und der Katholik, der Orthodoxe und der Freigeist. In dem Hause von Claudius, dem offenbarungsgläubigen Protestanten, verkehren die Freigeister Lessing und Voß, der schwärmerische Mystiker und Pantheist Jacobi, die katholische Fürstin Galizin, sogar die westphälischen Adeligen und hohen katholischen Kirchenfürsten, die Freiherrn von Droste. So scharf die Überzeugungen auch von einander geschieden sind, so versteht doch jeder die des andern zu achten und sich in seine Auffassung hineinzudenken. Ein scharfer Mißton ist allerdings einmal in diese Harmonie hineingekommen durch den Übertritt Stolbergs zur katholischen Kirche. Voß, eine schroffe und leidenschaftliche Natur, die auch am wenigsten intellektueller Sympathie fähig war, brach los in seinem Zorn und wandte sich ab von dem alten Freunde. Anders urteilt schon seine Frau in einem Briefe an den Rektor Wolf in Flensburg. Hier und in Äußerungen anderer Angehöriger des Kreises kann man allerdings Schmerz, tiefen Schmerz erkennen über diesen Schritt Stolbergs, aber persönlich ihm zürnen, ihn mißachten konnte außer Voß keiner. Auf der andern Seite hegte Stolberg bis an sein Ende die Gefühle herzlichster Zuneigung und Freundschaft für das Haus von Claudius und Perthes. Die Verschiedenheit der Konfession hinderte die Fürstin Galizin nicht, zugleich mit Klopstock bei Perthes' ältestem Sohne Gevatter zu stehen, und der Weihbischof von Droste schrieb einen Brief an die Witwe des Wandsbeker Boten, der mit folgenden Worten schließt: „Gott behüte Sie, liebe Mama, und uns alle. Beten Sie für mich. Mit kindlicher Liebe Ihr Caspar."

Ihren eigenen Charakter bekommt die Gesellschaft noch dadurch, daß auch die *Frauen* an den geistigen Bestrebungen der Männer mit feiner Empfindung Anteil nehmen. Zwar sind die meisten Frauen dieses Kreises keine glänzenden Gestalten, sondern sie sind einfache Hausfrauen. Einfach ist Rebekka Claudius. Sie ist die Tochter eines Zimmermanns, ihre Bildung so, wie ein Bürgermädchen einer kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert sie erwerben konnte, und doch wurde sie von allen, auch den vornehmsten Männern und Frauen, die in dem Hause von Claudius verkehrten, verehrt und als Genius des Hauses gepriesen. Dies wäre unerklärlich, wenn nicht Rebekka Claudius eine ungewöhnlich große Fähigkeit der Anempfindung besessen hätte. Ähnlich waren die andern Frauen des Kreises, Caroline Perthes, geborene Claudius, Ernestine Voß und Amalie Niebuhr. Durch Reichtum der Kenntnisse, durch Sicherheit und Feinheit des gesellschaftlichen Auftretens ausgezeichnet war keine von ihnen, aber den Beruf des Weibes haben sie richtig erkannt und sorglich erfüllt. Auf sie alle passen die Worte, die Ernestine Voß einmal ausspricht: „Im Stillen zu wirken,

mit Leichtigkeit und Heiterkeit das Haus zu verwalten, die Stirn des Mannes zu erheitern, wenn er des Tages Last getragen, seine Sorgen zu teilen und zu vermindern, war ehemals und ist jetzt der Beruf des Weibes. Geistige Unterhaltung fordern wenig Männer von ihren Frauen, aber ein empfängliches Herz dafür machte manche Ehe auf die Dauer glücklich. Manches Weib wirkte fröhlicher und thätiger in ihrem Beruf, wenn sie in den Mußestunden Hebung der Seele und Vermehrung der Kenntnisse beim Manne fand." Auch außer dem Hause treten die Frauen auf mit ihrem Anspruch auf Anteil an allen geistigen Bestrebungen der Männer. Es tritt dies vor allem hervor in dem äußerst reichhaltigen Briefwechsel zwischen Männern und Frauen, wie er in jener Zeit unterhalten wird. Wer aus unserer Zeit einen Blick in diesen thut, wird erstaunen über den Stoff dieses Briefwechsels und die Freiheit und Unbefangenheit des Tones. Nicht nur die Kleinigkeiten des Lebens werden erzählt, wie es sonst Frauenart ist, sondern ernste Fragen, die die Männer beschäftigen, werden mit Wahrheitsliebe und Offenheit verhandelt. Auch hier zeigt sich dasselbe Bild, dieselben allgemeinen menschlichen Interessen lassen spezielle Unterschiede zurücktreten, auch hier in dem kleinen Kreise ist es zu erkennen, das Ideal des Menschentums erhebt sich über die Besonderheiten des Geschlechtes, des Standes, des Berufes und der Konfession.

So wurde durch dieses Hinwegräumen aller Schranken die Bildung des Menschen am Menschen gefördert, diese Entfesselung des socialen Verkehrs mußte aber auch befördern die Entwicklung eines gesunden, natürlichen Frohsinns. Bei aller Einfachheit, Bescheidenheit, ja Ärmlichkeit der Verhältnisse besitzen die Menschen eine Fähigkeit sich zu freuen, die rührend ist. Vorbildlich für beides ist das Haus von Claudius. Claudius hat Zeit seines Lebens in bedrängten Vermögensumständen gelebt. 1787 entschloß er sich mit kühn wagendem Vertrauen zum großen Schreck anfangs seiner Rebekka zum Kauf eines Hauses. Für des Hauses Notdurft hatte er damals zwei Kühe, vorher hatte er sich mit einer Ziege beholfen. So bescheiden wie das Haus waren die Vergnügungen. Von ihnen erzählt Ernestine Voß: „Häufig besuchten wir Claudius' Schwiegermutter, die eine Wirtschaft für honette Bürgerfamilien hatte und mit ihren zwei unverheirateten Töchtern die Gäste gemütlich zu unterhalten verstand. In ihrem großen Garten waren zwei Kegelbahnen, von denen wir eine in Besitz nahmen. Claudius war Präsident dieser Gesellschaft, ohne seine Erlaubnis wurde niemand zugelassen. Außer dem Wandsbeker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn es einzelne Herren waren. Die Wandsbeker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiel wurde ihnen eine Anzahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier strenges Verbot, nicht einmal Kaffee oder Thee wurde eingeräumt, blos Kaltenhöfer Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwasser, dazu Butterbrot mit Käse und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis 10 Uhr bei Licht und im Mondschein." Weiter berichtet sie: „Abends waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo nach vorhergegangener Untersuchung sich das meiste Essenswürdige

fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle spielte ein Stück kaltes Pökelfleisch oder ein Karpfen, den man von dem Fischer selbst im Schloßgarten aus dem Teiche heben sah und ins Schnupftuch gebunden nach Hause trug. Aber auch bei Reisbrei und abgesottenen Kartoffeln konnten wir sehr lustig sein. Wenn Claudius bei uns war, hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt, bis sie wieder heimgingen." Als die beiden Stolbergs Voß besuchen, werden sie von Claudius durch Knittelverse auf Grütze und Karbonade, sein Ideal des Traktierens, eingeladen. Merkwürdige Feste wurden auch in dem Hause von Claudius gefeiert, bei denen Natur und Humor das beste thaten. Das Knospenfest, der Widderschein, der Maimorgen, der Grünzüngel, der Herbstling und der Eiszäpfel heißen die neuen Festtage, die nicht nur auf dem Papier gefeiert werden. Ein unverwüstlicher Frohsinn zeichnet Claudius aus. Ihn schildert ein junger katholischer Theologe, der längere Zeit das Glück hatte, in seinem Hause zu leben: „Vor oder nach dem Abendessen nimmt Claudius einen oben gekrümmten Stecken, seine Haare hängen ihm unfrisiert und ungepudert über den Rock, er ist auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen. So durchstreifen wir das angrenzende, angenehme Wäldchen, das er so schön und wahr besungen hat, wo die Kühle der Luft und der schön glänzende Mond, der durch geteilte Blätter scheint, öfters in unsere Gespräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen scheint. Oder wir stehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und warten stille den Zeitpunkt ihrer Entwicklung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unsere Gesellschafter sind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare der Erscheinung und winkt immer auf den Schöpfer. Da ists, als wenn wir um einen Altar ständen, man kann es jedem im Gesicht lesen, daß er von innen opfert. Vorgestern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback. Ich möchte nur die Bockssprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herum machte und die Kinder mit lautem Gelächter hinterdrein. Mancher würde denken, so müßte der Respekt der Kinder gegen den Vater verloren gehen. Aber die Thatsache widerlegt es; denn Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet diese Kinder vor allem aus, sie erfreuen und ergötzen sich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn umsomehr." Auch von dem Verkehr zwischen Voß und Stolberg werden Züge berichtet, die dieselbe Einfachheit und denselben anspruchslosen Frohsinn zeigen. 1777 weilte Voß zwei Monate vor seiner Hochzeit im Hause seiner Schwiegereltern in Flensburg. Die Braut nähte von vier Uhr morgens an der Aussteuer, die sie ganz allein anfertigen wollte, während Voß emsig an seiner Übersetzung der Odyssee arbeitete. Wenn aber Nachmittags ihm die Sonne allzu heiß aufs Zimmer schien, so wurde sein Arbeitstisch in die Küche neben die Stühle von Mutter und Tochter gestellt. So wurden sie einst von Friedrich Stolberg und seiner Schwester Katharine überrascht, und das gräfliche Paar freute sich sehr,

als es den kleinen Kreis durch seine Gegenwart erweitern durfte. In der ersten Eutiner Zeit waltete noch derselbe Geist der Einigkeit. In jugendlicher Heiterkeit sangen die Frauen gemeinschaftlich Schulzesche Lieder, während Voß sie begleitete auf dem Klavier und Stolberg horchend zur Seite saß. Noch oft dachte Voß später jener traulichen Agnesschmäuse — Agnes war der Name von Stolbergs Frau — „da noch ein Pfannkuchen mit Lauch etwas bedeutete, da noch neben Scherzen ein Schwank sich ausnahm, da wir uns homerischen Kykeon mischten, Stolberg nach dem Buchstaben aus Rotwein, Honig, Mehl und geriebenem Käse, welcher Mischmasch durcheinander gerührt ihm und der Schwester antik schmeckte, ich nach dem Geiste, griechischen Honig und Blume des Mehls übersetzend in zerkrümelte Zuckerplätzchen und dafür gelobt von Agnes und Ernestine, die den geraspelten Käse im Glase zurückließen."

So einfach war das äußere Leben, um so reicher aber ist das innere. Dieser Reichtum des inneren Lebens ist allen Menschen dieses Kreises gemeinsam, verbindet sie und bildet die Grundlage des Verständnisses. Von dem Inhalte dieses inneren Lebens können uns am ehesten einen Begriff geben die Briefe von Perthes und Niebuhr. Sie zeigen, daß nicht ästhetische, sondern sittliche Fragen in erster Linie diese Menschen beschäftigen. Wir finden bei ihnen ein tief eingewurzeltes Bestreben, sich über den eigentlichen Beruf des Menschen klar zu werden, ein unablässiges Ringen der Gedanken, bis der Mensch in einer festen religiösen oder philosophischen Überzeugung seine Ruhe findet, ein fortwährendes Beobachten seiner selbst und Bekämpfen seiner Neigungen, ein nie ablassendes Streben nach Vervollkommnung. So schreibt Perthes 1791 an seinen Onkel: „Es ist wahr, himmlische Freude kann nur der genießen, der an seiner Besserung arbeitet, und ich habe solche lichthelle Stunden oft gehabt, wo ich durch das Betrachten der Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke und durch das Gefühl meiner eigenen menschlichen Würde den Vorgeschmack von dem künftig mir bestimmten Ziele genoß. Dann war alles, alles in mir Freude, und ich sah alles neben mir zur Vollkommenheit arbeiten, dann waren alle Menschen meine Brüder, die mit mir zu demselben Ziele arbeiteten." Daneben hatte er wieder Zeiten, in denen er völlig entmutigt jede Hoffnung aufgab, die Bestimmung des Menschen zu erfüllen. „Wahrlich", schreibt er, „ich muß mächtig kämpfen, wenn alles, was Unzufriedenheit gebiert, aus meinem Innern heraus soll, denn alle bösen Neigungen schlafen nur, um bei erster Gelegenheit mit desto größerer Gewalt hervorzubrechen. Ach, und meine Unstätigkeit und mein zu rasches Blut verderben in einer Stunde wieder, was ich jahrelang gebaut habe, und dann gehört eine geraume Zeit dazu, ehe ich wieder zu einer ruhigen, vorwurfsfreien Gemütsverfassung kommen kann." Ein rascher Wechsel folgt so zwischen Gefallen an sich selbst und Verzweiflung; bald fühlt er die Kraft in sich, auch gesteigerten sittlichen Anforderungen gerecht zu werden, dann wieder fühlt er sich jeder Zuversicht auf die eigene Kraft beraubt. Noch ein Beispiel dafür aus einem Briefe an Campe. Perthes schreibt: „Mich zieht besonders Ihre alles umfassende Güte an, welche Sie so anspruchslos über jeden aus-

breiten. Dies ist nicht so bei mir, ich sehe immer so viel auf mich selbst, habe so viele Nebenabsichten und ich fürchte, daß meine unstäte Phantasie mich die ächte Lauterkeit des Herzens hat verlieren lassen. Ob sich das wohl wieder ändern läßt, mein lieber Freund? Ach Gott, es wird ja doch wohl möglich sein." Er wünscht sich die stumpfen Nerven, das kalte Blut des Greises, um nur des heftigen Streites zwischen Leidenschaft und Pflicht ledig zu werden. Ein ander Mal schreibt er: „Sie sind so gut, ach daß ich es auch wäre, es ist so schwer gut zu bleiben und so schwer besser zu werden, daß mir schon oft der Zweifel aufgestiegen ist, ob wir denn auch wirklich von Natur gut geboren sind."

So kämpft Perthes. Ebenso kämpft Niebuhr. Er schreibt: „Alles was wir für uns thun können, besteht in der Erhöhung unserer geistigen Vermögen, in ihrer gewissenhaften Bearbeitung, in der Schärfung der Empfänglichkeit, der Verstärkung und Verfeinerung der Urteilskraft und des Verstandes, in der Reinigung der Vernunft und der lauteren Bewahrung des Gewissens. Geschieht dies und war die Natur nicht von Anfang an zu karg gegen uns, was kann uns hindern, höher und höher zu steigen bis zu jener Stufe der Vollkommenheit, die dem beschränkten Menschen gestattet ist? Verschwenden wir unsere Zeit nicht, vergessen und verachten wir das Irdische, mischen wir uns nicht in fremde Dinge und verfolgen unsern Weg, so thun wir, was unsere Pflicht ist." Dabei finden sich dieselben Selbstanklagen. In Briefen an seine Braut klagt er über das Vorherrschen der Phantasie über den Verstand und die daher entstehende Träumerei, das Spielen mit Bildern und die Zerstreuung, welche ihn vom Arbeiten und Denken abhielten. Dann klagt er über Mangel an Obhut über sein Gemüt und die Richtung seiner Gedanken, über verlorene, verscherzte, unentwickelte Gaben seiner Natur und über harte Kämpfe mit eingewurzelten Angewöhnungen. So äußert er sich auf einem Herbst 1794 geschriebenen Blatt: „Ich ließ es heute meine erste Beschäftigung sein über dasjenige, was mir Erfahrung und Nachdenken unter den täglichen Pflichten der reinen Sittlichkeit und Klugheit auszeichneten, weiter nachzudenken und das aufzuzeichnen, was mir als Leitfaden und Regel dienen sollte. Dieser neue Aufsatz ist an die Stelle desjenigen getreten, der in diesem Frühjahr entstand, und ich schäme mich dieses älteren fast, ohne ihn vernichten zu wollen. Es ist mir ein fröhliches Denkmal auf der andern Seite zu sehen, daß ich nicht umsonst gearbeitet habe und wirklich zugenommen habe im Guten und in Kenntnissen. Wie schwach war ich dieses Frühjahr, wie regiert und gelenkt von Leidenschaften und Meinungen! Ich konnte nicht sagen schlechthin, ich will, ich mußte es beschränken und führte darüber nichts aus. Jetzt frage ich mich nicht, denn ich befehle es mir. Die Leidenschaften hoffe ich auch so ziemlich bezwungen zu haben. Eitelkeit ist jetzt der Hauptfeind, den ich zu bekämpfen habe, und Zerstreuung: ununterbrochene Arbeit das einzige Hilfsmittel gegen beides. Diese also muß nicht nachlassen, und muß ich mich daher vor Gesellschaft und Zerstreuung hüten." Auf einem andern Blatt spricht er den heiligen Entschluß aus, seine Seele immer mehr zu

reinigen, so daß er sie jederzeit ohne Furcht in den Quell zurückgeben könnte, aus dem sie entsprungen sei.“ Ähnliche Betrachtungen finden sich bei den andern Menschen dieses Kreises. Mag man nun diese peinliche Selbstbeobachtung lieben oder nicht, den Eindruck hat man doch, wirklich guten Menschen gegenüber zu stehen, die mit redlichem Sinn nach sittlicher Vervollkommnung streben und ausgezeichnet sind durch Reichtum und Feinheit des Innenlebens.

Dieser Reichtum des Innenlebens aber drängt zur Mitteilung an gleichgestimmte Seelen, Freundschaft und Liebe bekommen deshalb in dieser Gesellschaft ihre besondere Bedeutung. Solche Mitteilungen sind naturgemäß nicht für die große Gesellschaft, „hier läuft doch alles darauf hinaus“, so urteilt ein Zeitgenosse, „daß jemand sich auf eine lebhafte Weise mitteile, ohne daß von dem, was ihn am tiefsten bewegt oder was mit den ernsteren Richtungen seines Wesens zusammenhängt, etwas zum Vorschein komme“, sondern solche Mitteilungen sind beschränkt auf den Freund, die Geliebte. Auch in unserm Kreise nehmen Freundschaft und Liebe mitunter merkwürdige Gestalten an, aber man darf über diesen sentimentalen Thorheiten doch nicht vergessen, daß in den meisten Fällen echtes Gefühl zu Grunde liegt. Vorbildlich ist auch für die Holsteiner Freunde die Freundschaft im Hainbunde. Über Klopstock schreibt Voß an seine Braut: „Klopstock, edler, großer, urdeutscher Mann; in 6 Wochen habe ich Dein Antlitz gesehen, und, Heil mir, Dich umarmen dürfen. Dann ruht Dein Segen auf mir, daß, wenn Deinen Staub der weinende Enkel mit seiner durch Dich tugendhafteren Braut besucht, mein Gesang die heiligen Thränen aufsammle und zum ewigen Zeugnis auf den Altar Gottes hinstelle. Dann wird das Gebein der Satansopfer erbeben, und Deutschland von neuem Deutschland, die Wohnung der Redlichen sein.“ Als Voß Stolberg mit einer dürren, inhaltsleeren Ode angesungen hatte, weint der leicht gerührte gräfliche Dichter Thränen, eine zweite Ode brachte dem Sänger, wie er mit freudigem Stolze meldet, einen Kuß von dem Geliebten ein. Als die beiden Stolberg aus Göttingen scheiden, wird ein Abschiedsfest gefeiert. Man sang Millers Abschiedslied, dann ein Trinklied von Voß, sah sich wehmütig an, fragte zehnmal gefragte Dinge, schwur sich ewige Freundschaft und sang noch einmal das Abschiedslied. Dann ward ein lautes Weinen. Schließlich entfernten sich die Brüder unbemerkt, stumme Sehnsucht ihres Gesprächs und ihres Kraftgesangs nachlassend. So ist die Freundschaft im Hainbund und ähnlich, wenn auch nicht ganz so überschwänglich, ist die Stimmung der Freude in Holstein. So schreibt Perthes: „Mein sehnlichster Wunsch, den ich jetzt habe, ist ein Freund, dem ich mein Innerstes ganz aufschließen könnte, der mich stärkte, wenn ich schwach würde, der mir Mut gäbe, wenn ich an meiner Besserung verzweifle; aber ich finde keinen und doch muß ich mich mitteilen, doch möchte ich manchmal jeden an mein Herz drücken und sagen: „Auch Du bist ein Bild Gottes.“ Dann später, wie er einen Freund gefunden hat: „Ich genieße jetzt mit vollen Zügen, was ein rasches, feuriges Gefühl genießen kann. Drei Freunde habe ich gefunden voll Geist, Innigkeit, voll reinen, echten Sinnes und ausgezeich-

neter, weitumfassender Bildung. Als sie meinen Willen zum Guten, meine Liebe zum Schönen erkannten, als sie sahen, wie ich suchte und strebte, da nahmen sie mich auf, und wie selig bin ich nun; durch sie habe ich erhalten, was mir fehlte, sie wissen, das, was mein Eigenstes ist, lebendig und wirklich zu machen. Mir ist es wie einem Fisch, der vom Lande ins Wasser kommt, Sagen Sie nicht, das sei Schwärmerei; denn deshalb ist ein Gefühl doch noch nicht Schwärmerei, weil der Mensch nur in erhöhten Stunden es in seiner ganzen Stärke fühlt. Solche Stunden sind es ja vielmehr, in denen der Mensch eigentlich Mensch ist.“ Und an seine Freunde schreibt er: „Wie ist es nur möglich, daß Ihr mich vor allen andern liebt und mehr an mir habt, als ich selbst in mir finde?“ Die Sprache mag etwas volltönend klingen, aber echtes Gefühl liegt hier doch sicher zu Grunde.

Ebenso ist es auf dem Gebiete der Liebe, Thorheiten genug, aber auch echtes, inniges Gefühl. Es ist die Werther- und Siegwart-Periode. Noch mehr als Werther hat nach Schumachers Meinung der Siegwart, eine Klostergeschichte von dem Prediger Miller, auf das Gefühl der Nation gewirkt. Schumacher giebt den Inhalt so an: Mariane lebt gezwungen im Kloster. Siegwart, ihr Geliebter, befreit sie nicht etwa, sondern er härmt sich, er grämt sich, klagt, weint, jammert, immer aus der Ferne, ruft den Mond an, aber auch der hat kein Mitleid. Mariane härmt sich zu Tode, und Siegwart weint allnächtlich auf ihrem Grabe, bis auch ihn der Tod auf demselben in seine Arme nimmt. Schumacher fährt dann fort: „Das ist das Ganze, aber es wirkte mit allmächtiger Zauberkraft auf die deutsche Jugend. Dies gab der ganzen jungen Welt jener Zeit, Jünglingen und Mädchen, eine weinerliche Stimmung, eine Schlaffheit, die allen älteren Leuten unerträglich, ihnen selbst aber höchst angenehm war. Liebeshändel waren es nicht, die man suchte, aber am liebsten stille, ferne, unerwiderte Liebe. Ein lachendes und fröhliches Brautpaar war uns ein höchst prosaischer und gemeiner Gegenstand; unglücklich mußte man sein oder sich wenigstens phantasieren, daß man es sei. Gottes schöne Sonne war uns nichts, aber der Mond! ach der liebe, blasse, dämmernde Mond. Halbe Nächte lag man im Fenster oder wandelte in Feld und Garten oder schwärmte im Mond. Thränen mußten vergossen werden, keiner wußte worüber, aber geweint mußte werden; mit stillem, starrem Blick im Winkel sitzen, nicht hören, was uns umgab, auffahren, wenn man uns anredete, das machte jeden so interessant. Trennung und Tod waren die liebsten Bilder der Phantasie, Vergißmeinnicht die einzige geliebte Blume.“ Das war allerdings eine heillose Wirtschaft. Aber es fehlt auch nicht das Gegenbild, die Ehe erscheint in ihrer höchsten Bedeutung als Mittel der sittlichen Erziehung. Perthes findet die Versöhnung in den streitenden Gegensätzen seiner Natur nur in der Liebe; um aber die Liebe als bleibenden Zustand der Seele für sich gewinnen zu können, bedarf es der Vermittlung einer menschlichen Persönlichkeit, und das ist für ihn seine Frau. So schreibt er an sie: „In mir tobt das Böse und ist mächtig, meine Gebete sind nur Notschüsse und helfen nicht, denn ich bin nicht wie Du durch-

drungen von der Heiligkeit des Höchsten, von seinem Lichte und seinem Glanze, aber von Dir, Du meine Heilige, bin ich durchdrungen und durch die Liebe zu Dir werde ich die höhere erlangen, deren ich unmittelbar nicht teilhaftig werden kann." „Halte Du Dich wacker, Du fromme Karoline", heißt es in einem andern Briefe, „und mache mich durch Dich so fromm wie Dich." Perthes' Frau hat dieselbe Gesinnung. Nach ihrer Verlobung schreibt sie an die Fürstin Galizin: „Ich weiß und fühle es zwar auch jetzt, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit ist, aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue, und kann nun nichts weiter als die Augen zumachen und Gott um seinen Segen bitten, nnd das müssen Sie auch in meinem Namen thun, liebe Fürstin. Mit voller Wahrheit kann ich Ihnen sagen, daß mein lieber Perthes ein guter Mensch ist, der sich selbst noch nicht für formiert hält und weiß und fühlt, daß er mit sich noch nicht fertig ist und da, denke ich, können er und ich gemeinschaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hilfe weiter kommen." Weil die Liebe der Gatten auf dieser sittlich-ernsten Grundlage beruhte, hat sie auch die Probe des Lebens bestanden. Hier hat sich, wie der Briefwechsel zeigt, bis in die späteste Zeit eine merkwürdige Zartheit und Innigkeit des Gefühls erhalten.

Dies tiefe, starke Gefühl ist überhaupt das Zeichen der Zeit, darin besteht ihre Stärke und ihre Schwäche. Auch der leblosen Natur wendet sich dies Gefühl zu. Claudius ist der richtige Naturschwärmer. Voß schreibt: „Wir sind den ganzen Tag bei Bruder Claudius und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Rasenstück im Schatten und hören den Kuckuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns mit losgebundenen Haaren und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife oder schwatzen oder dichten etwas Gesellschaftliches für den Boten." Ebenso kennt Perthes keinen größeren Genuß als auf dem Rasen liegend sich seinen Gedanken zu überlassen. So schreibt er: „Bruder, zu liegen in der stillen Natur, nicht zu wissen, was man denkt und empfindet, und es doch so klar zu wissen. Da, wo jedes Blatt, jeder Grashalm mir Freund sein und ich aus jedem Träume ziehen kann und weinen möchte in süßem Schmerz, da wird's dem Menschen klar, daß Gott die Seele ist in allem." Auch das Naturgefühl treibt hier überall seine Blüten, die schönsten bekanntlich in den Gedichten von Matthias Claudius.

Noch auf einem Gebiet, welches bei uns ganz für den Verstand reserviert scheint, tritt dieses überschwängliche Gefühl hervor, dem der Politik. Raum zu politischer Bethätigung war nicht vorhanden, Einsicht in die politischen Gesetze fehlte, es blieb nur übrig auch hier eine Schwelgerei in Gefühlen, eine unklare Begeisterung für Vaterland und Freiheit. Sehr häufig stand das praktische Leben mit den zur Schau getragenen Gefühlen wenig im Einklang, vor allem in Holstein tritt dieses hervor. Bekanntlich ist*) die politische Gesinnung der

---

*) Vgl. K. Jansen, Uwe Jens Lornsen C. 1.

Holsteiner in der Zeit charakterisiert auf der einen Seite durch deutsches Nationalgefühl, auf der andern Seite durch dänischen Patriotismus, die sich ganz gut miteinander vertragen. 1801 nach der Seeschlacht von Kopenhagen schreibt Niebuhr, der sonst so durchaus deutsch fühlte: „So erhebt uns der ganz beispiellose Heldenmut, den unsere Leute zeigten, und giebt uns eine wehmütige Freude voll Liebe, die uns wohlthut und mit vielen Banden an unser Volk bindet und froh macht, mit ihm zu dulden.“ Ebenso wetteifern bei aller Schwärmerei für die abstrakte Freiheit die Schleswig-Holsteiner mit den Dänen in Loyalität, in jener unbegrenzten Ehrfurcht vor der Person des Königs, wie sie das vorige Jahrhundert charakterisiert. So schreibt Schumacher, nachdem er die Festlichkeiten zur Feier der Anwesenheit des Kronprinzen in Altona umständlich beschrieben: „In unsern Tagen (den vierziger Jahren), wo die Jugend König und Königtum verachtet, würde es ein leeres Gaukelspiel sein, bei dem jeder nur sein persönliches Vergnügen im Auge hätte. Wir aber waren als Royalisten erzogen, um den Namen König und Kronprinz schwebte uns ein Heiligenschein, und es schien uns etwas wahrhaft Großes und Herrliches, dem künftigen Herrscher so nahe zu treten und persönlich von ihm beachtet zu werden.“ Schon aus diesem Widerspruch von deutschem Nationalgefühl und dänischem Patriotismus, von Freiheitsschwärmerei und dem Kultus der königlichen Person sieht man, wie wenig diese Menschen bei ihrem Schwelgen in Gefühlen fähig waren die Wirklichkeit zu sehen, wie wenig diese Gefühle auch das Handeln beeinflußten. Dasselbe tritt hervor bei der Beurteilung des großen politischen Ereignisses der Zeit, der französischen Revolution. Fast alle Angehörige unseres Kreises sind begeisterte Anhänger der französischen Revolution, nur Niebuhr, dessen feiner Natur alles Gewaltsame widerstrebte, verhielt sich von vornherein ablehnend und blieb unberührt von dem Freiheitstaumel der übrigen. Klopstock verkündete mit Prophetenstimme: „Großes ist geschehen für Gesetzlichkeit der Obermacht. Aber Größeres steht bevor, Kampf der Patricier und Plebejer durch Europa. Die Fürsten im Dunstkreis der Patricier werden verkehrt sehen und verkehrt handeln. Nach vielem Elend wird Vernunftrecht walten vor dem Schwertrecht.“ Voß, eine Plebejernatur in seinem Stolz und in seinem Haß, jubelte allem zu, was die Herrschsucht der privilegierten Stände, die er selbst erfahren hatte, beschränken konnte. Perthes schreibt im Jahre 1792: „Die Franzosen thaten gewiß recht daran, daß sie sich des himmelschreienden Druckes entledigten, und ich freue mich als Mensch und Weltbürger über die Fortschritte der französischen Armee, aber als Deutscher möchte ich weinen, und ewig wird es uns Schande bringen, der guten Sache erst durch Zwang nachgegeben zu haben.“ Auf Stolberg machte die Revolution denselben Eindruck. Er schrieb im Jahre 1790: „Über Frankreich freue ich mich, obwohl mancher Gallicismus die herrliche Sache der Freiheit befleckt, dennoch von ganzem Herzen. Ich fühle mich nie kosmopolitischer als jetzt und möchte das macte virtute ausrufen von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Kanal bis zur Garonne. Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruchs fühlte,

was ich in meinem ersten Gedicht „Die Freiheit“ mit lallender Poesie mich zu päanen unterwand, das wird jetzt Volkseinsicht. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, der in dauernde Tafeln die Schmach der sklavischen Panegyristen und der Götzen eingräbt, welche man groß nennt, „weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf dem sie hoch standen.“ Ebenso zählt Graf Adam Moltke zu den begeisterten Anhängern der französischen Revolution.

So urteilten damals die Höherstehenden; was Wunder, daß das Volk von einem Taumel der Begeisterung ergriffen wurde. Am 14. Juli 1790 feierte man in Hamburg zur Erinnerung an den Sturm der Bastille ein allgemeines Freiheitsfest, daß ein Augenzeuge so beschreibt: „Es wurde außer der Stadt gefeiert. Alles, was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen. Kein Edelmann außer mir, dem Grafen Dohna und Ramdohr aus Celle war eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen Strohhüte mit dem Nationalbande, auch Schärpen und Ordensbänder davon, die Damen gaben dann auch den Herren Stücke von diesem Bande. Als ich ein Stück erhielt, machte ich meinen Orden los und heftete statt dessen dies Band an, was allgemeinen Beifall fand. Wir hatten auch Musik. Ein Chor von Jungfrauen sang dazu ein vom Kaufmann Sieveking verfertigtes Lied, dessen Refrain von uns allen wiederholt wurde. Wir blieben von zehn Uhr des Morgens an den ganzen Tagen zusammen. Die drei schönsten jungen Weiber sammelten für die Armen, Klopstock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gesundheiten getrunken, unter andern auf baldige Nachfolge in Deutschland und Abschaffung des Despotismus. Vor und nach Tische wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag, und es wurde manche Thräne der Rührung vergossen. Alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer, die hier sind, wurden eingeladen.“ Ebenso war die Stimmung in Kiel. Auch hier begleiteten die Älteren mit größtem Interesse und Mitgefühl die Ereignisse der französischen Revolution, die Jugend, die Studenten trieben in ihrer Weise die Sache weiter. „Sahen wir freilich“, erzählt Schumacher, „in die Verhältnisse der inneren Staatseinrichtungen nicht tief, um das Ganze auch nur oberflächlich zu begreifen, so sprach es uns doch an als das Größte und Herrlichste, was die Welt noch geboren. Wehte doch das Panier der Freiheit hinüber von jenseits des Rheins, und wer Student gewesen ist, weiß, welche Zaubergewalt dieses Wort allein von jeher in den Kreisen der akademischen Jugend ausgeübt hat. Wenn auch das Wesen der bürgerlichen Freiheit unter hunderten kaum einem klar geworden, so glaubt er doch den Begriff gefaßt und die hehre Göttin in seinem Innern geschaut zu haben. Jedes Gesetz, was eine Willkür beschränkt, schien ihm ein unerträglicher Druck, jedes Umgehen dieses Gesetzes sein Menschenrecht, jeder offene Trotz gegen dasselbe eine Großthat, jeder Fürst als solcher war ihm ein Tyrann, der Große des Landes als solcher ein Gegenstand des Hasses und jeder Bekämpfer desselben ein Wohlthäter der Menschheit. So schwärmten, räsonnierten, faselten wir in unsern Kreisen auf dem Zimmer und in größeren Kommersen, auf dem

Kaffeehause und dem Marktplatze. Aber bei dem Reden blieb es, daran, die Ideen der französischen Revolution in die That umzusetzen und reformierend in den Gang der Dinge einzugreifen, daran dachte niemand. „Fluch den Palästen, Friede den Hütten", so schrieben wir als Motto in unsere Stammbücher, so riefen wir beim nächtlichen Nachhausegehen durch die stillen, einsamen Gassen. „Es lebe die Freiheit, nieder mit den Tyrannen," so brüllten wir durch die Nacht; aber wenn wir die Paläste gehörig verflucht hatten, so ließen wir sie ruhig stehen, und man fand am andern Morgen auch keine Scheibe davon geknickt. Wenn wir die Tyrannen in die Unterwelt hinabgewünscht hatten, so überließen wir es ihnen selbst, sich nun den nächsten Weg dahin zu suchen, und hatten das Unsrige gethan. Wir sangen in exaltierter Stimmung die Marseillaise: »Allons enfânts de la patrie«, aber gingen doch nicht weiter als zu Bette, »mourir pour la patrie«, aber wir starben fürs erste doch nur den Scheintod in den Armen des Schlafes, aus dem man flink und munter am andern Tage wieder aufsteht. Einige trugen öffentlich französische Nationalfarbe und Cocarde, einer hatte sich an seinem Pulte eine Krone von Metall als Fußschemel machen lassen und schrie, während er oben studierte, von Zeit zu Zeit nach unten stampfend: »A bas les tyrans.« Sein Tyrannensymbol ließ sich das ruhig gefallen, und so war er zufrieden." All diese Aufregung wurde praktisch nur für eins gefährlich, eine allerdings unschuldige Revolution hat sich damals vollzogen. Zopf und Perrücke sind dem veränderten Zeitgeist zum Opfer gefallen, nnd die französische Revolution erwarb sich zu ihren sonstigen Feinden die erbitterte Feindschaft der Kieler Friseurinnung.

Sonst blieb alles beim Alten. Hier auf dem Gebiete der Politik zeigt sich eben die besondere Schwäche der Menschen des vorigen Jahrhunderts, das mangelnde Verständnis für die Wirklichkeit und die Scheu in den Gang der Dinge einzugreifen. Wer diese Menschen in ihrem ganzen Werte, ihrer ganzen Liebenswürdigkeit kennen lernen will, muß sie in ihrem kleinen Kreise, ihrem Innenleben belauschen. Wer aus unserer Zeit in jene zurückschaut, wird zunächst geneigt sein, über die augenfälligen Thorheiten zu spotten und die Zeit arm und unbedeutend zu schelten, je länger und genauer er aber hinsieht, desto klarer wird ihm die Erkenntnis kommen, daß diese Zeit bei ihren leicht erkennbaren Mängeln doch auch manches vor unserer voraus hat. Auch hier kann sich die Wahrheit bestätigen, daß der moralische Fortschritt in der Geschichte nie rein ist, sondern Fortschritt und Rückschritt in einem notwendigen inneren Zusammenhange stehen.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. Friedrich Dahl in Kiel.

IV. 6. Grallae, Watvögel.

Systematische Übersicht der Gattungen.

I. Zehen ohne halbmondförmige Hautlappen (vgl. Fig. 83).

A. Es ist eine vierte höherstehende, oft sehr kleine, hintere Zehe vorhanden (vgl. Fig. 83).

- Kralle der Mittelzehe am Innenrande kammartig gezähnt . . . **30. Reiher, Ardea L.**
- Mittelkralle ganzrandig.
  - Zwischen Mittel- und Außenzehe eine Bindehaut, welche (aus dem Winkel bis zum Rande gemessen) wenigstens 3 mm breit ist.
    - Nackter Schnabel (in der Mundspalte gemessen) über 4 cm lang.
      - Schnabel stark aufwärts gebogen (Fig. 84) . . . **12. Säbler, Recurvirostra L.**
      - Schnabel entweder abwärts gebogen oder gerade oder doch kaum aufwärts gebogen.
        - Schnabel stark abwärts gebogen (Fig. 82).
          - Kopf zwischen Auge und Schnabelwurzel nackt . . . **32. Ibis, Ibis Temm.**
          - Kopf bis zur Schnabelwurzel befiedert . . . **10. Brachvogel, Numenius Lath.**
        - Schnabel wenig gebogen oder gerade.
          - Schnabel am Ende 4 cm breit, gerundet . . . **33. Löffelreiher, Platalea L.**
          - Schnabel zugespitzt.
            - Vor und hinter dem Auge ein nacktes Feld; der Schnabel wenigstens 4 cm lang . **31. Storch, Ciconia Temm.**
            - Die Umgebung des Auges überall befiedert; Schnabel bis etwa 12 cm lang.
              - Anliegender Flügel über 40 cm lang; die langen Deckschwingen gekräuselt oder zugespitzt . . . **29. Kranich, Grus Pall.**
              - Flügel unter 25 cm lang; die Schwingen alle einfach.
                - Die vom Nasenloch auslaufende Furche reicht kaum über die Schnabelmitte hinaus; Schnabelfirste meist unter 6,5 cm lang . . . **7. Wasserläufer, Totanus Bechst.**
                - Die Nasenfurchen bis zu $^3/_4$ der Schnabellänge reichend; Schnabelfirste meist über 6,5 cm lang . . . **9. Pfuhlschnepfe, Limosa Meyer.**
    - Schnabel unter 4 cm lang.
      - Schnabel sehr schlank (Fig. 81).
        - Die aus dem Nasenloch entspringende Längsfurche verläuft kaum über die Hälfte der Schnabellänge . . . **7. Wasserläufer, Totanus Bechst.**
        - Die Nasenfurche fast bis zu $^3/_4$ der Schnabellänge reichend (Fig. 81).
          - Nackte Schnabelfirste unter 25 mm, anliegender Flügel etwa 11 cm lang . . **8. Uferläufer, Actitis Ill.**
          - Schnabelfirste über 25 mm, Flügel etwa 16 cm lang . . . **6. Kampfhahn, Pavoncella Leach.**
      - Schnabel weniger schlank (Fig. 86).
        - Schwanz tief ausgeschnitten, seitliche Federn etwa 4 cm länger als die mittleren; nackte Schnabelfirste unter 2 cm lang . . . **21. Brachschwalbe, Glareola Gm.**
        - Schwanz nicht ausgeschnitten; Schnabelfirste über 2 cm lang.
          - Kopf mit Haube; Rücken einfarbig dunkel gefärbt, grün glänzend . . . **17. Kiebitz, Vanellus Meyer.**
          - Kopf ohne Haube; Rücken schwarz und weiß gefleckt, ohne grünen Schiller . . . **18. Kiebitzregenpfeifer, Squatarola Cuv.**
  - Die Bindehaut zwischen Mittel- und Außenzehe unter 3 mm breit.
    - Mittelzehe mit Kralle länger als die nackte Schnabelfirste.
      - Ueber dem Schnabel eine zwischen den vorderen Augenrand vorragende nackte Platte; Mittelzehe mit Kralle über 6 cm lang.
        - Mittelzehe mit Kralle etwa 11 cm, anliegender Flügel über 25 cm lang; das Nasenloch nur doppelt so breit als lang . . . **26. Sultanshuhn, Porphyrio Temm.**
        - Mittelzehe mit Kralle bis 7 cm, anliegender Flügel etwa 18 cm lang; das Nasenloch dreimal so lang als breit . . . **27. Teichhuhn, Gallinula Lath.**
      - Keine nackte Platte über dem Schnabel; Zehen kürzer.
        - Nackte Schnabelfirste 35—45 mm lang . . . **23. Wasserralle, Rallus L.**
        - Schnabelfirste 20 bis 25 mm lang.
          - Mittelzehe mit Kralle unter 3 cm lang; Schnabel schlanker (Fig. 80 u. 85).
            - Anliegender Flügel unter 11 cm lang; die vom Nasenloch ausgehende Furche über $^3/_4$ der Schnabellänge hinausreichend (Fig. 80) . . . vgl. **Strandläufer, Tringa L. 4.**
            - Flügel über 14 cm lang; Nasenfurche nur bis zur Schnabelmitte reichend (Fig. 85) . . . **15. Steinwälzer, Strepsilas Ill.**
          - Mittelzehe mit Kralle über 3 cm lang; Schnabel weniger schlank.
            - Schulterschwingen (vgl. Fig. 54) bis ans Ende der ersten Schwinge reichend . . . **24. Wachtelkönig, Crex Bechst.**
            - Die Schulterschwingen lassen wenigstens $1^1/_2$ cm der ersten Schwinge frei . . . **25. Sumpfhuhn, Ortygometra Leach.**
    - Mittelzehe mit Kralle kürzer als die Schnabelfirste.
      - Die Federn gehen an der Vorderseite des Beines bis zur Fersenbeuge; der anliegende Flügel ist etwa 18 cm lang . . . **1. Schnepfe, Scolopax L.**
      - Beine nicht bis zum Lauf befiedert; Flügel bis 14 cm lang.
        - Schnabelfirste über 4 cm lang; mitten unter dem Unterschnabel verläuft eine Längsfurche fast bis zur Spitze . . **2. Bekassine, Gallinago Leach.**
        - Schnabel unter 4 cm lang; die Furche der Unterseite kaum über $^3/_4$ der Schnabellänge reichend (Fig. 80c).
          - Schnabel in der Mitte der Länge fast 4 mm breit . . . **3. Sumpfläufer, Limicola Koch.**
          - Schnabel nicht flach gedrückt, in der Mitte kaum über 2 mm breit.
            - Die vom Nasenloch aus verlaufende Furche bis $^3/_4$ der Schnabellänge reichend (Fig. 80) . . . **4. Strandläufer, Tringa L.**
            - Die Nasenfurche höchstens bis $^2/_3$ der Schnabellänge reichend . . . vgl. den **Wasserläufer, Totanus Bechst. 7.**

B. Es sind nur drei Zehen vorhanden, die Hinterzehe fehlt vollkommen.

- Lauf vorn mit querüber verlaufenden Tafeln, vorn keine Längsteilung.
  - Lauf kaum länger als die Mittelzehe mit Kralle . . 5. **Sanderling, Arenaria** Bechst.
  - Lauf doppelt so lang als die Mittelzehe mit Kralle . . . . 20. **Rennvogel, Cursorius** Lath.
- Lauf vorn mit eckigen Tafeln, wenigstens in der Mitte vorne mit Längsnaht.
  - Die Bindehaut zwischen Mittel- und Innenzehe weit breiter als diejenige zwischen Mittel- und Außenzehe; Schnabel sehr kurz (Fig. 87) . . . . 22. **Trappe, Otis** L.
  - Die äußere Bindehaut breiter als die innere; Schnabel schlanker (Fig. 86).
    - Schnabel über 50 mm lang, um die Hälfte länger als die Mittelzehe mit Kralle.
      - Schnabel länger als der Lauf . . . . 14. **Austernfischer, Haematopus** L.
      - Schnabel halb so lang als der Lauf . . . . . . 13. **Strandreuter, Himantopus** Bechst.
    - Schnabel unter 40 mm lang, nicht oder kaum länger als die Mittelzehe mit Kralle.
      - Die Bindehaut zwischen Mittel- und Innenzehe (aus dem Winkel bis zum Rande gemessen) mindestens 4 mm breit; Lauf über 7 cm lang; die 2. Schwinge am längsten . . . . 19. **Triel, Oedicnemus** Temm.
      - Innere Bindehaut nicht 2 mm breit; Lauf bis 4 cm lang; die 1. Schwinge am längsten . 16. **Regenpfeifer, Charadrius** L.

II. Wenigstens die Mittelzehe an der Innenseite mit 2—3 halbmondförmigen Hautlappen (Fig. 83).

- Mittelzehe innen mit zwei Hautlappen und davor im Zehenwinkel mit Schwimmhaut (Fig. 83); anliegender Flügel unter 15 cm lang . . . . 11. **Wassertreter, Phalaropus** Lepechin.
- Mittelzehe innen mit drei Hautlappen, ohne Schwimmhaut, Flügel über 20 cm lang . . 28. **Wasserhuhn, Fulica** L.

Übersicht der Watvögel nach der Lebensweise:

Es sind hier ebenfalls berücksichtigt die am Wasser lebenden Vögel anderer Ordnungen.

I. Es leben von Würmern, Insekten, Krebsen, Mollusken und Pflanzenstoffen und fressen selten auch kleine Frösche und Fische:

A. Es leben fast ausschließlich von tierischen Stoffen:

a. Schnabel zart, nicht zum Umwenden größerer Steinchen tauglich; bohren nicht oder nur im weichen Schlamm:

α. Es lieben Sümpfe, nasse Wiesen oder schlammige und steinige Ufer:

- Es leben an bewachsenen Orten versteckt oder schwimmen Nahrung suchend fast andauernd auf dem Wasser:
  - Es gehören dem hohen Norden an und schwimmen fast nur auf dem Meere . . . . 11. **Wassertreter, Phalaropus** Lep.
  - Zwischen Schilf und Gebüsch oder im Grase versteckt oder auf Seen schwimmend:
    - Kleine Vögelchen, welche im Schilf umherklettern u. ihre Nahrung suchen:
      - Es lebt nur von Insekten und Würmern . . . . **Rohrsänger, Acrocephalus** Naum.
      - Es leben von Insekten und Sämereien,
        - aber besonders von Insekten . . . . **Bartmeise, Calamophilus** Leach.
        - besonders von Sämereien . . . . **Rohrammer, Emberiza** L.
    - Größere Vögel, welche zwischen Schilf meist am Boden laufen oder schwimmen oder sich im Grase verstecken:
      - Es gehen mehr am Tage ihrer Nahrung nach, schwimmen geschickt und lieben schilfbewachsene Ufer:
        - Es schwimmt auf freiem Wasser mit schilfbewachsenen Ufern . 28. **Wasserhuhn, Fulica** L.
        - Es lebt nur im Schilf kleinerer Teiche . . . 27. **Teichhuhn, Gallinula** Lath.
      - Es sind Dämmerungs- oder Nachttiere, welche nicht Schilf, wohl aber Seggen, Gras, Kufen oder Buschwerk lieben:
        - Es lebt in sumpfigen Wäldern und Gebüsch . . . . 1. **Schnepfe, Scolopax** L.
        - Es lieben weder Wälder noch Gebüsch:
          - Es leben im dichten Grase oder zwischen Sumpfpflanzen, selt. auch im Getreide:
            - Auf sumpfigem Boden lebend; Nest über dem Wasser oder über Morast . . . . . . 23. **Wasserralle, Rallus** L.
            - Auf blumenreichen Wiesen, später auch im Getreide; Nest im Grase . . . . . 24. **Wachtelkönig, Crex** Bechst.
          - Es leben auf schlammigem Boden mit Fußspuren und Kufen:
            - Es suchen die Nahrung: Insekten, Schnecken und Pflanzenteile, auch Sämereien, über der Erde . . . . 25. **Sumpfhuhn, Ortygometra** Leach.
            - Es holen mit dem langen Tastschnabel Würmer ꝛc. aus dem Schlamm und fressen selten Sämereien . . . . 2. **Bekassine, Gallinago** Leach.
- Es leben an kahlen oder kurz bewachsenen Stellen, nicht versteckt, meist gehend oder watend, seltener schwimmend:
  - Es waten mit ihren langen Beinen oft bis an den Leib im Wasser; die kleineren Arten schwimmen auch freiwillig:
    - Südliche Tiere, bei uns seltene Gäste:
      - Größere Art, welche auch kleinere Frösche und Fische frißt und auch auf die Felder geht . . . . 32. **Ibis, Ibis** Temm.
      - Kleinere Art, die nur wirbellose Tiere, selten auch Fisch- und Froschlaich frißt und nur an Gewässern lebt . . . . 13. **Strandreuter, Himantopus** Bechst.
    - Nördlichere Tiere, bei uns oder nördlich von uns brütend:
      - Es kommt nur an der Meeresküste vor und frißt besonders sehr kleine Wassertierchen, welche er, mit dem gebogenen Schnabel über den Schlamm hinfahrend, fängt . . 12. **Säbler, Recurvirostra** L.
      - Es fressen größere Tiere und brüten meist nicht am Meeresstrande . . . . 7. **Wasserläufer, Totanus** Bechst.
  - Es gehen selten tief ins Wasser und schwimmen nur im Notfall:
    - Es fressen fast nur kriechende oder schwimmende Tierchen:
      - Es fängt besonders fliegende Insekten an kahlen Ufern . . . . **Bachstelze, Motacilla** L.
      - Es leben besonders an schnellfließenden Gewässern mit Gebüsch:
        - Es taucht Nahrung suchend auch vollkommen unter . . . . **Wasseramsel, Cinclus** Bechst.
        - Es taucht nicht . . . . . 8. **Uferläufer, Actitis** Ill.
      - Es leben auf Wiesen oder an stehenden Gewässern und meiden Gebüsch:
        - Es leben besonders auf feuchten Wiesen, auch fern vom Wasser:
          - Es zieht nur von November bis Februar fort und nistet im April und Mai. 17. **Kiebitz, Vanellus** Meyer.
          - Es zieht von September bis April fort und nistet im Mai und Juni . . . . 6. **Kampfhahn, Pavoncella** Leach.
        - Es lieben die Ufer der süßen Gewässer oder die Meeresküste:
          - Es lieben, wenigstens auf dem Zuge, die Meeresküste:
            - Es holt mit dem langen Tastschnabel die Nahrung teilweise tief aus dem Schlamm . . 9. **Pfuhlschnepfe, Limosa** Meyer.
            - Es sucht die Nahrung mehr auf dem Boden . . 4. **Strandläufer, Tringa** L.
          - Es meidet den unmittelbaren Meeresstrand . . . . 3. **Schlammläufer, Limicola** Koch.

- β. Es lieben Wüsten, Steppen, trockene Heiden u. Felder oder rein sandige Ufer:
  - Es lebt in den Wüsten Arabiens, bei uns seltener Gast . . . . . . 20. **Rennvogel, Cursorius** Lath.
  - Es lebt auf den Steppen Südosteuropas, bei uns ebenfalls selten . . 21. **Brachschwalbe, Glareola** Gm.
  - Es lebt auf unfruchtbarem, dürren Boden besonders in den Mittelmeerländern, bei uns vereinzelt auch brütend, frißt auch größere Wirbeltiere . . . . 19. **Triel, Oedicnemus** Temm.
  - Es leben und brüten bei uns auf unfruchtbaren, sandigen Heiden, auf trockenen Äckern oder an sandigen Ufern, oder nördlich von uns:
    - Es wechseln am Tage öfter trockene Äcker und sandige Ufer und fressen auch Beeren:
      - Es brütet im hohen Norden und kommt bei uns nur auf dem Zuge vor. . 18. **Kiebitzregenpfeifer, Squatarola** Cuv.
      - Es geht weniger nach Norden hinauf . . . . 10. **Brachvogel, Numenius** Lath.
    - Es leben auf dürrem Gelände und gehen wenig ans Wasser, andere an sandigen Ufern:
      - Es nistet im Norden und kommt bei uns nur auf dem Zuge vor. . 5. **Sanderling, Arenaria** Bechst.
      - Es brütet bei uns . 16. **Regenpfeifer, Charadrius** L.

b. Es besitzen einen festen, spitzen Schnabel, mit dem sie Steine umwenden und in den festen Sand einbohren; (kommen nur an den Meeresküsten vor):

- Es nistet an sandigen oder steinigen Orten . . . . 15. **Steinwälzer, Strepsilas** Ill.
- Es nistet auf kurzem Rasen . . . . 14. **Austernfischer, Haematopus** L.

B. Es fressen in erster Linie Pflanzenstoffe, grüne Blätter und Sämereien und leben besonders auf ebenen Feldern:

- Auf den ausgedehnten fruchtbaren Ebenen des Südostens brütend, bei uns selten . . . . . . 22. **Trappe, Otis** L.
- Auch bei uns in unzugänglichen Sümpfen brütend . . . . 29. **Kranich, Grus** Pall.

II. Es fressen besonders Wirbeltiere:

- Es suchen ihre Beute gehend oder watend:
  - Es kommen mehr an stehenden und fließenden Gewässern vor . . . . 30. **Reiher, Ardea** L.
  - Es kommen mehr in Sümpfen, Wiesen oder auf Feldern vor:
    - Es lebt von ganz kleinen, meist nicht über 3 cm langen Fischen . . . . 33. **Löffelreiher, Platalea** L.
    - Es lebt von großen Fröschen oder Fischen. . . 31. **Storch, Ciconia** Temm.
- Es gehen ihrer Nahrung fliegend oder auf erhabener Warte lauernd nach:
  - Es gehen am Tage oder in der Dämmerung auf Nahrung aus:
    - Es taucht nicht und lebt im Schilf von Wasser- und Sumpfvögeln . . . . **Rohrweihe, Circus** Lacép.
    - Es tauchen und fressen nur Fische, Insekten u. s. w.:
      - Größte Art, die im Winter bleibt und dann auch andere Nahrung zu sich nimmt . . . . **Seeadler, Haliaëtus** Sav.
      - Mittelgroß, nur Fische fressend und im Winter fortziehend . . . . **Flußadler, Pandion** Sav.
      - Klein, frißt kleine Fische und Insekten . . . . . **Eisvogel, Alcedo** L.
  - Es geht nachts auf Beute aus . . . . **Sumpfohreule, Otus** Cuv.

1. Die **Waldschnepfe, Scolopax rusticola** L., N. 211, 1—3, ist auf dem Zuge, gegen Anfang April und im October in niedrig liegenden, nicht zu dichten Wäldern häufig. Einzelne Vögel bleiben zuweilen auch im Winter und ebenso sind einzelne Paare brütend beobachtet (Hohenwestedt). Das Nest findet man von April bis Mai in lichten Wäldern. Es ist eine Bodenvertiefung mit wenig Moos 2c. und enthält (2—) 4, auf graugelblichem Grunde grau, olivengelblich und bräunlich gefleckte, 40—42 mm lange Eier.

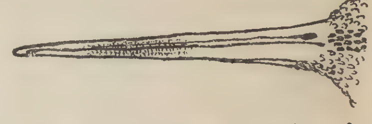


Fig. 79. Schnabel der Waldschnepfe.

2. Die Arten der Gattung **Gallinago** (Ascalopax):

- Kopf oben mit dunklem Mittelstreif; Schwanz 12 federig; nackte Schnabelfirste bis 45 mm lang. N. 210, 1 u. 2 . . . . **Kleine Bekassine, G. gallinula** (L.)
- Kopf oben schwarz, mit hellem Mittelstreif; Schwanz 14—16 federig; Schnabelfirste über 5 cm lang.
  - Obere Flügeldeckfedern mit weißem, am Schaft nicht unterbrochenen Rande; die 1. Schwinge mit sehr schmalem, hellen Außenrand; Schwanz 16 federig. N. 208, 1—2 . . **Doppel-Bekassine, G. major** (Gm.)
  - Obere Flügeldeckfedern mit gelblichem, am Schaft unterbrochenen Rande; Außenfahne der 1. Schwinge bis über die Mitte hinaus ganz weiß. N. 209, 1—3 . . . . **Mittlere Bekassine, G. gallinago** (L.)

Die **mittlere** oder **gemeine Bekassine** oder **Sumpfschnepfe, G. gallinago** (L.) zieht von Oktober bis April fort, nur einzelne Vögel überwintern auch bei uns. Sie brütet überall auf sumpfigen Wiesen und Mooren. Das Nest findet man im Mai, meist auf einer Kufe. Es ist eine Vertiefung mit wenigen Hälmchen und enthält (3—) 4 Eier, welche 37—39 mm lang sind und auf ockerbräunlichem bis olivengrünlichem Grunde gelbbraun bis schwarz gefleckt sind. Das bekannte Meckern der Bekassine soll nach Altum dadurch erzeugt werden, daß die seitliche Schwanzfeder ein stärkerer Luftstrom trifft.

Die **kleine Bekassine, G. gallinula** (L.) ist auf dem Zuge im April und September ziemlich häufig, überwintert und brütet aber selten. Das Nest und die Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich, aber kleiner.

Die **große** oder **Doppel-Bekassine, G. major** (Gm.) zieht von Oktober bis April südlich und ist auf dem Zuge nicht selten. Sie brütet von Mai bis Juni einzeln im Westen Schleswigs. Nest und Eier sind wieder denen der gemeinen Bekassine ähnlich, aber bedeutend größer.

Nach der Lebensweise kann man die 3 Arten folgendermaßen unterscheiden:

- Es liebt besonders nasse, tiefe Sümpfe mit höheren Sumpfpflanzen und niedrigen Erlen- oder Weidenbüschen . . . . **G. gallinago** L.
- Es lieben die nicht zu nassen Sümpfe mit Kufen und niedrigen Sumpfpflanzen oder Gräsern:
  - Größere Art, die besonders in ausgedehnten Sümpfen Osteuropas, bei uns nur in der Nähe der schleswigschen Westküste brütet und keine Sämereien frißt . . . . **G. major** (Gm.)
  - Kleinere Art, welche besonders zahlreich auf den Tundren Nordasiens, bei uns nur einzeln brütet und außer kleinem Getier auch Sämereien frißt . . . . **G. gallinula** (L.)

3. Der Sumpfläufer oder Schlammläufer, Limicola pygmaea Lath. (platyrhyncha), N. 207, 1—2, wird von April bis September einzeln getroffen, wurde aber noch nicht brütend beobachtet.

4. Die Arten der Gattung Tringa:

- Anliegender Flügel 15 cm lang und darüber; die mittleren Schwanzfedern kürzer, aber nicht dunkler als die seitlichen. N. 183, 1—3 . . . . **Isländischer Strandläufer, T. canutus** L.
- Flügel unter 14 cm lang; die mittleren Schwanzfedern am längsten.
  - Anliegender Flügel höchstens 10 cm lang.
    - Die äußerste Schwanzfeder rein weiß; der Lauf unter 18 mm lang. N. 189, 1—3 . . . . **Temmincks Strandläufer, F. temminckii** Leisler.
    - Die äußerste Schwanzfeder wenigstens auf der Außenfahne grau; der Lauf über 18 mm lang. N. 184, 1—3 . . . . **Zwergstrandläufer, T. minuta** Leisler.
  - Anliegender Flügel über 11 cm lang.
    - Die nackte Schnabelfirste über 36 mm lang, gebogen; obere Schwanzdeckfedern weiß oder weiß mit dunklen Querbändern. N. 185, 1—3 . **Bogenschnäbliger Strandläufer, T. subarcuata** Güld.
    - Schnabel unter 36 mm lang, nicht oder kaum gebogen; obere Schwanzdeckfedern dunkel, meist mit hellen Rändern.
      - Die Beine gelb, in der Jugend hellgelblich; die äußerste Schwanzfeder nicht länger als die nächsten.
        - Die Wurzelhälfte des Schnabels ebenfalls gelb; Gefieder oben ohne Metallglanz. N. 188, 1—3 . . **Meerstrandläufer, T. maritima** Brünn.
        - Der Schnabel braun; Gefieder oben metallisch glänzend. Amerika, einmal auf Helgoland . . . . T. rufescens Vieill.
      - Die Beine stets schwarz oder schwärzlich; die äußerste Schwanzfeder länger als die 2—3 folgenden.
        - Nackte Schnabelfirste über 33 mm lang. N. 186, 1—3 . . **Alpenstrandläufer, T. alpina** L.
        - Schnabel unter 33 mm lang. N. 187, 1—3 . . **Schinz' Strandläufer, T. schinzii** Brehm.

Der **isländische Strandläufer, T. canutus** L. (islandicus) zieht im April und Mai, im August und September durch und ist an der Nordsee gemein, im September auch an der Ostsee häufig.

Der **Zwergstrandläufer, T.** (Actodromas) **minuta** Leisl. ist im April und September auf dem Zuge anzutreffen, am häufigsten im September an der Nordsee.

Temmincks Strandläufer, T. (A.) **temminckii** Leisl. kommt im Frühling etwas später, im Herbst etwas früher als die vorhergehende Art, namentlich an der Nordsee vor.

Der **bogenschnäblige Strandläufer, T.** (Pelidna) **subarcuata** Güld. zieht im April, Mai, August und September durch und ist besonders an der Nordsee häufig.

Der **Alpenstrandläufer, T.** (P.) **alpina** L. (cinclus) ist besonders auf dem Herbstzuge an beiden Meeren häufig, seltener während der Brutzeit. Man findet das Nest auf Mooren; es ist eine kleine Vertiefung mit wenigen Halmen. Die (3—) 4 Eier sind licht ockerbräunlich, hellbraun bis schwarz gefleckt, 30—34 mm lang.



Fig. 80. Schnabel vom Alpenstrandläufer: a von der Seite, b von oben, c von unten.

Schinz' Strandläufer, T. (P.) **schinzii** Brehm. ist wohl nur Varietät der vorhergehenden Art.

Der **Meerstrandläufer, T.** (Arquatella) **maritima** Brünn. wird den Winter über einzeln an der Nordsee, sehr selten an der Ostsee beobachtet.

Nach der Lebensweise kann man die Tringa-Arten folgendermaßen unterscheiden:

- Es brüten im höchsten Norden; die Eier noch unbekannt, die Nestjungen einer Art auf 82½° N. gefunden:
  - Es frißt mit Vorliebe kleine Schnecken und wird deshalb wohl zur Brutzeit an felsigen Ufern vorkommen . . **T. canutus** L.
  - Es frißt Würmer, Krebschen und Insekten . . . . **T. subarcuata** Güld.
- Es brüten in bekannten Gebieten zum Teil bis Schleswig-Holstein südwärts:
  - Es brütet an felsigen Küsten, nährt sich besonders von kleinen Mollusken und zieht im Winter zum Teil nicht nach Süden, deshalb bei uns seltener . . . . **T. maritima** Brünn.
  - Es brüten in ebenen Ländern, ziehen im Winter südlich und nähren sich von Würmern, Amphipoden ꝛc.:
    - Es nisten auf Mooren in der Nähe der Meeresufer, auch bei uns:
      - . . . . **T. alpina** L.
      - . . . . **T. schinzii** Brehm.
    - Es lieben weniger die Meeresküsten und brüten im Norden Europas und Asiens:
      - Nordöstlichere Art . . . . **T. minuta** Leisl.
      - Südwestlichere Art . . . . **T. temminckii** Leisl.

5. Der **Sanderling, Arenaria** (Calidris) **arenaria** (L.), N. 182, 1—3, kommt im April und im August bis Oktober an den Küsten vor und ist auf dem Herbstzuge häufig.

6. Der **Kampfhahn, Pavoncella** (Machetes) **pugnax** (L.), N. 190—193, ist namentlich auf Sumpfwiesen, in der Nähe des Meeres häufig und zieht von

September bis Mai bis Mittelafrika. Während das Weibchen einem Strandläufer sehr ähnlich ist, besitzt das größere Männchen zur Brutzeit einen verschieden gefärbten, breiten Kragen und am Kopfe dicht stehende Warzen. Die 3 bis 8 Männchen eines Gebietes versammeln sich an einem etwa $1\frac{1}{2}$ m breiten Kampfplatz, um hier jedes genau seine Stelle einzunehmen und abwechselnd zu zweien mit einander zu kämpfen, ohne indes mit dem weichen Schnabel sich irgend eine Verletzung beibringen zu können. Die Nester sind 100 Schritte und darüber vom Kampfplatz entfernt. Es sind einfache Bodenvertiefungen mit wenigen Halmen, welche (3—) 4 ockerbräunliche, gelbbraun bis schwarz gefleckte, etwa 41—45 mm lange Eier enthalten.

7. Die Arten der Gattung **Totanus**:

- Der Lauf (von der Mitte des Gelenkknopfes bis zur Oberseite der Zehen gemessen) unter 4 cm lang, höchstens um $1/3$ länger als die Mittelzehe mit Kralle; Farbe der Füße grüngelb bis blaugrün.
  - Der Schaft der 1. Schwinge hinter der Mitte weiß; die mittleren Schwanzfedern der Länge nach hell und dunkel quergebändert; anliegender Flügel bis 13 cm lang. N. 198, 1—3 . **Bruch-Wasserläufer, T. glareola** (L.)
  - Der Schaft der 1. Schwinge braun; die Wurzelhälfte der Schwanzfedern reinweiß; Flügel über 14 cm lang. N. 197, 1—3 . . **Punktierter Wasserläufer, T. ochropus** (L.)
- Der Lauf über 4,5 cm lang, etwa um die Hälfte länger als die Mittelzehe mit Kralle.
  - Farbe der Füße blaugrünlich; die Federn, welche den Schwanz von unten berühren, weiß, selten mit einzelnen Fleckchen; Schnabel etwas aufwärts gebogen.
    - Die nackte Schnabelfirste über 4,5 cm, der anliegende Flügel über 17 cm lang. N. 201, 1—3 . . . . **Heller Wasserläufer, T. glottis** (L.)
    - Der Schnabel unter 4,5 cm, der Flügel unter 15 cm lang. N. 202, 1—3. Südosteuropa und Asien; einmal auf Helgoland und einmal bei Hamburg . . . . Teich-Wasserläufer, T. totanus (L.) (stagnatilis).
  - Farbe der Füße rot, in der Jugend heller oder gelblich; untere Schwanzdeckfedern an der Spitze dunkel gebändert oder gefleckt; Schnabel gerade.
    - Nackte Schnabelfirste über 5 cm, anliegender Flügel über 16 cm lang; Oberschnabel ganz dunkel; alle Schwingen dunkel, höchstens weiß gefleckt. N. 200, 1—3 . . . . **Dunkler Wasserläufer, T. fuscus** (L.)
    - Schnabel unter 5 cm, Flügel unter 15 cm lang; Oberschnabel wie der Unterschnabel an der Wurzel rot; die mittleren Schwingen vorherrschend, oft ganz weiß. N. 199, 1—3 . **Rotbeiniger Wasserläufer, T. gambetta** (L.)

Der **helle Wasserläufer, T. glottis** (L.) ist besonders auf dem Herbstzuge, im August und September, an der Nordsee häufig, von April bis Juli selten, an andern Orten immer selten.

Der **dunkle Wasserläufer**, **T. fuscus** (L.) brütet, ebenso wie der vorhergehende, nicht bei uns, sondern wird nur im April, August und September auf dem Zuge beobachtet.

Der **rotbeinige** oder **Meer-Wasserläufer**, **T. gambetta** (L.) (calidris) ist von April bis September an der Westküste sehr häufig, seltener in den übrigen Teilen des Landes. Er brütet im Juni sehr zahlreich in den Wiesen der Marsch und auf den Halligen. Das Nest ist eine kleine Bodenvertiefung im Grase, mit wenigen Halmen ausgelegt. Die 4 Eier sind etwas

kleiner und schlanker als Kiebitzeier, 42—47 mm lang, sehr licht ockergelb, mit schwarzen und einzelnen grauen und olivenbräunlichen Flecken.

Der **Bruch-Wasserläufer, T. glareola** (L.) (littorea) brütet auf den Mooren und Heiden des Mittelrückens ziemlich häufig und zieht von September bis März bis Mittelafrika. Das Nest findet man im Mai, besonders auf Kufen; es ist eine Vertiefung, die mit wenigen Halmen ausgelegt ist. Die 4 Eier sind bleicholivengrünlich, mit einzelnen rötlichen und aschgrauen und zahlreichen dunkelolivenbraunen Flecken.

Der **punktierte Wasserläufer, T. ochropus** (L.) ist selten, auf Waldsümpfen und Brüchen besonders des Ostens und zieht von September bis März bis nach Mittelafrika. Das Nest findet man von Mai bis Juni meist zwischen Weidengebüsch oder im hohen Grase, immer am Boden. Die 4 Eier sind olivengrünlich, dunkelbraun gefleckt.

Nach der Lebensweise kann man die Wasserläufer folgendermaßen unterscheiden:

- Es brüten nördlich und kommen bei uns nur auf dem Zuge vor; größere Arten, die außer Arthropoden, Würmern und Mollusken auch kleine Fische und Frösche fressen:
  - Kleinere Art, die am weitesten nördlich (in Europa und Asien) brütet und bei uns, auf dem Zuge, seltener beobachtet wird . . . . **T. fuscus** (L.)
  - Größere Art, welche etwas südlicher, schon in Schottland brütet und bei uns auf dem Zuge zahlreich gefunden wird, namentlich an der Nordsee . . **T. glottis** (L.)
- Kleinere Arten, welche mehr südlich, auch in unserm Gebiete brüten und sich wohl ausschließlich von Insekten, Krebsen, Mollusken und Würmern nähren:
  - Es liebt Sümpfe mit Buschwerk und höheren Wasserpflanzen bestanden und geht auch in sumpfige Wälder . **T. ochropus** (L.)
  - Es liebt die freien sumpfigen Moore und Heiden des Mittelrückens von Schleswig-Holstein . . . **T. glareola** (L.)
  - Es liebt die Nähe der Meeresküste und brütet deshalb zahlreich in den sumpfigen Marschländereien des Westens und auf den Halligen . . . . **T. gambetta** (L.)

8. Die Arten der Gattung Actitis:

- Die Unterseite in der Mitte reinweiß; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder höchstens mit Spuren von dunklen Querflecken vor der Spitze. N. 194, 1—3 . . . . **Fluß-Uferläufer, A. hypoleucos** (L.)
- Die Unterseite mit eirunden, schwarzen Flecken; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder mit 4 schwärzlichen Querbinden. N. 195, 1—3. Nordamerika; soll zweimal auf Helgoland gesehen sein . . . . Gefleckter Uferläufer, A. macularia (L.)

Der **Fluß-Uferläufer, A. hypoleucos** (L.) findet sich zur Brutzeit, von Mai bis Juni, einzeln an rasch fließenden Gewässern, auf dem Zuge trifft man ihn häufiger, auch an den Meeresküsten. Von Oktober bis April zieht er bis nach Mittelafrika. Das Nest findet man an Flußufern, meist unter einem Weidenbusch, am Boden. Es ist aus Halmen gebaut, schön gerundet und enthält 4 licht ockergelbliche, fein grau und rotbraun bis schwarzbraun gefleckte, etwa 34 mm lange Eier.

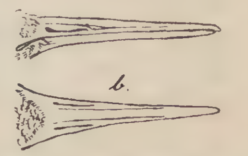


Fig. 81. Schnabel vom Uferläufer; b derselbe von oben.

9. Die Arten der Gattung Limosa:

Die Schwanzfedern sind schwarz, an der Wurzel weiß. N. 212 u. 213 . . . . **Schwarzschwänzige Pfuhlschnepfe, L. aegocephala** (L.)

Die Schwanzfedern dicht schwarz und weiß quergebändert.
- Der Schnabel bei alten Tieren doppelt so lang, bei jungen $1^1/_2$ mal so lang als der Lauf; Sommerkleid gelbbraun. N. 214, 1—3 . . . . **Rostgelbe Pfuhlschnepfe, L. meyeri** Leisler.
- Der Schnabel bei alten Tieren kaum mehr als $1^1/_2$ mal so lang, bei jungen oft nicht länger als der Lauf; Sommerkleid rotbraun. N. 215, 1—3 . . . . **Rostrote Pfuhlschnepfe, L. lapponica** (L.)

Die **geisköpfige Pfuhl- oder Uferschnepfe, L. aegocephala** (L.) (melanura, limosa) nistet im Mai auf den Niederungen zwischen Sorge und Eider; auf dem Zuge ist sie weiter verbreitet, an der Nordsee häufig. Zieht von Oktober bis März nach den Mittelmeerländern. Das Nest findet sich auf einem trockenen Hügelchen oder einer Kufe nicht weit vom Wasser; es ist eine Bodenvertiefung mit wenigen dürren Halmen. Die (3—) 4 Eier sind etwa 52 mm lang, olivenbraun, mit wenig hervortretenden, olivengrünen und braunen Flecken.

Die **rostrote Pfuhlschnepfe, L. lapponica** (L.) (rufa) kommt bei uns nur auf dem Zuge vor, besonders im Mai, August und September, am häufigsten an der Nordsee.

Die **rostgelbe Pfuhlschnepfe, L. meyeri** Leisl. wird jetzt gewöhnlich für eine Varietät der roten Art gehalten.

Nach der Lebensweise kann man unsere Arten also folgendermaßen unterscheiden:

Südlichere Art, welche in Deutschland überall brütet und an den mit niederen Pflanzen bewachsenen Ufern der stehenden, süßen Gewässer lebt . . **L. aegocephala** (L.)

Es brüten im hohen Norden Europas und Asiens und kommen auf dem Zuge fast nur an den Meeresküsten vor, wo sie zur Ebbezeit auf den Watten, sonst auf den Marschweiden in großen Scharen sich finden:
- . . . . . **L. lapponica** (L.)
- . . . . . **L. meyeri** Leisl.

10. Die Arten der Gattung Numenius:

Kopf oben dunkelbraun, mit hellem Mittelstreif; Schnabel unter 10 cm lang. N. 217, 1 u. 2 . . . . **Kleiner Brachvogel, N. phaeopus** (L.)

Kopf oben überall grau, dunkel gefleckt; Schnabel über 10 cm lang. N. 216, 1 u. 2 . . . . **Großer Brachvogel, N. arcuatus** (L.)

Der **kleine** oder **Regen-Brachvogel, N. phaeopus** (L.) kommt bei uns nur auf dem Zuge vor, besonders im Mai und August, an der Westküste ziemlich häufig.



Fig. 82. Schnabel vom kleinen Brachvogel.

Der **große Brachvogel**, in Schleswig-Holstein **Regenpfeifer** genannt, **N. arcuatus** (L.), kommt im April, August und September auf dem Zuge häufig vor, besonders zwischen den Inseln der Nordsee und an Binnengewässern in der Nähe der Ostküste. Zwischen den Dünen von Sylt brüten im Mai einzelne Paare. Das Nest ist eine mit

wenigen Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Es enthält (3—) 4 etwa 65 mm lange, auf olivenbräunlichem Grunde dunkler olivenbraun, grau und spärlich schwarz gefleckte Eier.

Nach der Lebensweise kann man die beiden Arten folgendermaßen unterscheiden:

Kleinere Art, welche im nördlichsten Europa und Asien brütet (vom nördlichen Schottland und Skandinavien an) und bei uns nur auf dem Zuge vorkommt . **N. phaeopus** (L.)
Größere Art, welche in Europa und Asien weiter südlich brütet (von Mittelskandinavien bis Norddeutschland und auf gleicher Breite durch Asien) . . . **N. arcuatus** (L.)

(Fortsetzung folgt.)

Alte Schwertscheidenbeschläge.*)

Von Direktor **Sauermann** in Flensburg.

Dem patriotischen Vorgehen eines hiesigen Bürgers verdankt das Museum die Überweisung einer Anzahl ebenso interessanter als wertvoller Silberarbeiten. Der rechtzeitige Ankauf von seiten des Spenders verhinderte die beabsichtigte Veräußerung nach dem Auslande.

Für die hiesige Sammlung haben einzelne dieser alten, mannigfach gestalteten Metallarbeiten, es sind Schwertscheidenbeschläge 2c., einen ganz besonderen Wert, weil sie die Anwendung einer ursprünglich nur als Holzbildnerei ausgeübten Technik, nämlich derjenigen des Keilschnitts, bekunden. Obgleich es sich zeigt, daß ihre Linienführung wahrscheinlich durch antike Vorbilder, wie Mäanderzüge 2c., beeinflußt worden ist, bieten dieselben doch vielfache Ähnlichkeit sowohl was die technische, als auch die formale Ausführung betrifft, mit jenen in der „Heimat," Heft 3 und 4, Seite 51, abgebildeten ältesten und ursprünglichsten Kerbschnitzereien unseres Landes.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Herstellung dieser keilartig geformten Vertiefungen mit dem Schnitzmesser des Graveurs, dem Grabstichel, zur Durchführung gebracht ist. Weniger ist dies jedoch für die Wertschätzung der Arbeiten von Belang, als vielmehr die Annahme, daß sie höchst wahrscheinlich den bestehenden, am Hausgerät oder an Architekturteilen vorhandenen Holzschnitzereien nachgebildet sind. — Die Verfertiger oder auch die Besteller dieser Arbeiten wird man bei einem Volke suchen müssen, das diesen eigenartigen Formen eine

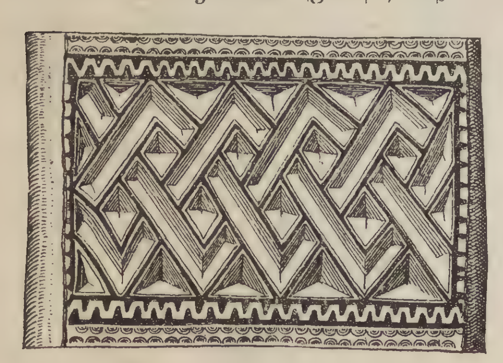


Fig. 16. Schwertscheidenbeschlag.

*) Aus dem Bericht über Verwaltung und Ankäufe des städtischen Kunst-Gewerbe-Museums in Flensburg, S. 35—38. Flensburg 1894.

besondere Vorliebe entgegengebracht hat. Wenn dieses thatsächlich der Fall, dann würde ihre Ausführung möglicherweise von Völkerschaften wie den Alemannen oder Franken herrühren, die gleiche Formen aus ihrer nordischen Heimat nach Plätzen überbrachten, die bis dahin unter römischer Kultur gestanden hatten. Das große technische Können, sowie das künstlerische Verständnis, das sich an diesen Arbeiten kund giebt, bestärken zu solcher Annahme, denn welches Volk sollte auch die Fähigkeit an sich besitzen, solche ebenso schwierigen als vollendet durchgeführten Techniken, wie sie hier zur Darstellung gelangt sind, wie Niellen, Tauschierarbeiten &c. ohne römische Lehrmeister herstellen zu können? Wohl waren die Sturzwellen der Franken, Goten, Alemannen imstande, die Herrschaft der Römer auszulöschen, aber sie vermochten nicht die Industrie, die von ihnen in den eroberten Ländern geschaffen war, zu vernichten. Die sich ansiedelnden Völker übernahmen zu den von ihnen mitgebrachten, alle die noch aus römischer Zeit in Übung befindlichen Techniken mitsamt den Zierformen, wie Flechtbänder, Mäander u. s. w., wie wir sie an den vorliegenden Arbeiten so vielfach und in so edler Weise angewendet sehen. — Wenn man sich fragt, wie diese Arbeiten hier ins Land gekommen, dann wird kaum eine andere Deutung möglich sein, als daß sie entweder als Beute ins Land gebracht oder daß sie auf friedlichem Wege, etwa durch den Tauschhandel, nach hier gelangt sind. Dies kann aber nur nach Vernichtung der römischen Herrschaft

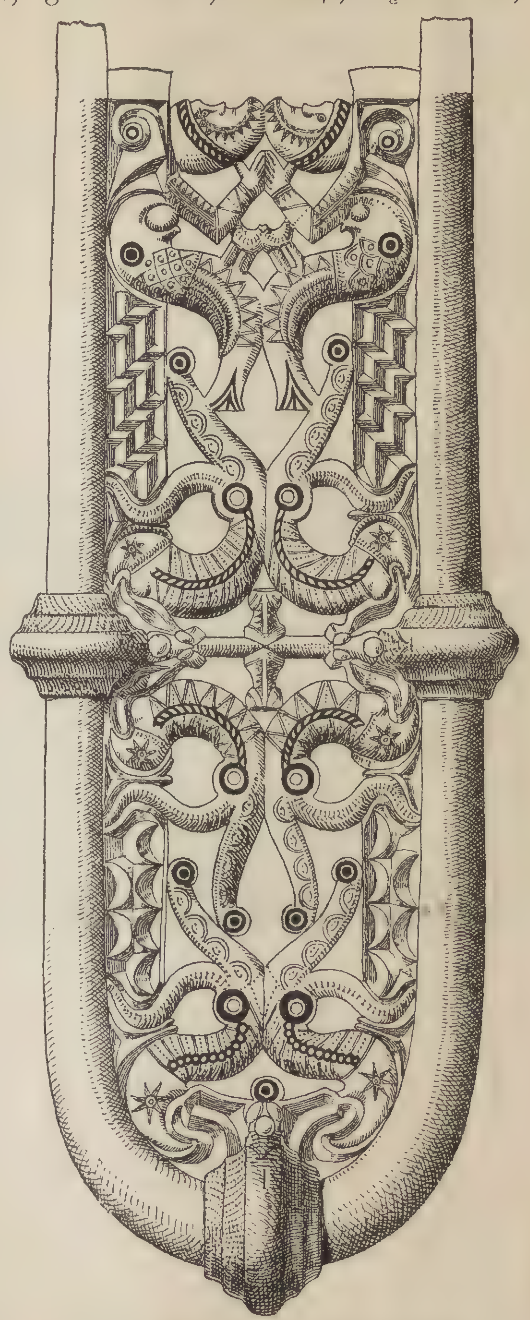


Fig. 17. Endigung einer Schwertscheide.

außerhalb Italiens vor sich gegangen sein, so daß die Annahme berechtigt erscheint, daß wir es hier mit Arbeiten zu thun haben, die aus der Zeit, die zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert liegt, herstammen.

Der abgebildete Schwertscheidenbeschlag (Fig. 16) kann als ein charakteristischer Beleg dessen angesehen werden, was vorhin über die Verwendung des Keilschnitts in Metall des Nähern ausgeführt worden ist. Auch das Vorbild für die kleinen im Zickzack gearbeiteten Bandmotive, die das Hauptlinienmuster umgeben, entstammt der Holzschnitzerei. Infolge ihrer leichten Herstellungsart und ihres wirkungsvollen Aussehens hat die Gotik sie bei ihren Möbelschnitzereien häufig zur Anwendung gebracht. (Vergleiche Fig. 2 und 4 aus dem Aufsatz Mittelalterliches Holzmobiliar, „Heimat" 1895, Heft 3 und 4, wo diese Bandmuster als Teilungsmotiv für die breiten Lisenen benutzt sind.)

Das hauptsächlichste Stück dieser alten Silbersachen ist in Fig. 17 wiedergegeben. Es ist der untere Beschlag, die Endigung einer Schwertscheide. In seiner formalen Anordnung zeigt er eine höchst eigenartige Zusammenstellung, indem phantastische Drachenleiber von verschiedener Gestalt mit geometrischen Ornamenten zu einem Muster vereinigt sind. Durch einen kräftigen Rundstab ist derselbe umgeschlossen. An den beiden Enden, wie in der Mitte sind die Stäbe durch flachrunde Bänder mit Schlangenköpfen umfaßt.

Die Zwischenräume, die sich bei dieser Zusammenstellung von Tiergestalten und Ornament ergeben, sind in sehr geschickter Weise durch Keilschnitt-Ornamente ausgefüllt. Die Tierleiber ähneln denjenigen an weit späteren Arbeiten des romanischen und gotischen Stils. Höchst eigenartig erscheint die Zusammenstellung am obern Teil dieses Beschlages, wo auch unter andern die ganz außer Beziehung zu den übrigen Formen stehende Anbringung zweier Masken auffällt. Wir verweisen dabei auf die in der „Heimat", Heft 3 u. 4, S. 51, gebrachte Abbildung der alten Kerbschnitt-Truhe, wo unmittelbar neben dem Schloßblech zwei solcher Masken, auch ganz ohne Beziehung zu dem übrigen Zierrat, angebracht sind. Vielleicht ist es ein Zufall, vielleicht gelingt es, eine Deutung dafür zu bringen.

Zur technischen Herstellung der Arbeiten sei noch bemerkt, daß sie aus einer Silberplatte mittels Grabstichel und Säge gebildet worden sind.

Alle diese Formen, halb nordisch, halb antiken Charakters, sind mit interessanten, ganz verschiedenen Gravierungen überarbeitet, mit Niellen in Form antiker Flechtbänder, mit Vergoldungen in den sorgfältigsten Abstufungen ausgeziert, alles zeigt in sprechender Weise, mit welchem hohen künstlerischen Verständnis die Verfertiger solche Arbeiten zu behandeln wußten.

„Schildbürger" in unserer Heimat.*)

Von **Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Die Jagler.

Vor ganz alten Zeiten hatten die Jagler noch niemals einen Storch gesehen. Als sich nun eines Tages ein solcher im Kornfeld zeigte, erschraken sie, fürchteten

*) Über die Thorheit der Schildbürger giebt es viele lustige Schwänke, ähnliche oder gleiche Stücklein erzählt man von den Bewohnern verschiedener Ortschaften unseres Heimats-

sich vor dem fremden Gaste und gedachten ihn zu töten. Aber niemand mochte darauf losgehen. Nur Waghals war nicht bange; er ließ sich eine Heugabel geben und wollte den Storch erstechen. Doch die Bauern waren besorgt, daß er zu viel von dem schönen Korn niedertreten würde. Darum holten sie schnell eine Bahre herbei und trugen ihn hin. Sie kamen auch wirklich dem Storch so nahe, daß er mit der Heugabel zu erreichen war. Doch Waghals rührte sich nicht. Da riefen die Träger: Waghals stick! — Aber Waghals meinte: Weer'n dick so bangn as mick, denn sä 'u nich: Waghals stick!*)

Die Kisdorfer.

1. Karklohe.

Bei Kisdorf liegt die Einzelhufe Karklohe. Über den Ursprung dieses Namens weiß die Sage folgendes zu berichten:

In alter Zeit sollte in dortiger Landesgegend eine Kirche erbaut werden. Es war aber Streit zwischen Kisdorf und dem heutigen Kaltenkirchen, weil beide Orte die Kirche haben wollten. Endlich einigten sie sich dahin, daß beide Ortschaften ihre Vertreter gemeinschaftlich einen Bullen treiben ließen. Und es wurde abgemacht, daß die Kirche dort stehen sollte, wo das Tier sich zuerst lagern würde.**) — Als nun der Bulle nach langem Treiben sehr müde war, wollte er sich bei der Einzelhufe hinter Kisdorf niederlegen, und die Kisdorfer waren schon sehr erfreut. Aber im selben Augenblick schlugen die Kaltenkirchener so unbarmherzig auf den Bullen los, daß er vorwärts mußte. So brachten sie ihn noch mit großer Mühe bis nach Kaltenkirchen.

Dort aber fiel er nieder und blieb tot liegen. Also wurden die Kisdorfer betrogen. Sie nannten aber den Platz bei ihrem Dorfe, auf dem die Kirche rechtmäßiger Weise hätte stehen müssen, Karklâg. Dieser Name ist dann mit der Zeit in Karklohe verändert worden.

2. In de Sengel.

Ein Teil des Dorfes Kisdorf führt noch heutigen Tages den Namen: „In de Sengel." Auch über die Entstehung dieses Namens weiß die Sage Auskunft zu geben:

In alten Zeiten, als Bauervogt Hans noch das Regiment in Kisdorf führte, hatte der Ort einst sehr von den Mäusen zu leiden. Diese Plage war um so schlimmer, weil man zu der Zeit noch keine Katzen in Kisdorf hatte.

Da kommt eines Tages ein Fremder ins Dorf. Als der von der Not der Leute hört, teilt er ihnen mit, er besitze ein Tier, das sie von dieser Plage befreien könne.

---

landes, so in Holstein von den Kisdorfern, Büsumern, Neuenkirchenern, Hanerauern, Fockbeckern und Bisforstern, in Schleswig von den Romöern, den Jaglern, den Gablern, den Hostrupern. Vergl. Möllenhoff Sagen 2c., Seite 92—97 und Kopisch, „Die Histörchen" in „Allerlei Geister", Berlin 1848, S. 182.

*) Andere Sagen von den Jaglern, Möllenhoff Sagen 2c., S. 92.

**) Vergl. Möllenhoff, Sagen 2c., Seite 112.

Die Kisdorfer bedenken sich nicht lange und kaufen das Tier für einen hohen Preis. Bald danach liefert der Fremde den Mäusetöter ab und nimmt die bedingte Zahlung in Empfang. Die Kisdorfer fühlten sich glücklich und bewirteten den Fremden aufs beste. Als er jedoch kaum den Ort verlassen hat, fällt ihnen ein, daß sie noch garnicht wissen, womit das Tier gefüttert werden muß. In größter Eile werden ihm nun zwei Boten zu Pferde nachgesandt, die sich danach erkundigen sollen. Zufällig blickt der Fremde unterwegs um sich und sieht die Reiter nahen. Er glaubt aber, den Kisdorfern sei der Handel leid geworden und spornt sein Pferd zu schnellerem Laufe an, sodaß die Boten ihn nicht einholen können.

Nach längerem vergeblichen Bemühen rufen sie endlich aus der Ferne: „Wat fritt dat Tier?“ „Melk un Müs!“ antwortete der Verkäufer. — Die Boten verstehen jedoch „Land un Lüd.“

Als nun die Kisdorfer diese schlimme Botschaft hören, kriegen sie Angst und wollen lieber das arge Tier töten, ehe es schlimmen Schaden anrichtet. Sie wollen nun die gekaufte Katze mit Knütteln totschlagen, können aber des flinken Tieres nicht habhaft werden. Da meint Bauervogt Hans, man müsse das Haus anzünden, damit das Tier verbrenne. Das geschah. — Aber die Katze flieht ins Nachbarhaus. Man zündet auch dies an. Die Katze flieht weiter, die eifrigen Kisdorfer immer hinterher und zünden ein Haus nach dem andern an. Erst, nachdem ein großer Teil des Dorfes niedergebrannt ist, gelingt es, die Katze zu töten.

Die Kisdorfer nannten aber später den neuerbauten Dorfteil „In de Sengel“.*)

3. Wie die Kisdorfer den Bullen aufs Dach zogen.

Einst hatte Bauervogt Hans mit frischem Roggenstroh decken lassen. Es war aber schlecht gedroschen worden und nach einiger Zeit wuchs die grüne Saat auf der Dachfirste. Dies sieht Hans und meint, es sei doch jammerschade um den schönen Roggen. Er läßt die Kisdorfer zusammenkommen um zu hören, was sie dazu meinen. Aber sie wissen keinen Anschlag zu machen. Endlich meint einer, es müsse eine schöne Weide für den Dorfbullen geben. Dem stimmten die andern bei. Aber wie soll man den Bullen hinaufschaffen. Dazu giebt Hans den Ausschlag: Man muß oben auf dem Dache eine Rolle anbringen und dann den Bullen hinaufziehen. Gesagt, gethan! Dem Bullen wird ein Strick um die Kehle geschnürt und dann beginnt man zu ziehen. Aber dem Bullen geht dabei der Atem aus und als er ziemlich oben ist, verendet er und läßt dabei die Zunge aus dem Halse hängen. Das sieht Hans und ruft: Nu rît man noch mal düchtig to! He lickt all ut.**)

4. Wie die Kisdorfer den Brunnen maßen.

Die Kisdorfer hatten einen Brunnen gegraben. Den hatten sie sehr tief machen müssen, um Wasser zu bekommen. Nun hatten sie Lust seine Tiefe aus-

* Vgl. Müllenhoff Sagen 2c., S. 93: Die erste Katze in Gabel. Die Sage wird gleichfalls von den Büsumern (und Schildbürgern) erzählt.

**) Die Fockbecker ließen eine Kuh auf der Firste grasen. Müllenhoff Sagen 2c., S. 97.

zumessen. Weil es aber noch keinen Maßstab gab, so sollte es nach „Kerlslängen" geschehen. Hans packt also mit beiden Händen die über dem Brunnen liegende Welle. Dann muß sich einer nach dem andern hinablassen, und jeder hält sich an den Füßen seines Obermannes. Als nun schon acht Mann hangen und die Last groß für Hans wird, ruft er: So Jungs! — Nu hôlt fast! Ick mut eerst mal in de Hänn spiegn. Awer ick segg ju, dat ji recht defftig anpackt, dat wi nich fallt.

5. Die Kisdorfer und der Storch im Buchweizen.

Einst ging Bauervogt Hans über Feld. Da sah er einen Storch in seinem blühenden Buchweizen spazieren. Darüber erschrak er, denn dieses Tier hatte man in Kisdorf noch nie gesehen. Voll Angst lief er heim und beratschlagte mit seinen Leuten, wie man das Tier vertreiben könnte. Man beschloß, den Storch mit einer Bahre aus dem Buchweizen zu tragen.

Als sie aber mit ihrer Bahre beim Felde anlangen, thut ihnen der schöne Buchweizen leid, den sie dabei vernichten, und Hans meint, es sei das beste, wenn sie hindurch schwimmen. Er also voran und die andern hinterdrein. So rudern sie mit Armen und Beinen, und der letzte schleppt die am Fuße befestigte Bahre hinter sich her. Als sie jedoch dem Storch nahe kommen, erhebt der sich und fliegt davon. Verwundert schauen die Kisdorfer ihm nach.

Mit Verwunderung sehen sie aber auch den Schaden, den sie im Buchweizen angerichtet haben, und Hans meint: Lât uns man op'n anner Stell dörswimmen, dat wie dat schöne Kôrn nich ganz dâl drückt.*)

6. Das Pferde-Ei.

Einst kommt Bauervogt Hans in seinen Pferdestall und findet hinter seiner Stute einen Kürbis. So etwas hat er noch nie gesehen, und glaubt nun, daß seine Stute ein Ei gelegt habe. Erfreut ruft er seine Frau: Mudder! Komm flink mal rut! Uns Tät hettn grot Ei leggt.

Verwundert sieht auch sie dieses Pferde-Ei. Aber beide wissen nun nicht, was damit zu machen ist. Endlich beschließen sie, daß die Frau das Brüten übernehmen soll. Das geschieht nun.

Vier Wochen lang brütet sie geduldig, und noch immer zeigt sich kein Leben im Ei. Hans beruhigt sie: Sitt du man noch 'n acht Dâg. Du weetst, dat din Göös veer Weeken sitt, un dit is 'n Peer-Ei.

Als aber auch nach diesen acht Tagen alle Mühe vergeblich ist, da glauben beide, daß das Ei verdorben sei. Hans will es daher bei Seite schaffen, und um nicht weiter Anstoß zu erregen, geht er damit zu Holz und wirft es an den ersten besten Baum. Um den Baum herum aber steht Gebüsch und darunter hat ein Hase geruht. Dieser springt erschrocken auf und rennt davon. Hans sieht ihn und glaubt, es sei ein Füllen aus dem Ei gesprungen. Er lockt:

---

*) Vergl. die Jagler. Die Fockbecker vertrieben den Storch aus dem Flachsfelde.

Hide! Hide! Komm! Din Möhm is hier!*) Doch der Hase kehrt sich nicht daran. Verdrießlich kehrt Hans endlich wieder heim und sagt zu seiner Frau: Harrst doch man noch 'n acht Dâg länger setn. Jüst so 'n Fahln as uns ol Tät!**)

Geschichte der holsteinischen Elbmarschen.***)

„Die Werke, welche, zum Teil von hochbedeutenden Männern, über unsere Landesgeschichte geschrieben sind, haben fast ausschließlich die Darstellung der nationalen Kämpfe gegen Dänen und Wenden und die allgemeinen, weltgeschichtlichen Gesichtspunkte im Auge, während sie die eigentümliche Entwickelung der einzelnen Landschaften, insbesondere der Elbmarschen, kaum berühren. Und doch sind auch im Innern des deutschen Stammes unserer Provinz so manche, noch jetzt deutlich erkennbare, scharfe Gegensätze zwischen Angeln und Friesen, Ditmarsen und Holsaten, endlich auch zahlreichen holländischen Kolonisten wirksam gewesen, wie wohl kaum in einem anderen gleich großen Teile des deutschen Vaterlandes. Diese Verhältnisse aufzuklären, bedarf es noch mancher Arbeit, und ein nicht geringer Teil derselben wird auf die Geschichte unserer Elbmarschen zu verwenden sein." Mit diesen Worten bezeichnet der Verfasser die Aufgabe, deren Lösung er sich als Ziel gesetzt, und die er, soweit dieses gegenwärtig möglich war, gelöst hat. Der Umstand, daß die Frage nach der staatsrechtlichen Stellung der Herzogtümer eine endgiltige Beantwortung gefunden hat, ermöglicht es ihm, sein Hauptaugenmerk den Wandlungen, die dieser Landstrich durch die Angriffe der Wogen erfahren hat, der Besiedelung und dem Ausbau desselben, den auf die Sicherung des Besitzes gerichteten Bestrebungen und den zu diesem Zwecke geschaffenen Einrichtungen und endlich dem unter derartigen Verhältnissen erwachsenden Volksleben zuzuwenden, wobei er aber nicht unterläßt, die politischen Schicksale je nach der Ergiebigkeit der zur Verfügung stehenden Quellen zu schildern und, soweit angängig, den Wortlaut der Quellen in den Text zu verweben. Die Anhänge bringen zahlreiche, zum allergrößten Teile bisher unbekannte Urkunden, die uns einen Einblick in das Volksleben der früheren Zeiten gewähren, und darum auf ein allseitiges Interesse Anspruch erheben dürfen. Das Werk zieren Abbildungen nach den Platten für Professor Haupt's Bau- und Kunstdenkmäler und eine auf den Ergebnissen der topographischen Landesaufnahme beruhende, aber in manchen Punkten berichtigte Karte von Theodor Ahsbahs, welche dadurch besonderen Wert erhält, daß bei den einzelnen Ortschaften das Jahr, in dem sie zuerst erwähnt werden, und bei

*) Hide = Lockruf für ein Füllen. Möhm = Mutter.

**) Die Sage wird auch von den Fockbeckern erzählt. Doch ist es bei ihnen ein Käse, den ein Händler verloren hat.

***) Von Prof. Dr. Dr. Detlefsen. In zwei Bänden. Glückstadt, 1891—1892. Im Selbstverlage des Verfassers. 447 und 516 Seiten nebst einer Karte (1 : 100 000), Lex.-8°. Preis für Mitglieder des Vereins bei direktem Bezuge vom Verfasser 10 ℳ.

den untergegangenen Ortschaften auch das Jahr der letzten Erwähnung eingetragen ist.

I.

Die Elbmarschen verdanken ihre Entstehung der vereinigten Einwirkung des Meeres und des Elbstromes. Die erste Kunde von ihnen stammt aus der Zeit der Römerkriege. Da Ptolemäus von Mündungen der Elbe im Plural spricht, dürfen wir annehmen, daß die Anschwemmungen erst zu Inselbildungen geführt hatten, sodaß die Marsch damals (und bis in das 12. Jahrhundert hinein) ein Delta bildete. Die viel zitierte Schilderung des Plinius giebt uns Aufschluß über die Lebensweise der damaligen Bewohner, und die in den Museen zu Meldorf und Kiel aufbewahrten Einbäume zeigen uns, daß zu der Zeit, da diese Einbäume gebraucht wurden, die Gegend um den Kudensee in weiter Ausdehnung schiffbar war. Die Ansiedelungen liegen noch in manchen Gegenden auf Wurten, deren einige gewiß uralt sind und, wie die am Obendeich bei Glückstadt, mutmaßliche Reste von Kelleranlagen aufgewiesen haben. Weitere Aufschlüsse geben die geographischen Namen; so zeigt die Gruppe von Namen auf -hoe (= Wald), daß die Marsch zur Zeit, da diese Namen entstanden, bereits Wälder trug.

Zu den Zeiten Karls des Großen kommt neues Licht in die Geschichte der Marschen. Eine Zusammenkunft der Grafen Karls mit den dänischen Großen sollte dazu dienen, gegenseitige Klagen nach Billigkeit auszugleichen. Sie fand im Jahre 809 zu Badenfliot statt, welcher Ort als Beidenfleth an der unteren Stör gedeutet wird. Zur Sicherung des nordelbischen Bezirks gründete Karl Itzehoe; unter Ludwig dem Frommen begann die Missionsthätigkeit durch Ebo von Rheims und Ansgar, die oft in Welanao Aufenthalt nahmen und hier sich von den Anstrengungen der Missionsreisen ausruhten. Bereits zu Ansgars Zeiten entstand die Taufkirche zu Heiligenstedten als eine der ersten vier Kirchen des Hamburger Sprengels; die Kapelle zu Welna ist aber wahrscheinlich erst in jüngerer Zeit entstanden. Auf die nun folgenden Einfälle der Dänen wird die Anlage der Bökelnburg und der Kaksburg zurückgeführt, da dieselben offenbar als Schanzen und Wachtposten gegen Feinde erbaut sind, die zu Schiff durch die Auen der noch uneingedeichten Wilstermarsch sich nahten. Die Kirche zu Heiligenstedten blieb die einzige Kirche an der Stör, erst 1164 wird die Kirche zu Wilster genannt; dagegen waren die inneren Teile der Wilstermarsch wahrscheinlich teilweise nach Hohenaspe zehntpflichtig, und auch die uralte Kirche von Schenefeld scheint ihren Sprengel bis in diese Gegend ausgedehnt zu haben, während von einem Hinübergreifen der ditmarsischen Kirchspiele in die Wilstermarsch keine Spur zu finden ist.

Mit der fortschreitenden Besiedelung der Elbmarschen mußten auch umfassendere Vorkehrungen zum Schutze gegen das Meer getroffen werden. Der Deichbau ist nicht erst durch holländische Einwanderer des 12. Jahrhunderts begonnen worden. Nach Helmold waren die Sachsen der Altmark mit der Kunst des Deichbaues vertraut, und es ist also nicht anzunehmen, daß den Sachsen

der Elbmarschen diese Kunst unbekannt gewesen sei; da die Besiedelung zu jener Zeit aber noch lückenhaft war, war eine vollständige Eindeichung der Elbmarschen wahrscheinlich nicht erfolgt, um so weniger, als zunächst die höher gelegenen Punkte (am linken Ufer der Stör von Borsfleth bis Hodorf und am rechten von Wewelsfleth bis Kampen, in der Haseldorfer Marsch bei Haselau, Haseldorf und Hohenhorst) besiedelt wurden. Die ältesten Ansiedelungen haben größtenteils kurze Ackerstücke von unregelmäßiger Form, welche zeigt, daß die ersten Anbauer die Gräben durchaus im Anschluß an die zufällige, natürliche Abdachung ihres Landes und an die ursprünglich vorhandenen kleinen oder größeren Wasserläufe zogen, die es umgaben oder durchschnitten. Verhältnismäßig niedrige Deiche werden diese Gebiete geringen Umfangs eingeschlossen haben, deren Entwässerung durch einfache Siele möglich war. [Bemerkenswert ist, daß die Sklaverei noch nicht aufgehoben war; bis zum Jahre 1144 (bezw. 1164) lassen sich noch Sklaven in der Marsch nachweisen.]

Als Beweis für die fortschreitende Besiedelung dient der Umstand, daß sich bis 1227 nicht weniger als 23 Ortschaften urkundlich nachweisen lassen. In Verbindung hiermit haben nicht allein natürliche Ursachen, sondern noch mehr Menschenhände große Veränderungen in der Entwässerung der Marsch durch die Auen herbeigeführt, sodaß in jeder der drei Hauptmarschen Auen gänzlich oder teilweise eingegangen oder völlig verlegt sind; aber noch viel gründlicher haben die Menschen mit den Fleeten aufgeräumt. Die Auen sind allerdings auch teilweise verschwunden, aber doch auch die verschwundenen noch nachweisbar; die 23 aufgezählten Fleete sind aber fast ausnahmslos nicht mehr nachzuweisen. Statt ihrer mündet jetzt eine große Anzahl von gegrabenen, gradlinigen „Wetterungen" vermittelst Schleusen, die das Wasser unter den Deichen hindurchführen, in die Elbe selbst, und von diesen Wetterungen trägt keine den Namen eines jener Fleete. Durch diese eigentümliche Thatsache erscheint der Schluß berechtigt, daß die Entstehung der Wetterungen mit dem Verschwinden der Fleete in unmittelbarem Zusammenhang steht, und da die Anlage des Entwässerungssystems mit seinen Gräben und Wetterungen nur bei einer vollständigen Sicherung durch Deiche geschaffen werden konnte, so muß der einheitlich durchgeführte, die ganzen Marschdistrikte umschließende Deichbau den Untergang der Fleete herbeigeführt haben. Ein Vergleich mit den Fleeten der hamburgischen Elbinseln und Dithmarschens läßt erkennen, daß die ursprünglichen Fleete der Elbmarsch teils Verzweigungen der Elbe und ihrer Nebenflüsse, teils alte, natürliche Wasserläufe, die neben den Auen her in die Elbe gingen oder sich in die Auen selbst ergossen, darstellten.

Von den ursprünglichen Seen ist nur noch der Darrsee vorhanden (die Bracken der Wilstermarsch sind erst durch die Sturmfluten von 1720 eingerissen); mehr oder weniger sicher lassen sich noch in der Wilstermarsch der Fleetsee, Arnesse, Sladen, Dammeflet, Rotmaresvlete (Rumfleth), Bredina (Vaaler Moor) und in der Haseldorfer Marsch das Wieflet (bei Sonnendeich) nachweisen, während die Kremper Marsch keine Spur von Seen aufzuweisen

hat. Der damalige Zustand der Marsch entsprach völlig den Angaben, die Danckwerth über die alte Karte der Haseldorfer Marsch macht, nach der diese zu Vizelins Zeiten vorwiegend aus Inseln und Pfützen bestanden habe. Die Eindeichung machte aber schon früh diese Inseln landfest, die Fleete und Seen verschlickten, und die entstandenen Deiche, Gräben und Wetterungen verliehen der Marsch ein ganz verändertes Aussehen. Am längsten hielten sich die alten Zustände am Rande der Kremper Marsch, wo wir noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts südlich von der Rhinmündung eine größere Insel fanden, die durch Rhin, Spleth, Schleuergraben und das wasserreiche Moor bei Moorhuden von der übrigen Marsch getrennt war und erst ganz allmählich landfest wurde.

Die Einwanderung der Niederländer, die wohl durch Übervölkerung ihrer Heimat und die verlockenden Aussichten auf Besitzerwerb zum Zuge gegen Osten gedrängt wurden, beförderte die Besiedelung der außendeichartigen Marschländereien, die noch als Besitz der ganzen Gemeinde angesehen wurden. Auf niederländischen Ursprung weisen die drei Ruten breiten Ackerstücke, welche sich durch ihre regelmäßige Anlage von den kleinen, unregelmäßigen Ackerstücken der altsächsischen Ansiedelungen unterscheiden und den südlichen Teil der Wilstermarsch, die Kremper und die Haseldorfer Marsch ausmachen, während die nördliche Wilstermarsch das System der breiteren, aber kürzeren „Fennen“ zeigt, wie es in den schleswigschen Marschen bekannt ist. Die ursprünglichen Grenzen der Dörfer verlaufen, soweit sie sich nicht alten Gewässern und Fleeten anschließen, gradlinig. Die ganzen Bezirke wurden in das System der Gräben einbezogen und die Gräben an besonders tiefen Stellen verbreitert, vertieft und der Anzahl nach vermehrt. Die Deichanlagen wurden erhöht und vermehrt; an die Stelle der alten Klappsiele oder Schotten traten die Schleusen, deren Name schon auf fremden Ursprung weist. Die Anlage der kostbaren Schleusen, Deiche und Wetterungen hatte feste Bestimmungen für ihre Unterhaltung zur Folge. Die Lasten wurden nach der Größe, nicht nach der Güte oder dem Werte, auf die einzelnen Grundstücke der zu diesem Zwecke gebildeten Wasserlösungskommüne verteilt. Soviel wie möglich erfolgte die holländische Besiedelung und Bedeichung der Marsch nach Kirchspielen, die in mehrere Dorfschaften von annähernd gleichem Flächeninhalt zerfielen. Die Häuser der Dorfschaft liegen meistens in langer Reihe an der Hauptstraße des Dorfes, die entweder dem Deiche oder der Wetterung folgt, weil neben dem Deiche das Land am höchsten ist oder neben der Wetterung die ausgeworfene Erde zur Anlage von Wurten dienen konnte. Am unteren Ende eines Dorfes liegen oft 3—4 Höfe seitwärts von der Dorfstraße neben einander, die den Namen Riep (d. h. Seitenweg) tragen.

Auf die holländischen Einwanderer ist das hollische Recht zurückzuführen. Dasselbe war nur ein Gewohnheitsrecht und ist nie in einer zusammenfassenden Übersicht niedergeschrieben. Als Christian I. es durch Patent vom 2. November 1470 aufhob und es durch das Holstenrecht ersetzte, ließ er das mit den Schutzeinrichtungen der Marschen aufs engste verbundene Deichrecht ausdrücklich

bestehen. Später ist es mehrfach bestätigt worden, und erst das 18. und 19. Jahrhundert haben auf diesem Gebiete gründliche Veränderungen hervorgerufen. Der „Deichgrefe" fällte nicht das Urteil, sodaß die Deichgeschwornen nur als Zugabe zu betrachten sind, sondern er leitet nur die Verhandlungen sowohl beim Gericht als bei der Schauung und der Pfändung; die Geschwornen aber finden das Recht. Neben oder unter dem Deichgrefen stehen die Hauptleute, deren Obhut die Entwässerungsanlagen anvertraut sind, die aber auch an der Deichschau teilnehmen. Die älteste Urkunde, die Aufschluß über das Deichwesen der alten Zeit gewährt, ist der Spadelandbrief vom Jahre 1438.

A. P. Lorenzen.

Vierter Jahresbericht über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg.

Der Verein ist im verflossenen Jahre eifrig bemüht gewesen, die Flora Hamburgs und Umgegend genau zu durchforschen und den Pflanzenbestand derselben festzustellen. Eine größere Zahl von Exkursionen ist nach den verschiedenen Teilen Holsteins und Hannovers unternommen worden, so nach Burg in Dithmarschen, Reinfeld und Umgegend, Geesthacht-Lauenburg, Stade-Hechthausen, Bargteheide-Jersbek, Friedrichsruhe-Hahnenkoppel, Lübeck-Schlutup, Segeberg-Ihlsee, Trittau-Hahnenheide, Cuxhaven und Ahrensburg-Volksdorf.

Der Besuch der abgehaltenen Winterversammlungen war ein recht guter. Vorträge wurden gehalten von Herrn J. Schmidt: über die Flora der Färöer und Islands; von Herrn C. Kausch: über die Eichen Hamburgs; von Herrn G. Pieper: über die Flora der Tertiärzeit; von Herrn W. Zimpel: über die Adventivflora Hamburgs; von Herrn W. Schmidt: über das Liebesleben der Pflanze; von Herrn F. Erichsen: über die Flora Siebenbürgens.

Für die Bibliothek des Vereins ist eine größere Anzahl floristischer Werke angeschafft. Das Ergebnis unserer Arbeit entsprach nicht der aufgewandten Zeit und Mühe, denn nur für sehr wenige Pflanzen unserer Heimat konnten neue Standorte festgestellt werden. In erster Linie ist das Vorkommen von Ononis arvensis L. (O. hircina Jacq.) zwischen Jenfeld und Rahlstedt im Kreise Stormarn erwähnenswert. In älteren Florenwerken unseres Gebietes finden wir inbezug auf diese Pflanze diverse Standorts-Angaben, die Knuth in seiner Flora von Schleswig-Holstein zusammengestellt hat, während Krause in Prahls „Kritischer Flora" dieselben mit Stillschweigen übergeht. Da jetzt aber die Pflanze mit Sicherheit im Gebiet nachgewiesen ist, so dürfen wir hoffen, daß dieselbe auch noch an anderen Stellen zu finden sein wird.

Ebenso wichtig ist die Entdeckung von Goodyera repens Lindl. Diese seltene Orchidee, die bislang nur einmal bei Neumünster aufgefunden worden ist und, nach mündlichen Mitteilungen des verstorbenen Prof. Reichenbach, in der Umgegend von Mölln vorkommen soll, ist im verflossenen Sommer von Herrn Japp, Förster zu Brunsmark, wirklich in der Gegend von Mölln auf-

gefunden und mir in einigen Exemplaren zugestellt worden, so daß ich mich veranlaßt sehe, von diesem hochwichtigen Funde hier Mitteilung zu machen.

Für Botrychium Lunaria Sw. ist ein neuer Fundort bei Ohe im Kreise Stormarn nachgewiesen.

Valeriana dioïca L. var. silvatica Schmidt (a. A.) ist in einer quelligen Gegend im Walde bei Burg in Dithmarschen gefunden.

Außerordentlich reich war im letzten Jahre die Adventivflora Hamburgs entwickelt. Obgleich noch lange nicht alle gesammelten Pflanzen bestimmt sind, ist die Zahl der bekannten neuen Arten doch schon doppelt so hoch, als sie in früheren Jahren war. Hauptfundstätten waren die Dampfmühle bei Wandsbek und die Wollkämmerei am Reiherstieg, woraus ersichtlich, daß die Einschleppung durch ausländisches Getreide und fremde Wolle stattfand. In der Umgebung der neuen Mühle bei Wandsbek wurden nicht weniger als 192 Pflanzen gesammelt, die unserer Flora nicht angehörten, unter denen viele nur in wenigen Exemplaren vorkamen.

Zum ersten Male wurden aufgefunden: Althaea pallida W. K., Asphodelus fistulosus L., Avena tenuis Mnch., Avena hybrida Peterm., Apera interrupta P. B., Astragalus hamosus L., Ammobium alatum R. Br., Bunias Erucago L., Bidens bipinnata L., Centaurea depressa M. B., Crucianella angustifolia L., Chloris barbata Swtz., Chrysanthemum coronarium L., Eragrostis poaeoides P. B., Erysimum odoratum Ehrh., Erucastrum incanum K., Erodium malacoides Willd., Ervum Lenticula Schreb., Fumaria Vaillantii Loisl., Lupinus angustifolius L., Helianthus Maximiliani Schrad., Malva nicaeensis L., Malva verticillata L., Medicago mollissima Lam., Melilotus sulcatus Desf., Oenothera odorata Jq., Polycarpon tetraphyllum L. f., Polypogon maritimus Willd., Ranunculus parviflorus L., Ricinus communis L., Saxifraga tridactylites L., Saponaria porrigens L., Solanum rostratum Dunal., Tagetes glandulifera W. K., Trifolium patens Schreb., Trifol. Molinieri Balb., Trifol. nigrescens Vis und Valerianella rimosa Bast.

Aus der großen Zahl derjenigen Adventivpflanzen, die schon aus früheren Jahren bekannt sind, erwähnen wir hier einige der wichtigsten, als: Aegilops triaristata Willd., Aegilops triuncialis L., Alopecurus utriculatus Pers., Althaea hirsuta L., Amsinkia angustifolia Lehm., Anacyclus officinarum Hoyne, Atriplex tataricum L., Atriplex nitens Rebent., Bifora radians M. B., Bromus brizaeformis Fisch. & Mey., Bromus confertus M. B., Bupleurum protractum Hoffmg., Centaurea melitensis L., Chorispora tenella D. C., Claytonia perfoliata Donn., Cuminum Cyminum L., Datura Tatula L., Elymus caput Medusae L., Erodium moschatum Willd., Euclidium syriacum R. Br., Galium cruciatum L., Hordeum jubatum L., Hordeum maritimum With., Herniaria hirsuta L., Lallemantia peltata Fisch. & Mey., Lepidium graminifolium L., Linaria genistaefolia L., Medicago minima L., Milium vernale M. B., Myagrum perfoliatum L., Orlaya grandiflora Hoffm., Phalaris paradoxa L., Phleum asperum Vill., Phleum graecum Boiss. & Heldr., Phleum tenue Schrad., Plan-

tago Lagopus L., Polypogon monspeliensis L., Portulaca oleracea L., Rhagadiolus stellatus Gärtn., Senebiera didyma Pers., Silene linicola Gmel., Silene pendula L., Sisymbrium Irio L., Tordylium maximum L., Torilis nodosa Gärtn., Trifolium diffusum Ehrh., Tr. parviflorum Ehrh., Tr. supinum L., Tr. striatum L., Tr. resupinatum L., Trigonella corniculata L., Triticum villosum M. B., Verbascum phoenicium L., Vicia cordata L., V. bithynica L., V. lutea L., V. peregrina L., V. narbonensis L. var. integrifolia Koch. & var. serratifolia Koch., V. tricolor Seb. & Maur. und Xeranthemum annuum L.

Hamburg, im Mai 1895. Justus Schmidt,
z. Z. 1. Vorsitzender.

Mitteilungen über schleswig-holsteinische Botaniker.

Von R. von Fischer-Benzon in Kiel.

Stirbt ein Botaniker von einigem Ruf, so bringen fachwissenschaftliche Zeitschriften Nachrichten über sein Leben und seine Thätigkeit. Diese pflegen indessen dem größeren Publikum nicht zugänglich zu sein; deshalb bietet es vielleicht einiges Interesse, wenn an dieser Stelle Auszüge aus größeren Nekrologen ꝛc. mitgeteilt werden. Die Mitteilungen über J. F. Drège werden hier zum ersten Male gedruckt.

Jean François Drège.

Er wurde zu Altona am 25. März 1794 geboren. Sein Vater war der Handschuhmacher Isaac Henri Drège, seine Mutter Jeanne Louise, geb. Hubert. Die Vorfahren wanderten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich aus und gründeten mit anderen Reformierten die französisch-reformierte Gemeinde in Altona. Ursprünglich hießen sie de Rège; Seitenverwandte in Berlin schreiben sich noch so.

Jean François erlernte die Gärtnerei in Göttingen, wo er, nachdem er 1812 ausgelernt hatte, am botanischen Garten blieb und Botanik studierte. Später hat er dann in verschiedenen großen Gärtnereien gearbeitet, 1818—19 in Bruck an der Leitha, 1819—20 im Hofgarten zu Nymphenburg, 1821—22 in Riga, dann im botanischen Garten zu Berlin, und kurze Zeit in Petersburg.

1825 ging er mit seinem Bruder Carl, der Apotheker war, nach der Kapstadt. Von hier aus zogen beide Brüder mit einem Ochsenwagen und von einigen Hottentotten begleitet quer durch Südafrika bis Natal, wobei Jean François Pflanzen, und Carl Insekten sammelte. Nach Beendigung dieser Reise unternahm Jean François allein eine zweite Wanderung von der Kapstadt aus, trat mit Ecklon und Zeyher in Verbindung und kehrte 1833 oder 1834 nach Europa zurück. 1835 ging er mit dem größten Teile der gesammelten Pflanzen nach Königsberg, um sie mit dem dortigen Professor der Botanik, Ernst Meyer, zu bestimmen.

In der Folge stand er mit einer großen Zahl von Gelehrten in Briefwechsel, mit Presl in Prag, v. Schlechtendahl in Halle, Kosteletzky in Prag, Lichtenstein

in Helmstädt, Nolte in Kiel, Münster in Greifswald, Klotsch in Berlin, Bunge in Dorpat, Steetz in Hamburg, Alph. de Candolle in Genf, Asa Gray in Cambridge, U. S., Regierungsdirektor Sporleder in Wernigerode ꝛc. ꝛc.

In Groß-Borstel bei Hamburg besaß er eine Handelsgärtnerei, mit der er sich neben seinen botanischen Studien beschäftigte. Hier hielt sich Zeyher, der 1846 mit seinen Sammlungen vom Kap zurückgekehrt war, längere Zeit bei ihm auf, um mit ihm die mitgebrachten Pflanzen zu bestimmen. Nach Verkauf der Gärtnerei zog Drège nach Altona, wo er am 3. Februar 1881 starb (Schriftliche Mitteilungen vom Schwiegersohn, Justizrat Jessen in Altona).

Ein Teil der von J. F. Drège in Südafrika gesammelten Pflanzen wurde von Ernst Meyer, Professor der Botanik in Königsberg, bearbeitet in

Commentariorum de plantis Africae australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit Joannes Franciscus Drège, Vol. I. Fasciculus I et II. Lipsiae, Voss. 1835—37. 8⁰, LXX, 326 p.

Aus dem Titel geht hervor, daß Drège als Mitarbeiter an diesem Werke teilnahm. Selbständig publizierte er 3 Verzeichnisse der von ihm gesammelten Pflanzen, die er zum Verkaufe ausbot:

Catalogus plantarum exsiccatarum Africae australioris, quas emturis offert. 8⁰. Nr. 1, 20. März 1837, 11 S.; Nr. 2, 20. März 1838, 20 S.; Nr. 3, 24. April 1890, 16 S.

Endlich gab er noch heraus:

Zwei pflanzengeographische Dokumente, nebst einer Einleitung von Dr. E. Meyer, Prof. in Königsberg. Besondere Beigabe zur Flora 1843, Bd. II (Leipzig 1844). 8⁰. 230 S. und 1 lithogr. Karte von Südafrika.

Johannes Groenland.

Er wurde zu Altona am 8. April 1824 geboren, widmete sich dem Apothekerfach und wurde als junger Gehülfe mit Dr. Gottsche bekannt, der seine Liebe zur Pflanzenkunde mächtig förderte. Später studierte er in Jena, kehrte aber 1849 zurück und trat als Freiwilliger in die schleswig-holsteinische Armee ein. 1853 ging er nach Paris, wo er mit vielen bedeutenden Botanikern in Verbindung trat und wissenschaftlich sehr thätig war. Der deutsch-französische Krieg von 1870 nötigte ihn, Paris zu verlassen. Er kehrte nach Deutschland zurück und fand Anstellung an den landwirtschaftlichen Schulen und der agrikulturchemischen Versuchsstation zu Dahme, Regierungs-Bezirk Potsdam, wo er am 13. Februar 1891 nach 19jähriger Wirksamkeit starb. (Nach dem Nachruf von P. Magnus in der Leopoldina XXVII, 1891.)

Von seinen vielen Arbeiten interessiert uns zunächst die hier im Lande entstandene Arbeit über das Seegras:

Beitrag zur Kenntnis der Zostera marina L., Botanische Zeitung, 9. Jahrgang, 1851, S. 185—192. Mit einer Tafel (Taf. IV).

Carl Moritz Gottsche.

Im 2. Bande von Prahls kritischer Flora ꝛc. sind die Verdienste dieses Forschers um die Kenntnisse schleswig-holsteinischer Lebermose hervorgehoben.

Zur Ergänzung und Berichtigung des dort Mitgeteilten sei hier noch angeführt, daß er am 3. Juli 1808 zu Altona geboren wurde und daselbst am 28. Septbr. 1892 starb. Am 5. Dezember 1845 erwählte ihn die Königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede (Oversigt over det Kgl. danske Vidensk. Selskabs Forhandlinger ꝛc. for 1845, Kjøbenhavn 1846, S. 133).

Einen längeren, vom Bilde des Verstorbenen begleiteten Nachruf widmete ihm F. Stephani in der Hedwigia von 1892, Heft 6, S. 269—274; auf S. 275—276 befindet sich ein Verzeichnis der von Dr. Gottsche veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten.

Zum Schlusse sei hier noch eines Landsmannes gedacht, der sich als Gärtner Ruf und Stellung in Rußland erwarb und als Schriftsteller eine Reihe von Arbeiten über Gartenpflanzen herausgegeben hat.

Emil Claussen.

Geboren im Jahre 1836 zu Oldenburg in Holstein, besuchte er die Gärtnerlehre in Kiel und ging später als Gätner nach Rußland, wo er 1871 Obergärtner am Kaiserlichen Garten zu Nikita bei Jalta in der Krim wurde. Über den Gartenbau in Rußland hat er eine ganze Reihe von Arbeiten teils selbständig, teils in dem „Krimschen Anzeiger für Garten- und Weinbau“ veröffentlicht; auch ist er als Mitarbeiter an der »Revue Horticole«, sowie an den „Pomologischen Monatsheften“ thätig gewesen. Die russische Regierung zeigte ihm ihr Vertrauen dadurch, daß sie ihn nach Algier und Italien schickte, um dort den Obst- und Weinbau zu studieren. Seinem thätigen Leben machte ein unglücklicher Sturz vom Pferde ein Ende; er starb am 11. September 1891. (Nach „Möllers deutsche Gärtner-Zeitung“, Nr. 35, Erfurt, 10. November 1891, S. 376).

Zu Dr. Gloy, Gang der Germanisation in Ostholstein.

„Heimat“ 1894, Mai-Juni-Heft.

Der Verfasser der eben genannten Abhandlung sagt, daß das dem Segeberger Kloster bei der Gründung überwiesene Dorf Ritteristorp (Rikerstorp) heute nicht mehr bestehe. Es sei mir gestattet, dieser Ansicht diejenige gegenüberzustellen, welche der in Segeberg verstorbene Pastor Heimreich in seiner kleinen Schrift: „Aus alter Zeit“ vertritt. Heimreich führt aus den „Versen über Vicelin“ folgende Dörfer an, die der Kaiser dem Kloster bei der Gründung geschenkt hat: Vicus Rikeri (Rikerstorp), Ziusla, vicus Hageri (Hagherstorp), 2 Wittenburna und Moikigga. Er fährt dann wörtlich fort:

„Ziusla ist Schwissel, Wittenburna Wittenborn (es kommen noch 1192 Groß- und Klein-Wittenborn vor), Moikigga Mözen (1192 Moilzen), Hagherstorp Högersdorf, aber Rikerstorp? Gehen wir auf Entdeckungen aus! Zunächst erinnern wir uns daran, daß alle 6 Dörfer, da der Kaiser sie verschenken konnte, 1134 existierten, also daß sie sämtlich slavisch waren und

slavische Namen hatten. So hieß Hagherstorf mit slavischem Namen Cuzalina. Ferner ist klar, daß die genannten 6 Dörfer mit ihren Feldmarken zusammenstießen, sodaß das Ganze einen ansehnlichen Güterkomplex bildete. Rikerstorf muß also nördlich oder südlich an diese Feldmarken grenzen. Viele haben deshalb an Schakendorf gedacht. Man hat dafür eigentlich keinen anderen Grund als den, daß diese beiden Namen nicht zu gleicher Zeit vorkommen. Aber wie sollte doch der eine deutsche Name (Schackendorf) den anderen (Rikerstorf) verdrängt haben! Dazu kommt, daß im Norden die Fortentwicklung sich auch ohne diese Annahme erklären läßt, im Süden aber nicht. Denn schon 1198 wird Leezen erwähnt, und dies war klösterlich; außerdem aber lag westlich von Leezen das gleichfalls klösterliche Richtfrethestorp (1192), welches, wie unten nachzuweisen ist, das heutige Fredesdorf ist; wie sollte nun doch zwischen diesen beiden Dörfern und dem ältesten Güterkomplex eine Lücke gelassen sein! Das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, wir haben also Rikerstorp in dieser Lücke zu suchen. Da aber liegen Krems und Kükels. Krems kann das gesuchte Dorf nicht sein, denn Krems ist nie klösterlich gewesen und gehört auch weder zum Kirchspiel noch zur alten Kirchspielvogtei Segeberg. Letztere beiden Umstände sind sichere Zeichen davon, daß Krems nie mit Segeberg enger verbunden gewesen ist. So bleibt nur Kükels übrig, und das ist ein immer im Besitz des Klosters gewesenes Dorf mit dem slavisch klingenden Namen Kukeltze. Ist es denn nun eine so sehr gewagte Hypothese, wenn man annimmt, daß man diesem slavischen Dorfe, ebenso wie Cuzalin, einen deutschen Namen zu geben versucht hat, daß aber im Lauf der Zeit der alte slavische Name wieder durchgedrungen ist und über den deutschen gesiegt hat? Bei Cuzalin ist das nicht geschehen, das ist Hagherstorp geblieben; dort stand ja auch bis 1155 das Kloster selbst, und der Einfluß des Deutschen war also viel größer. Aber an wie vielen Orten im östlichen Holstein finden wir trotz der deutschen Kolonisation slavische Namen. Darum glaube ich, daß Rikerstorp Kükels ist."

Sobald das Kloster Zeit gewann, fing es an, die ihm vom Kaiser geschenkten, an der Grenze des genannten Güterkomplexes liegenden unbebauten Gegenden zu kolonisieren. So entstanden nach Süden und Westen hin noch vor 1192 Leezen und Richfrethestorp (Fredesdorf), im Norden Varenkroch (Fahrenkrug), Walstede (Wahlstedt), Schackendorpe (Schakendorf), Negernbötel und Fehrenbötel. In der Bestätigungsurkunde, die Christian I. am 9. November 1460 dem Kloster ausstellte, sind die obengenannten Dörfer wieder aufgezählt mit Ausnahme von Fredesdorf, das 1249 dem Bischof von Lübeck verpfändet war. In der letztgenannten Urkunde wird Rikerstorp schon Kukeltze genannt. Da die anderen Namen mit den Namen der früheren Urkunden übereinstimmen, darf man dies wohl als einen Beweis dafür ansehen, daß der slavische Name Kukeltze den deutschen Rikerstorp zu der Zeit schon verdrängt hatte.

Weede. Tonn.

Die Prövengilden.

Von **Dreßler** in Rendsburg.

Die Gilden, deren es in Schleswig-Holstein recht viele giebt, sind jedenfalls uralte Vereinigungen, welche dem Gefühl der Nächstenliebe und eigenen Sicherheit bei Unglücksfällen und Gefahren entsprossen sind. Zu diesen ältesten Gilden gehören auch die sogenannten Prövengilden in der Grafschaft Rantzau, wovon die eine die Kirchspiele Barmstedt und Hörnerkirchen, die andere das Kirchspiel Elmshorn umfaßte. Sie sind gewissermaßen als Grundlage eines geordneten Versicherungswesens gegen Feuersgefahr anzusehen. Die Gildebrüder brachten dem durch Feuer Geschädigten Schoof, Schechte und Weden und leisteten Fuhren beim Heranschaffen des Baumaterials, auch ersetzten sie ihm durch Heu-, Stroh- und Kornlieferungen den Verlust und ermöglichten ihm auf diese Weise nicht nur den schnellen Wiederaufbau seiner Gebäude, sondern auch sein ungehindertes Fortkommen bis zur nächsten Ernte. Diese Pröven oder Naturalleistungen mögen ursprünglich freiwillige gewesen sein, erst später entstandene Unzulänglichkeiten führten eine bestimmte Regelung der Lieferungen nach Hufenzahl herbei. Diese erfolgte am 8. Juni 1763. Durch dieselbe wurde vor allem die Größe der Lieferung für die einzelnen Interessenten festgesetzt, ferner ausgesprochen, daß alle Hausbesitzer, deren Gebäude mit Stroh und Reth gedeckt waren, beizutreten verpflichtet seien.

Die Prövengilden waren nicht durch die 1740 am 31. Oktober eingeführte allgemeine Brandgilde, wie einige andere Versicherungsgenossenschaften, aufgehoben worden, sondern bestanden noch neben derselben längere Zeit in der Weise, daß die Strohdächer in der Pröven-, die übrigen Teile der Gebäude in der Brandgilde versichert waren. Ohne Kostenaufwand konnte das Dachmaterial auf diesem Wege schnell aufgebracht werden, und folglich erhielt sich diese Einrichtung bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Dadurch, daß die Brandvorsteher zugleich die Aufsichtsbeamten der Prövengilde waren und die Brandgildeschreiber das Hauptregister derselben führten, sind sie schließlich mit der Brandgilde vereinigt worden.

Eigentümlichkeiten der friesischen Sprache.

Von **J. F. Bernhardt** in Effebüll.

Wer nicht von Jugend auf die friesische Mundart gehört oder gesprochen hat, dem müssen unwillkürlich einige absonderliche Redeweisen in derselben auffallen. Da ist zunächst die Eigentümlichkeit zu erwähnen, sich in Hyperbeln zu bewegen. — Eine geringe Anzahl Menschen, und wären es nur drei oder vier, werden in der friesischen Sprache mit „Viölk" = Volk bezeichnet. Eine Aue oder sonst unbedeutende Wasserstraße heißt ein „Strum" oder „Strom." Zimmerpflanzen, mögen sie nun groß oder klein sein, sowie unsere Beerensträucher im Garten werden insgesamt „Bume" d. i. „Bäume" genannt. Für „gehen" setzt der Friese stets „lup'n" = laufen. — Andere seltsame Ausdrucks-

weisen, die sich auch in das Plattdeutsche der Friesen übertragen haben, finden sich in Menge. — „Ich thue dem Vieh etwas" bedeutet: „ich gebe ihm Futter." Ebenso wird gesagt: „Man sollte den Handwerksburschen eigentlich nichts thun!" — „Das Wetter macht sich kalt" heißt so viel als: „es wird kalt." „Darf ich morgen binnen bleiben?" so frug ein Schüler seinen Lehrer. „Was sollst du denn?" Antwort: „Ich soll mit nach Bredstedt."

Zur Heimatsgeschichte.

„Chronik des Kirchspiels Hohenaspe mit Drage, Ottenbüttel, Aspe, Friedrichsruhe und Christinenthal." Herausgegeben von H. Hansen, Pastor in Hohenaspe. Im Selbstverlage des Verfassers.

Der Verfasser hat eine große Menge interessanter Thatsachen aus der engeren Heimatskunde gesammelt und zusammengestellt. Von der Zeit, deren Ereignisse uns urkundlich überliefert sind, beginnend, schildert der Verfasser uns anschaulich das Leben und Treiben, alle bemerkenswerten Vorkommnisse in dem Kirchspiel Hohenaspe und einigen damit in naher Beziehung stehenden Ortschaften bis auf die neueste Zeit. — Von besonderem Interesse sind diejenigen Abschnitte des Büchleins, welche die Zeit beschreiben, in welcher der Markgraf Friedrich Ernst von Brandenburg-Kulmbach, ein Hohenzoller, als königl. dänischer Administrator, Statthalter und Generalgouverneur der beiden Fürstentümer Schleswig und Holstein, in Drage residierte. Hier erbaute ihm in den Jahren 1740—1745 der König Christian VI. von Dänemark das prächtige Schloß Friedrichsruhe, das, wie der Volksmund sich noch jetzt erzählt, 99 Zimmer gehabt haben soll. Die Hofhaltung war von großem Umfange. Hatte der Markgraf doch mit Rücksicht auf seine hohe Verwandtschaft (seine Schwester war die Gemahlin des Königs Christan VI. von Dänemark und die Schwester seiner Frau, eine Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg-Bevern, war die Gemahlin Friedrich des Großen) häufig Besuche höchster und allerhöchster Herrschaften.

Es mögen noch einige Kapitelüberschriften folgen. Drage und Aspe. — Die ältesten Herren von Drage. — Die ältesten Herren von Aspe und der älteste Kirchort der Gemeinde Hohenaspe. — Drage und Hohenaspe unter den Familien Ahlefeldt und Rantzau. — Der Edelhof in Ottenbüttel und seine Beziehungen zu Drage und Hohenaspe. — Die Pastoren zu Hohenaspe vor dem Jahre 1757. — Der Grafenmord und seine nächsten Folgen. — Christinenthal, das alte Weddelsdorf ꝛc. — Das vorliegende Büchlein zeugt von großem Fleiße des Verfassers. Es umfaßt 133 Seiten. Der Preis beträgt geheftet 1,30 M. — Möge das Büchlein sich einen weiten Leserkreis erwerben.

Ottenbüttel, im März 1895. J. Lohse,

Mitteilungen.

Häufigkeit und Bekämpfung der Kreuzotter. Den verschiedenen Bodenverhältnissen entsprechend, ist auch die Verbreitung unserer Giftschlange, der Kreuzotter, eine verschiedene. Während sie in einigen Gegenden, wie beispielsweise in den Marschen, gänzlich fehlt, tritt

sie in andern Gebieten um so häufiger auf. Am zahlreichsten ist sie wohl in den Heidegegenden anzutreffen. In Ulzburg wurde mir mitgeteilt, daß bei Hinwegräumung eines großen Steinhaufens 34 Kreuzottern zum Vorschein gekommen seien. Bei Winzeldorf im Kreise Pinneberg fand ich im Frühjahr 1881 in einem engumgrenzten Gebiete 13 Exemplare. Von diesen sonnten sich 8 an einem Heidwalle neben der Straße und waren auf eine Strecke von etwa 30 m verteilt. Längere Zeit hindurch habe ich sie bei günstigem Wetter täglich aufgesucht. Schließlich haben mein Freund G. und ich die fünf schönsten Ottern vom Heidwalle für unsere Naturaliensammlung eingefangen. Dies ließ sich ohne besondere Umstände leicht ermöglichen, da die Tiere sehr fest lagen. Einer setzte vorsichtig seinen Handstock hinter die Kreuzotter und warf sie mit einem schnellen Ruck auf den Weg. Der andere stand dort in der Nähe bereit, um sie schnell in die Wagenspur zu treiben. Dann hatten wir gewonnenes Spiel und konnten sie leicht zwingen, in den bereit gehaltenen Glashafen zu kriechen. Nachdem derselbe mit Tüchern verbunden war, konnten wir die Tiere ohne Gefahr fortschaffen. Durch die Häufigkeit der Kreuzottern steigert sich aber auch die Gefahr für Menschen und Tiere, und die Erkenntnis dieser Gefahr hat wiederholt den Gedanken auftauchen lassen, zur ernstlichen Bekämpfung des giftigen Reptils zu schreiten. Der landwirtschaftliche Verein zu Kaltenkirchen machte im Jahre 1885 diesen Gedanken zur That, indem er mit einem Prämiensatz von 50 Pfg. für jede eingelieferte Kreuzotter einen Versuch zur Verminderung der Giftschlangen unternahm. Wir Lehrer hatten uns bereit erklärt, die Schuljugend für die Sache zu interessieren und die Auslage der Prämiengelder zu übernehmen. Die gute Belohnung spornte die Kinder zu ziemlich regem Eifer an, sodaß zwei Knaben in Ulzburg an einem schönen Herbsttage jeder 9 Ottern einlieferten. Durch die Güte des Hofbesitzers Herrn Büsch-Kattendorf, derzeitigen Vorsitzenden des Vereins, habe ich nachträglich erfahren, daß die Kosten dieser Jagd 102 ℳ. betragen haben. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Gesamtzahl der eingelieferten Kreuzottern mindestens die Höhe von 225 Stück erreicht hat, denn in den letzten Wochen war die Prämie wegen mangelnder Mittel in einigen Dörfern auf die Hälfte erniedrigt worden. — Der „Hamburgische Korrespondent" vom 15. Januar 1891 brachte einen Aufruf zur Bekämpfung der Kreuzotter im deutschen Vaterlande. In demselben wird auch erwähnt, daß zahlreiche besonnene Forstmänner zur wirksamen Bekämpfung des Tieres eine Prämie von 50 Pfg. für notwendig erachtet haben. Dem gegenüber befürchtet jedoch der Verfasser des Aufrufs, daß Unkundige sich durch einen Preis verlocken lassen könnten, die Gefahr zu sehr herauszufordern oder irrigerweise viele nützliche Kriechtiere zu vertilgen. Soviel ich weiß, sind derartige Übelstände bei dem mitgeteilten praktischen Versuche nicht zu Tage getreten.

Holm bei Ütersen. Eschenburg.

Plattdeutsche Inschriften von einem Mangelholz aus dem Jahre 1601.*)

„Godt heft Alles in siner Hut
Schipper undt Gut."

„Samson was ein starke Man
doch is de starke Man noch stärker
de sin Tonge bedwingen kan
Jiens Ketelsen. Anno 1601."

„Ick bin ein Konnick van Grotmachten
Ick resi so wol bi dage als bi Nachten
Ick hebbe nen borge noch Kastel im Hemmel.

Unde v . . . Des hep ick nen.
Del ik bin dodt eft gefangen
Al minschen hebbn na mi ene grodt Vorlangen"
Anno 1601. ✕

Die neben diesen letzten Zeilen geschnitzte Windrose kann wohl als Deutung des Rätsels angesehen werden. — Das Mangelholz ist das älteste datierte Stück kleinen Hausrats, das bisher hier zu Lande aufgefunden ist.

Die Fischteich-Anlagen in Schleswig-Holstein sind auf die Kreise, wie folgt, verteilt: Hadersleben mit 9, Tondern 1,70, Apenrade 18, Sonderburg 180, Flensburg 26, Schleswig 12, Husum 8, Eiderstedt 5, Eckernförde 12, Kiel 49, Oldenburg 194, Plön 852, Segeberg 20, Stormarn 298, Lauenburg 73, Pinneberg 22, Steinburg 97, Süder-Dithmarschen 22, Norder-Dithmarschen 14 und Rendsburg mit 109 ha, zusammen 2021,70 ha. Außerdem wird in den Landseen Sankelmark mit 80 ha, Lührschau mit 90 und Borgdorf mit 50 ha regelmäßig eine lohnende Karpfenaufzucht betrieben. F. v. Stemann.

Allg. Fischerei-Zeitung, nach dem „General-Anzeiger für Schleswig-Holstein."

---

*) Aus dem Bericht über Verwaltung und Ankäufe des städtischen Kunstgewerbe-Museums in Flensburg, S. 9.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 7 u. 8. Juli–August 1895.

Der Sachsenwald.*)

Von Konrektor **Nehl** in Mölln.

Der Name dieses berühmten, uralten, schönen und wertvollen Waldes ist eine ehrende und bleibende Erinnerung an den tapferen Volksstamm, welcher an der Unterelbe der eifrigste Vorkämpfer für deutsche Sitte gewesen ist.

In alten Zeiten war der Sachsenwald viel größer als jetzt; er ging westwärts über die Bille hinaus und erstreckte sich ostwärts bis an die Delvenau, weshalb er von den Slaven Delvundez (Delvenau-Wald) genannt wurde. Allmählich besiedelte man den größten Teil mit Dörfern und verwandelte den Waldboden in Ackerland; doch ist es wahrscheinlich, daß der Sachsenwald seit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts keine weitere Einschränkung mehr erfahren und seine jetzige Gestalt schon damals erhalten hat.

Der Sachsenwald gehört seit 1228 zu Lauenburg. Im genannten Jahre schloß Gerhard II., Erzbischof von Bremen und Hamburg, mit dem Herzog Albrecht I. von Lauenburg einen Vertrag, worin der Herzog seinen Ansprüchen auf Dithmarschen, die Grafschaft Stade und den Wald zu beiden Seiten der Bille entsagte, dafür aber den Wald auf der linken Seite der Bille bis nach der Lauenburg und an die Elbe vom Erzbischofe als Lehen zurückerhielt. Den rechts von der Bille belegenen Teil, dessen größter, als Wald vorhandener Rest die umfangreiche Hahnheide bei Trittau ist, konnte der Herzog nicht erlangen.

Zweihundert Jahre später ging der halbe Sachsenwald wieder verloren. Herzog Erich V. und seine Brüder hatten nach einem unglücklichen Kriege gegen Lübeck, Hamburg und den Markgrafen von Brandenburg im Perleberger Vertrage 1420 den beiden Hansestädten den halben Nießbrauch im Raume des ganzen Sachsenwaldes für ewige Zeiten abtreten müssen. Nur die Jagd sollte ungeteiltes Recht der Herzöge von Lauenburg bleiben.

Diese verwickelten Besitzverhältnisse bestanden über 120 Jahre. Als aber Franz I. zur Regierung gekommen war, behauptete dieser, der im Vertrage von Perleberg gebrauchte Ausdruck Sachsen- oder Herzogenwald (nemus ducis) sei

*) Erscheint auch im Jahrbuch 1895 des Vereins für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg.

nicht der Name für den ganzen Wald, sondern gelte seit alter Zeit nur für den kleinen, bei Kröpelshagen belegenen Forstbezirk, welcher damals Wiedenort oder das lütte Viert hieß und auch noch heute so genannt wird. Demgemäß duldete er die hanseatischen Holzfäller nur in diesem Bezirk; aus allen anderen Teilen des Sachsenwaldes ließ er sie vertreiben. Die beiden Städte erhoben darauf beim Reichskammergerichte zu Speier Klage wegen Friedensbruch und Grenzverrückung. Es ist bezeichnend für die damalige Rechtspflege und das geringe Ansehen, welches das höchste Gericht bei den Fürsten genoß, daß dieser Prozeß 135 Jahre dauerte, von 1549 bis 1684. Fünf regierende Herzöge von Lauenburg, nämlich Franz I., Franz II., August, Julius Heinrich und Julius Franz waren in diesem Rechtshandel nacheinander die Verklagten. Sie wurden wiederholt verurteilt, den beiden Städten den halben Nießbrauch im ganzen Sachsenwalde freizugeben; aber sie kamen immer wieder mit neuen Weiterungen, Einwänden und Berufungen.

Im Jahre 1671, nachdem der Prozeß 122 Jahre gedauert hatte, verloren die Kläger die Geduld und wollten Selbsthilfe gebrauchen. „In Übereinstimmung mit dem lübischen Magistrat, welcher zu diesem Zwecke 150 Mann aufgeboten hatte, beschloß der hamburgische Kriegsrat einstimmig, auf gleiche Art zu handeln und nach Kriegsmanier auftreten zu lassen. Weil jedoch die Leute des Herzogs von Sachsen an Reutern, Schützen, Soldaten und Bauern ziemlich stark waren, und die Stadt Lübeck es für ratsam gehalten, die vorige Mannschaft mit 180 Mann nebst zwei Feldstücken zu verstärken, welche am 21. August 1671 im Sachsenwalde sein sollten, beschloß der hamburgische Kriegsrat am 16. August s. J. eine gleiche Verstärkung, und es sollten, wenn mehr Völker nötig wären, noch 200 Mann von jeder Stadt abgeschickt werden, jedoch mit dem Befehle, sich nur verteidigend zu verhalten und keinen Anlaß zu einiger Feindseligkeit zu geben. Wenn sie aber angegriffen würden, sollten sie mit Vorwissen der hamburgischen Oberalten Gewalt mit Gewalt vertreiben.“ (v. Duve, Mitteilungen. Ratzeburg 1857.) Man weiß nicht, ob diese 1060 Mann und 4 Kanonen wirklich in den Sachsenwald gezogen oder auf dem Papier geblieben sind; es ist uns auch keine Nachricht darüber erhalten, ob es überhaupt zu Thätlichkeiten gekommen ist.

Um ferneren Zwistigkeiten ein Ende zu machen, beantragten die Städte eine Teilung des Sachsenwaldes. Das Reichskammergericht gab diesem Antrage Folge, und unparteiische Kommissare teilten den Sachsenwald in eine nördliche und eine südliche, durch den Aufluß getrennte Hälfte. Der Herzog von Lauenburg wurde beschieden zu wählen; der andere Teil sollte den beiden Städten zum Eigentum und zur vollen Nutznießung, die Jagd ausgenommen, überwiesen werden. Der Herzog aber wählte nicht, sondern behielt das Ganze. Nunmehr erschien endlich am 14. März 1684 das Endurteil des Reichskammergerichts, dahin lautend, daß die südliche Hälfte Lauenburg, die nördliche aber den beiden Städten gehören sollte. Darauf versuchte Herzog Julius Franz die Sache vom Reichskammergericht ab an den Reichshofrat in Wien zu ziehen. Das war im früheren deutschen Reiche neben dem Reichskammergericht das höchste Tribunal. Unter

den achtzehn Räten, welche die Grafen-, die Herren- und die gelehrte Bank bildeten, mußten sechs evangelische sein. Der Reichshofrat hatte seinen Sitz in der Residenz des Kaisers und wurde bei jedem Regierungswechsel neu bestellt. Allein dieser Versuch des Herzogs, den Prozeß ferner zu verschleppen, mißlang. Der Reichshofrat forderte vielmehr im Namen des Kaisers das Reichskammergericht auf, ordnungsmäßig Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, das heißt, Acht und Zwangsvollstreckung über den Herzog von Lauenburg zu verhängen.

Da trat ein Zwischenfall ein, welcher den Sachsenwald für Lauenburg rettete. Herzog Julius Franz, der letzte Askanier, starb 1689 kinderlos, Lauenburg kam an Braunschweig und 1705 an Hannover. Die Erben, mächtiger als der Erblasser, vertraten den Standpunkt, daß Lauenburg ein erledigtes Reichslehen sei, welches unverkürzt auf sie, die gegenwärtigen Lehensträger, übergehen müsse; es sei also trotz Reichskammergericht und Reichshofrat an eine Abtrennung des streitigen Gebietes vom Reichslehen nicht zu denken. Die Hansestädte bemühten sich auch fernerhin vergeblich, ihr Recht zu erlangen. Zwar protestierten sie und unterhielten noch fast hundert Jahre besondere Holzvögte für den Sachsenwald; als aber einer derselben einmal sein Amt praktisch ausüben wollte und Bäume zum Fällen zeichnete, wurde ihm von den lauenburgischen Forstbeamten sein Waldhammer weggenommen und er selbst auf kürzestem Wege über die Grenze geschoben.

So zäh die Herzöge ihren Wald gegen fremde Ansprüche verteidigten, so freigebig waren sie gegen ihre Unterthanen, die in und am Walde wohnten. Die ganze Waldfläche ward in acht Huden eingeteilt und neun Hudemeistern, die zugleich Bauervögte waren, zur Aufsicht übertragen. Für ihre Mühewaltung waren sie von allen Hofdiensten frei, erhielten den gesamten Windbruch für den halben Wert, hatten für ihre eigenen Schweine, deren Zahl vorgeschrieben war, freie Mast im Walde, die sogenannte Dehlzucht, und bekamen für jedes fremde „eingebrannte“ Schwein zwei Schillinge an Gebühr. Den Bauern in und um den Sachsenwald wurden folgende Freiheiten zugestanden. Sie hatten auf der ganzen Fläche freie Weide an Laub und Gras für ihr Vieh und die Nutzung des für die Darstellung der Holzkohlen wichtigen Weichholzes, wozu man alle Bäume und Holzarten außer Buchen und Eichen rechnete. Auch gehörten ihnen die Stubben und das Leseholz, soviel sie davon mit Pferden und Wagen herausfahren konnten, desgleichen die Plaggen und die Heide im Walde. Bei solcher Freigebigkeit besaß der Landesherr thatsächlich nur den Grund und Boden, die Jagd, sowie die Buchen und Eichen (und deren zur Schweinemast benutzten Früchte), jedoch mit der Einschränkung, daß er den Bauern das nötige Bauholz für ihre eigenen Gebäude aus den Eichenbeständen jahrhundertelang unentgeltlich und später um einen billigen Preis, den sogenannten Forstzins, verabfolgen ließ.

Trotz dieser Vergünstigungen stahlen die Waldbauern aus Vorurteil und Gewohnheit manche Buche und Eiche, besonders in dem südwestlich gelegenen Rothenhäuser Revier, von wo das gestohlene Holz leicht nach Hamburg gebracht werden konnte. In der Kriegsperiode von 1806 bis 1815 mußte allein das

Dorf Escheburg 1000 Reichsthaler Strafgelder für Holzdiebstähle zahlen. Auch das Aumühler Revier hatte viel von Holzdieben zu leiden.

Es ist einleuchtend, daß die weitgehenden Befugnisse der Waldbauern eine rationelle Forstwirtschaft unmöglich machten. Daher erließ Kurfürst Georg Ludwig von Hannover am 11. März 1711 ein Regulativ: Es sollten reguläre Haunngen angelegt werden und diese, bis das junge Holz dem Viehfraße entwachsen sei, in Schonung bleiben. Es sollten nicht über zwei- bis tausend Faden jährlich nachhaltig gehauen und von dem dadurch erhaltenen Knüppelholze den Unterthanen das nötige Backholz, jedem eine nahmhafte Quantität etwa anderthalb Faden, überlassen werden. — Dabei blieb Weide, Weichholznutzung, Leseholzsammeln und Stubbenroden den Unterthanen ferner frei. Die Kühe der Waldbauern mußten sich oft im Winter ihr kärgliches Futter, bestehend in Heide, dürrem Gras und Baumknospen im Freien suchen. Es ist merkwürdig, welche Klugheit die Tiere dabei zeigten. Wenn Holz gefällt wurde, und ein Baum krachend niederstürzte, so rannten die Kühe, ohne auf den Hirten zu achten, der Stelle zu, woher der Schall kam, um von dem gefällten Baume die Knospentracht zu fressen, die sich oben in Licht und Sonne am reichlichsten entwickelt. — In der Folge sind die Gerechtsame der Waldbauern durch Verkoppelungen (Zuteilung von Grund und Boden), sowie durch Ablösungen gänzlich beseitigt worden.

Wenn die Buchen und Eichen reichlich Früchte trugen, wurde die Mast an den Meistbietenden verpachtet oder für landesherrliche Rechnung ausgenutzt. Die Bauern in der Nähe beeilten sich, ihre Schweine herbeizutreiben; der Hudemeister versah die Tiere mit eiuem Brennzeichen und erhob für jedes Schwein eine Abgabe, wovon er zwei Schillinge erhielt. Dafür übernahm er aber auch die Verantwortung und leistete für etwa abhanden oder durch grobe Fahrlässigkeit der Hirten zu Schaden gekommene Schweine Ersatz. Wenn die reifen Eckern von den Bäumen fielen, Mitte Oktober, begann das Eintreiben. Die Vor- oder Fettmast dauerte bis Mitte Dezember; in dieser Zeit wurden die alten Schweine zum Schlachten fett. Die Nach- oder Faselmast, welche eine billige Ernährung der jungen Tiere bezweckte, währte noch bis zum Februar, in besonders reichen Jahren bis in den März. Abends wurden die Schweine in die Koben, die im Walde hergerichtet waren, getrieben, wobei man sorgfältig darauf achten mußte, daß jedes Stück bei seiner Herde blieb; in einen warmen Stall kamen sie trotz Schnee und Eis nicht. Die Schweinekoben zeigten die Bauart unserer Bienenschauer. Ein vierseitiger Raum wurde von winddichten Wänden, die ein nach innen geneigtes, kleines Schutzdach trugen, eingeschlossen. Nicht nur im Sachsenwalde, sondern auch in anderen Forsten bestand diese Einrichtung; die noch heute übliche Bezeichnung Schweinekoben für manche Forstorte erinnert daran. Bei Vollmast konnten im Sachsenwalde 5835 Schweine „gefeistet“ werden, wovon die Landesherrschaft einen Reinertrag von 1278 Rthlr. 20 Schill. und 5 ₰ hatte.

Im Brunstorfer Revier ist früher die Trüffel aufgefunden worden. Der

dortige Förster trieb einst seine Schweine in einen jungen Eichenzuschlag und bei dieser Gelegenheit wühlten die Tiere den wertvollen Pilz aus der Erde hervor. Man schaffte darauf abgerichtete Trüffelhunde aus Hannover an; als diese aber im Holze losgelassen und zur Suche angehalten wurden, liefen sie davon und kamen nicht wieder. Weitere Nachforschungen sind unterblieben; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß in manchen Teilen der lauenburgischen Wälder, unter alten Eichen und Buchen Trüffeln vorhanden sind, da man sie auch in den Eutiner Forsten, in dem zum Kasseedorfer Forstdistrikt gehörigen Gehege Großenwildkoppel beim Ausroden von Buchenstubben gefunden und längere Zeit eine jährliche Ausbeute von zwanzig bis dreißig Pfund gehabt hat, die an den Eutiner Hof geliefert worden ist.

Der Sachsenwald ist von jeher sehr wildreich gewesen. Ein glaubwürdiger Mann berichtet, daß er im Jahre 1841 einmal ungefähr achtzig Edelhirsche beisammen gesehen habe; und früher, als auch noch die Wildschweine frei umherliefen, hatten die Bauern am Rande des Sachsenwaldes schwere Arbeit, um das Wild von den Äckern abzuhalten. Sie errichteten Scheupfähle, die mit Löchern versehen waren, worin eine tüchtig stinkende Salbe von Teufelsdreck, Lorbeer- und Franzosenöl alle drei bis fünf Tage aufgefrischt wurde. Auch suchten besonders verordnete Wildwächter die bedrohten Felder zu schützen; aber mit diesen Mitteln vermochte man nicht, dem Übel wirksam zu steuern. Die Erbitterung der Bauern, die oft in einer einzigen Nacht den Ertrag monatelanger Arbeit und Mühe vernichtet sahen, war begreiflicher Weise sehr groß. Als einmal eine Anzahl Sauen ihren Stand in einer großen Schonung des Rothenhäuser Reviers hatte, wurde diese Schonung, wahrscheinlich von Bauern, angezündet, um die Sauen zu vertilgen oder wenigstens nach einer anderen Feldmark zu verjagen. Mancher verschaffte sich durch Wilddieberei einigen Ersatz; die Beute ließ sich in dem nahen Hamburg gut verwerten.

Diese bedauerlichen Zustände machten es möglich, daß sich in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts im Sachsenwalde ein Mann einnisten konnte, der die Wilddieberei als ausschließlichen Erwerb betrieb, von den Bauern als Nothelfer angesehen wurde und die Obrigkeit an der Nase herumführte. Er hieß Eidig, war ein gelernter Jäger und stammte aus dem Lüneburgischen. Dieser berüchtigte Wildschütz des Sachsenwaldes soll übrigens nie einen Mord, Raub oder anderen Diebstahl als Wilddieberei begangen, vielmehr manchem armen Tagelöhner ein Stück Bargeld, manchem kinderreichen Vater oder mittellosen, guten Freund einen Wildbraten gegeben haben. Er räumte unter dem Edelwild zur Freude der Bauern tüchtig auf und kümmerte sich um keine Schonzeit. Sein Auge war scharf, seine Hand stark und sicher. Ein ganzer Sagenkreis ist bei den Anwohnern des Sachsenwaldes über diesen Rinaldini entstanden. Man sagt: Einem ihn verfolgenden, berittenen Forstbeamten schoß er auf achtzig Schritt einen Stiefelabsatz weg, ohne Roß und Reiter zu verletzen, einem anderen einen Knopf von der Uniform, einem dritten jagte er eine Kugel durch den Hut; und einen Gendarmen, der wegen seines rüden Benehmens bei den Bauern ver-

haßt war, prügelte er in einer Dorfschenke vor versammeltem Volke tüchtig durch und warf ihn dann auf die Straße. Sein Bild in kleidsamer Jägertracht war auf Pfeifenköpfen und Tassen zu haben, und auf den Jahrmärkten besang man seine Heldenthaten.*) Es wurden förmliche Kesseltreiben auf ihn abgehalten, aber immer da, wo er nicht war; denn keiner verriet, sondern jeder warnte ihn rechtzeitig.

Da wandte der Schwarzenbecker Amtsvogt schließlich, um den gefährlichen Menschen los zu werden — wie es hieß, mit Zustimmung der höchsten, dänischen Behörden — ein Mittel an, das für den Verfolgten und die Verfolger ungefährlich war und Zeugnis ablegt von dem gemütlichen und praktischen Sinn damaliger Zeit. Der Amtsvogt unterhandelte durch Zwischenträger mit Eidig und ließ ihm vorstellen, daß in Amerika sehr viel mehr Wild sei als im Sachsenwalde, und daß dort jeder auf die Jagd gehen dürfe, ohne eine besondere Berechtigung einholen zu müssen. Er, der Amtsvogt, wolle ihm das Reisegeld geben und eine schöne Summe dazu für seine waidmännische Ausrüstung und einen ersprießlichen Anfang in Amerika. Eidig, dem der Boden doch schon anfing heiß zu werden, ging darauf ein, und der Vertrag wurde ehrlich von beiden Seiten gehalten. Eidigs Abreise gestaltete sich zu einem wahren Triumpf in Hamburg; denn seine Freunde aus dem Sachsenwald gaben ihm das Geleit, und die Hamburger wollten den berühmten Mann auch sehen. Bei dieser Gelegenheit ist er sogar von Otto Speckter, einem Hamburger Maler, der das von Hey verfaßte Fabelbuch illustriert hat, gemalt worden. Eidig soll als behäbiger Gastwirt in einer Stadt des Ostens gestorben sein; nach anderer Lesart aber, die vermutlich den Lebenslauf des Helden einheitlich gestalten wollte, ist er im wilden Westen nach mancherlei ruhmreichen Thaten im Kampfe mit Indianern gefallen.

Im vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts wurde die Wasserkraft der Au zum Betriebe zweier Kupfermühlen und einer Eisenfabrik benutzt. Es war aber weniger die Wasserkraft der Au, sondern vielmehr der Holzreichtum des Sachsenwaldes, welcher ein Aufblühen der Metallindustrie daselbst veranlaßte; denn damals gebrauchte man die Steinkohle in den Metallwerkstätten noch nicht, sondern bediente sich ausschließlich der Holzkohlen. Auf jedem Kupferhammer arbeiteten ein Meister und zwei Gesellen. Auf dem Eisenhammer waren zweiundzwanzig Personen thätig: sieben Meister, zehn Gesellen, drei Tagelöhner und zwei Köhler, alle teils Ausländer, teils Landeskinder, die angelernt wurden. Das Roheisen war englischer und schwedischer Herkunft; die angefertigten Waren, nämlich Schiffs-, Mühlen- und Schleusenteile, Amboße, Pfeiler, Fensterrahmen und Wagebalken, gingen größtenteils nach Hamburg

---

*) Die erste Strophe eines Drehorgel-Liedes lautete:

Der Wildschütz Eidig war ein Mann
Von seltnem Geist und Gaben;
Doch wandte er sie leider an
Der Obrigkeit zum Schaden.

und Lübeck. Als aber die großen Kohlen- und Eisenlager in Westfalen und Rheinland aufgedeckt wurden, zog sich die Metallindustrie dorthin, und die Werke im Sachsenwalde teilten das Los vieler anderer: sie gingen ein. Eine Tuchfabrik, die später am Orte des Eisenhammers angelegt wurde, besteht jetzt auch nicht mehr.

Bis zum Jahre 1871 gehörte der Sachsenwald zum Domanium des Herzogtums Lauenburg. Durch Rezeß vom 19./21. Juni genannten Jahres wurde derjenige Teil des lauenburgischen Domaniums, welcher im Amte Schwarzenbek lag und dessen Hauptbestandteil der Sachsenwald war, freies und unbeschränktes Eigentum des Herzogs von Lauenburg, Kaiser Wilhelm I. Das ganze übrige, sehr beträchtliche Domanium ging in den Besitz des Herzogtums und mit der Einverleibung desselben in den preußischen Staat 1876 in den Besitz des Kreises Herzogtum Lauenburg über, um aus seinen Erträgen die Kreis-Kommunallasten zu bestreiten. Lauenburg ist deshalb einer der reichsten Kreise der preußischen Monarchie. Am 24. Juni 1871 überwies der Kaiser seine Herrschaft Schwarzenbek dem Fürsten Bismarck „in Anerkennung seiner großen Verdienste um das Vaterland als eine Dotation zum Eigentum."

Der Fürst nahm seinen Wohnsitz in Friedrichsruh, mitten im Sachsenwalde, an der Berlin-Hamburger Bahn gelegen. Hier war durch einen Grafen Friedrich von der Lippe, welcher die Jagd im Sachsenwalde gepachtet hatte, ein Jagdhaus mit Nebengebäuden errichtet und bis zu seinem im Jahre 1781 erfolgten Tode von ihm bewohnt worden. Das Jagdhaus war ein geräumiges Fachwerkgebäude mit Strohdach, besaß aber eine vornehme innere Ausstattung an kostbaren Spiegeln, Marmorverzierungen und kunstvoll gearbeiteten Kaminen. Nach dem Tode des Grafen wurde es verkauft. Es wechselte in kurzen Zwischenräumen seine Besitzer, geriet in Verfall und wurde schließlich abgebrochen. An seinem Platze erbaute man in der Folge drei Wirtshäuser. Eins hieß das „Logierhaus"; das zweite führte die schlichte Bezeichnung „Landkrug" und das dritte den pomphaften Namen „Frascati", woraus der Volkswitz „Freßkate" machte. „Logierhaus" und „Landkrug" sind heute noch als Gasthäuser vorhanden; „Frascati" aber, das nach einem Brande schöner und größer wieder aufgebaut worden war, kaufte Fürst Bismarck, ließ es zu einem stattlichen Herrenhause ausbauen und wohnt seitdem darin.

Die dem Fürsten Bismarck gehörende Fideikommiß-Herrschaft Schwarzenbek hat ein Gesamtareal von 7511,20 ha, wovon 6769 ha zur Forstwirtschaft bestimmt sind. Die Volkszählung vom Jahre 1885 ergab 568 Gutsangehörige. Der Grundsteuer-Reinertrag beläuft sich auf 108 936,06 M.

Der wertvollste Teil dieser Herrschaft ist der Sachsenwald mit einem Areal von 6175 ha. Er bildet einen selbständigen Gutsbezirk mit folgenden neun Schutzbezirken: Brunstorf, Saupark, Kröpelshagen, Wohltorf, Aumühle, Rothenbek, Schwarzenbek, Mühlenrade und Ödendorf. Ödendorf ist als Dorf schon vor Jahrhunderten eingegangen, jetzt führen eine Försterwohnung und ein Chausseewärterhaus unweit Möhnsen diesen Namen. Die landwirtschaftlich

benutzte Fläche des Sachsenwaldes enthält 428 ha und verteilt sich auf die Dienstländereien der Forstbeamten, das Vorwerk in Schwarzenbek, die Pachthöfe (früheren Revierförsterländereien) Aumühle, Rothenbek, Rothenhaus und Brunstorf, sowie auf die Wassermühle in Aumühle. In den Besenhorster Sandbergen an der Elbe liegt die Pulverfabrik Düneberg, welche der Aktien-Gesellschaft Rottweil-Hamburg gehört; der Grund und Boden ist Eigentum des Fürsten.

Der eigentliche alte Sachsenwald stellt in seiner Grundform ein Dreieck dar, dessen Grundlinie von Westen nach Osten gerichtet ist und die Feldmarken von Wohltorf, Kröpelshagen, Dassendorf, Brunstorf und Schwarzenbek berührt. Die Spitze liegt bei Rothenbek. Die Nordostseite bilden Havekost, Möhnsen und Kasseburg. Die Nordwestgrenze ist die Bille. Dieser Walddistrikt ist 1½ Meilen lang, 1 Meile breit und hat 5½ Meilen im Umfange. Er wurde früher in 5 Reviere eingeteilt: Schwarzenbek, Brunstorf, Aumühle, Rothenhaus und Rothenbek. Das Mühlenrader Revier, welches von den Feldmarken Basthorst, Mühlenrade, Talkau und Fuhlenhagen eingeschlossen wird, gehört nicht zum alten Sachsenwalde, auch nicht der Forstbezirk Rülau südlich von Schwarzenbek.

Die Oberfläche des früheren Amtes Schwarzenbek bildet im großen und ganzen eine Ebene. An der Südseite, also unfern der Elbe, erheben sich ansehnliche Hügelreihen, die teils plateauartig sind, teils abgerundete Kuppen darstellen. Auch das Aumühler Revier ist teilweise etwas hügelig; sonst erblickt das Auge eine fast horizontale Ebene, in welche die Wasserläufe an manchen Stellen tiefe Schluchten mit jäh abfallenden Rändern eingeschnitten haben. Dies gilt besonders von der Bille, welche bei Grande eine Wassermühle treibt.

Mitten durch den Sachsenwald fließt die Au und teilt ihn in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Sie kommt von Schwarzenbek, hat ein anmutiges Thal, starkes Gefälle und mündet bei Aumühle in die Bille. Die Schwarzen-, Kammer-, Syster- und Ossenbek sind kleine Rinnsale, welche im Winter ihr Wasser in die Au führen, im Sommer aber austrocknen. Jetzt wird die Au nur noch bei Aumühle gestaut, um eine Kornwassermühle zu treiben; früher waren außerdem noch drei Stauwerke vorhanden. Der Stangenteich speiste einen Kupferhammer, der Kupferteich desgleichen, und bei Friedrichsruh befand sich ein Wehr für eine Eisenfabrik.

Der Boden des Sachsenwaldes ist größtenteils sehr kaltgründig, lehmig in den Holzbeständen und moorartig auf den mit Heide überzogenen Blößen. Am kaltgründigsten scheint der Brunstorfer und Schwarzenbeker Bezirk zu sein, während der südwestliche Teil mager und sandig ist. Die Humusschicht ist nirgends über 30 bis 40 cm dick; im allgemeinen befindet sich der beste Boden in der nördlichen Hälfte des Sachsenwaldes. Am nachteiligsten wirkt auf die Vegetation der in 40 bis 80 cm Tiefe häufig auftretende Ortstein (Eisenoxydhydrat) ein. An manchen Stellen liegt in geringer Tiefe fester, blauer Thon. Treffen die Wurzeln der Kiefern auf eine verhärtete Schicht, so sterben die

Bäume allmählich ab, weshalb man an solchen Stellen Fichten angepflanzt hat, weil die Wurzeln derselben sich weniger tief, sondern mehr flach ausbreiten. Das Wachstum der Eichen und Buchen auf solchem Untergrunde pflegt in einer bestimmten Zeit ihrer Jugend zu stocken. Die Äste bedecken sich mit langen, weißen Flechten, wodurch sie das Aussehen von Bäumen im Gebirge bekommen. An vielen Stellen zeigen selbst ältere Stämme diese Erscheinung; doch pflegt sich das Übel mit zunehmendem Alter zu vermindern, wahrscheinlich weil die Wurzeln dann jene Schicht durchdrungen haben. Durch solche ungünstige Eigenschaft des Bodens vollzieht sich der Zuwachs an Holz nur langsam; doch machen die Schutzbezirke Aumühle, Rothenbek und Mühlenrade eine rühmliche Ausnahme. Hier zeigen Buchenbestände jeden Alters eine glatte Rinde und die üppigste Vegetation. Diese Forsten können daher wohl einen Vergleich mit den herrlichen Waldungen im östlichen Holstein aushalten; aber von den übrigen Schutzbezirken des Sachsenwaldes läßt sich das nicht behaupten.

Die Moore des Sachsenwaldes sind ganz unbedeutend. Das Langemoor, das Knopermoor und das auf dem Großenruhm oder Viert sind längst aufgeforstet worden. Zum Torfstich wird nur noch das Kasseburger Moor im Rothenbeker Schutzbezirk benutzt. Auch giebt es im Sachsenwalde keine eigentlichen Flugsandstrecken; solche finden sich nur an der Grenze des Kirchspiels Geesthacht.

Der vorherrschende Waldbaum ist die Buche; sie macht vornehmlich den Reichtum des Sachsenwaldes aus, zumal in den Schutzbezirken Schwarzenbek, Aumühle und Rothenbek. Der bessere Lehmboden dient zur Eichenkultur. Im Rothenbeker und besonders im Mühlenrader Revier werden noch einzelne starke Eichen angetroffen; ob aber unter diesen Baumriesen noch stumme Zeugen aus jener Zeit vorhanden sind, als Sachsen und Wenden sich blutig bekämpften und Bär und Wolf im Dickicht auf Beute lauerten, ist zweifelhaft. Die sandigen Flächen sind von jeher mit Nadelholz aufgeforstet worden. Die niedrigen Gründe tragen Birken. In den Thalschluchten trifft man Erlen, Zitterpappeln und Sahlweiden. An lichten oder entblößten Stellen ist der Boden stark zum Heidewuchse geneigt. Überhaupt hat der Sachsenwald keine besondere Mannichfaltigkeit an Holzarten aufzuweisen; Weißbuchen, Ahorn und Eschen kommen nur vereinzelt vor. Die Hülse (Ilex Aquifolium), heutzutage als forstliches Unkraut angesehen, findet man hin und wieder, aber nirgends in bedeutender Größe. Früher ist sie wahrscheinlich verbreiteter gewesen, denn im Schwarzenbeker und Brunstorfer Schutzbezirk giebt es zwei Forstorte des Namens Hülshorst.

In der hannoverschen und dänischen Zeit ist verhältnißmäßig wenig Holz im Sachsenwalde geschlagen worden. Die alt-konservative Forstwirtschaft suchte den herrlichen Hochwald möglichst zu schonen, und viele Stämme standen auf Schaden. Als aber Fürst Bismarck den Sachsenwald erhielt, griff die rationell-kaufmännische Bewirtschaftung Platz, welche aus dem Walde dauernd die größtmöglichsten Erträge zu gewinnen bestrebt ist. Es werden zwar alte, starke und interessante Bäume auch gegenwärtig pietätvoll geschont, alle übrigen aber ver-

fallen, wenn sie das zum Abtrieb festgesetzte Alter erreicht haben oder anfangen auf Schaden zu stehen, rücksichtslos dem Beile. Da ferner der Boden jahrhundertelang Buchen getragen hat und an manchen Stellen, wie der Forstmann sagt, buchenmüde geworden ist, so sind solche Waldstrecken durch Kahlhiebe niedergelegt und mit Nadelholz aufgeforstet worden.

Sehr wichtig für die Verwertung des Holzes ist der Umstand, daß die Berlin-Hamburger Bahn, dem Lauf der Au folgend, mitten durch den Sachsenwald geht. Ein flüchtiger Blick zeigt dem Reisenden die ausgedehnten Holzniederlagen in Schwarzenbek und Friedrichsruh. Zwei andere Holzhuden, durch Schienenstränge mit der Hauptbahn verbunden, liegen im Brunstorfer und Schwarzenbeker Revier. Eine große Sägerei in Friedrichsruh zerschneidet das Holz zu Pflasterklötzen, Grubenhölzern, Faßdauben, Holzparquet, Mauerklötzen, Kisten- und Kastenbrettern, Bohlen und Balken. Die Pflasterklötze werden imprägniert und in großen Städten zwischen die Geleise der Pferdebahnen gelegt, weil solcher Holzboden die Hufe der Pferde weniger angreift als Steinpflaster und ein ziemlich geräuschloses Fahren ermöglicht. Anfänglich wurden die Buchenklötze viel begehrt, und eine Sendung ist sogar nach Rom gegangen; aber später hat sich die Nachfrage sehr ermäßigt, denn die Holzpflasterung wird infolge ihrer Vergänglichkeit sehr teuer. Die Grubenhölzer, vierkantig und von verschiedenen Dimensionen, gehen nach deutschen, englischen und schottischen Bergwerken. — Der Sturm vom 12. Februar 1894 hat auch im Sachsenwalde viel Unheil angerichtet, denn ungefähr 40000 Hochstämme sind daselbst gestürzt worden. Da man aber bald mit der Aufräumung und Verarbeitung der Bäume beginnen konnte, so ist der Schaden doch nicht so groß gewesen, wie in manchen anderen Forsten, wo die Stämme, dem Borkenkäfer und der Verwitterung ausgesetzt, lange im Walde liegen bleiben mußten.

An jagdbaren Tieren birgt der Sachsenwald Edelhirsche, Wildschweine, Rehe, Hasen, Dachse, Rebhühner, Wildenten, Schnepfen und Krammetsvögel. An Raubzeug sind vorhanden Füchse, Marder, Iltisse, Fischottern, Habichte, Wanderfalken, Sperber und Raben. Zeitweilig ist an der Bille auch der Nörz oder die Sumpfotter beobachtet worden. Da das Edelwild nur durch einen derben, hohen Lattenzaun oder durch Stacheldraht von den Äckern abgehalten werden kann, so richtet es noch jetzt in den Korn- und Kartoffelfeldern großen Schaden an. Das Schwarzwild wurde am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgerottet. Als sich aber Kronprinz Friedrich von Dänemark (später König Friedrich VII.) mit einer mecklenburgischen Prinzessin vermählte, erhielt er unter anderen Hochzeitsgaben aus Mecklenburg auch einige lebende Wildschweine. Diese sind der Stamm geworden für den im Jahre 1846 im Brunstorfer Revier angelegten Saupark. Derselbe ist mehrmals erweitert worden und sehenswert; er hat eine Größe von 450 ha und enthält 100 bis 150 Wildschweine. Der Park wird oft von Touristen betreten; denn das Schwarzwild ist für gewöhnlich ungefährlich, es ist scheu und weicht dem Menschen schon von weitem aus. Nur der angeschossene Keiler oder eine Bache,

welche für ihre ganz junge Nachkommenschaft einen Angriff befürchtet, gehen wütend auf ihn los.

Der Sachsenwald enthält viele Hünengräber. Teils sind es sogenannte Riesenbetten, oberirdische Steinsetzungen, die in vorgeschichtlicher Zeit als Gerichts- und Opferstätten dienten, teils Kegelgräber, teils sogenannte Wendenkirchhöfe, in denen die Urnen nahe beieinander dicht unter der Oberfläche stehen ohne Steinbedeckung und Hügel. Sehenswert sind die beiden Riesenbetten bei Dassendorf. Das eine ist noch wohl erhalten; vom andern aber ist nicht mehr viel vorhanden, da leider viele Steine dieser großartigen Setzung beim Bau der Berlin-Hamburger Chaussee als ausgiebiges Material Verwendung gefunden haben.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist der Sachsenwald ein beliebter Ausflugsort für die Hamburger. Vor dem Bau der Berlin-Hamburger Eisenbahn war allerdings der Verkehr in Friedrichsruh gering, da man teures Fuhrwerk nehmen mußte, um dorthin zu kommen; seitdem aber Friedrichsruh Bahnstation geworden ist, treffen die Hamburger im Sommer an Sonn- und Feiertagen oft scharenweise ein, um das Getöse und den Staub der Großstadt mit der Stille und der reinen Luft des Sachsenwaldes zu vertauschen. Von Friedrichsruh führen schattige, stille Wege in den Wald, und das anmutige Thal der Au ladet Naturschwärmer zu träumerischer Ruhe ein, wenn der Wind in den hohen Kronen der alten Eichen und Buchen säuselt und die Wellen des Baches plätschernd über den Kiesgrund hinwegeilen.

Aus einem alten Bauern-Kalender.

Mitgeteilt von Dr. **Chr. Greve** in Schleswig.

In meinem Besitze befindet sich ein altes aus dem Jahre 1706 stammendes, in Schweinsleder gebundenes Buch, in das mit teils schwer zu entziffernder Handschrift eine Menge von Vorschriften und Rezepten gegen allerlei Leiden des Körpers eingetragen sind. Dasselbe enthält auch folgende interessante Bauernregeln:*)

Was in allen monathen des jahrs zu verrichten.

Jauuarius.

Auf den frost soll man alles holtz hauen und einführen, so man das gantze jahr haben muß; ist die ledigste zeit darzu. Gib den hünern gerost brodt, erbsen, habern, so legen sie wohl. Itzt haaren die pferde ab, darum muß man sie wohl warten und futtern. Das rindvieh muß man für weyhnachten besser füttern als hernach. Nun und im folgenden monath muß man das getreyde abdreschen, sonst thun die mäuse drein großen schaden. Auch muß man allerley höltzern zeug in der haushaltung machen. Haue alle

*) Wo es für den Sinn nötig war, ist die Interpunktion verbessert; außerdem sind alle Worte klein geschrieben, wie meistens auch im Original. Das Übrige blieb unverändert.

verdorrte äste von den bäumen und lege mist umb den baum doch das er nicht an den baum komme. Die immen setze von einer stedte auf die andere, mache aber die fluglöcher zu wenn es schneyt sonsten sterben sie im schnee.

Februarius.

Nun muß man sich sonderlich warm halten, mäßig leben, gesunde speise essen, holtz hauen, mist führen. Nach Fab. Sebast. ritze den jungen bäumen mit einem messer den stamm lang hinunter 3 à 4 mal, so wachsen sie fein dicker und stark. Die tag für (= vor) fasten abend oder Matth. tag oder abend säe kohlsorten, wenn es auch außen schnee und frost wäre, schadet nichts werden die besten pflantzen.

Martius.

Nun mache maltz, braue martzbier, wehrmuthbier. Speise die immen, setze mit den stöcken das flugloch nach der sonnen. Mache hopfen und elhornsprößlein sallat. Item die stengel von den großen kletten; schäle die äußerste borke ab vom inwendigen, genieß es als salat; ist für podagra und sonsten gut. Fange fogel in dohnen, schieß wilde gänße und endten; 3 Tage ante plenitum: pfropfe bäume, versetze stämme, beschabe und saubere die bäume; grabe bened=wurtzel die giebt bier und wein einen lieblichen schmack und geruch. Setze merrettig; las viel besen binden, das du den sommer genug hast, den solche dauern lange. Umbgrabe die bäume, gieß wasser in die grube, halt die wurtzel feucht bis sie ausblühen so schadet ihnen kein reif oder frost. Im vollen mond brich die pfropfreyser setze sie im keller in die erde bis schier im folgenden neumond. Wie viel tage man für (= vor) den neuen mond pfropfet, in so viel jahren trägt ein baum. Samle birkenwasser im zunehmenden neuen mond (9. April); bohre ein loch in der birken, stecke ein rohrlein drein, bewinde es mit heede, setz ein glas unter, doch das keine luft kann dazu kommen; es hält sich lange und kan (man) es als bier gähren lassen. Es treibet den stein, reiniget die lunge, leber und milz, löschet den kalten brandt, behütet für alle krankheiten. Sich damit gewaschen nimmt hinweg alle flecken. Verlege den hopfen, lege den schweinen Angeli=kraut und wurtzel in drank so stirbt das gantze jahr kein schwein. Säe im garten kohlsorten, zippeln, petersilie, kressen, latuckrübewurtzel, erbsen, bohnen. Laß die wiesen reinigen und eben machen. Die jungen bäume mus man umb den stamm mit mistlake begießen. Item blut vom viehe um die wurtzel gossen, dünget sie fein und giebt schön obst.

Majus.

Fange fisch mit angeln und regenwürmern. Dito fänget man an die kühe bey das rind zu lassen, so haben sie zu rechter zeit auf lichtmeß kälber. Itz fängt der ahl an zu gehen und wird häufig gefangen sonderlich wenn es donnert. Itz werden die schweine gerne krank so muß man ihnen christwurtz in drank legen. So muß man auch dem rindvich jtz und jährlich 3 mal meisterwurtz mit saltz ein geben. Auf himmelfahrt abend säe gele wurtzel=

samen, die wehren am längsten und werden nicht wurmstichicht. Der saamen muß fest in einen beutel gethan und zwischen die betten worauf man schläft, geleget werden damit er auskeime (?); säe ihn den in gantz tief ausgegraben erde. Wenn die kirschen blühen setz kürbis und augurken; den saamen weich ein nacht und tag in milch, setze die spitzen unten; grabe ein beth an das stacket 3 ell tief und breit, lege kurtzen mist drein und die ausgegrabene erde darüber, setze die kürbiskerne drein; binde die ranken in die höhe.

Junius.

Auf pfingsten fangen die immen an auszuschwermen bis auf Margreth: Nun muß man auch die jungen eulen ausnehmen da man vögel mit fängt. Auch von den bösen kröten auf stöcken spießen und in der sonne dürren, so den gift ausziehen, wen man sie in ein tuch drauf bindet. Itz begeben sich die raupen, spinnen und ander ungeziefer von den bäumen aufs graß, darumb halt die schweine und kälber zu hause, oder gib ihnen frühe ein stück butter-brodt, vel. lege ihnen in drank grauen ♃ angel hirsewurm in ein thuch gebunden. Item auf St. Johanni abend drücke und wältze das zippelkraut nieder, so wachsen sie nicht mehr ins kraut. Knöpfe und binde nunmehr auch den knoblauch oben zusammen. Auf Laurent: nimm ihn aus der erden; brüh nun die wallnüsse so du einmachen wilt ab. Nach dem monden-schein und im anfang des mondenscheins nim 3. 5. 7 od. 9 mittelmäßiger größe karpen, die fein bäuchicht sein; die . . . . . . rögener setze in einen teich dar täglich das vieh zur dränke aus und eingehet und worein der mist zu lauft, doch muß solcher teich nicht zu flach sondern so tief sein, das er nicht zu grunde fröre; er muß auch über β oder aufs höchste ein morgen landes [nicht] begreifen; drein sind sie wohl zu ziehen. Wilt du sie versetzen, so setze sie erst in einen eymer mit schaafmist, das sie sich wohl dicke saugen, und wenn sie leichen, schmiere sie mit honig; dieses geschieht zwischen Ostern und Jakobi; in solcher zeit leichen alle fisch, drum soll man sie nicht häufig fangen. NB. du must einen rögener mehr als milchener nehmen.

Julius.

In den hundstagen, wenn es heiß wetter ist und die pferde im stall, muß man sie oft tränken; werden sie selten gedränkt, fangen sie sich; zu abends reite sie tief ins wasser wenn sie erst was abgekühlet sein. Das neue heu und rocken ist den pferden ein gift, schläget ihnen in die beine und gehet dünne durch den leib und siehet man das neue korn gantz im koth. Wenn sie jungweitzen aufm felde fressen, ist der pferde gewisser todt. Wenn junge farken jungen flachs essen sterben sie unfehlbar. Auf Jacobi säe rübensaat; in abnehm-mond, wenn man sie äget, muß einer hinter her gehen und die egde oft aufheben sonst eget man die saat zusammen. Wie das wetter auf Bartholome tag ist, so pfleget es den ganzen herbst über zu sein. Wenn es auf Johan und unser lieben frauen tag regnet so regnet es 40 tage hernach.

Weiter ist der Verfasser in seinen Aufzeichnungen nicht gekommen.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. Friedrich Dahl in Kiel.

IV. 6. Grallae. Watvögel.

(Fortsetzung.)

11. Die Arten der Gattung Phalaropus:

Schnabel in der Endhälfte nicht 2 mm breit; anliegender Flügel unter 12 cm lang; die mittleren Schwanzfedern sind nicht 1 cm länger als die seitlichen. N. 205, 1—4. Kommt aus dem hohen Norden selten im Winter an unsere Küsten . . . . Schmalschnäbliger Wassertreter, P. (Lobipes) lobatus (L.) (cinereus, hyperboreus, angustirostris).

Schnabel in der Endhälfte 4 mm breit; Flügel über 13 cm lang; die mittleren Schwanzfedern fast 2 cm länger als die seitlichen. N. 206, 1—4. Vorkommen wie bei der vorigen Art. . . . Breitschnäbliger Wassertreter, P. fulicarius (L.) (rufescens, platyrhynchus, rufus).

12. Der Säbler oder die **Avosette, Recurvirostra avocetta** L., N. 204, 1—2, ist an den Meeren im Sommer nicht selten und zieht von Oktober bis April in die Mittelmeerländer. Er brütet vom Mai bis zum Juni auf Rasenflächen nahe der Meeresküste. Das Nest ist eine Bodenvertiefung mit einzelnen Halmen. Es enthält 3 etwa 46—49 mm lange, licht ockergelbe, nicht sehr dicht schwarz und grau gefleckte Eier.

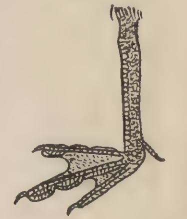


Fig. 83. Fuß vom Wassertreter.

13. Der Strandreuter, Himantopus (Hypsibates) himantopus (L.) (rufipes, candidus), N. 203, 1—3, wurde zweimal auf Helgoland, einmal bei Hamburg und einmal in Mecklenburg beobachtet.



Fig. 84. Schnabel vom Säbler.

14. Der **Austernfischer, Haematopus ostralegus** L., N. 181, 1—3, ist an den Küsten, besonders im Herbst, sehr häufig und zieht von Oktober bis März in die Mittelmeerländer; nur einzelne Tiere bleiben an der Nordsee auch im Winter. Er nistet zahlreich auf den Außendeichen und Halligen der Nordsee, selten an der Ostsee. Das Nest findet man im Mai und Juni auf Wiesen von Meerstrandspflanzen. Es ist eine mit Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Die (2—) 3 Eier sind 48—57 mm lang, hell ockergelb mit schwarzen und grauen Flecken. Der Austernfischer frißt keine Austern, sondern Würmer, Krebse und Insekten.



Fig. 85. Schnabel vom Steinwälzer.

15. Der **Steinwälzer, Strepsilas interpres** (L.) (collaris), N. 180, 1—3, ist an den Küsten während der Zugzeit nicht selten und brütet einzeln auf den Inseln der Nordsee, sehr selten an der Ostsee (Bootsand). Er zieht vom September bis zum April in die Mittelmeerländer. Das Nest findet

sich im Sande oder Kies zwischen angespültem Tang, selten unter Pflanzen versteckt. Es ist eine Bodenvertiefung mit einzelnen dürren Halmen. Die 3—4 Eier sind etwa 42 mm lang, licht olivenbräunlich, mit dichten, verwaschenen, grauen und olivenbraunen Flecken.

16. Die Arten der Gattung **Charadrius:**

- Die Schwanzfedern braunschwarz, mit 5—9 hellen Querbinden; Rücken schwärzlich, weiß und gelblich gefleckt, die hellen Federränder dunkel unterbrochen: **Charadrius.**
  - Die kleinen Federn an der unteren, dem Körper anliegenden Seite der Flügel zum großen Teile rein weiß, die längsten unter ihnen grau. N. 173, 1 u. 2 . . . . . . **Goldregenpfeifer, C. pluvialis** L.
  - Untere Flügeldeckfedern grau, nur die längsten mit weißlichem Spitzenrand.
    - Schwanzfedern mit 7—8, vorherrschend grauen Querbinden; anliegender Flügel über 17 cm lang. Amerika, einmal auf Helgoland . . . . C. virginicus Borkhausen.
    - Schwanzfedern mit 5—6, vorherrschend weißen Binden; Flügel unter 17 cm lang. Nordasien, dreimal auf Helgoland . . . . C. fulvus Gm. (longipes).
- Die Schwanzfedern ohne oder mit einer Querbinde; die Oberseite des Körpers graubraun, meist mit gelblichen oder weißlichen, nicht unterbrochenen Federrändern.
  - Anliegender Flügel über 14 cm lang; die äußerste Schwanzfeder nur am Ende und Außenrande weiß: **Eudromias.**
    - Von der 6. Schwinge ab befindet sich auf der Außenfahne ein weißer, von der Mitte bis zum Grunde reichender Fleck. N. 386, 1 u. 2. Mittelasien, einmal auf Helgoland . . . . C. asiaticus Pall. (caspius).
    - Schwingen alle mit weißem Fleck auf der Außenfahne. N. 174, 1—3 . . . . **Mornellregenpfeifer, C. morinellus** L.
  - Flügel unter 14 cm lang; die äußerste Schwanzfeder entweder ganz weiß oder nur mit dunklem Mittelfleck auf der Innenfahne: **Aegialites.**
    - Jederseits zwei ganz weiße Schwanzfedern; beim ausgefärbten Tier die Füße schwarz und die dunkle Halsbinde vorn breit unterbrochen; der Schaft der 1. Schwinge fast ganz weiß; ein weißer Mittelfleck auf der Außenfahne der 6. und 7. Schwinge geht bis zum Rande. N. 176, 1 u. 2 . . . . . **Meerregenpfeifer, C. alexandrinus** L.
    - Im Schwanz höchstens eine Feder jederseits ganz weiß; beim ausgefärbten Tier die Füße rot und die schwarze Halsbinde nicht unterbrochen.
      - Die äußerste Schwanzfeder ganz weiß; der Schaft der 1. wie der folgenden Schwingen halb weiß, halb dunkel; ein Fleck auf der Außenfahne der 5. und 6. Schwinge weiß; beim ausgefärbten Tier der Schnabel in der Wurzelhälfte rot, am Ende schwarz. N. 175, 1 u. 2. **Sandregenpfeifer, C. hiaticula** L.
      - Die äußerste Schwanzfeder auf der Mitte der Innenfahne mit schwarzem Fleck; der Schaft der 1. Schwinge fast ganz weiß, der der folgenden und alle Außenfahnen ganz dunkel; der Schnabel mit Ausnahme der Wurzel des Unterkiefers ganz schwarz. N. 177, 1—3 . . . . **Flußregenpfeifer, C. curonicus** Besecke.

Der **Goldregenpfeifer, C. pluvialis** L. (auratus) brütet im Norden Europas, bei uns namentlich auf den dürren Heiden und Mooren Schleswigs. Er zieht von November bis März bis in die Mittelmeerländer und ist auf dem Herbstzuge im Westen der Provinz häufig. Das Nest ist eine kleine Bodenvertiefung

zwischen Heidekraut oder dürrem Grase, bisweilen mit einigen Halmen ausgelegt. Die (3—) 4 Eier, welche man im Mai, mit den Spitzen zusammenliegend, darin findet, sind etwa 49—51 mm lang, ockerbräunlich, schwarz gefleckt, namentlich am dicken Ende.

Der **Morinellregenpfeifer, C.** (Eudromias) **morinellus** L. ist auf dem Zuge, besonders im Mai und September, auf den trockenen Heiden des Mittelrückens häufig, brütet dagegen selten. Das Nest findet man, von Mai bis Juni, an dürren Stellen mit wenig Gras und einzelnen Steinen. Es ist eine mit Flechten ausgelegte Bodenvertiefung. Die 3 (—4) Eier sind etwa 40 mm lang, olivenbräunlich, dunkelolivenbraun gefleckt.

Der **Meerregenpfeifer, C.** (Aegialites) **alexandrinus** L. (cantianus, albifrons) ist auf dem Zuge, im April, August und September, an den Küsten häufig, besonders aber an der Nordsee, wo er von Mai bis Juni auf den Außendeichen und Halligen häufig brütet. Im Winter zieht er bis Mittelafrika. Das Nest ist eine mit wenigen, dürren Pflanzenteilen ausgelegte Bodenvertiefung im Sande. Die (3—) 4 Eier sind etwa 29—32 mm lang, bleichockergelblich bis olivengrünlich, mit schwarzen und grauen Flecken.

Der **Sandregenpfeifer, C.** (A.) **hiaticola** (L.) ist, ebenso wie der vorhergehende, auf dem Zuge häufig, besonders im Herbst an der Ostsee. Im Winter zieht er bis Mittelafrika. Er brütet von Mai bis Juni an beiden Meeren. Das Nest ist eine einfache Vertiefung im Sande, höchstens mit etwas trockenem Tang ausgelegt. Die Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich, aber etwa 32—34 mm lang.

Der **Flußregenpfeifer, C.** (A.) **curonicus** Besecke (minor, fluviatilis) kommt von April bis September einzeln an den sandigen Ufern der Binnengewässer vor und brütet von Mai bis Juni im Osten der Provinz. Das Nest ist eine Vertiefung im Sande und Kies, ohne Unterlage. Die (3—) 4 Eier gleichen denen der vorhergehenden Art, sind aber kleiner.

Nach der Lebensweise kann man die einheimischen Regenpfeifer folgendermaßen einteilen:

- Es leben zur Brutzeit auf dürrem, mit kurzem Heidekraut ꝛc. bewachsenem Gelände, auf dem Zuge auch an Meeresküsten und auf Brachäckern:
  - Es brütet auf dürren Heiden Schleswigs ziemlich häufig . . . . **C. pluvialis** L.
  - Es brütet auf kahlen Gebirgsrücken, selten auf unsern Heiden . . . . **C. morinellus** L.
- Es leben an den Ufern des Meeres, der Seen oder der Flüsse:
  - Es lebt an den Ufern der Seen und Flüsse, besonders an sandigen Flußufern, fast nie am Meeresstrande . . . . **C. curonicus** Besecke.
  - Es leben am Meeresstrande oder doch ausschließlich in der Nähe des Meeres:
    - Es brütet besonders auf Sandstreifen, welche mit kurzrasigem Gelände abwechseln und mit Muschelschalen übersäet sind, vorzugsweise an der Nordsee auf den Halligen . . . . **C. alexandrinus** L.
    - Es brütet auf breiten, kahlen Sandufern, auch an Binnenseen in der Nähe der Küste . . . . **C. hiaticula** L.

17. Der **Kiebitz, Vanellus vanellus** (L.) (cristatus), N. 179, 1—2, ist auf sumpfigen und moorigen Wiesen überall häufig und geht auch auf die benachbarten nassen Äcker. Er zieht von November bis Februar in die Mittel-

meerländer und brütet von April bis Mai. Die Stimme der Tiere und der rauschende Gaukelflug des Männchens sind bekannt. Das Nest befindet sich auf kurz bewachsenen Rasenflächen, oft auch auf vollkommen nacktem Boden und ist eine mit dürren Halmen ausgelegte Bodenvertiefung. Die 4 Eier liegen, wohl zur möglichsten Ausnutzung eines kleinen Raumes, mit den spitzen Enden einander zugeneigt. Sie sind 40—47 mm lang, lichtockerbräunlich bis olivengrünlich, mit dichten schwarzen und einzelnen grauen Flecken versehen. Sie sind sehr wohlschmeckend, und da das Weibchen drei- bis viermal von neuem legt, wenn ihm die Eier genommen werden, schließlich allerdings nur 3 oder 2, so kann es ohne Schaden erlaubt werden, diesem nützlichen Vogel die ersten Eier zu nehmen.

18. Der **Kiebitzregenpfeifer, Squatarola squatarola** (L.) (helvetica, melanogastra), N. 178, 1—2, ist an den Küsten, auf dem Zuge häufig, namentlich an der Nordsee. Der Frühlingszug findet im April und Mai, der Herbstzug im August bis Oktober statt. Im Winter dringt er sogar bis Australien nach Süden vor.



Fig. 86. Schnabel vom Kiebitzregenpfeifer.

19. Der **Triel** oder **Dickfuß, Oedicnemus oedicnemus** (L.) (crepitans), N. 172, 1—2, ist in unserer Provinz selten, brütet jedoch im südlichen Holstein (Itzehoe, Neumünster). Er zieht vom Oktober bis zum März fort. Er ist fast nur Nachttier und lebt in unfruchtbaren Sandebenen. Das Nest ist eine einfache Bodenvertiefung, ohne Halme an sandiger, sehr spärlich bewachsener Stelle. Die 2—3 Eier liegen ganz frei und sind allein durch ihre Farbe geschützt. Sie haben die Größe kleiner Hühnereier, sind trübolivengelb, mit aschgrauen und dunkelolivenbraunen Flecken und Strichen versehen.

20. Der Rennvogel, Cursorius gallicus (Gm.) (europaeus, isabellinus), N. 171, 1 u. 2, ist in den Wüsten Afrikas und Südasiens zu Hause und wurde einmal auf Helgoland und in Mecklenburg geschossen.

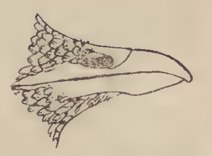
21. Die Brachschwalbe oder der Giarol, Glareola pratincola (L.) (torquata), N. 234, 1—3, ist in den Steppen des Südostens zu Hause, wo sie bald am Wasser, bald auf dürrem Gelände angetroffen wird. Sie wurde bei Hamburg beobachtet (Boeckmann).

22. Die Arten der Gattung **Otis**:

- Schwingen von der 5. an weiß mit schwarzen Flecken, namentlich vor dem Ende; die nackte Schnabelfirste höchstens $2^1/_2$ cm lang. N. 169. Portugal bis Indien; wiederholt in der Provinz beobachtet . . . . Zwergtrappe, O. tetrax L.
- Mittelschwingen dunkelbraun, nach der Wurzel hin allmählich heller werdend; Schnabel 3—4 cm lang.
  - Kopf und Hals einfarbig, bläulichgrau, ohne vorstehende Federn. N. 167 u. 168 . . . . Große Trappe, O. tarda L.
  - Kopf und Hals gelblich, fein schwarz gefleckt; Kopf mit Schopf; Hals hinten mit weit vorstehendem Federkragen. N. 170. Afrika, einmal bei Flensburg geschossen . . . . Kragentrappe, O. (Chlamydotis) houbara Gm.

Die große Trappe, O. tarda L. wurde an verschiedenen Orten der Provinz beobachtet und hat einmal bei Ricklingen gebrütet. Die Tiere sind

außerordentlich scheu und meiden in gleicher Weise Wälder und Bäume wie sumpfiges Gelände. Man findet das Nest, im Mai und Juni, auf ausgedehnten Ebenen, fern vom menschlichen Verkehr. Es ist eine Bodenvertiefung im jungen Getreide, bisweilen mit einigen Halmen ausgelegt. Die 2 (—3) Eier sind etwa 7,5 cm lang, sehr fest, grünlichgrau mit hellen und dunklen, verwaschenen, olivenbraunen Flecken versehen.


Fig. 87. Schnabel der Zwergtrappe.

23. Die **Wasserralle, Rallus aquaticus** L., N. 235, 1 u. 2, kommt im Gebiete zerstreut vor, zwischen Binsen und Seggen am Wasser und ist in erster Linie Nachtvogel. Ihre Hauptnahrung außer Insekten und Sämereien sind kleine Schnecken. Nur wenige bleiben an offenen Quellen im Winter bei uns. Das Nest findet man, von Mai bis Juni, über Wasser oder Morast. Es ist ein loses Geflecht von Halmen, Binsen rc. und enthält 6—10 (—16) bleichrotgelbliche, rotgrau und rotbraun, zerstreut gefleckte Eier.

24. Der **Wachtelkönig** oder der **Wiesenknarrer, Crex crex** (L.) (pratensis), N. 236, 1—3, ist auf den grasreichen Wiesen des Ostens und des Mittelrückens nicht selten, im Westen seltener, und zieht von Oktober bis April bis nach Mittelafrika. Zur Brutzeit, abends wird man den ganz eigentümlichen, zweisilbigen, knarrenden Ruf des Männchens kaum überhören. Man findet das Nest im Juni und Juli im üppigen Gras der Wiesen, die mit Getreidefeldern wechseln. Es ist eine Bodenvertiefung, mit Halmen, Wurzeln und Moos ausgelegt. Die (5—) 7—9 (—12) Eier sind etwa 35 mm lang, lichtrötlich, mit rotgrauen und rotbraunen Flecken.

25. Die Arten der Gattung **Ortygometra** (Porzana):

- Die Federn, welche den Schwanzfedern von unten anliegen, rostweißlich, ungebändert und ungefleckt; anliegender Flügel über 12 cm lang. N. 237 . . . . **Punktiertes Sumpfhuhn, O. porzana** (L.)
- Untere Schwanzdeckfedern schwarz und weißlich gebändert oder gefleckt; Flügel unter 12 cm lang.
  - Rücken mit einzelnen, weißlichen Flecken; Flügel über 9,5 cm lang; Beine beim ausgefärbten Tier grün. N. 238 . . . . **Kleines Sumpfhuhn, O. pusilla** (Pall.)
  - Rücken dicht und fein punktiert; Flügel unter 9,5 cm lang; Beine beim ausgefärbten Tier rötlich. N. 239. Südeuropa bis Japan, einmal auf Helgoland. . Zwerg-Sumpfhuhn, O. intermedia (Hermann) (bailloni, pygmaea).

Das **punktierte Sumpfhuhn, O. porzana** (L.) (marmorata, maruetta) ist in der Provinz in Sümpfen, die später oft austrocknen und kein Schilf enthalten, nicht selten. Am häufigsten trifft man es auf dem Herbstzuge. Es brütet im Juni besonders in den Marschgegenden und zieht von Oktober bis April in die Mittelmeerländer. Es geht besonders während der Dunkelheit auf Nahrung aus. Das Nest findet sich immer über dem Wasser oder über morastigem Boden, zwischen Seggen rc. Es ist ein loses Geflecht von Schilfblättern rc. Die umgebenden Halme sind zu einem Dach geknickt und herabgezogen. Die 9—12 (—18) Eier sind etwa 30 mm lang, graurötlich mit bläulichgrauen und olivenbräunlichen Flecken und Spritzen.

Das kleine Sumpfhuhn, O. pusilla (Pall.) (minuta) ist eine mehr südliche Form, welche in Holstein ihre nördliche Verbreitungsgrenze findet und hier schon recht selten ist, während die vorhergehende bis Mittelschweden vordringt. Sie meidet nicht so vollkommen schilfbewachsene Teiche wie jene Art und geht etwas mehr auch während des Tages ihrer Nahrung nach. Das Nest und die Eier sind denen der vorhergehenden Art ähnlich, aber weit kleiner.

26. Das Sultanshuhn oder Purpurhuhn, Porphyrio coeruleus Vandelli (antiquorum, hyacinthinus, veterum) ist in den Mittelmeerländern heimisch und wurde einmal im November 1862 bei Segeberg tot im Schnee gefunden.

27. Das **Teichhuhn, Gallinula chloropus** (L.), N. 240, 1—3, ist ziemlich selten, am zahlreichsten noch an den schilfbewachsenen, nicht austrocknenden Teichen Ostholsteins. Es zieht von Oktober bis April fort und nistet von Juni bis Juli. Das Nest steht entweder in einem Seggenbüschel, über dem Wasser oder es schwimmt zwischen Seggen und Rohr auf demselben. Es ist aus Schilfblättern und Seggenhalmen gut geflochten und enthält (5—) 9—10 (—12) rötliche, rötlichgrau bis rotbraun gefleckte, 39—41 mm lange Eier.

28. Das **Wasser-** oder **Bläßhuhn**, auch **Sappe** genannt, **Fulica atra** L. ist fast überall auf schilfumwachsenen Seen häufig. Von November bis März ziehen fast alle in die Mittelmeerländer, nur einzelne bleiben auf dem Meer zurück. Es brütet von Mai bis Juni im Schilf. Das Nest steht entweder auf den Schilfstoppeln oder schwimmt auf einem Häufchen Pflanzen, zwischen Schilf. Es ist ziemlich gut geflochten aus Rohr und Binsen und enthält 7—15 hellgraue, fein schwarz und blaugrau gefleckte und bespritzte Eier.

29. Die Arten der Gattung **Grus**:

- Die verlängerten Schulterschwingen (vgl. Fig. 54) gebogen und gekräuselt; nackte Schnabelfirste über 10 cm lang; Kopf hinter den Augen ohne Federbüschel. N. 231 . . . . **Gemeiner Kranich, G. grus** (L.)
- Die verlängerten Schulterschwingen zugespitzt, nicht gekräuselt; Schnabel bis 7 cm lang; Kopf hinter den Augen bei ausgefiederten Tieren mit weißem Federbüschel. N. 232. Mittelmeerländer, einmal auf Helgoland . . . . Jungfernkranich, G. (Anthropoides) virgo Vieill.

Der **gemeine Kranich, Grus grus** (L.) (cinerea) ist in Schleswig-Holstein selten, am häufigsten im Südosten. In Mecklenburg ist er sehr häufig, namentlich auf dem Zuge. Von November bis März zieht er in die Mittelmeerländer und brütet im April und Mai in größeren, unzugänglichen, buschreichen Sümpfen. Das Nest steht auf einem trockenen Pflanzenbüschel, möglichst versteckt. Es ist flach, besteht aus Reisern und Halmen und enthält 2 Eier, welche lang gestreckt, etwa 9 cm lang, grünlichgrau mit dunkler grauen und olivenbraunen Flecken versehen sind. Der brütende Vogel fliegt erst auf, nachdem er sich zu Fuß etwa 100 Schritt vom Nest entfernt hat, um dieses nicht zu verraten. Die Jungen verlassen in wenigen Tagen das Nest; sie brüten erst im 2. Jahre. Auf dem Zuge fliegen die Kraniche zu 10—60 in ungleichschenkligen, spitzen Winkeln. Die Luftröhre ist schleifenartig in eine Kapsel des Brustbeinkiels hineingebogen und bewirkt dadurch eine trompetenartige Verstärkung der Stimme.

30. Die Arten der Gattung Ardea:

- Die Schwingen und Schwanzfedern rein weiß.
  - Gefieder ganz weiß; der Lauf (von der Mitte des Gelenkknopfes bis zur Oberfläche der Zehenwurzel gemessen) länger als die Mittelzehe mit Kralle; anliegender Flügel über 27 cm lang: (Herodius, Egretta).
    - Lauf etwa 10 cm, anliegender Flügel bis 30 cm, nackte Schnabelfirste bis 9 cm lang; Schnabel ohne gelb; Zehenrücken gelb. Südeuropa, selten in Mitteldeutschland. N. 223 . . . . **Seidenreiher, A. garzetta L.**
    - Lauf über 15 cm, Flügel über 45 cm, Schnabel über 12 cm lang; Schnabel an der Wurzel gelb; Zehen oben braun; N. 222. Südeuropa, einmal in Mecklenburg . . . . **Silberreiher, A. alba L. (egretta).**
  - Rücken dunkel gefärbt; der Lauf etwa 5 cm lang, kürzer als die Mittelzehe mit Kralle (diese 6 cm); Schnabelfirste bis 7 cm; Flügel unter 27 cm lang. N. 224. Südosteuropa, sehr selten bei uns beobachtet . . . . **Schopfreiher, A. (Buphus) comata Pall. (ralloides).**
- Die Schwingen und Schwanzfedern dunkel gefärbt.
  - Nackte Schnabelfirste unter 5,5 cm, anliegender Flügel unter 16 cm lang. N. 227 . . . . **Zwergreiher, A. (Ardeola) minuta L.**
  - Schnabel über 6,5 cm, Flügel über 24 cm lang.
    - Lauf (von der Mitte des Gelenkknopfes bis zur Oberseite der Zehenwurzel gemessen) weit länger als die Mittelzehe mit Kralle: (Ardea).
      - Anliegender Flügel über 40 cm lang; Gefieder ohne braune Farbe. N. 220 . . . . **Fischreiher, A. cinerea L.**
      - Flügel unter 40 cm lang; Gefieder mit ausgedehnter brauner Farbe. N. 221. Südeuropa, sehr selten bei uns beobachtet . . . . . **Purpurreiher, A. purpurea L.**
    - Lauf kürzer als die Mittelzehe mit Kralle.
      - Schwingen einfarbig dunkelgrau; Mittelzehe mit Kralle unter 9 cm lang. N. 225. Südeuropa, sehr selten bei uns beobachtet . . **Nachtreiher, A. (Nycticorax) nycticorax L. (griseus, europaeus).**
      - Schwingen rostbraun und schwarz quergebändert; Mittelzehe mit Kralle über 10 cm lang. N. 226 . . . . **Rohrdommel, A. (Botaurus) stellaris L.**

Der **Fischreiher, A. cinerea** L. findet sich überall an fischreichen, schilffreien Gewässern und zieht von Oktober bis März einzeln bis Mittelafrika, nur an der Nordsee überwintern einige. Er frißt Fische bis zu 20 cm Länge und verschluckt sie ganz, auch die stacheligen Barsche und Stichlinge. Er brütet im April und Mai kolonienweise in zerstreuten Wäldern der Provinz, meist nicht weit vom Wasser. Die Nester stehen in den Wipfeln von Laub- oder Nadelholzbäumen, gewöhnlich zu 12—100 zusammen. Das Nest ist fast 1 m breit, flach, kunstlos aus Reisern, Halmen mit Haaren und Federn gebaut. Die 3—4 Eier sind hellblaugrün, 55—61 mm lang.

Die Zwergrohrdommel, A. (Ardeola, Ardetta) minuta L. ist in Südeuropa zu Hause und verfliegt sich sehr selten zu uns. Boie fand früher einmal ein Nest an der Schwentine. Man findet dasselbe im Juni, gewöhnlich auf Rohrstoppeln. Es ist aus Schilf und Binsen gebaut und enthält 3—4 (—6) gerundete, reinweiße, etwa 35—37 mm lange Eier.

Die **große Rohrdommel, A.** (Botaurus) **stellaris** L. ist an einsamen, sumpfigen, schilfreichen Gewässern, namentlich der Marschgegenden von März

bis Oktober nicht selten. Nur vereinzelt bleibt einer im Winter bei uns. Wenn er bei Tage mit eingezogenem Halse, den Schnabel nach oben gerichtet, still im Wasser sitzt, gleicht er wegen seiner Farbe vollkommen einem Büschel trockenen Rohrs (Mimicry). Das Nest findet man im Mai und Juni, fast schwimmend, auf alten Schilfstoppeln oder auf einer Kufe. Es ist kunstlos aus Rohr hergestellt und enthält (3—) 4 (—5) Eier. Dieselben sind von der Größe gewöhnlicher Hühnereier, aber bleich grünlichblaugrau. Das Männchen bringt zur Fortpflanzungszeit einen außerordentlich starken Ton („üpromp") hervor, der mit einem kurz abgestoßenen Brüllen zu vergleichen ist und an stillen Abenden eine Meile weit gehört wird. Nach dem Volksglauben soll der Vogel dabei den Schnabel ins Wasser stecken.

Nach der Lebensweise sind unsere beiden heimischen Reiherarten folgendermaßen zu unterscheiden:

Es kommt an schilffreien Ufern mit klarem Wasser vor und nistet auf Bäumen . . . . **A. cinerea** L.
Es lebt im Schilf der Ufer sumpfiger Gewässer, namentlich in den Marschgegenden und nistet auch im Schilf . . . . **A. stellaris** L.

31. Die Arten der Gattung **Ciconia**:

Gefieder weiß, nur die Flügel schwarz. N. 228 . . **Gemeiner Storch, C. ciconia** (L.)
Gefieder mit Ausnahme der Unterseite schwarz oder schwärzlich. N. 229 . . . . **Schwarzer Storch, C. nigra** (L.)

Der **gemeine Klapperstorch, C. ciconia** (L.) (alba) ist in der Provinz sehr häufig, namentlich in den Marschgegenden. Er zieht von September bis März nach Mittelafrika und brütet von April bis Mai. Er nistet mit Vorliebe auf hohen Strohdachhäusern, wo ihm ein Wagenrad oder ein anderes, von Menschen hinaufgebrachtes Gestell zur Unterlage dient. Das Nest besteht aus Reisern mit Erde, ist flach, in der Mitte mit einigen Halmen, Federn 2c. als Unterlage der Eier. Die 3—5 Eier sind etwa 64—70 mm lang, rein weiß. Das Weibchen brütet allein und wird während der Zeit vom Männchen gefüttert. Das Schnabelklappern der Störche bei jedesmaliger Ankunft eines Gatten im Nest ist bekannt. Eier und Junge, die von einem Menschen berührt sind, werden von den Störchen aus dem Neste geworfen, und da immer einmal ein neugieriger Junge unbemerkt hinaufklettert, um ein Ei oder Junges näher anzusehen, hat sich beim Volk der Glaube verbreitet, der Storch zahle Miete, abwechselnd eine Feder, ein Ei oder ein Junges. Zahme und flugunfähige Störche werden von den übrigen angefeindet und oft getötet (Storchgericht).

Der **schwarze Storch, C. nigra** L. ist bei uns selten. Er zieht noch früher fort und kommt später zu uns zurück als der weiße Storch. Abgesehen von seiner Menschenscheu, gleicht er jenem in seinem ganzen Benehmen, klappert auch wie jener. Das Nest findet man im Mai und Juni in großen, einsamen Wäldern, die von Wiesengründen mit Bäumen umgeben sind. Es steht auf einem hohen Baum und ist dem der vorhergehenden Art ähnlich gebaut. Die 2—4 (5) Eier sind weiß, etwa 58—60 mm lang.

Nach der Lebensweise kann man die beiden Störche folgendermaßen unterscheiden:

Es liebt die Nähe des Menschen, nistet besonders auf Dächern und nährt sich in erster Linie von Feldfröschen . . . . **C. ciconia** (L.)
Es meidet den Menschen, nistet nur auf Bäumen, in großen, einsamen Wäldern und frißt am liebsten Fische . . . . **C. nigra** (L.)

32. Der Ibis oder Sichler, Ibis falcinellus (L.), N. 219, 1—3, ist in den Mittelmeerländern und in Asien zu Hause und wurde ganz vereinzelt bei uns beobachtet.

33. Der Löffelreiher oder Löffler, Platalea leucorodia L., N. 230, 1—4, gehört besonders dem Südosten Europas und Asien an und wurde ebenfalls vereinzelt bei uns beobachtet.

Die Entwickelung der mittelalterlichen Kirchenbaukunst,
erläutert durch Beispiele aus Kiel und Schleswig-Holstein.

Vortrag für den schleswig-holsteinischen Kunstverein gehalten in der Aula der Universität von Dr. **Adelbert Matthaei,** a. o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Kiel.

Vorbemerkung.

In Schleswig-Holstein ist, was die Baudenkmäler der Vergangenheit angeht, viel und mannigfach gesündigt worden. Man hat Kirchen ohne Not niedergerissen, andere arg verstümmelt oder durch sogenannte Restaurationen gerade ihrer wertvollen, charakteristischen Eigenschaften beraubt. Es wäre das nicht möglich gewesen, wenn in den beteiligten Kreisen der Bevölkerung ein lebhafterer Sinn, ein besseres Verständnis für die Bedeutung alter Baulichkeiten geherrscht hätte. Solche Fälle wie der Abbruch der Vizelinskirche in Neumünster wären nicht vorgekommen, wenn nur ein Mann Einspruch erhoben und die Beteiligten auf den historischen und kunsthistorischen Wert des Baues aufmerksam gemacht hätte. Wer sind nun diese Beteiligten? — Es sind mancherlei Leute. Unter ihnen werden in erster Linie die Geistlichen, dann auch namentlich auf dem Lande die Lehrer in Betracht kommen. Der Pastor hat, wenn im Gemeindekirchenvorstand von baulichen Veränderungen, Restaurationen, Ausschmückung, Neubau ꝛc. die Rede ist, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Kann er das ehrlicher Weise, wenn er keine Ahnung von den einschlägigen Fragen hat?! — Muß es ihm, dessen Berufsthätigkeit sich zu so wesentlichem Teile im Gotteshause vollzieht, nicht von höchstem Wert sein, etwas von der Entwickelungsgeschichte des Kirchengebäudes, der einzelnen Ausstattungsstücke, an und mit denen er amtiert, zu wissen? Aber damit ist es zur Zeit noch schlecht bestellt. — Es wird besser werden. Denn schon gehören an den Universitäten unsere jungen Theologen zu den eifrigsten Zuhörern kunsthistorischer Vorlesungen und Übungen, und es ist zu hoffen, daß wir bald eine Pastorengeneration haben werden, die auch für die formale Seite des kirchlichen Lebens

ein künstlerisches Verständnis mitbringt, wenigstens soweit, daß sie unterscheiden kann, was wertvoll und was wertlos ist, daß sie mit gutem Gewissen in den Fragen der Erhaltung und Restauration der einzelnen Dinge und des ganzen Gebäudes ein Wort in die Wagschale werfen kann. — Nächst den Geistlichen kommen die Lehrer in Betracht. Man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie kunsthistorische Vorlesungen gehört haben, wennschon auch da zu konstatieren ist, daß sie die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, wo sie sich ihnen bietet. Das wird aber selten der Fall sein. Um so bereitwilliger komme ich einer Aufforderung des Schriftleiters dieser Zeitschrift, die in Lehrerkreisen gehalten wird, nach, einen Vortrag, den ich vor 1½ Jahren in der Aula der Kieler Universität gehalten habe, hier abdrucken zu lassen. — Noch kann vielfach genützt werden, wenn auch die Lehrer sich eine elementare Kenntnis der kirchlichen Baukunst aneignen. Täglich nähert sich z. B. der bedeutsame Bau von Altenkrempe dem Ruin; jeden Tag kann eine ungeschickte Hand beauftragt werden, die wertvollen Gewölbemalereien von Büchen zu „renovieren."

Wenn wir auch jetzt einen Konservator der Kunstdenkmäler der Provinz haben, so kann er seine Augen doch nicht überall haben, und manches Unheil läßt sich verhüten, wenn der Lehrer von der Sache ein wenig versteht. — Ich drucke den Vortrag so ab, wie er gehalten wurde, und füge nur die Skizzen hinzu, die ich während des Sprechens an der Wandtafel entstehen ließ.

Hochverehrte Versammlung!

Als mir von seiten des Direktoriums des schleswig-holsteinischen Kunstvereins die Anregung zu teil wurde, einen kunsthistorischen Vortrag zu halten, glaubte ich dieser Aufforderung am besten dadurch zu entsprechen, daß ich ein Gebiet wählte, das von allen Künsten in der Gegenwart sich am allerwenigsten eines allgemeinen Verständnisses erfreut.

Es ist kein Zweifel, daß in unsern Tagen von allen Künsten die Musik und die mimische Kunst des Schauspieles im Interesse des Publikums obenanstehen. Wir brauchen nur einen Blick in die Tagespresse zu werfen und wir werden finden, daß die Rubrik „Kunst" vorzugsweise mit Berichten über Theater und Musik ausgefüllt ist. Unter den bildenden Künsten erfreut sich die Malerei der größten Teilnahme; dann kommt die Plastik und das Kunstgewerbe und wohl zu allerletzt erst die Architektur. Daran mag zum Teil der gegenwärtige Stand der Kunst selbst schuld tragen. Denn wenn auch auf dem Gebiete der Profanarchitektur in unsern Tagen manche neue Aufgabe in fesselnder Weise gelöst wird, der Wohnbau hie und da recht erfreuliche Keime zeigt, so herrscht doch auf dem Gebiete des Kirchenbaus bis in die allerjüngste Vergangenheit hinein ein vollständiger Eklektizismus, ja, man möchte mit A. Springer sagen: „ein anarchischer Zustand." Der eine baut gotisch, der andere romanisch, ein dritter greift zu den Formen des griechischen Tempels zurück, oder die Renaissance wird wieder hervorgeholt. Ein nachhaltig wirkender neuer Gedanke ist noch nicht gefunden.

Es scheint fast, als hätte unsere Zeit keine eigenen Stimmungen für den Kirchenbau, denen die Künstler Ausdruck zu geben hätten. „Ehemals“ — sagt Springer*) — „entstanden die Städte um eine kirchliche Anlage, ein Kloster, eine Episkopal- oder Metropolitankirche. Seinem Verhältnis zu Gott einen monumentalen, künstlerischen Ausdruck zu geben, war in erster Linie das Bedürfnis. Heute entsteht erst eine industrielle Anlage, die Schlote rauchen. Dann kommen die Arbeiterwohnungen, darauf die Paläste des Fabrikherrn, die Wohlfahrtseinrichtungen, und erst zuletzt entschließt man sich zu einem Kirchenbau, oft genug mehr aus einem gewissen Anstandsgefühl als aus einem inneren Bedürfnis.“

Und doch verdient die Baukunst, namentlich die kirchliche, unser Interesse nicht minder als die übrigen Künste. Wir selbst bestätigen das halb unbewußt. Wohl jeder von uns hat den Wunsch und auch die Gelegenheit Reisen zu machen. Und wo uns nicht die Naturschönheit lockt, da sind es die großen Kunstzentren, die großen Städte mit ihren Galerien und Sammlungen, mit ihren Monumenten und vor allem mit ihren Prachtbauten, ihren Domen und Kathedralen, die uns anziehen. Darf sich der Kunstgenuß, den wir empfinden, wenn wir einen Kölner Dom, ein Straßburger Münster betreten, nicht messen mit den ästhetischen Reizen jeder andern Kunst? Aber wie wenig nimmt der mit, der nicht eine, wenn auch nur oberflächliche, Kenntnis mitgebracht hat, der sich vielleicht nur durch die Dimensionen imponieren läßt, ohne das Wesen der Kunstrichtung zu erfassen, dessen baugeschichtliche Kenntnis, wie man nicht selten konstatieren kann, in dem Satze gipfelt: der romanische Stil hat rundbogige, der gotische spitzbogige Fenster?!

So entschied ich mich, Ihnen einen Zweig der Baukunst vorzuführen, und zwar denjenigen, der das Hervorragendste und Schönste geleistet hat, was wir überhaupt auf dem Gebiete der Architektur kennen: die Baukunst des Mittelalters. Denn wir haben nur drei selbständige Stile, die ein ganz konsequentes architektonisches Prinzip enthalten, die das große Problem der Baukunst, den Gegensatz zwischen Last und Träger in völlig selbständiger, durch Nebendinge unbeirrter Weise lösen: den altgriechischen, den romanischen und den gotischen, und die letzten beiden gehören dem Mittelalter an. — Nahe lag es, diese Betrachtung an die Baudenkmäler der Heimat anzuknüpfen. Aber als ich daran ging, diese Aufgabe zu lösen, stieß ich auf eine doppelte Schwierigkeit. Einmal sind die Bauten des Nordens, wenn auch einzelne von großer Schönheit sind, nicht die hervorragendsten Denkmäler dieser Kunst. Indessen, was hier an der Bedeutung des Kunstwerks vermißt werden sollte, das ersetzt vielleicht das Interesse an der Heimat. Schlimmer ist das andere. Ich sagte mir, daß ich bei der Besprechung der einzelnen Bauten kunsthistorische termini technici gebrauchen müßte, mit denen vielleicht nicht jeder gleich die richtige Vorstellung verbindet, die nicht allen geläufig sind, und daß die architektonische Betrachtung

*) A. Springer: Bilder aus der neueren Kunstgeschichte.

eines Einzelbaues doch nur für den Wert hat, der die ganze Entwickelung kennt, in der das einzelne Denkmal nur ein Glied, ein Stadium ist. — So kam ich denn auf einen anderen Gedanken. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen an der Hand einiger hervorragender Bauten Schleswig-Holsteins in großen Zügen ein gedrängtes Bild der Entwickelung der mittelalterlichen Baukunst gebe, daß ich die einzelnen Entwickelungsstadien belege durch Beispiele aus der engeren Umgebung. — Vielleicht ermöglicht dieser Weg, daß durch die Betrachtung der heimischen Bauten neben der Kenntnis der schleswig-holsteinischen Kunstentwickelung das Verständnis für die großen Denkmäler des Südens und Westens, die wir auf Reisen kennen lernen, gefördert wird.

Hochverehrte Versammlung! Die Kunst des Mittelalters ist vorzugsweise eine kirchliche. Hier bei uns sogar ausschließlich, denn es giebt kein einziges hervorragendes Profanwerk aus mittelalterlicher Zeit in unseren Landen. Die Formen der mittelalterlichen Kirchen sind Ihnen in großen Zügen allen geläufig; es sind ja die Formen, in denen wir uns heute noch bewegen. — Sie finden meist drei hallenartige Räume nebeneinander — Schiffe genannt —, von denen die äußeren niedriger zu sein pflegen als das mittlere, das Hauptschiff. Gegenüber dem Eingang, der regelmäßig bei allen mittelalterlichen Kirchen im Westen liegt, befindet sich an dem anderen Ende ein mehr oder weniger kompliziertes Baugefüge, der Chor, der als Altarhaus zunächst bestimmt ist, den Altar aufzunehmen. Diese Zweiteilung müssen wir festhalten. Sie geht durch die gesamte Entwickelung hindurch. Man bedurfte eines Raumes für diejenigen, welche das Evangelium verkünden, und eines Raumes für die Hörenden.

Wie, müssen wir nun fragen, kamen die mittelalterlichen Baumeister auf diese Form? — Die Antwort wird uns die antike, also zunächst die römische Entwickelung geben. Dort werden wir die Quelle finden, aus der die mittelalterliche Baukunst stammt. Denn in der Kunstgeschichte, wie bei jeder Entwickelung, geschieht nichts sprungweise, sondern alles in allmählichem Werden, und keine Stufe ist verständlich ohne die Kenntnis ihrer Vorgänger. Die griechische Kunst ist beeinflußt von der orientalischen. Die römische Kunst ist garnicht denkbar ohne die griechische und etruskische, und die mittelalterliche Kunst schließt wieder an die römische an. Dabei muß ich freilich bemerken, daß die Kunstgeschichte eine andere Zeiteinteilung hat wie vielfach die Weltgeschichte. Sie rechnet die antik-christliche Kunst bis in die Zeit der Karolinger. — Dort also, in der römischen und antik-christlichen Kunst, werden wir die Quelle finden, aus der die mittelalterliche Baukunst stammt.

Sie wissen, daß die ersten Christen in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus in der Bethätigung ihres Glaubens, in der Ausübung ihres Kultus vielfach beschränkt, zeitweise blutig verfolgt wurden. Aber eine Fabel ist es, wenn man sich die Christen in den ersten 2—3 Jahrhunderten als beständig gehetzte und die Öffentlichkeit scheuende Menschen vorstellt. Im Gegenteil sind die Kirchenväter darüber einig, daß die Christen in den ersten 2 Jahrhunderten ein verhältnismäßig ruhiges Dasein führten, die Duldung genossen, die beinahe

jedem Kultus im römischen Reich zu teil wurde, und ausdrücklich wird uns die Zeit von 40 Jahren zwischen der Deciusschen und der Diokletianschen Verfolgung als eine Zeit des Friedens geschildert, in der ruhig Gottesdienst abgehalten und Kirchen gebaut werden konnten. Die Christen versammelten sich zum Gottesdienst anfangs in Privathäusern, in der Wohnung eines wohlhabenden Gläubigen, eines Patrons der Gemeinde. Ganz zweifellos ist erwiesen, daß sie auch vor Constantin schon eigentliche Kirchen bauten. Aber davon ist nichts erhalten, und zu einer freieren Entwickelung kamen die Christen erst, als Constantin die christliche Religion durch das Toleranzedikt von Mailand anerkannte. Da nun entwickelte sich ein reger Baueifer, und aus der Zeit Constantins stammen die ersten erhaltenen christlichen Kirchen.

Wie kamen die Christen nun zu den Bauformen, die uns da begegnen? — Die bisher übliche Auffassung, die auf den großen Theoretiker der italienischen Frührenaissance Leon Battista Alberti zurückgeht, ist die: Als für die Christen der Moment eingetreten wäre, sich öffentlich zu zeigen, hätten sie sich nach geeigneten Räumen für den Gottesdienst umgesehen. Die heidnischen Tempel wären ungeeignet gewesen, weil sie nicht für eine hörende Gemeinde eingerichtet waren. Von der Benutzung der großen Theater hätten sie religiöse Bedenken zurückgehalten, weil dort die Märtyrer geblutet hätten. Da blieb nur eine große Baulichkeit übrig — das römisch-griechische Geschäftshaus, die „Basilika". — Sie wissen, daß in den griechischen Städten hallenartige Räume, ursprünglich meist aus Holz errichtet, sogenannte Königshallen, existierten, welche am besten vielleicht mit unseren Markthallen zu vergleichen sind. — Die praktischen Römer übernahmen diese Einrichtung und statteten sie künstlerisch aus, während die Griechen in früherer Zeit wenig Wert auf diese Nutzbauten gelegt hatten. So finden wir denn an den Märkten Roms schon vor Cäsar und Augustus solche Hallen in Marmor errichtet. — Es waren das dreischiffige Säulenhallen. Das Licht kam von der Seite. Zwischen den Säulen hatten wohl die Kaufleute ihre Stände. An der einen Seite befand sich vielfach ein halbrunder Ausbau, eine Apsis oder Tribunal, wo der Prätor zu Gericht saß. Und dieses Konglomerat von Geschäftshaus, Börse und Justizhalle soll die Wiege des christlichen Kirchenbaues sein. — Die Engländer und Franzosen halten heute noch vielfach an dieser Auffassung fest.

Anders wir Deutsche. Wir sehen den Ursprung des christlichen Gotteshauses da, wo zuerst der Gottesdienst abgehalten wurde, das heißt im römisch-griechischen Privathaus. — Ohne Sie in den wissenschaftlichen Streit der Meinungen einzuführen, gebe ich das Resultat.*) — Das römisch-griechische Wohnhaus wohlhabender Leute sah in dem 1. Jahrhundert nach Christus in groben Zügen so

*) Die im Folgenden vorgetragene Ansicht geht auf Georg Dehio: „Die Genesis der christlichen Basilika" in den Sitzungsberichten der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften zurück. Sie ist dann von Konrad Lange „Haus und Halle" angefochten, aber in jüngster Zeit wieder von Victor Schultze in ihren Grundzügen aufrecht erhalten worden.

aus, wie es beistehende Fig. 1 zeigt: Es bestand aus zwei größeren Raumkomplexen: dem Atrium (A), der eigentlich italischen Anlage, etwa unserem Salon entsprechend, wo die Familie mit der Außenwelt verkehrte, und dem Peristylium, dem Aufenthaltsort für die Familie, das aus der griechischen Entwicklung herübergenommen war. An diese Haupträume schließen sich eine Anzahl kleinere an. — Zwischen Atrium und Peristylium befand sich das Tablinum (C), das Zimmer des Hausherrn. Vor ihm stand ein Marmortisch (E), der Nachläufer des alten Hausherds. Zwischen Tablinum und Atrium haben sich die ursprünglich für die Lichtzuführung von der Seite bestimmten alae aus dem altitalischen Hause erhalten. Das offene Dach des Atriums (Impluvium) wurde in der Kaiserzeit vielfach durch Säulen (wie im Peristylium) gestützt (atrium tetrastylum oder corinthicum). — Ich brauche jetzt nur die nicht in Betracht kommenden Teile zu schraffieren und Sie sehen den Keim des christlichen Kirchenbaus vor sich. Wenn sich die christliche Gemeinde zum Gottesdienst im Privathaus versammelte, so war die einzig mögliche Stelle dafür das Atrium, wo die Familie von altersher mit der Außenwelt verkehrte. Das Tablinum (C), der Sitz des Hausherrn, wird zum Sitze des Diaconus in der paulinischen Zeit, später zum Priesterhaus. Der Tisch (E) vor ihm ist der Vorläufer des Altars. Die alae (D) werden zum Querschiff der christlichen Kirche, wo die Diakonissen und Wittwen, Magistratspersonen, geweihte Jungfrauen 2c. ihren Platz im Angesicht der Gemeinde fanden. Das durch die Säulen dreigeteilte Atrium wächst sich zum mehrschiffigen Langhaus des christlichen Kirchengebäudes aus. —

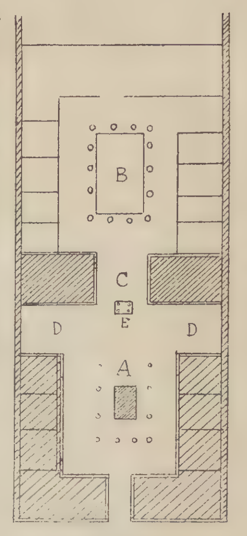


Fig. 1.

Jedenfalls hatten die ersten christlichen Kirchen, wie sie uns in Rom und Ravenna erhalten sind, folgende Gestalt: (vgl. Fig. 2) drei oder fünf Schiffe, durch Säulen getrennt, bilden den Raum für die Gemeinde (A). Daran schließt sich in Rom ein Querhaus (D) als Sitz für bevorzugte Gemeindemitglieder und die niedere Geistlichkeit; daran eine halbrunde Apsis oder Priesterhaus (C) als Sitz der Priesterschaft und des Bischofs. — Vor dem Eingang befindet sich eine säulenumrahmte Vorhalle (B) mit einem Brunnen (cantharus) (F) in der Mitte für die Waschungen der Pilger, an die Form des Peristyliums im römisch-griechischen Wohnhause erinnernd. Diese Vorhalle ist der Aufenthaltsort für die Katechumenen, die Peregrinen, die Büßer 2c. Auch Gerichtssitzungen wurden dort abgehalten. Später kommt auch die Sitte auf, die Toten in dem Vorhof zu bestatten.

Das ist die Form, in der die christlichen Kirchen des Abendlandes bis in Karl des Großen Zeiten gebaut wurden. Daneben findet sich noch im Morgenlande eine Bauart mit kreisrundem oder vieleckigem Grundriß, eine Zentralanlage, wie z. B. die St. Michaeliskirche in Schleswig eine war. Im Abend-

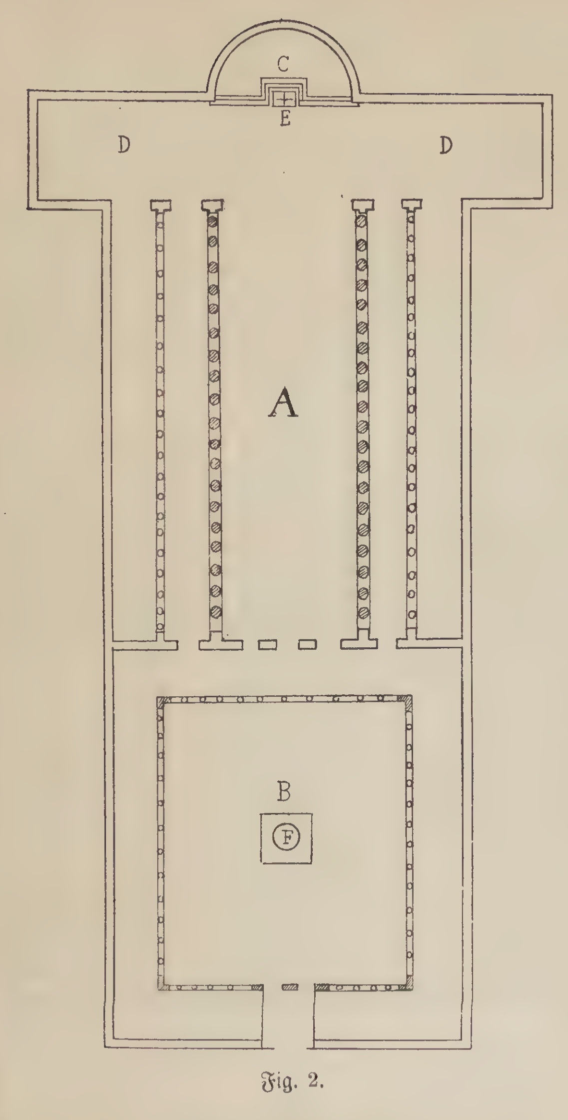


Fig. 2.

lande kommt diese Form nur für kleinere Bauten zur Verwendung, wie Grabkapellen und Baptisterien. Es ist ein alter Irrtum anzunehmen, daß, weil das hervorragendste erhaltene Denkmal aus Karls des Großen Zeit, die Palastkapelle in Aachen, ein Zentralbau war, unter Karl hauptsächlich diese Form im Gebrauch gewesen wäre. Die basilikale war bei weitem die häufigere, schon weil sie leichter herzustellen war.

In Karls des Großen Zeiten war man noch im Besitze der römischen Bautechnik, und der germanische Geist fing an, den überlieferten römischen Bauformen sein eigenes Gepräge aufzudrücken. Aber die Epigonen der Karolingerzeit vermochten sich nicht auf dieser Höhe zu halten. — „67 Jahre nach Karls Tode, im Jahre 881, stampften die Rosse der Normannen über seiner Gruft zu Aachen." Dazu gesellten sich die Magiarenzüge, die letzten Nachklänge der großen Völkerbewegung. Künstlerische und technische Kenntnisse, die sich bis zu Karl gerettet hatten, gingen verloren.

Erst nach dieser Zeit konsolidiert sich das deutsche Reich, besonders unter den sächsischen Kaisern. Ein neuer Aufschwnng macht sich geltend; die Germanen schicken sich an, sich auch an der Kulturaufgabe der Kunst zu beteiligen, und die Kunst des Mittelalters beginnt. In dieser Zeit erhebt sich der Klerus der römisch-katholischen Kirche zu höchster Bedeutung. Die Priester sind die Lehrmeister des Volkes auf allen Gebieten des Lebens, so auch auf dem der Baukunst. Ihre Klöster sind die Universitäten und technischen Hochschulen der Zeit.

Den kirchlichen Ansprüchen genügt die alte Form nicht mehr. Die in den einzelnen Klöstern oft bis zu hunderten angewachsene Zahl der Geistlichen be-

darf einer größeren Ostpartie (vgl. Fig. 2b). Der Altar tritt aus dem Querschiff in ein eigenes Altarhaus, das über das Niveau der ganzen Kirche um mehrere Stufen erhöht wird, weil sich darunter eine unterirdische Grabkirche, eine Krypta befindet mit den heiligen Gebeinen, über denen die Kirche erbaut war. — Zwischen Langhaus und Altarhaus schiebt sich ein weitausladendes Querschiff ein. Dieses Querhaus durchdringt gewissermaßen das Langhaus. Die Form dieser Durchdringung ist ein Quadrat, die sogenannte Vierung (V). Dieses Quadrat nun wird zur maßgebenden Raumeinheit für alle übrigen Gebäudeteile. — Das Hauptschiff ist nur eine Vervielfachung dieses Vierungs-Quadrats, die Nebenschiffe sind derartig eingeteilt, daß immer zwei kleine Quadrate auf ein Joch des Hauptschiffes kommen. Darin besteht einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen dieser Anlage und der altchristlichen Basilika. Dort wurden die Räume in beliebiger Ausdehnung willkürlich aneinander gereiht. Hier ist alles nach der einen Raumgröße auch in der Höhe harmonisch geordnet. Darauf beruht zum allergrößten Teile der eigentümlich harmonische Eindruck, welchen romanische Kirchen auf uns machen. Dem entspricht es auch, daß im Äußern keine Stelle bevorzugt wird, sondern die Türme (T), die der alten Basilika als organischer Bestandteil fehlten, gleichmäßig über das ganze Gebäude verteilt werden. Oft sind es 5 (auch 6 und 7) Türme, welche die malerische Silhuette des romanischen Kirchenbaues ausmachen: *2 an der Façade im Westen, 2 im Genick zwischen Querhaus und* Altarhaus, einer über der Vierung. Die Vorhalle oder das Paradies (P) schrumpft zu einem kleinen Raum zwischen den Türmen zusammen, und heute erinnert nur noch das Weihwasserbecken am Portal der katholischen Kirchen an den alten Cantharus und an die Abstammung aus der römischen Wohnhausanlage.

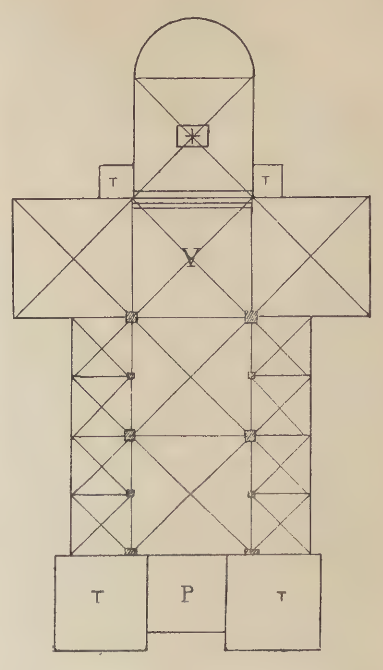


Fig. 2b.

Endlich schritt man im Laufe der Entwicklung dazu, die flache Holzdecke der alten Basilika durch eine gewölbte Steindecke zu ersetzen. — Die Gewölbe waren aber noch so massiv, daß sie der stärksten Widerlager in dicken Pfeilern und massigen Außenmauern bedurften. So ist auch hier ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Last und Träger hergestellt. Durch die kleinen, meist rundbogigen Fenster in den dicken Mauern dringt nur ein gedämpftes Licht in den Raum, so daß Goethe Recht hat, wenn er im „Osterspaziergang" über mittelalterliche Kirchen sagt: „Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht."

So wird denn der romanische Stil der künstlerische Ausdruck jener Zeit, wo der Mensch, eingespannt in klösterlichen oder ständischen Zwang, zu keiner individuellen Entwicklung kam, sondern nur Wert hatte als Teil eines großen harmonisch unter Papst und Kaiser ruhenden Ganzen. Durch alle diese Dinge wird der Eindruck erreicht, den wir in romanischen Kirchen empfinden, daß die Seele nicht zu kühnem Gedankenflug angeregt, sondern zur stillen Einkehr in sich selbst, zu harmonischer, beschaulicher Sammlung eingeladen wird.

Der Name „romanisch“, der übrigens erst aus unserem Jahrhundert stammt, hat nichts zu thun mit den romanischen Nationen. Es ist ja jener Stil der Ausdruck gerade vorzugsweise des Germanen-Geistes in der Kunst; sondern romanisch nennt man diese Bauweise, weil sie (wie wir an der Basilika sahen), auf römischer Grundlage beruhend, von den Geistlichen der römisch-katholischen Kirche bei uns eingeführt und betrieben wurde in einer Zeit, wo das Geistesleben der germanischen Nationen (man denke an die Schriftsprache) von Rom seine Nahrung und Anregung erhielt.

Es ist nun nur natürlich, daß diese neue Kunstrichtung sich am frühesten und am glänzendsten in denjenigen Gegenden entwickelte, von denen auch die Neuordnung des Reiches ausgegangen war, im alten Sachsen und Franken, d. h. in den Ländern zwischen der mittleren Elbe, Rhein und Main. — In mehreren durch das Problem der Überwölbung bedingten Entwicklungsstufen durchläuft dieser Stil vom 10. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts verschiedene Stadien, bis er in den großen Domen des 12. Jahrhunderts am Rhein zu Speyer, Mainz und Worms seine höchste Vollendung erreicht.

Von diesem romanischen Stil haben wir nur einige bedeutsame Denkmäler in unserer Umgebung. Allerdings zeigt die Entwickelung in unseren Landen, wie überhaupt östlich der Elbe ein anderes Gesicht. — Denn die deutsche Kultur bricht sich hier erst in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also in den Zeiten König Lothars und der ersten Hohenstaufen Bahn. Denn die schönen Anfänge der Kultivierung, die Otto der Große gemacht hatte, gingen in dem Slavenaufstand von 983 wieder zu Grunde, und dieser Rückschlag dauerte etwa bis zum Jahre 1130. Da waren es verschiedene Faktoren, welche gleichzeitig, einander unterstützend, eingriffen und nun der deutschen Kultur eine dauernde Heimstätte schufen. Zunächst waren es die Missionare, der arme Priester Vicelin, der besonders hier in Wagrien und Holstein wirkte, Otto von Bamberg und Norbert von Magdeburg. Diese Missionare fanden eine kräftige politische Stütze in Albrecht dem Bären und Heinrich dem Löwen. Und der Bestand ihrer Errungenschaften wurde gesichert durch die großen Ansiedlungen von Bauern, die aus den Niederlanden, Holland, Ütrecht und Flandern, aus Sachsen und Westphalen hierher verpflanzt wurden.

Nun begann eine rege Bauthätigkeit in kirchlichen Anlagen. Was vorher in diesen Gegenden geschaffen war, das waren entweder Holzkirchen — eine sichere Nachricht besagt uns, daß Heinrich der Löwe im Jahre 1163 bei Einsetzung des Domkapitels in Lübeck noch eine hölzerne Kirche weihen ließ —

oder Gotteshäuser aus dem Findlingsstein, d. h. jenen erratischen Blöcken, welche massenhaft das Land bedeckten und auch schon vielfach an Hünengräbern zc. zusammengetragen waren. Dieser Stein ist aber sehr spröde und kaum zu bearbeiten, und so kann, obwohl nicht wenige kleine Landkirchen dieser Art noch vorhanden sind, von einer Baukunst noch nicht die Rede sein. Nun, wo mit der Kultur auch die Baukunst ihren Einzug hielt, bedurfte man eines besseren Materials. An einigen Stellen sehen wir sächsischen Sandstein oder rheinischen Tuffstein eingeführt. Aber im allgemeinen war das zu kostspielig. — Ein anderes Material war sehr reichlich im Lande vorhanden — der Thon, und so taucht hier auf einmal in jenen Zeiten die Technik des Ziegelbrennens (der Backsteinbau) wieder auf, die die Römer mit großer Kunstfertigkeit gehandhabt hatten, die sich auch bis zum Jahre 1000 etwa in Deutschland erhalten hatte, dann aber in den Ländern zwischen Elbe und Rhein, von denen aus doch die Kultur in unseren Gegenden eingeführt wurde, verloren gegangen war. — Offenbar sind die niederländischen Kolonisten, die, wie wir eben sahen, hier bei uns angesiedelt wurden, die Vermittler dieser Technik gewesen, die ihnen von den Römern her bekannt geblieben war.

Die Natur dieses Materials verändert nun nicht unerheblich das Wesen des romanischen Stils, wie wir es vorhin geschildert haben. — Zwar eignet sich der gebrannte Stein sehr gut zu massigen Mauern, deren der romanische Stil bedurfte, aber komplizierte Gliederungen vermied man, und er ist wenig geeignet für die zierliche Ausbildung der Dekoration, zumal, wenn sie frei in die Luft ragen soll. Denn er ist nicht in großen langen Blöcken, sondern nur in kleinen Stücken herstellbar und verwittert leicht.

Beispiele solcher Bauart haben wir nun aus dieser romanischen Zeit in unseren Gegenden in Oldenburg, Lütjenburg, Altenkrempe, Eutin und Segeberg und ein vollendetes Denkmal aus der Blütezeit im Dom zu Ratzeburg. Letzterer liegt schon auf mecklenburgischem Gebiet, und ich begnüge mich damit, von den übrigen Ihnen die Kirche zu Segeberg vorzuführen, welche die wichtigste ist, schon weil sie vermutlich die älteste ist. St. Johannes in Oldenburg ist etwas plump, die Kirche St. Michael in Lütjenburg ist traurig verunstaltet, im übrigen war sie einfach das Abbild einer westphälischen Dorfkirche des 12. Jahrhunderts. Die relativ vollendetste Kirche von Altenkrempe und die von Eutin zeigen schon Einflüsse der sogenannten Übergangszeit und sind in die letzten Jahre des 12. Jahrhunderts zu setzen.

Die Kirche von Segeberg ist urkundlich auf einen Befehl des Kaisers Lothar hin vom Jahre 1134 samt dem Kloster erbaut worden. Allein höchstwahrscheinlich war dieser älteste Bau noch ein Granitbau, von dem heute nur noch an der Ostpartie Teile erhalten sind. Denn eine zuverlässige Nachricht besagt uns, daß der Wendenfürst Pribislaw im Jahre 1138 das neue Bethaus und das soeben erbaute Münster niederbrannte. Der jetzige Backsteinbau kann

daher wohl kaum früher als im Jahre 1165 erbaut sein, wo wieder friedliche Zeiten eintraten.*)

Die Jahrhunderte seit ihrer Entstehung haben an dem ehrwürdigen Denkmal deutscher Kunst viel zerstört. Man wollte es abreißen, und eines der vielen Verdienste des um die Erhaltung der Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins verdienten Thaulow war es, auch dieses Bauwerk retten zu helfen. Zwar war eine gründliche Renovierung notwendig, die in den Jahren 64 und 81 vor sich ging, aber auch in dieser Gestalt vermögen wir den alten Kern noch ziemlich deutlich zu erkennen. Der Grundriß zeigt ein Langhaus von 3 Jochen, dem ganz nach dem romanischen System je doppelt soviel Joche des niedrigeren Seitenschiffs entsprechen. Dabei tritt uns das frühromanische, sächsische System des Stützenwechsels noch entgegen, d. h. die Pfeiler wechseln mit Säulen als Stützen der Hauptschiffsmauern ab. Ob ein Querhaus vorhanden war, das sonst eben wegen des einfachen Charakters der Backsteinarchitektur, wie vielfach in Süddeutschland, in unseren Gegenden meistens fehlt, läßt sich mit Bestimmtheit nicht mehr sagen. Eine erhaltene Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert läßt es aber ziemlich sicher vermuten. Nur kann es nicht an der Stelle gewesen sein, wo sich das heutige befindet. Von einer Apsis vermochte ich keine Spuren zu entdecken. Jedenfalls scheinen, wie die seinerzeit aufgedeckten Grundmauern zeigten, ursprünglich 2 Façadentürme anstatt des jetzt erhaltenen, wenigstens geplant und angefangen zu sein. Die Höhen- und Breitenverhältnisse der Kirche sind durchaus gute und ächt romanische, und man kann an diesem Gotteshaus, abgesehen von der entstellenden Lichtwirkung, sehr gut eine Vorstellung romanischer Baukunst gewinnen. (Vergl. die Abbildungen bei Haupt: Bau- und Kunstdenkmäler ꝛc. Seite 372 u. ff. und „Vicelinskirchen.“)

Die romanische Baukunst hat dann im übrigen Deutschland, besonders in den großen Domen am Rhein, ihren Höhepunkt erreicht. Die konstruktiven Aufgaben waren gelöst, und wir begegnen jener Neigung, die sich immer einstellt, wo die Schöpfungskraft eines Stils am Verlöschen ist, mehr Gewicht auf dekorative, mehr spielende Weiterentwickelung, auf das Beiwerk zu legen. Gleichzeitig mit diesen technischen Vorgängen war auch der Boden wankend geworden, auf dem die romanische Kunst erwachsen war. Die streng hierarchische Lebensauffassung des tiefen Mittelalters begann einer anderen Platz zu machen. Das hätte zu einem Verfall der Kunst geführt, wenn nicht neue Anregungen von auswärts gekommen wären. Das 12. Jahrhundert bringt mit seinem regen, durch die Kreuzzüge angebahnten Verkehr der Völker untereinander, mit dem frühlingsartigen Erwachen einer sich auf allen Gebieten regenden Schaffenslust und Aneignungssucht fremder Dinge mancherlei Einflüsse von außen. Unter ihnen nehmen die von Frankreich ausgehenden Einflüsse die hervorragendste Stelle ein, und hier vermögen wir zwei Richtungen ganz deutlich zu verfolgen.

---

*) Die Kirche bedarf noch einer eingehenderen Untersuchung. Im allgemeinen scheint sie von Adler richtig beurteilt zu sein.

Die eine nimmt vom nördlichen Frankreich, von der Isle de France, der Gegend um Paris und der Champagne ihren Ausgang und führt plötzlich und ziemlich unvermittelt den künstlerischen Ausdruck der neuen Zeit, die Gotik, bei uns ein.

Die andere entstammt der südlichen Grenze der Champagne, dem alten Burgund, den Gegenden, wo der Geist von Cisteaux erwuchs und den neuen Mönchsorden der Cistercienser schuf. — Sie wissen, daß vom Kloster Cluny in Burgund schon einmal um das Jahr 1000 eine Bewegung ausgegangen war, um das verrottete Mönchswesen zu reformieren. Allein, da diese Bewegung Einfluß auf die Welt gewinnen wollte, so war sie selbst auch bald weltlichen Einflüssen erlegen.

Anders die Cistercienser. Die machen eine ganz reinliche Scheidung zwischen sich und der Welt und predigen die Rückkehr zu der alten Ordensregel Benedikts. Gebet und Arbeit sollen die Lebenspole sein und zwar die Arbeit nur in der Urform aller Arbeit, in der landwirtschaftlichen Thätigkeit. Eigentlich wollten sie also mit der Kunst überhaupt nichts zu thun haben; da sie aber doch Kirchen brauchten, so gewann ihr eigentümlicher Geist doch auf die Baukunst einen gewaltigen Einfluß. — Der heilige Bernhard, der eigentliche Schöpfer des Ordens, hat sich in seinen Schriften selbst über die Baukunst geäußert. Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine charakteristische Stelle vorlese:*)

„Doch dies alles ist ein Geringes. Ich komme zu schwererem Mißbrauch und zwar um so viel schwererem, als er häufiger ist. Der Bethäuser maßlose Höhe, ihre übertriebene Länge, ihre unnütze Breite, ihr Aufwand an Steinmetzarbeit, ihre die Neugier reizenden und die Andacht störenden Malereien, sie scheinen mir nicht anders zu sein als die Gebräuche der alten Juden. Mag sein, daß es in der Absicht geschieht, Gott damit zu ehren: ich, ein Mönch, frage euch Mönche, was vorzeiten ein Heide den Heiden vorhielt:

Sagt, ihr Priester, was thut im Heiligtume das Gold denn?

Ich aber rufe: Saget, ihr Armen! (denn nicht auf das Wort kommt es an, sondern auf den Sinn); saget, wenn anders ihr wirklich Arme seid, was thut im Heiligtume das Gold denn? Anders steht die Sache bei den Bischöfen, anders bei den Mönchen. Wir wissen, daß jene den Weisen wie den Unklugen gleich sehr verpflichtet sind, und die fleischlich gesinnte Menge, da sie mit geistigen Mitteln es nicht vermögen, mit materiellen zur Andacht zu stimmen sich bemühen. Doch wir, die wir uns von der Menge losgemacht haben, die wir Pracht und Reiz der Welt um Christi willen zurückgelassen haben, die wir alles dem Auge Glänzende, dem Geruche Süße, dem Geschmacke Angenehme, dem Gefühle Schmeichelnde, kurz alles was unsern Leib erquickt, für einen Dreck erachten, damit wir Christum gewinnen: wodurch denn, frage ich, sollen wir zur Andacht gestimmt werden? Was könnten wir mit diesen Dingen erreichen wollen? Die Bewunderung der Thoren und die Ergötzung der Einfältigen? Die prachtvolle Figur eines oder einer Heiligen wird gezeigt und die Menschen halten

*) Nach Dehio und v. Bezold: Die kirchl. Baukunst des Abendlandes. S. 522 u. ff.

sie für um so heiliger, je bunter sie ist: man läuft herbei, sie zu küssen, man wird aufgefordert zu schenken und man bewundert mehr die Pracht, als man die Heiligkeit verehrt. Von den Decken hängen nicht Leuchter, sondern gewaltige Räder mit Lichtern besteckt, von Edelsteinen funkelnd; an Stelle von Leuchtern sehen wir wahre Kandelaberbäume aus schwerem Erz und mit wunderbarer Kunst ziseliert und gleichfalls mit Edelsteinen überdeckt; und so geht es fort. Was glaubt ihr, wozu das alles dient? zur Zerknirschung der reuigen Herzen oder aber zu staunender Augenweide? — O vanitas vanitatum, sed non vanior quam insanior! Die Kirche glänzt in ihren Bauten und darbt in ihren Armen; sie überzieht ihre Mauern mit Gold und läßt ihre Kinder nackend davongehen. Die Scherflein der Bedürftigen werden genommen, um den Reichen einen Augenschmaus zu bereiten. Die Schaulustigen finden Ergötzung, die Elenden suchen umsonst Erquickung. — Womit werden die Heiligenbilder auf den musivischen Fußböden geehrt? Man spuckt einem Engel ins Gesicht oder tritt einen Heiligen mit der Ferse. Wozu schmückt ihr, was ihr notwendig beflecken müßt? Was soll das bei Armen, bei Mönchen, bei Männern des Geistes? .... Sodann in den Kreuzgängen, dicht vor den Augen der lesenden und sinnenden Brüder, was soll da diese lächerliche Ungeheuerlichkeit, dieser garstige Prunk und diese prunkende Garstigkeit? Diese unreinen Affen? Diese wilden Löwen? Diese monströsen Zentauren? Diese Halbmenschen? Diese Tiger? Diese kämpfenden Männer? Diese ins Horn stoßenden Jäger? Du siehst unter einem Kopfe mehrere Körper und umgekehrt auf einem Körper mehrere Köpfe; du siehst einen Vierfüßler in eine Schlange auslaufen und einen Fisch mit dem Haupte eines Säugetiers; hier eine Bestie, die vorne Roß und hinten Ziege ist, dort eine, die vorne Hörner und hinten Pferdefüße hat. So vielerlei und wunderbares bietet sich dar, daß es vergnüglicher scheint, in dem Marmorbildwerk als im Buche zu lesen, und lieber den ganzen Tag hierüber als über das Gesetz des Herrn zu grübeln. Bei Gott! habt ihr vor diesen Albernheiten keine Scham, so habt wenigstens Scheu vor den Kosten!"

Dieser Geist prägt sich nun in der Baukunst der Cistercienser aus. Sie wollen nichts wissen von der dekorativen Ausartung des romanischen Stils jener Zeit, ja, sie verschmähen jeglichen nicht konstruktiv berechtigten Schmuck. Die Türme müssen fallen bis auf einen Dachreiter, die Farbe wird aus der Kirche verbannt, selbst aus dem Glas der Fenster, die Krypta verschwindet, und indem diese Mönche den romanischen Stil auf sein konstruktives Gerippe zurückführen, tragen sie viel zur Entwertung dieser Stilrichtung bei; aber der solide Sinn, welcher den Orden beherrscht, führt sie zu konstruktiven Neuerungen und in Anlehnung an die ihnen bekannte südfranzösische Gewölbetechnik kommen sie ganz von selbst auf die konstruktiven Vorteile des Spitzbogens und führen so allmählich die Gotik bei uns ein. Der Einfluß dieses Ordens auf die Baukunst war um so größer, als er sich international mit rapider Schnelligkeit ausbreitete, so daß 50 Jahre nach Bernhards Tode, also um 1200, schon 1800 Klöster in allen Ländern der damaligen Welt gestiftet waren.

Davon haben wir nun auch in unserm Lande ein hervorragendes Beispiel in Lügumkloster, nordöstlich von Tondern. — Wenn einer der neueren Darsteller schleswig-holsteinischer Geschichte sich darüber wundert, daß die Cistercienser eine so trostlose Heide zu ihrem Asyl gewählt haben, so hat er damit Unrecht. Die Cistercienser wählten in der früher und besten Zeit des Ordens gerade vorzugsweise wilde, öde, oft ungesunde Gegenden, weil es dort am meisten für ein verdienstliches Wirken auf landwirtschaftlichem Gebiete zu thun gab. Und das war mit einer der Gründe, warum man diese nützlichen Mönche überall so gern sah, und ihre Niederlassungen sich so rapide ausbreiteten. Die Waldungen, welche Lügumkloster später umgaben, sind vermutlich erst ein Resultat ihrer Kulturarbeit. Die Anfangsgeschichte des Klosters bedarf noch der Aufklärung. Fest steht nur, daß das Kloster mit Holm und Tvistkloster zusammen eine Kolonie von Herrevad ist, das direkt von Cisteaux besiedelt wurde. Der Bau, der einer gründlichen Bearbeitung entgegensieht, verdient, wenn auch die Filiationen keinen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung gehabt haben, schon deshalb ein besonderes Interesse, weil er der einzige zur Zeit in Deutschland befindliche ist, der direkt auf das Mutterkloster Cisteaux zurückgeht. Alle übrigen gehen von Morimond resp. Clairvaux aus. Die Cistercienser sind, indem sie, wie so häufig, eine Benediktiner-Kolonie ersetzten, im Jahre 1173 in Lügumkloster eingezogen. Da uns eine Grabstätte in der Kirche vom Jahre 1204 bekannt ist, so können damals schon wesentliche Teile der heutigen Kirche fertig gewesen sein. Jedenfalls ist die Vollendung des ganzen nicht später als in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zu setzen.

Der Grundriß zeigt das Quadrat des romanischen gebundenen Systems als einheitliches Raummaß. Der Chor ist nach Cistercienser Sitte schlicht gerade geschlossen. Dagegen finden sich an dieser Ostseite je drei kleine Kapellen, die der Orden bedurfte, damit die Mönche ihre Andachten möglichst für sich verrichten konnten, und die schon auf das Streben der Gotik, die Ostpartie zum Hauptteile des Baues zu machen, hindeuten. Sind unten die Fenster noch rundbogig, so sind sie in den oberen Wänden schon spitzbogig. Desgleichen auch die Gewölbe der Seitenschiffe, und die Gewölbe des Hauptschiffes sind schon direkt gotisch, da sie auf Rippen ruhen und nur einen Stein dick sind. Charakteristisch ist auch, daß man abweichend von der romanischen Weise, große Wandflächen zu lassen, hier schon die Oberwand durch eine zweite Fensterreihe zum Nebenschiffsdach hin durchbricht.

So sehen Sie, wie an diesem Bau das romanische System schon verlassen und der Gotik mächtig vorgearbeitet wird. In den dreißiger und vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts dringt dann die fertige Gotik, die inzwischen in Nordfrankreich völlig ausgereift war, bei uns allgemein ein.

Hier ist nun der Platz, um mit wenigen charakteristischen Strichen das Wesen dieser Gotik zu skizzieren.

Es kommt darauf an, daß man die schwere Last der Gewölbe möglichst verringert und auf 4 Punkte konzentriert, während im romanischen Stil die

Bögen selbst und die infolgedessen massiven dicken Wände zum Tragen herangezogen wurden. — Das wird durch folgende Dinge erreicht:

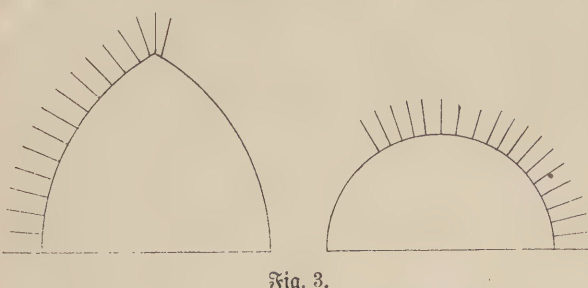


Fig. 3.

1. Dadurch, daß an Stelle des Rundbogens im Gewölbe der Spitzbogen eintritt, wird erreicht, daß der Druck mehr nach unten verlegt wird. Denn der Spitzbogen drückt dadurch, daß die Steine mehr über- als nebeneinander liegen, mehr nach unten als nach der Seite (Fig. 3). Das Gewölbe braucht daher nicht so starke Widerlager. Insofern kann man sagen, daß der Spitzbogen für die Gotik von entscheidender Bedeutung ist, aber nicht der in den Fenstern, wie man gewöhnlich meint, sondern der in der Konstruktion der Gewölbe. Es würde z. B. ein leichtes sein, Ihnen hundert romanische Kirchen mit spitzbogigen Fenstern vorzuführen.

2. Bisher hatte man stets über dem Quadrat gewölbt, und wenn das Gewölbe des Hauptschiffs quadratisch war, so mußten auch die der Nebenschiffe so sein, so daß die Größe des einen Raumes an den andern gebunden war; man nennt das das gebundene romanische System. — Jetzt vermochte man in jeder beliebigen Spannweite Bögen aneinander zu reihen, weil der Spitzbogen sich nicht mehr nach dem Radius der Spannweite zu richten braucht (Fig. 4 bis 6). — Es kommen jetzt nicht mehr auf ein Joch des Hauptschiffs zwei des Nebenschiffs, sondern das Nebenschiffsjoch ist ebenso lang, wie das des Hauptschiffs.

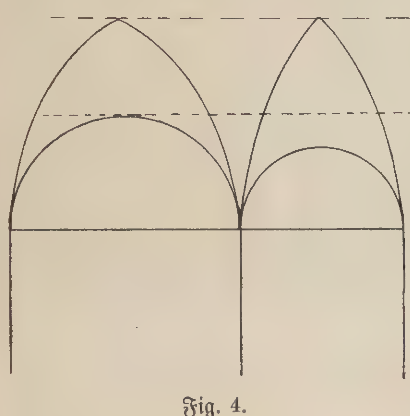


Fig. 4.

3. Ferner werden zu Trägern des Gewölbes lediglich die Pfeiler und die Rippen gemacht, d. h. man wölbte von den vier Pfeilern ausgehend zunächst 6 feste Steinbrücken, birnförmig profiliert (Fig. 7). Das hat den Vorteil, daß das Gewölbe leichter wird, weil man die Zwischenräume nun mit ganz dünnen Steinplatten ausfüllen kann, die von den Rippen getragen werden. Dadurch wird das Gewölbe sehr leicht und bedarf nicht mehr so massiger Mauern.

4. Da man nun aber die Gewölbe sehr hoch anlegte, bis zu 40 m Höhe, so bedurften die Pfeiler und Wände doch einer Stütze. — Diese suchte man aber nicht mehr wie bisher in der Außenwand, sondern in einem komplizierten Strebesystem (Fig. 8). — Denken Sie Sich den Durchschnitt einer Kirche, so legt man

zunächst einfache, mehrfach abgetreppte Strebepfeiler an die Außenwand. — Da aber nun das bei den meisten Kirchen niedrigere Nebenschiff störend in den Weg tritt, so wurde darüber ein Strebebogen geschlagen. Darüber wölben sich oft noch weitere Bögen. Dazu kommt dann noch das ganze Dekorationswerk der Fialen und Riesen und Baldachine, auf die ich hier nicht eingehen kann, und das dem Äußern der gotischen Bauten so hohen Reiz verleiht, da die spröde Materie des Steins hier gleichsam spielend aufgelöst und belebt erscheint.

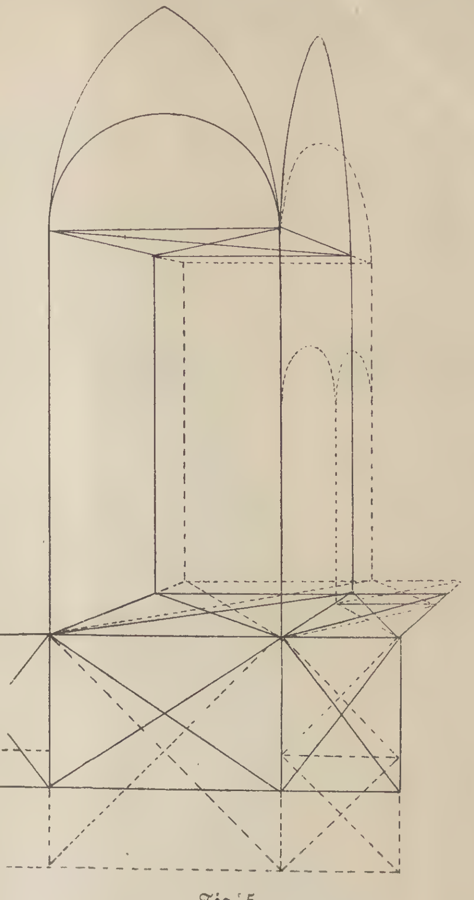
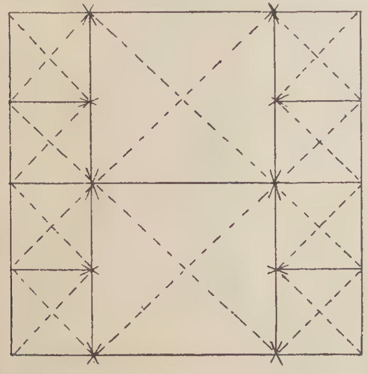


Fig. 5.

5. Dieses ganze Strebewerk wird nun nach außen verlegt. — Dadurch bekommt das Innere Licht und Luft, ein Eindruck, der noch dadurch erhöht wird, daß man die Außenwände der Kirche, die jetzt nichts mehr zu tragen haben, durch kolossale hohe Fenster durchbricht. Diese Fenster werden mit warmfarbigem Glas ausgefüllt und erzeugen jenes magische Licht, wie man es nirgends herrlicher auf sich wirken lassen kann als in der St. Chapelle zu Paris. Und unsere Dichter benutzen diese uns allen geläufige Vorstellung von dem Lichten, Luftigen der gotischen Dome, um uns durch den Kontrast recht deutlich zu versinnlichen, wie einem geängstigten, gedrückten Gemüt selbst diese hohen Hallen zu eng



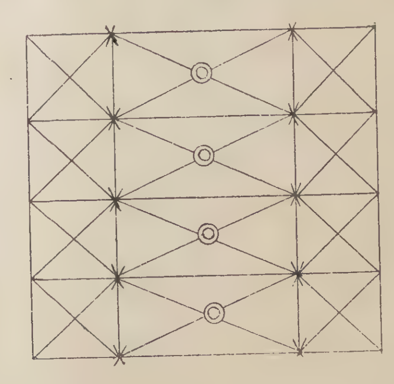


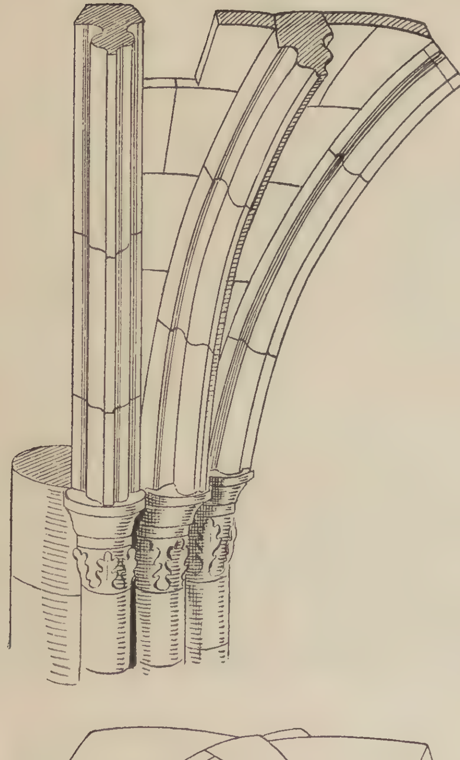
Fig. 6.

werden können. So wenn Schiller die Jungfrau von Orleans in der gotischen Kathedrale zu Rheims ausrufen läßt:

„Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein",

oder Goethe, indem er dem geängstigten Gretchen im gotischen Dom den Stoßseufzer in den Mund legt:

„Mir wird so eng!
Die Mauerpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe drängt mich! — Luft!"



Das Alles führt den völlig veränderten Eindruck herbei, den eine gotische Kirche im Gegensatz zur romanischen auf uns macht. Im gotischen Dome wird die Seele in dem Maße zu freier Entwicklung ihrer

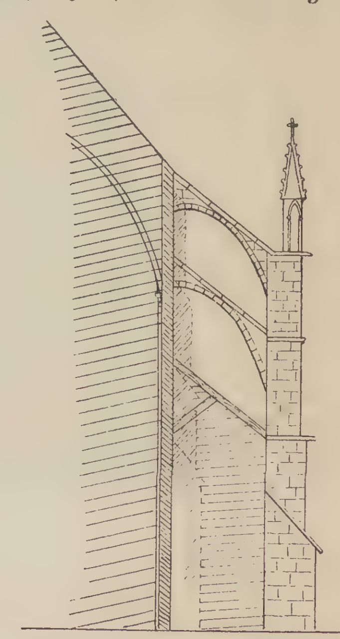


Fig. 8.

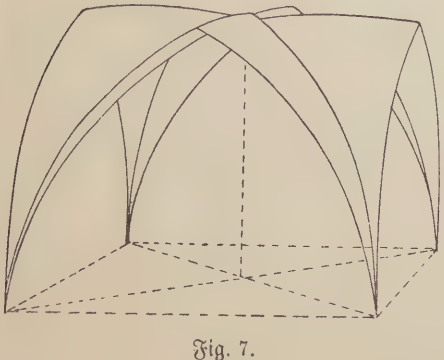


Fig. 7.

Kräfte angeregt, wie sie im romanischen Gotteshaus zu beschaulich-harmonischer Sammlung eingeladen wird.

Und somit ist auch die Gotik ein Ausdruck der jene Zeit bewegenden Kräfte des aufstrebenden Bürger-

tums, wie der romanische Stil der würdige Vertreter hierarchischer Lebensauffassung ist.

Von dieser Gotik haben wir nun auch bei uns hervorragende Denkmale erhalten. Allerdings übt das Backsteinmaterial auf die Gestaltung der Gotik noch einen erheblich ungünstigeren Einfluß, als im romanischen Stil. — Denn all das frei in die Luft ragende Dekorationswerk der Kreuzblumen, Krabben, Fialen und Riesen, das der Gotik einen so hohen Reiz verleiht, muß wegfallen oder eingeschränkt werden, weil der Backstein der Verwitterung nicht standhält, und die Chorpartie mit ihrem ausstrahlenden Kapellenkranz wie im Kölner Dom, auf die die Gotik sonst so viel Gewicht legt, schränkt sich hier auf die schlichten Seiten eines Vielecks ein.

Auch ist nicht zu verkennen, daß es den Reiz beeinträchtigt, wenn wir hier immer nur die fabrikmäßig hergestellten Formsteine vor uns sehen, während wir im Quaderbau die künstlerische Hand der arbeitenden Steinmetzen nachempfinden. Der verklärende Zug persönlicher Künstlerschaft fehlt. —

Aber trotzdem weiß auch die Backsteinarchitektur durch farbige Glasursteine auf weißem Grunde die Flächen zu beleben, und manche Bauten von hervorragendem Wert birgt die heimatliche Provinz. Der bedeutendste von allen, der den Domen des Binnenlandes am nächsten steht, ist die Marienkirche in Hadersleben, dann die Kirche zu Meldorf, der Dom zu Schleswig, die Marienkirche zu Flensburg, die Stiftskirche zu Bordesholm, die Nikolai- und die neue heiligen Geistkirche zu Kiel. — Aus naheliegenden Gründen führe ich Ihnen unsere St. Nikolaikirche vor, obwohl ihre ursprüngliche Gestalt bis jetzt noch nicht klar zu Tage liegt. In der Chormauer befand sich zwar ein Stein mit der Inschrift 1241, und demnach wäre die Nikolaikirche nicht blos der älteste gotische Bau in unseren Landen, sondern er gehörte zu den frühesten in Deutschland überhaupt. Allein es ist in unseren Gegenden kaum anzunehmen, daß dies schon ein gotischer Bau gewesen ist, und im 15. Jahrhundert hat die Kirche einen Umbau und eine recht erhebliche Erweiterung erfahren. In den Meinungsstreit über die ursprüngliche Gestalt, die wohl noch einer genaueren Untersuchung bedarf, möchte ich Sie hier nicht einführen. In den Jahren 1877 bis 1884 wurde dann die Kirche gründlich und sachkundig erneuert. Aber diese Erneuerung dürfte weniger als eine Restauration der ursprünglichen Gestalt, als vielmehr als eine Annäherung an das aufzufassen sein, was wir sonst über die Gestalt der frühgotischen Kirchen wissen. Jedenfalls vermögen wir an ihr auch in dieser Gestalt das geschilderte Wesen der Gotik zu veranschaulichen.*)

Im Grundriß zeigt die Kirche, die dem Patron der Fischer und Seefahrer, dem heiligen Nicolaus gewidmet ist, die vorher erwähnte durchgehende Travee

*) Vgl. Haupt: Die Bau- und Kunstdenkmäler 2c. S. 550. Dieses außerordentlich fleißige Werk wird die Grundlage für alle weiteren Forschungen bilden. Es wird freilich manches zu verbessern sein. Denn die Aufgabe wäre in der kurzen Zeit kaum von einem fachmännisch durchgebildeten Kunsthistoriker gelöst worden. Es ist zu bedauern, daß der Ausdruck für den Laien wie für den Fachmann gleich schwer verständlich ist.

des gotischen Systems in 3 Jochen. — Der Turm stand ursprünglich vor der Kirche, bis 1513 die beiden Seitenkapellen angebaut wurden. — Das Querschiff fehlt; das Chorhaus besteht aus zwei Gewölbejochen und ist aus fünf Seiten des Achtecks geschlossen Die Kirche ist im Aufriß eine Hallenkirche, d. h. die Seitenschiffe sind ebenso hoch wie das Hauptschiff — eine Eigentümlichkeit, die schon seit der Elisabethkirche in Marburg, dem hervorragendsten Denkmal der Frühgotik in Deutschland, bei uns Deutschen besonders bevorzugt ist — man sagt, weil der demokratische Zug, der im Deutschen liegt, das Hervorragen eines Einzelteiles nicht dulde. — Der Professorenchor wurde 1651/52 im Süden angebaut. Die spitzbogigen Gewölbe im Innern erscheinen etwas zu gedrückt, zu flach, die 8seitigen, über Eck gestellten Pfeiler wirken mit ihren wenig vorspringenden Diensten, deren Fortsetzung die Gewölberippen sind, etwas matt im Vergleich zu den rheinischen kraftvollen Bauten. Das Strebesystem stellt sich jetzt nur als einfache Strebepfeiler dar. — Aber trotzdem vermag man auch in dieser Kirche den vorher geschilderten, erhebenden Eindruck, den die Gotik macht, nachzuempfinden; und es lohnt auch ein Gang über die mit gangbarem Holzgerüst überzogenen Gewölbekappen, um sich eine Vorstellung von der Kühnheit gotischer Wölbungen zu machen.

So haben wir denn, hochverehrte Versammlung, gesehen, daß auch unsere Lande einen lebhaften Anteil an der baukünstlerischen Bewegung des Mittelalters genommen haben.

Der übliche Spottvers: Holsatia non cantat, d. h. Holstein ist den Musen abhold, kann demnach nicht zu recht bestehen. Auch in den übrigen Künsten sehen wir Schleswig-Holstein regsam. Daß das Land auf dem Gebiete des Kunstgewerbes dem übrigen Deutschland ebenbürtig zur Seite tritt, sehen Sie im Thaulow-Museum. In der Malerei ging im Anfange unseres Jahrhunderts eine eigenartige Anregung von dem Schleswiger Carstens aus. Ist dieser Einfluß auch namentlich für die Farbentechnik ein verhängnisvoller zu nennen, so ist doch nicht zu leugnen, daß sein Streben, die Kunst mit einem ernsten, würdigen Gedankengehalt zu erfüllen, damals wohlthuend war und auf die Entwickelung des großen Plastikers des Nordens, auf Bertel Thorwaldsen, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. In der jüngsten Zeit sehen wir eine strebsame und begabte Künstlerschaft Schleswig-Holsteins an den neuesten Bewegungen lebhaften Anteil nehmen. Namen wie Brütt, Magnussen, Kallmorgen, Olde, um nur ein paar herauszugreifen, sind in der ganzen Kunstwelt geachtet. Der Sinn für die bildende Kunst fehlt diesem Lande durchaus nicht. Er muß nur lebhafter angeregt werden, als bisher geschehen ist.

Sammelt volkstümliche Jugend- und Volksspiele! Der Pflege des Jugendspieles bringt man gegenwärtig ein lebhaftes Interesse entgegen; durch Wettspiele und durch Ausbildungskurse für Spielleiter sucht man für die Neubelebung des Jugendspieles zu wirken. Mit Recht; hat doch unsere städtische Jugend, weil auch sie schon mit erwerben muß und weil es an den geeigneten Spielplätzen fehlt, das Spielen verlernt. Anders die Kinder auf dem Lande. Sie üben und pflegen noch manches alte volkstümliche Spiel. Diese klar und anschaulich zu beschreiben und dann durch Veröffentlichung weiter bekannt zu machen, dient der Wiederbelebung der Spiellust und der Kunde unsers Volkstums. Im Interesse des letzteren ist besonders auf die zu manchen Spielen gehörenden scheinbar sinnlosen Reimereien und Gebräuche zu achten; sie sind Erzeugnisse des Volksgeistes und oft wertvolle Beispiele der Volkssprache. Mit dem Sammeln ist aber auch der Neubelebung des Jugendspieles ein Dienst erwiesen, da das, was volkstümlich war, es am ersten wieder wird. Freunde volkstümlicher Spiele weise ich hin auf Professor Handelmanns Schrift über volkstümliche Volks- und Jugendspiele. Kiel, Ernst Homann. — und unseres Mitgliedes Frahm in Poppenbüttel Aufforderung. Rendsburger Vortrag. Dannmeier.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 9 u. 10. Sept.–Okt. 1895.

Schleswig-Holstein.

Rede, gehalten in Kiel am 31. März 1895 bei der Feier des 80. Geburtstages des Fürsten Bismarck von **H. Mau.**

Meine Damen und Herren! Das deutsche Reich, das lange ersehnte und schwer errungene ist jetzt unser. Wir singen jetzt nicht mehr: „Sein Vaterland muß größer sein." Was wir haben, ist uns genug. Wir ziehen jetzt die Kreise enger und ich lenke Ihre Gedanken auf Schleswig-Holstein, unser Heimatland. Mit der Gründung des Reiches sind die Schranken gefallen, welche früher die deutschen Länder und Stämme trennten, die Verfassung des Reiches umfaßt die deutschen Lande, die feste Ordnung des vergrößerten Preußens die verschiedenartigsten Gebiete Deutschlands. Je mehr nun durch die gemeinsamen Ordnungen, durch das Fallen der Schranken und durch die rasche Zunahme des Verkehrs die Deutschen durcheinander geworfen und von dem Lande getrennt werden, dem sie entstammen, um so nötiger ist es, das Heimatgefühl festzuhalten und zu pflegen, welches jeden von uns innerlich an die Scholle bindet, auf welcher seine Wiege stand.

Es besteht aber zwischen der Liebe zum Vaterlande und der Liebe zur Heimat kein Gegensatz, ebensowenig wie die Vaterlandsliebe der allgemeinen Menschenliebe widerspricht. Gewiß, ich bin ein Mensch, aber ein deutscher Mensch, ich bin ein Deutscher, aber ein schleswig-holsteinischer Deutscher, als Deutscher bin ich Mensch, als Schleswig-Holsteiner bin ich Deutscher. Wir sind uns dessen ohne alle Überhebung bewußt. Was wir von uns sagen, sagen auch die übrigen Stämme Deutschlands mit Recht von sich. Freudig erkennen wir jede Eigenart an, auch wenn sie von der unseren so verschieden ist, wie die süddeutsche Art von der norddeutschen. Sie sollen bleiben wie sie sind, die Hannoveraner, Pommern, Hessen, Sachsen, Bayern und Schwaben und alle deutschen Stämme, sie sollen sich der Eigenart ihres Stammes freuen, wenn sie dabei nur gute Deutsche sind. Das ist der berechtigte Stammes- und Heimatspartikularismus, weit entfernt von jenem politischen Sondergeiste, welcher der politischen Neugestaltung Deutschlands grollend gegenübersteht, weil sie anders sich vollzogen hat, als man es sich gedacht.

In der Geschichte unserer Heimat ist es begründet, daß unsere Liebe zu ihr ein besonderes Gepräge trägt. Erst in langem und hartem Kampfe haben wir Schleswig-Holsteiner den Wert deutscher Art, deutscher Sprache und eines deutschen Vaterlandes kennen gelernt. Schon frühe streckte Dänemark seine begehrliche Hand nach Schleswig aus und in Jahrhunderte langem Ringen erkämpften die holsteinischen Grafen aus dem Hause Schauenburg die Verbindung und die Selbständigkeit Schleswigs und Holsteins. Als dann beides schwer errungen war, sank, durch ein finsteres Geschick verfolgt, das Schauenburger Grafenhaus dahin und wunderbar genug, dieselben schleswig-holsteinischen Ritter, deren Vorfahren an der Seite der Schauenburger mit wehrhafter Hand für Holsteins Recht auf Schleswig gekämpft hatten, wählten jetzt im Jahre 1460 den dänischen König zu ihrem Herzog und „begaben sich," wie ein Zeitgenosse klagt, „ohne eines Schwertes Streich unter die Herrschaft des Königs von Dänemark." 400 Jahre dauerte die unheilvolle Verbindung und die Gerechtigkeit fordert es, einzugestehen, daß sie bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unserer Heimat nicht geschadet hat, auch von unseren Vorfahren nicht als eine Last und Fremdherrschaft empfunden worden ist. Das wurde anders in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Zwei Dinge trafen dabei zusammen, das Erwachen des Nationalgefühles in allen Völkern unter dem Drucke und der Bekämpfung des blutigen Imperators und die Aussicht auf eine mit dem Aussterben des dänisch-oldenburgischen Königshauses gegebene Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark. In Deutschland erwachte in und nach den Freiheitskriegen das Bewußtsein deutscher Volksart zu einer Stärke, welche die Verbindung eines deutschen Volksstammes mit einem fremden Volke als eine Wunde am eignen Leibe empfand, und dasselbe Nationalgefühl, in Dänemark erwachend, empfand die Möglichkeit, eine reiche Provinz zu verlieren, als eine drohende Gefahr. Die Versuche, dieser Gefahr zu begegnen, führten zu der schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848/51 und auf diese folgte eine Zeit ungerechter Bedrückung und schmerzlichen Kampfes. Das war die Zeit, in welcher die blau-weiß-roten Farben und das Schleswig-Holstein-Lied, ja der Name Schleswig-Holstein verboten waren, in welcher man die deutsche Sprache in Schleswig unterdrückte und in uns das Gefühl wieder erwachte, in welchem Th. Körner einst gesungen hatte und in welchem ein Primaner in das Album der Kieler Prima die Worte schrieb:

Auf uns mit dem Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache wird geschändet,
Unsre Tempel stürzen ein,
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein.

In jenen Jahren haben wir auch durch Erfahrung gelernt, was es heißt, wenn ein Volk von einem anderen unterdrückt wird und nicht seiner Eigenart, seiner Sprache und Sitte leben kann. Die damals jung gewesen sind, erinnern sich,

wie wir den Zorn über die Fremdherrschaft, die Sehnsucht nach Befreiung in uns nährten, wie wir verborgen die blau-weiß-roten Farben trugen und bei verschlossenen Thüren Schleswig-Holstein sangen.

Da starb am 15. November 1863 Friedrich VII., König von Dänemark, der letzte aus dem in Schleswig-Holstein allein erbberechtigten Mannesstamme des oldenburgischen Fürstenhauses. Mit seinem Tode zerriß das Band, welches 400 Jahre hindurch Schleswig-Holstein an Dänemark gekettet hatte, und durch das Land erscholl nunmehr der einmütige Ruf: „Los von Dänemark". Unvergeßlich ist allen, die ihn erlebten, jener Wintermorgen des Jahres 1863, an welchem die sächsischen und hannoverschen Bundestruppen in Kiel einzogen und an welchem hinter den abziehenden Dänen die Türme und Häuser der Stadt mit den im Verborgenen vorbereiteten schwarz-rot-goldenen und blau-weiß-roten Fahnen sich schmückten, jene Stunden, in denen das Gefühl der Befreiung mit unwiderstehlicher, begeisternder Gewalt über uns kam und mit ihm die Gewißheit: Wir sind für immer los von Dänemark.

Noch kamen aber Jahre ernster Kämpfe, banger Zweifel und für manche tapfere Patrioten Tage schmerzlicher Enttäuschung. Wurde auch jene Zeit von 1863 bis 1866 getragen von dem erhebenden Gefühl der vollendeten Befreiung, so wurde die Freude daran doch getrübt durch die Kämpfe, welche sich über die Frage erhoben, was aus Schleswig-Holstein werden solle, ein selbständiges Herzogtum, oder eine preußische Provinz. Damals griff zum ersten Male der Ministerpräsident von Bismarck in die Geschicke unserer Heimat ein und zwar in einer Weise, welche der überwiegenden Mehrheit unseres Volkes unbegreiflich und schmerzlich war. Manchem wackeren Patrioten hat die endliche Lösung bittere Schmerzen bereitet. Heute stehen wir ein Menschenalter hinter jenen bewegten Tagen, welche jetzt der Geschichte angehören, und heute erkennen wir wohl, daß solche Ereignisse nicht Ergebnis der Willkür einzelner Menschen, sondern einer höheren Fügung sind. Jetzt dürfen wir auch sagen, daß es nicht besser hätte kommen können, als es gekommen ist, und daß mit dem Anschluß Schleswig-Holsteins an Preußen und dadurch an das deutsche Reich ein Jahrhunderte langer geschichtlicher Prozeß zum Abschluß und damit unsere Heimat aus bewegter Vergangenheit endlich dauernd zur Ruhe gekommen ist.

Wenn denn auch Schleswig-Holstein nur ein Glied des großen geeinten Vaterlandes ist, wir halten sie hoch in ihrer geschichtlich gewordenen Eigenart, unsere alte Heimat, einst Deutschlands Schmerzenskind, jetzt seine nach Norden gerichtete Stirn. Wir lieben unser großes deutsches Vaterland. Gern steigen wir empor zu den Felsen des Hochgebirges und grüßen unsere süddeutschen Volksgenossen. Wenn wir dann aber von den mitteldeutschen Waldgebirgen wieder hinabsteigen in die norddeutsche Ebene und die breite Mundart des Sachsenstammes unser Ohr berührt, dann klingt auch in unserer Seele eine verwandte Saite an, und wenn wir zur Meeresküste kommen, wo die Nordsee die Düne bespült, oder wo aus grünem Waldessaum die blaue Ostsee uns grüßt, da rufen

wir ihm zu: „Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer, sei mir gegrüßt zehntausendmal aus jauchzendem Herzen!"

Möge denn der Verstand der Staatsmänner und Gesetzgeber auf neue Formen sinnen und neue Wege für den Geist und die Bewegungen unserer Tage suchen, mit unserem Herzen halten wir unser Heimatland fest und warm strömt alles Blut zu unserem Herzen, wenn wir sein gedenken.

Sie verstehen jetzt, was ich meine, wenn ich Sie bitte, mit mir einzustimmen in den Ruf: Schleswig-Holstein, unsere Heimat, lebe hoch!

Eutin vor 100 Jahren.

Vortrag von Herrn Pastor **Aye** in Eutin, gehalten auf der fünften General-Versammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde u. s. w. in Eutin am 5. Juni d. J.

Wenn ich mich anheischig gemacht habe, sehr geehrte Anwesende, Ihnen, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, einen Vortrag zu halten über „Eutin vor 100 Jahren," so ist meines Erachtens keine Stelle passender, als Ausgangspunkt meiner weiteren Ausführungen zu dienen, als gerade das Haus und die Stätte, an der wir uns an diesem Morgen befinden. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine That dem Enkel wieder." Dieses Ihnen allen wohlbekannte Dichterwort paßt auch auf das Voßhaus in Eutin, das alte Rektorhaus vordem, das nun seit 10 Jahren umgewandelt in einen „Janustempel," wie kürzlich eine in unserer hiesigen Zeitung befindliche Notiz sich ausdrückte, seine gastlichen Pforten jederzeit geöffnet hält für tausende und abertausende von Fremden, die aus der dumpfen Arbeitsstube, aus den staubigen Straßen der Großstadt mit ihrem geräuschvollen und sinnverwirrenden Treiben hinausflüchten in Gottes freie und schöne Natur. „Nah dem Thor im Lindenschatten winkt uns dort am Bug der Gasse still zu stehen ein ander Haus: bescheid'nen Ausseh'ns, aber gern von mir gegrüßt: das Haus, in dessen seebespültem Garten einst am Sommerabend voll idyllischer Heiterkeit, aus ird'ner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte," so sang einst Geibel, der Dichter unserer Nachbarstadt Lübeck, als er auf einer Wanderfahrt durch Eutin hier draußen vor dem nunmehr längst niedergelegten Sackthor an der Biegung in die Kielerstraße hinein das alte Rektorhaus begrüßte und sich im Geist in jene längst entschwundenen Zeiten versetzte, da noch der alte Rektor Voß den vielen fremden Besuchern von nah und fern, unter denen sich auch der Vater des Dichters befand, hier in diesen Räumen ein herzliches Willkomm entgegenrief, da gerade um diesen Mann sich ein Kreis hervorragender Geister sammelte, der den Namen der Stadt Eutin als „des kleinen nordischen Weimars" weit in die deutschen Lande hinaustrug. Nicht von Anfang an freilich war dieses vor dem Thor gelegene Haus zur Rektorwohnung bestimmt gewesen. Die ursprüngliche Wohnung des Rektors lag am Kirchhof in der Nähe der Stadtkirche, an der Stelle des Pastorats, und zugleich in der unmittelbarsten Nähe des damaligen

Schulgebäudes an der Ecke der Schloß- und Wasserstraße. Es war vielmehr dieses Haus zunächst im Besitz eines Mannes gewesen, dessen Lebensgeschicke mit dem des Rektors Voß in wunderbarster und wechselvollster Weise verflochten gewesen sind. Es war Friedrich Leopold, Graf von Stolberg, „das Cheruskerblut", der einst in den Tagen des Göttinger Hainbundes mit dem Sohn des Freigelassenen aus Mecklenburg einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, der im ersten wallenden Hochgefühl jugendlicher Begeisterung sich um die Herzen geschlungen hatte und auch später noch unzerreißbar schien. Schon oft hatte Stolberg seit jenen Tagen auf längere oder kürzere Zeit hier in Eutin geweilt. Es war bereits im Sommer des Jahres 1776 gewesen, als er zum ersten Mal an dem hiesigen Hoflager erschien, ein jugendlicher Mann in der aufsteigenden Periode der zwanziger Jahre, dessen ungezwungenes und sicheres Auftreten die vornehme Abkunft, dessen Äußeres, das freiwallende Haar, das belebte Auge, der beredte Mund den begeisterten Schwärmer verrieten. Herzog Friedrich August, der damals als der neunte aus dem Hause Holstein-Gottorp auf dem seit Anfang des Jahrhunderts neuerbauten Schloß dort drüben am See residierte, nahm ihn aufs wohlwollendste auf und wurde von seiner Persönlichkeit bald derartig gewonnen, daß er ihm den Eintritt in seinen Staatsdienst antrug und zwar das Amt eines Gesandten am königlich dänischen Hofe mit dem Titel „Oberschenk." Die Verbindung Stolbergs mit dem hiesigen fürstbischöflichen Hofe wurde aber noch fester geschlossen, als er nach Beendigung seiner Kopenhagener Mission als „wirklich dienstleistender Oberschenk" nach Eutin zurückkehrte. Er lernte hier das „liebreizende, unschuldsvolle und anmutige," kaum 19 jährige Hoffräulein Henriette Eleonore Agnes von Witzleben kennen, die auf das feurige Dichterherz einen tiefen Eindruck machte. Die Verlobung folgte bald darauf, und im November 1781 die endgültige Übersiedelung nach Eutin. Selber glücklich im Besitz einer angebeteten Braut und einer ihm zusagenden Stellung konnte und mußte er nun auch an das Glück Anderer denken und seine vielvermögende Stellung dazu benutzen, seinen Freund aus der Göttinger Zeit, Johann Heinrich Voß nach Eutin zu ziehen. Er machte deshalb den allmächtigen Minister Grafen Holmer auf den nicht mehr ganz unbekannten Dichter und Philologen aufmerksam, der im Lande Hadeln als Rektor an der Otterndorfer Schule einsame Tage verlebte und mißmutig über das faule Wasser, den Seenebel und das Fieber schon oft aus seinem Marschwinkel sich nach heiteren Himmeln zurückgesehnt hatte. Wie konnte er auch widerstehen, als Stolberg lockend schrieb: „O bester, bester Voß, kommen Sie her ins Land schöner Natur, her zu Ihrem Stolberg!" Freudig wurde der Antrag angenommen, und „wie verjüngt sang Voß das Brautfest, im Vorgefühl der Seligkeit, mit Stolberg und seiner Agnes ein geistigeres Leben in Eutins fruchtwallendem Seethale zu zu beginnen." Am 11. Juni 1782 wurde auf dem fürstbischöflichen Schlosse zu Eutin die feierliche Trauung zwischen Friedrich Leopold Stolberg und Agnes von Witzleben vollzogen, und auf der dann folgenden Hochzeitsreise trafen Stolberg und Voß zum erstenmal nach der Sturm- und Drangperiode der Göttinger

Studentenjahre in Hamburg wieder zusammen. Voß war auf der Durchreise nach Eutin begriffen und sah sich infolge eines erneuten Fieberanfalls seiner Frau genötigt, hier in Hamburg einen unfreiwilligen Aufenthalt zu nehmen. Schon bei diesem flüchtigen Zusammentreffen bezauberte Agnes Stolberg die Herzen aller durch ihre natürliche Anmut. Vorläufig aber trennten sich die beiden Paare, und während die beiden Neuvermählten ihre Hochzeitsreise nach dem neugewonnenen Oldenburg fortsetzten, fuhr Voß nebst seiner Gattin und seinen 3 Söhnen durch hügelige Kornfelder dem neuen Bestimmungsort zu, woselbst er am Nachmittage des 21. Juli 1782 eintraf und zunächst in der Wasserstraße Wohnung nahm. Im Herbst kehrte auch Stolberg nach Eutin zurück und bezog mit seiner Agnes das hier an dieser Stelle gelegene Haus, das er höchst wahrscheinlich von der Familie v. Wedderkop durch Kauf gewonnen hatte. Von hier aus schreibt er auch am 23. Oktober in einem Brief an Halem in Oldenburg: „Es ist mir eine sehr große Freude, den edlen Voß hier zu haben und täglich das Band der Freundschaft fester zu knüpfen, welches mich vor 10 Jahren mit ihm und Hölty, Hahn und Miller vereinigte.“ Freilich war Stolberg nur monatelang während des Sommers in Eutin, weil der Hof schon damals längere Zeit in Oldenburg zubrachte. Aber während der Zeit des Eutiner Aufenthalts entspann sich dann ein um so ausgedehnterer und innigerer Verkehr zwischen den beiden einstigen Jugendfreunden, beschützt und geleitet von ihren beiderseitigen Frauen, der kindlich heitern Agnes und der um 11 Jahre älteren, mütterlich sorgenden Ernestine, einer geborenen Boje aus Meldorf. Wie oft gedachte Voß noch später jener „Agnestage“, wie er sie zu nennen beliebte, wenn die Frauen gemeinschaftlich Schulzesche Lieder sangen, und er sie am Klavier begleitete, während Stolberg horchend zur Seite saß, jener Tage, da ein Pfannkuchen mit Lauch noch etwas bedeutete, und neben Scherzen ein Schwank sich ausnahm, wie wenn die beiden Homeriker sich aus Rotwein, Honig, Mehl und geriebenem Käse den Heldentrank, den Kykeion, mischten, da der häusliche Einklang noch so groß und traulich war, daß der gestrenge Voß, über den Agnes alles vermochte und den sie immer nur Vossi nannte, den kleinen Ernst Stolberg abends in den Schlaf trug und sang. Verschiedene Umstände freilich, nicht zum wenigsten die Wohnungsnot, die Fieberkrankheit seiner Frau und der Tod seines Erstgebornen, des Patenkindes Stolbergs, den er auf dem neuangelegten Kirchhof drüben auf dem Hügel am kleinen See betten mußte, ließen Voß seines neuen Aufenthalts zuerst nicht recht froh werden. Erst zwei Jahre nach seinem Eintreffen wurde das freundliche Haus hier am See bezogen, nachdem Voß inzwischen in dem an der Stelle des jetzigen Palais gelegenen neugebauten Rathhaus vorübergehend Wohnung gefunden hatte. Stolberg wohnte später, nachdem er dieses Haus verkauft hatte, während der wenigen Monate seines hiesigen Sommeraufenthalts an der Ecke vom Marktplatz und der jetzigen Peterstraße, früher „Zeegenhörn“ genannt, also an der Stelle des jetzigen Schöningschen Hauses.

Hier in diesem Haus und Garten am schimmernden See mit seinem Aus-

blick auf die Fasaneninsel und ringsumher die waldumkränzten Höhenzüge hat Voß 18 Jahre lang gelebt und gewirkt. Und als er im Jahre 1817 noch einmal drunten am Seegestade stand und den wehmütigen Blick über den schimmernden Wasserspiegel gleiten ließ, da konnte er sich des Ausrufs nicht enthalten, daß ihm nie, auch wenn er von der Höhe der Heidelberger Ruine in die paradiesische Schönheit des Neckarthales blicke, Gottes herrliche Welt so warm ums Herz gegangen sei als in dem ostholsteinischen Hügelland! Bald war auch der neue Rektor so eingesponnen in seinem Stillleben, daß er allen Lockungen nach auswärts zu gunsten seines Eutins widerstand. Allerdings hat er den äußeren Glanz der Schule nicht gehoben, und eigentlich populär ist er in unserer Stadt nie gewesen. Er gestand es selber in vertrauten Briefen, daß sein Herz an der Mühseligkeit der pädagogischen Arbeit nie gehangen habe, wenn ihm auch der Mangel einer Pflichterfüllung nie zum Vorwurf gemacht werden konnte. Regelmäßig auf den Schlag der Glocke sahen die Eutiner den langen, hageren Mann über die Straße eilen, mit dem dreieckigen, niedrigen Hut, das spanische Rohr mit silbernem Knopf in der Hand, mit dem festzugeknöpften blauen Oberrock, den er sein Lebelang in stets unverändertem Schnitt trug, als wollte er schon äußerlich die Unwandelbarkeit seines Charakters und die Korrektheit seiner Gesinnung an den Tag legen. Ein ganz anderer aber war er, wenn er zu Hause sich in den Schlafrock werfen, im Garten weilen oder auf seiner Studierstube mit den geliebten Griechen vertrauliche Zwiegespräche führen konnte. Der weitere Umgangskreis in der Stadt blieb zunächst bescheiden. Es waren der nächste Nachbar, der greise Dr. Heinze, ein pensionierter Leibmedikus, die Familie des Superintendenten Wolff, des Hofapothekers Kindt und des Kantors Weiße, des späteren Pastors in Malente, des „Pfarrers von Grünau." Vereinzelte Beziehungen hatte Voß außerdem zu seinem nächsten Vorgesetzten, dem Hofprediger Uckert, dem Vater des bekannten Geographen und Historikers. Auch der alte Bardengenosse Gerstenberg, der Dichter des Schauerdramas „Ugolino," zog von Lübeck nach Eutin. Ein sehr erfreulicher Besuch war der des Kapellmeisters Schulz, der auf der Durchreise von Rheinsberg nach Kopenhagen sich befand, wohin ihm Stolberg eine gute Stellung ausgewirkt hatte. Er war bekannt als Komponist der Voßschen Lieder. Ein herzliches Einvernehmen verband die beiden Männer. In schwer umdüsterter Stimmung war Schulz nach hier gekommen. Wenige Monate vorher hatte der Tod ihm eine geliebte Gattin und die Kinder geraubt, in deren Besitz er eine „Fülle irdischer Glückseligkeit" gefunden hatte. Erst allmählig löste die Herzlichkeit des Voßschen Hauses und der Eindruck einer im reichsten Sommerglanz prangenden Gegend den tiefen Schmerz in mildere Wehmut, und wenn er abends das „zwischen dem schöngebohnten Nußbaumschranke und dem Fenster stehende Klavier" öffnete und auf den Schwingen der Töne sich losringend vom Erdendruck in gehobener Stimmung heitere Laute anzuschlagen begann, dann waren es unvergeßliche Stunden, deren Erinnerung noch lange fortlebte in dem alten Rektorhaus. Später trat dem Freundeskreis der vielseitig gebildete und von

Voß als tiefer Denker hochverehrte Hofrat Dr. Hellwag bei, der mit der leider so früh verstorbenen Gemahlin des späteren Herzogs Peter Friedrich Ludwig aus Württemberg nach Eutin gekommen war und sich hier mit der Schwester des Dichters von Halem verheiratete. Weiter kamen die Besuche alter und neuer Freunde aus der Nähe und aus der Ferne, u. a. des Bundesbruders Cramer, damals Kanzler an der Kieler Universität, des Syndikus Overbeck aus Lübeck, des Wandsbecker Boten Matthias Claudius und vor allem Klopstocks, der mehrere Male in dem Voßschen Hause weilte. Es war noch der Zauber der Romantik, der sich wob um die einträchtig unternommenen Ausflüge in die Umgebung des Städtchens mit der Poesie der waldumkränzten Höhen und Seen, hinaus nach dem Ugleisee, über dessen dunkelm Wasserspiegel der Zauber der Waldeinsamkeit schwebte, damals schon in anspruchslosen und herzlichen Versen von dem Dichter Overbeck besungen, hinaus weiter nach dem romantisch belegenen Gremsmühlen, nach dem freundlichen Kirchdorf Malente, das Voß besonders an das Herz gewachsen war, sodaß er später den Schauplatz seiner „Louise" hierher verlegte. Wie oft mögen diese und andere Stätten Zeugen gewesen sein manch vertraulichen und vertrauenden Zwiegesprächs, dem edle Entschlüsse zum Wohle der Menschheit und fruchtreiche Keime auf dem Felde des Gedankenaustausches entsprangen, da nach frohverlebten Stunden der sinkende, dämmernde Abend manchem herzigen und begeisterten Liede lauschte, das der Freundschaft, dem Vaterland oder der Verherrlichung des Ortes galt, an dem die Herzen aufs neue weit und offen geworden waren für alles Hohe und Heilige, was die Menschenbrust erhebt! Die nachgelassenen Schriften, besonders auch der ausgedehnte, später gesammelte und uns überlieferte Briefwechsel geben Aufschluß über den herzinnigen Ton und das ideal gerichtete Streben, das in jener Glanzperiode unserer deutschen Litteratur auch die hiesige geistig angeregte Gesellschaft beherrschte! Der Eutinische Gesellschaftskreis war zu einer solchen Höhe und Vielseitigkeit gelangt, daß von einer gegenseitigen Durchdringung und Fortentwicklung seiner Kräfte die hervorragendsten Leistungen und eine wohlthätige Einwirkung auf Staat und Kirche, Lehre und Kunst, Sitte und Gesellschaft erwartet werden konnte! —

Leider mehrten sich die Verstimmungen zwischen Stolberg und Voß. Folgte auch im Anfang auf Auseinandersetzungen, die nicht ausbleiben konnten, wenn der gefeierte und verwöhnte Dilettant seine sentimentalen Ergüsse der Kritik des pedantischen Schulmannes unterbreitete, die Versöhnung unter der besänftigenden Einwirkung des guten Genius Agnes, „der Friedensengel" genannt, gelangte ihnen selber im Eifer für die gemeinsamen litterarischen Interessen während der kurzen Monate ihres jeweiligen Zusammenseins die innerste Dissonanz ihres Wesens noch nicht zum klaren Bewußtsein, so mußte doch allmählig die Kluft aufgedeckt werden, die im Grunde Beide nach ihrer natürlichen Veranlagung und ihrer späteren äußeren und inneren Entwickelung trennte. Es entspann sich zwischen dem 1786 als Landdrost nach Neuenburg versetzten Stolberg und Voß in Sachen Lavaters ein gereizter Briefwechsel, in welchem zum ersten

Mal der schrille Mißklang ertönte, der an dem Heiligsten der Seele rührt, jenem umfriedeten Besitz der Persönlichkeit, in dem sie die Ideale ihres religiösen Empfindens erzeugt. Die gewechselten Briefe werden heftiger und rauher. Angstvoll klingt in den erregten Streit der Männer der Hülferuf der Gräfin Agnes an Ernestine hinein. Voß dachte schon an Trennung, aber Stolberg, die weichere und nachgiebigere Natur, lenkte ein und meinte, eine solche Freundschaft lasse sich nicht ausziehen wie ein altes Kleid. Die Kluft aber war aufgedeckt, welche diejenigen, die sich noch immer für Freunde hielten, in der innersten Lebensüberzeugung schied! Wie konnte auch von einer tieferen Geistesverwandtschaft die Rede sein zwischen dem im Rationalismus erzogenen, praktisch nüchternen Voß, dem die Religion Pflicht und die Pflicht Religion war, und andererseits dem in einem fromm gläubigen Haus groß gewordenen, mystisch veranlagten Stolberg? Freilich leuchtete noch einmal ein Sonnenstrahl der alten Zuneigung auf, als der gute Engel Beider, die holdselige Agnes nach kurzer Krankheit am 15. November 1788 entschlief, und der gemeinsame Schmerz die Getrennten wieder auf das engste verband. Siech an Leib und Seele stieg Stolberg im folgenden Frühjahr hier bei Voß in dem Hause ab, in das er vor sieben Jahren die Frühvollendete als Gattin heimgeführt hatte. Tausend Erinnerungen bräutlichen und ehelichen Glücks rief dieser Ort in ihm wach. Voß weinte „Jonathansthränen“ mit dem verwitweten Freund und widmete der Verewigten ein Gedicht, in dem er sang:

„Sie hieß die Freundin Agnes hier,
Dort heißt sie anders nun,
Ach, sanft und ruhig sprachen wir!
Man pflegt auf ein Gespräch mit ihr
Wie selig schon zu ruh'n!“ —

Dann trennte das wechselnde Geschick die einstigen Jugendgenossen auf mehrere Jahre, bis Stolberg Ende Januar 1792 zum dauernden Aufenthalt wieder mit seiner „Agnesherde“ in Eutin erschien, nachdem er auf Wunsch seines alten Gönners, des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, die hier erledigte Stelle eines Regierungs- und Kammerpräsidenten angenommen hatte. Unterstützt durch die reicheren Mittel seiner an größeren Aufwand gewöhnten zweiten Frau, der Gräfin Sophie Redern, erbaute Stolberg sich jetzt ein stattliches, noch heute durch eine Gedenktafel geziertes Haus in der damaligen Papen-, späteren Hinter-, jetzigen Stolbergstraße. Pferde, Equipagen, Dienerschaft gaben dem Auftreten des neuen Präsidenten den äußeren Schein seiner hohen Stellung. Voß hatte mit einiger Beklemmung der Ankunft Stolbergs entgegengesehen. Der früher so trauliche Verkehr zwischen dem Rektorhaus und dem Haus des Regierungspräsidenten nahm mit dem Erscheinen der vornehmen Gräfin von selbst ein Ende, und der empfindliche und leicht gereizte Voß glaubte in Stolberg oft den auffahrenden Vorgesetzten zu fühlen. Zu den religiösen Meinungsverschiedenheiten kamen in jener durch die französische Revolution aufgeregten Zeit auch politische Fragen. Es konnte nicht fehlen, daß der Verkehr beider Männer durch Span-

nungen allerlei Art unterbrochen wurde, so oft das Gespräch das religiöse oder das politische Gebiet streifte. Auch auf dem letzteren Gebiet waren der Sohn des Freigelassenen aus Mecklenburg, der Adelshasser und auf der anderen Seite der Mann, der einem der ältesten Grafengeschlechter entsprossen war, „das Cheruskerblut," im Grunde gar verschiedener Ansicht. Bald war heiterer Sonnenschein, bald wieder dunkles Gewölk. Stolberg namentlich, der menschlich Liebenswürdigere der Beiden, konnte, so oft er vom Eifer des Gesprächs hingerissen in dem kaltverstummenden Voß das Gefühl der Kränkung aufsteigen sah, nie scheiden, ohne durch ein besänftigendes Abschiedswort seine versöhnliche Stimmung zu bekunden. Als Ernestinens jüngerer Bruder Rudolf Boje aus Meldorf, der getreue Kollege des Rektors, an einer langwierigen Krankheit darniederlag, die ihm den Tod brachte, hat Stolberg fast keinen Tag vorübergehen lassen, ohne tröstend und teilnehmend in dem Voßschen Hause und an dem Krankenbett zu erscheinen. —

Mit dem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts wird es in unserm Städtchen immer lebendiger. Geistesverwandte Männer und Frauen kommen von allen Seiten zum kurzen Besuch oder zum dauernden Aufenthalt nach der kleinen Stadt unter den Hügeln am See. Der Herzog Peter Friedrich Ludwig suchte durch Gründung einer musikalischen Kapelle, deren Aufführungen unter der Leitung des Vaters von Carl Maria von Weber in der damaligen Orangerie in dem neuangelegten Schloßgarten stattfanden, ferner durch Berufung des talentvollen Landschaftsmalers Ludwig Philipp Strack aus dem Hessischen und später durch die des genialen Johann Heinrich Wilhelm Tischbein den allgemeinen Kunstsinn zu fördern. Auch theatralische Vorstellungen fanden auf dem hiesigen Schlosse statt. Außer den bereits genannten Männern erschienen hier Ludwig Nicolovius, den Stolberg durch das Amt eines Sekretärs und Assessors bei der fürstbischöflichen Kammer dauernd an Eutin fesselte. Kurz vorher hatte Nicolovius längere Zeit in Pempelfort bei Jacobi verweilt, wo auch Goethes Schwager Schlosser und dessen Tochter Louise anwesend waren. Eine tiefe Herzensneigung erwachte zwischen den jungen Reisenden, und nachdem mit dem Eutiner Amt das gute Fundament einer gesicherten Stellung erlangt war, konnte er am Geburtstage der Großmutter, der 63jährigen Frau Rat Goethe, seine Lulu als glückliche Frau in das neue Heimwesen, in dem unteren Teile der Lübeckerstraße belegen, heimführen. Ein anderer Vielgenannter siedelte 1797 nach hier über. Es war Friedrich Heinrich Jacobi, der jüngere Bruder des bekannten Dichters aus der Runde des Vaters Gleim in Halberstadt. Er setzte hier in Eutin sein patriarchalisches Genußleben fort und machte mit wahrer Passion auf die ab- und zugehenden Fremden Jagd, welche die Theeabende in seiner neben dem Stolbergschen Hause belegenen Wohnung ausfüllten. Da er sich stets wohlwollend, gutmütig und versöhnlich erwies, ihm dabei nicht nur ein Reichtum von Kenntnis und Erfahrung, sondern auch erprobte Vielseitigkeit im geselligen Verkehr und das Mittel zu einer äußerlich behaglichen, ihm selbst und anderen erfreulichen Existenz zu Gebote stand, so konnte es nicht fehlen,

daß er auch in Eutin der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Kreises strebsamer Jünglinge und geisterfüllter Männer ward. Aus dem benachbarten Lübeck verkehrten sehr viel in dem Jacobischen Hause Johann Friedrich Köppen und der Pastor an der reformierten Gemeinde Johannes Geibel, der Vater des Dichters. Fast gleichzeitig mit Jacobi ward noch ein anderer Flüchtling aus den Rheinlanden nach Eutin verschlagen, Johann Georg Schlosser, der Gemahl der Cornelia Goethe, die gestorben war, nachdem sie dem ungeliebten Mann die eine Tochter Louise geschenkt hatte, die jetzt als die Frau des vorgenannten Nicolovius in Eutin lebte. Mißmutig über die gezwungene Amtslosigkeit war Schlosser so menschenscheu, daß er das gemeinsam mit Nicolovius bewohnte Haus, die jetzige Amtsrichter-Dienstwohnung, kaum verließ, um die nähere Umgebung der freundlichen Stadt aufzusuchen. Er hat deshalb im Gegensatz zu seinem Schwiegersohn einen Einfluß auf das Eutiner Gesellschaftsleben kaum ausgeübt. Zu kürzerem Besuch erschienen weiter in unserer Musenstadt an Stelle der Klopstock und Claudius andere berühmte Männer: Zimmermann, der bekannte Arzt aus Hannover, der dänische Freiheitsschwärmer Jens Baggesen, Carsten Niebuhr aus Meldorf, dessen frühzeitig entwickelter Sohn Barthold, der spätere Geschichtsschreiber, als Kieler Student das Verhältnis zu der Eutiner Rektorfamilie eifrig fortsetzte, der Berliner Buchhändler Nicolai, das Haupt der Aufklärer, der Todfeind Stolbergs, jetzt mit Voß aufs engste verbunden, Wilhelm von Humboldt, der sich auf seiner norddeutschen Reise fünf Tage bei Voß aufhielt, und viele andere. Auch Lavater hatte wieder eine Apostelreise nach dem Norden gemacht und die Konventikel der „Stillen im Lande,“ welche überall in Schwärmerei sich für ihn zusammenfanden, mit seiner Gegenwart erfreut. In Eutin war er bei Stolberg abgestiegen. Für Voß gab dies den Anlaß, durch einen Ausflug nach Meldorf zu seinen Verwandten dem Wundermann aus dem Wege zu gehen. Überhaupt ließ Voß sich nicht immer gern aus der Stille seiner Siedelei aufscheuchen. Oft wurde ihm des Besuchens zu viel, wenn er auch zu sagen liebte, daß der Fürstbischof ihm von Rechts wegen einen Ehrensold zahlen müßte, da er so viele Fremde von Ruf bewirte, die Eutins Ruhm mehren hülfen. Ein seltsamer Besuch aber erregte besonders die Aufmerksamkeit des Städtchens, als vor dem Hause des Präsidenten, wo die stattlichen Karossen des Landadels ihre Auffahrt zu halten pflegten, ein mit Segeltuch bespannter Bauernwagen hielt, dem eine von Stolberg lebhaft begrüßte schon ältere Dame mit markanten Gesichtszügen entstieg, darauf zwei Kinder in Leinwandkitteln und mit langen Locken, ein Geistlicher in katholischer Tracht und ein anderer, der für einen Fechtmeister gehalten wurde. Es war die Fürstin Amalie von Galitzin mit ihrem Beichtvater Overberg aus Münster, woselbst sie Stolberg bereits früher kennen gelernt hatte. Sie ist es gewesen, die mit ihrem kräftigeren und bestimmteren Geist auf den unsteten und schwachen Grafen allmählich einen derartigen Einfluß gewann, daß er später zum Katholizismus übertrat. In dem folgenden Winter 1793 erschienen die beiden Brüder Droste-Vischering. Zwei andere Drostes in Begleitung des Theologen Katenkamp

löſten ſie im nächſten Frühjahr ab. Im Jahre 1795 betritt die Marquiſe von Montagu, die Schwägerin des republikaniſchen Generals Lafayette, die gleich vielen anderen franzöſiſchen Emigranten ſich am Nordufer des Plöner Sees niedergelaſſen hatte, zum erſten Male die Schwelle des Stolbergſchen Hauſes, um die Hülfe des Präſidenten für das von ihr organiſierte Unterſtützungswerk armer Emigranten zu erbitten. Auch dieſe Dame hat einen weſentlichen Einfluß auf die Entſchließungen Stolbergs hinſichtlich ſeines Übertritts gehabt. Voß, der bei dem erſten Beſuch in der Fürſtin Galitzin nur die zurückgezogene Weltdame mit dem noch reizenden Geſicht, geiſtreich, unbefangen und heiter erblickt hatte, ſah immer argwöhniſcher den Ab- und Zufluß der neuen Bekannten in der gräflichen Wohnung. Während einer Reiſe nach Halberſtadt zu Gleim hatte er ſich bei einem Beſuch der Roßtrappe unvorſichtig im Freien gelagert und heftige Kopfſchmerzen mit Ohrenſauſen nach Hauſe mitgebracht, worauf ſich im Dezember desſelben Jahres eine bösartige Gehirnentzündung einſtellte. Neun Tage lang lag er ohne Bewußtſein. In dieſer Zeit war Stolberg der ſchlaflos ausharrenden Erneſtine der alte, herzliche Freund; und als am zehnten Morgen der Kranke matt aber mit hellem Geiſt aufwachte, ſah er Stolberg im Lichte des Frührots am Fuße des Bettes ſtehen. „Was er mir in der Geneſung war“, ruft Voß noch ſpäter aus, „das vergelte ihm Gott! Erquickung brachte mir jetzt der bekannte Fußtritt, das freundliche Geſicht, das traute Geſpräch. In einer ſeligen Stunde des neuen Lebens ſagte ich dem Geliebten: Nun wird doch mein Stolberg nie wieder irre an mir. Er drückte mir die Hand mit tiefer Rührung und ſchwieg.“ Es iſt das letzte Aufflackern der alten Geſinnung. Die Fürſtin Galitzin, ſowie die Marquiſe von Montagu von Wittmoldt ſetzten ihre Arbeit in dem Stolbergſchen Hauſe ſtill und unaufhörlich fort. An dem neugeborenen Sohn des Grafen vertreten die Fürſtin, Overberg und die Marquiſe Patenſtelle. Im September 1798 bringt Stolberg von einer Reiſe einen katholiſchen Hauslehrer mit, den franzöſiſchen Abbé Pierrart, einen düſtern Mann mit wütigem Andachtsblick, wie Voß ihn kennzeichnet. Bald darauf erfolgt an Erneſtine Voß die Eröffnung, daß Stolberg ſeine Kinder aus dem Unterricht ihres Mannes wegnehmen müſſe, um ihre Seelen zu retten. Hier in dem Garten der Rektorwohnung findet eine ſtürmiſche Auseinanderſetzung ſtatt zwiſchen Stolberg und Voß. Erneſtine tritt endlich mit den Worten hinzu: „Ihr ſollt und müßt Euch trennen. Freude habt Ihr einander lange nicht mehr gegeben. Hört auf, Euch das Leben zu verbittern!“ Es verſtreicht noch einige Zeit, bis Stolberg am erſten Pfingſtfeiertag des neuen Jahrhunderts in Münſter das katholiſche Glaubensbekenntnis in die Hand Overbergs ablegt. Am 9. Auguſt kehrt er zurück. Er ſucht ſofort ſeinen Nachbarn Jacobi auf, der aber erklärt, ihn nicht wiederſehen zu wollen; darauf Voß, der ſich verleugnen läßt. Vom oberen Zimmer aus, wo ſie ſich eingeſchloſſen hatten, ſehen Voß und Erneſtine, wie Stolberg erregt in den Garten eilt, Blumen abreißt und planlos umherſtreut. Geſprochen haben ſich die alten Freunde nicht wieder. Am 22. Auguſt legte Stolberg ſeine Ämter feierlich nieder. Doch verliefen

einige Wochen bis zur Abreise. Stolberg wünschte ein mündliches Lebewohl. Voß aber wich demselben aus. Zum letzten Male begegneten sich die einstigen Freunde auf der Schloßbrücke. Sie grüßten einander stumm und sahen sich gerührt nach. Noch am Abend vor der Abreise brachte Käthchen Stolberg die Antwort auf ein letztes Schreiben von der Hand Ernestinens. Stolberg schrieb: „Also kein mündliches Lebewohl, weil Sie und Voß es nicht wollen. — — Jede liebevolle Erwähnung meiner seligen Agnes thut meinem Herzen wohl. Ich drücke Ihnen in Gedanken die Hand dafür, daß Sie in Ihrem Briefe sie nennen. Mögen wir uns wiedersehen dort, wo sie, die hienieden schon zum Engel reifte, unserer harret! Ich freue mich, daß Sie den Moosrosenbusch werden blühen sehen. Gott sei mit Ihnen und mit Voß und mit Ihren Kindern! Ich umarme Sie beide mit Wehmut und mit herzlicher Liebe!" An einem Sonntag des September verließ Stolberg, nachdem er zuvor die Messe gehört hatte, tiefbewegt sein altes Eutin, um sich nach Münster zu begeben. Ernestine schrieb ihrem Sohn Heinrich nach Halle, der Tag der Abreise sei ihr wie der eines Leichenbegängnisses gewesen; und als sie vormittags in das Zimmer ihres Mannes trat, fand sie ihn in Thränen. Der Bund war zerfallen, den die Gunst eines wohlwollenden, kunstsinnigen Fürsten, und weiter eine glückliche Verkettung der Umstände unter Männern von Ruf und Bedeutung in unserm Eutin aufgerichtet hatte. Das bedeutsamste Jahrzehnt in unserer städtischen Geschichte war zu Ende gegangen. Auch Voß, Jacobi, Schlosser, Nicolovius u. a. m. verließen nach und nach unsere Stadt, von der wieder gelten konnte, was der Letztgenannte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts schreibt: „Das Örtchen selbst ist freundlich, ohne Wall, Mauer oder Thor. Jeder Garten grenzt mit See oder Feld, und rings umher ist Gottes schöne Welt einem nahe." —

Und wiederum stehen wir an der Neige eines Jahrhunderts. Ein Säkulum ist dahin seit jenen Tagen, da ein Kreis hervorragender Geister den Namen unserer Stadt hinaustrug in die deutschen Lande, da er als Sammelpunkt der bedeutendsten Männer, „ein nordisches Kanaan," war, wie Goethes Mutter an ihren Schwiegersohn Schlosser schrieb, „ein kleines Ländchen Gosen, wo das Licht sich erhielt und sammelte." Vieles hat sich seitdem geändert in unserm städtischen Leben nach außen und nach innen, in Sitte und Gesinnung der Bewohner, in den Erscheinungen der Kultur. Die Zeiten sind vorüber, in denen sich die engen und menschenarmen Straßen unserer Stadt nur belebten, wenn das Getümmel der Schuljugend in Holzpantoffeln umherklapperte, oder das Weidevieh beim Frührot auf die Trift und abends heimgetrieben ward, wenn einmal ausnahmsweise der Peitschenknall eines Fuhrknechts, der Sang wandernder Gesellen, der Zauberschall des Posthorns oder das ehrbare Rollen einer Staatskarosse mit Trabanten und Läufern die allgemeine Stille unterbrach. Der moderne Verkehr hat auch diese abgelegene Ecke mit ihrer Waldesstille und ihren schimmernden Seen in seine eisernen Arme geschlossen, und der Odem einer neuen Zeit braust hin über die alte Bischofsstadt. Erheischt es da nicht

die Pflicht pietätvollen Gedenkens, besonders auch in unsern rasch dahinfliegenden, raschlebigen Tagen, den sinnend rückwärtsgewandten Blick ruhen zu lassen auf dieser unvergeßlichen Zeit, in einer Zeit materiellen Niederganges den Blick zu weiten und die Herzen zu begeistern für die Ideale des Menschenlebens, ohne die unser Volk rettungslos dahinsiechen wird? Wie war jene Zeit vor hundert Jahren doch eine so ganz andere als die heutige! Wer wollte sich nicht gern einmal von ihr wie mit stummem Geistergruße grüßen lassen? Das alte Rektorhaus ist es, in dem wir uns an diesem Morgen befinden. Dort oben nach dem Garten hinaus schaute einst die große Arbeitsstube, die Zeugin so viel eisernen Fleißes, die erinnerungsreiche Stätte, in deren Fenster die Vögel vom nahen Birnbaum her den frühen Morgengruß schickten. Dort an der Veranda führte von der Hinterthür des Hauses eine hölzerne Treppe in den Garten hinab. Dort drüben am nahen seebespülten Ufer ist die Stelle auch äußerlich gekennzeichnet, wo Voß einst mit seinen Söhnen den Agneswerder mit dem Spaten erhöhte, die Stelle, welche er dem Gedächtnis der früh heimgegangenen gräflichen Freundin gewidmet hatte: und daneben ist der Hügel zu suchen, der Lieblingsplatz des schwermütigen Freundes Schulz und die Stelle, wo Ernestine die schönen Moosrosen zog, die sie Fritz Stolberg schickte, deren er noch in seinem Abschiedsschreiben Erwähnung that. Die Blumen sind verblüht und die Rosen welk geworden, auch der weiße Busch, den einst Agnes in den ersten Jahren ihres kurzen ehelichen Glücks dort drüben in dem Garten gepflanzt hatte; aber die nimmerwelkende Erinnerung an jene schönste und bedeutsamste Zeit unserer städtischen Geschichte vor hundert Jahren ruft uns auch heute zu:

Grüßt nicht ein Bild, so sonnig helle,
Umrahmt von lichtem Waldesgrün?
Du hörst der Dichtung heil'ge Quelle
Dort rauschen, — Freundesherzen glüh'n: —
Wo Stolberg einst und Voß gesungen
Von allem, was das Herz erhebt,
Ob auch ihr Harfenspiel verklungen,
Ihr Nam' unsterblich weiterlebt!

Es flieht die Zeit! Auf ihren Wogen
Manch' wechselnd' Bild vorüberfliegt,
Doch immer neu am Himmelsbogen
Die Sonne ihre Bahnen zieht:
Blüh' weiter denn in gleicher Schöne,
Du Rosenstadt im Holstengau,
Mit reichem Segen Gott dich kröne,
Blüh' wie die Ros' im Himmelstau!

Die Flora von Helgoland.

Von Dr. Paul Knuth.

I. Litteratur über die Gefäßpflanzen.*)

1829. Friedrich H. Hoffmann, Einige Bemerkungen über die Vegetation und die Fauna von Helgoland. (Verhandlungen der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, Band I, S. 228—260.)

1831. Ernst Ferdinand Nolte (in der Chronik der Universität Kiel, S. 28 und 29).

1836. J. F. W. Röding, Album für die Freunde Helgolands. Hamburg. S. 86—100.

1849. G. F. W. Meyer, Flora Hanoverana excursoria. Göttingen.

1861. Ernst Hallier, Die Vegetation auf Helgoland. Ein Führer für den Naturfreund am Felsen und am Seestrand, zugleich als Grundlage zu einer Flora von Helgoland. Hamburg. (2. Auflage 1863.)

1861. E. Hallier, Die Flora von Helgoland. (Bonplandia, S. 227—230.)

1862. Ferdinand Cohn, Über die Vegetation des Landes und Meeres von Helgoland. (39. Jahresbericht und Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur.) Breslau. S. 89—91.

1863. E. Hallier, Nordseestudien. Hamburg. (2. Auflage erschien 1869 als „Helgoländische Nordseestudien.")

1863. E. Hallier, Vollständige Aufzählung und kritische Besprechung der phanerogamischen Flora Helgolands. (Botan. Zeitung, 21. Jahrg., Beilage, S. 1—18.)

1889. Karl W. von Dalla Torre, Die Flora der Insel Helgoland. (Berichte des naturwiss. Vereins in Innsbruck. 18. Jahrgang, S. 1—31.)

1890. K. Haußknecht, Pflanzen aus der Flora von Cuxhaven und Helgoland. (Mitteilungen des botan. Vereins für Gesamtthüringen, VIII, S. 30—33).

1891. J. Reinke, Die Flora von Helgoland. („Deutsche Rundschau," S. 418—438.)

II. Übersicht über die Flora von Helgoland.

In den letzten Jahren sind teils durch Sturmfluten (besonders diejenige vom 23. Dezember 1894), teils durch umfangreiche Festungsbauten in dem Bestande der Gefäßpflanzen von Helgoland ziemlich erhebliche Veränderungen hervorgerufen, so daß es nicht unangebracht erscheint, den gegenwärtigen Zustand der Landflora zu untersuchen. Ich gebe in dem Folgenden daher eine Zusammenstellung derjenigen Pflanzen, welche ich während eines Aufenthaltes im Anfange des Juni und im Anfange bis Mitte des Juli 1895 beobachtete. Ich bin dabei systematisch vorgegangen und habe die einzelnen Teile der Insel der Reihe nach eingehend untersucht. Bei dem geringen Umfange des Gebietes genügt die angegebene Zeit, die Pflanzenwelt von Helgoland kennen zu lernen, so daß ich annehmen darf, daß mir Wesentliches nicht entgangen ist, wenngleich die Untersuchung durch den Umstand erschwert wurde, daß gegen den Schluß meiner Beobachtungszeit die Inselpflanzen zum größten Teile gemäht waren.

Die von mir gesammelten und im Folgenden genannten Pflanzen habe ich der Königlichen Biologischen Anstalt zu Helgoland überwiesen. Es sei mir gestattet, der Direktion dieser Anstalt auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank für die freundliche Unterstützung meiner Studien auszusprechen. —

*) Eine ausführliche Besprechung der botanischen Gesamtlitteratur von Helgoland gebe ich in meiner „Geschichte der Botanik in Schleswig-Holstein," S. 183—188.

Die nur 0,55 qkm große Insel **Helgoland** besteht bekanntlich aus dem an der Südostseite belegenen, als ein flaches, mit Rollsteinen bedecktes Vorland zu bezeichnenden **Unterland**, dessen Umfang jetzt kaum noch 900 m beträgt; ferner dem durchschnittlich 50 m über der Meeresfläche erhabenen, aus rotem, felsigem Lehm bestehenden **Oberland**. Dieses besitzt die Gestalt eines ungleichseitig-stumpfwinkligen Dreiecks, dessen kürzeste Seite genau im Osten liegt, während die längste den Südweststrand, die zweitlängste den Nordoststrand bildet. Gegen Westen hat das Oberland seine stärkste Erhebung (56 m über dem Meere); gegen Osten dacht es sich erheblich ab. Ungefähr 1200 m östlich vom Vorlande liegt die etwa 300 m lange und etwa 100 m breite, bei Ebbe 6 m über der Meeresfläche erhabene **Düne**, sich in der Richtung von Nordwest nach Südost erstreckend. Bis 1721 hing sie mit dem Hauptkörper der Insel durch einen schmalen Landstrich zusammen. —

Der **Strand des Unterlandes** besteht aus zahllosen Geröllsteinen, welche bei jeder stärkeren Meeresbewegung überflutet und selbst durcheinandergerollt werden, so daß Pflanzenwuchs zwischen ihnen nicht aufzukommen vermag. Das eigentliche Unterland besitzt (außer angepflanzten Bäumen und Sträuchern und angebauten Gewächsen) nur die gewöhnlichsten **Unkräuter und Schuttpflanzen**. Ich bemerkte auf den Straßen und in den kleinen Gärten neben den Häusern: Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris), schwarzen Senf (Brassica nigra), Kohl (B. oleracea), Feldkresse (Coronopus Ruelli), Vogelmiere (Stellaria media), Geißfuß (Aegopodium Podagraria), Hundeblume (Taraxacum officinale), Gänseblümchen (Bellis perennis), Feld-Saudistel (Sonchus arvensis), kleine Klette (Lappa minor), Schafgarbe (Achillea millefolium), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnalis), Kreuzkraut (Senecio vulgaris), schwarzen Nachtschatten (Solanum nigrum), Vogel-Knöterich (Polygonum aviculare), spießblättrige Melde (Atriplex hastatum), kleine Brennnessel (Urtica urens), Garten-Wolfsmilch (Euphorbia Peplus), lanzettblättrigen und großen Wegerich (Plantago lanceolata und major), Knäuelgras (Dactylis glomerata), ausdauernden Lolch (Lolium perenne), einjähriges Rispengras (Poa annua). —

Die **Kartoffeläcker** und die wenigen **Getreidefelder des Oberlandes** beherbergen eine Anzahl Unkräuter: schwarzen Senf (Brassica nigra, in ungeheurer Menge, manche Brachäcker völlig bedeckend), Pfennigkraut (Thlaspi arvense, selten), Erdrauch (Fumaria officinalis, sehr häufig), Korn-Rade (Agrostemma Githago, selten, zwischen Hafer und Gerste), Kreuzkraut (Senecio vulgaris), Feld-Kratzdistel (Cirsium arvense), kohlartige und Feld-Saudistel (Sonchus oleraceus und arvensis), kletterndes Labkraut (Galium aparine), Acker-Winde (Convolvulus arvensis), stengelumfassende Taubnessel (Lamium amplexicaule), Sumpf-Ziest (Stachys palustris, selten), Garten- und Sonnenwende-Wolfsmilch (Euphorbia Peplus und Helioscopia), Acker-Schachtelhalm (Equisetum arvense, ziemlich selten).

Diesen gesellen sich an den **Wegrändern** hinzu: Kriechender Hahnenfuß (Ranunculus repens), Feldkresse (Coronopus Ruelli, in besonders großer Menge

beim Leuchtturm), Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris), Sternmiere (Stellaria media), Hornkraut (Cerastium sp.), Bärenklau (Heracleum Sphondylium), Möhre (Daucus Carota), Klette (Lappa minor), Gänseblümchen (Bellis), Hundeblume (Taraxacum), Schafgarbe (Achillea), lanzettblättrige Kratzdistel (Cirsium lanceolatum), ächtes Labkraut (Galium verum), Ampfer (Rumex sp.), großer und lanzettblättriger Wegerich (Plantago major und lanceolata), windenartiger Knöterich (Polygonum convolvulus), Rispengras (Poa annua), Knäuelgras (Dactylis), weiche Trespe (Bromus mollis), Lolch (Lolium perenne).

Das ausgedehnte Festungsgebiet des Oberlandes ist mit eingeführten Sämereien besiedelt. In ganz besonders großer Menge tritt die Luzerne (Medicago sativa) auf; sie hat auch bereits von der Umgebung des Festungsgebietes Besitz ergriffen und dürfte in nicht zu ferner Zeit mit den ursprünglichen Inselpflanzen in erfolgreichen Kampf eintreten. Als sonstige Pflanzen des Festungsgebietes bemerkte ich: kriechenden Hahnenfuß (Ranunculus repens), Wiesen-, kriechenden, Bastard-, Acker-Klee (Trifolium pratense, repens, hybridum, campestre), Hopfenklee (Medicago lupulina), Hornklee (Lotus corniculatus), Möhre (Daucus Carota), Bärenklau (Heracleum Sphondylium), weiße und Saat-Wucherblume (Chrysanthemum Leucanthemum und Chr. segetum, von letzterer nur eine Pflanze), Meeresstrands-Kamille (Matricaria maritima), Hundeblume (Taraxacum), Gänseblümchen (Bellis), kleine Klette (Lappa minor), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnale), Schafgarbe (Achillea), Acker-Kratzdistel (Cirsium arvense), Ackerwinde (Convolvulus arvensis), Wolfsmilch (Euphorbia Helioscopia und Peplus), Wegerich (Plantago major und lanceolata), Knäuelgras (Dactylis), Trespe (Bromus), Lolch (Lolium), Fuchsschwanz (Alopecurus), Honiggras (Holcus).

Die übrigen, als Schafweide benutzten Stellen des Oberlandes lassen den ursprünglichen Pflanzenwuchs nur schwer erkennen, da die Pflanzen von den Schafen bis auf die Wurzel abgebissen werden. Nur die (durch einen Drahtzaun vom übrigen Lande getrennten) Außenränder unmittelbar an dem steilen Abfall nach dem Meere zu zeigen ein unverändertes Bild der Flora. Hier findet man u. a. besonders dänisches Löffelkraut (Cochlearia danica, sehr häufig), Hornkraut (Cerastium), ächtes Labkraut (Galium verum), Meeresstrands-Kamille (Matricaria maritima), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnale), Grasnelke (Armeria vulgaris), Meeresstrands-Wegerich (Plantago maritima), spießblättrige und Meeresstrands-Melde (Atriplex hastatum und maritimum), roten Schwingel (Festuca rubra).

Die den Stürmen besonders ausgesetzte Nordwestspitze der Insel besitzt einen eigenartigen, äußerst niedrigen Pflanzenwuchs. In zwergigen Exemplaren findet man besonders Löffelkraut (Cochlearia), Hornkraut (Cerastium), roten und weißen Klee (Trifolium pratense und repens), echtes Labkraut (Galium verum), lanzettblättrige Kratzdistel (Cirsium lanceolatum), Herbst-Löwenzahn (Leontodon autumnale), Gänseblümchen (Bellis perennis), Grasnelke (Armeria vulgaris), Meeresstrands-, krähenfußblättrigen und lanzettblättrigen Wegerich (Plantago maritima, Coronopus und lanceolata), Lolch (Lolium perenne) und

Trespe (Bromus). Im Gegensatz zu dieser Zwergflora steht der Pflanzenwuchs an der infolge der Abdachung des Felsens gegen die Weststürme geschützten Nordostseite der Insel. Hier findet sich eine fast als üppig zu bezeichnende Vegetation, indem einzelne Pflanzenarten eine Höhe von $1/2$ m und mehr erreichen. Ich bemerkte hier besonders: Kriechenden Hahnenfuß (Ranunculus repens), roten und weißen Klee (Trifolium pratense und repens), Hornklee (Lotus corniculatus, selten), Vogel-Wicke (Vicia Cracca, hin und wieder), Wundklee (Anthyllis Vulneraria, selten), stellenweise auch schon Luzerne (Medicago sativa), ferner Bärenklau (Heracleum), Labkraut (Galium verum), Schafgarbe (Achillea millefolium), lanzettblättrige Kratzdistel (Cirsium lanceolatum), Flockenblume (Centaurea Jacea, selten), Sauerampfer (Rumex acetosa), lanzettlichen Wegerich (Plantago lanceolata), Knäuelgras (Dactylis), Kammgras (Cynosurus cristatus), Honiggras (Holcus), Lolch (Lolium), Fuchsschwanz (Alopecurus), Straußgras (Agrostis sp.).

Die steilen Wände des Felsens sind stellenweise ziemlich dicht mit sämtlichen häufigeren Pflanzen des Ober- und Unterlandes bewachsen. Besonders charakteristisch ist das Vorkommen des Kohls (Brassica oleracea). Er gedeiht hier, wie Reinke bemerkt, ebenso vortrefflich und typisch wie an den Felsabhängen des südlichen Englands, der Normandie und der ligurischen Küste, so daß man annehmen muß, der Kohl sei lange vor dem Menschen wahrscheinlich durch Vermittlung von Vögeln in Helgoland eingewandert. Der Kohl verleiht während seiner Blütezeit dem Felsen einen ganz besonderen Schmuck, zumal auch, weil er alsdann von Tausenden von Kohlweißlingen umschwärmt wird. —

Die Düne ist durch die Sturmflut vom 23. Dezember 1894 wiederum erheblich beschädigt worden; man ist bemüht, die damals herausgerissenen Stücke wieder zu ergänzen. Der Pflanzenwuchs hat daher gleichfalls sehr gelitten, doch findet sich im Norden immer noch eine ansehnliche Sandstrandflora, untermischt mit einigen sonst derselben nicht angehörigen Pflanzen, nämlich Meersenf (Cakile maritima), viermänniges Hornkraut (Cerastium tetrandrum), Salzmiere (Honckenya peploides), gelbsporniges Hundsveilchen (Viola canina var. flavicornis), Feld-Saudistel (Sonchus arvensis), Hundeblume (Taraxacum officinale), Mauerpfeffer (Sedum acre), Hollunder (Sambucus nigra, verschleppt), Bittersüß (Solanum Dulcamara, desgl.), Seedorn (Hippophaë rhamnoides, angepflanzt), Ampfer (Rumex crispus), Salzkraut (Salsola Kali), Melde (Atriplex hastatum), Sandsegge (Carex arenaria), Sandhalm (Ammophila arenaria, auch viel zum Dünenschutz angepflanzt). Die Südspitze der Düne ist fast pflanzenleer.

Zwischen der Hauptinsel und der Düne, etwa 150 m von ersterer entfernt und mit letzterer gleichlaufend findet sich auf Geröllgrund reichlich Seegras (Zostera marina). —

Höchst interessant ist das gelegentliche Auftreten von Pflanzen, welche sonst auf der Insel nicht beobachtet werden. Auf den Straßen, in Gärten u. s. w.

stellen sich plötzlich ein oder auch mehrere Exemplare solcher Gewächse ein, um meist schon im nächsten Jahre wieder zu verschwinden. Der um die Erforschung der Naturgeschichte Helgolands hochverdiente frühere Gouvernements-Sekretär H. Gätke hat auch diesen vorübergehenden pflanzlichen Gästen seine Aufmerksamkeit geschenkt. Ich habe sein aus solchen Pflanzen bestehendes Herbarium eingesehen und mir folgende (von K. v. Dalla Torre bestimmte) Arten notiert:*) Mohn (Papaver Argemone und Rhoeas, hin und wieder), Meerkohl (Crambe maritima, einmal aufgetreten), Doppelsame (Diplotaxis muralis, zuerst etwa 1885 beobachtet), Pfennigkraut (Thlaspi arvense, zuerst vor etwa 20 Jahren bemerkt), Rauke (Sisymbrium austriacum), Levkoje (Matthiola tristis, je einmal), Feldkresse (Lepidium campestre, mehrmals), Steinkraut (Lobularia maritima, zweimal), deltablumige Nelke (Dianthus deltoides, einmal), Ackernelke (Vaccaria parviflora, einige Exemplare), Leimkrautarten (Silene dichotoma, pendula und inflata, mehrmals), weiße und rote Lichtnelke (Melandryum album, in zwei aufeinander folgenden Sommern, und M. rubrum), Malven (Malva mauritiana und silvestris, hin und wieder), Storchschnabelarten (Geranium rotundifolium, dissectum und pyrenaicum, hin und wieder), Sauerklee (Oxalis stricta), Fingerkraut (Potentilla anserina, desgl., P. reptans, noch jetzt im Garten des Herrn Gätke), Becherblume (Poterium sp.), Nadelkerbel (Scandix pecten veneris), Hasenohr (Bupleurum rotundifolium, je einmal), Steinklee (Melilotus officinalis, mehrmals auch vor Anlage der Festungswerke), Luzerne (Medicago sativa, wie vor.), Zitterlinse (Ervum hirsutum, hin und wieder), Klee (Trifolium sp.), Acker-Sherardie (Sherardia arvensis, hin und wieder), Cichorie (Cichorium Intybus, mehrmals), Knopfkraut (Galinsogea parviflora, wie vor.), Sumpf-Ruhrkraut (Gnaphalium uliginosum, in mehreren Exemplaren), Kreuzkraut (Senecio sp.), Rapünzchen (Valerianella olitoria, hin und wieder), Salbei (Salvia sp., einmal), Klappertopf (Alectorolophus major, mehrmals), Königskerze (Verbascum Thapsus und phoeniceum, je einmal), Leimkraut (Linaria helgolandica = L. vulgaris × striata), Wachsblume (Cerinthe major, je einmal), Natterkopf (Echium vulgare, jetzt im Garten des Herrn Gätke weiter wuchernd), Vergißmeinnicht (Myosotis sp.), Beinwell (Symphytum sp.), Ochsenzunge (Anchusa sp.), Krummhals (Lycopsis arvensis, sämtlich mehrmals), Hundszunge (Cynoglossum sp., in mehreren Exemplaren), Bilsenkraut (Hyoscyamus niger, dreimal in Zwischenräumen von etwa zehn Jahren), Stechapfel (Datura Stramonium, vor etwa 40 Jahren einmal), Bittersüß (Solanum Dulcamara, seit 30—40 Jahren auf der Düne), Melden (Atriplex hortensis, hin und wieder, und A. sp., öfters), Amarant (Amarantus retroflexus, einmal), kleine Wolfsmilch (Euphorbia exigua, in verschiedenen Jahren je ein Exemplar), zweihäusige Brennnessel (Urtica dioica, zweimal), Gänsefuß (Chenopodium sp., einige Male), Buchweizen (Polygonum Fagopyrum) und Knöterich (P. amphibium var. terrestre, hin und wieder), Durragras (Paspalum elegans, mehrmals).

---

*) Bei denjenigen Pflanzen, deren Bestimmung mir zweifelhaft schien, habe ich nur den Gattungsnamen angegeben.

Es wird von hohem Interesse sein, die Verbreitungsmittel dieser vereinzelt auftretenden Pflanzen zu untersuchen, deren Früchte oder Samen eine Reise von mindestens etwa 60 km gemacht haben müssen, da Helgoland von dem nächsten Punkte Schleswigs (Eiderstedt) 56 km und von der hannoverschen Küste (Cuxhaven) 58 km entfernt ist. Manche legen aber eine Reise von mehreren hundert Meilen zurück, da nicht wenige dieser Pflanzen aus den Mittelmeerländern stammen. Wir erhalten durch eine solche Untersuchung nicht nur Einblicke in den Wert der verschiedenen Verbreitungsmittel, sondern auch Aufschlüsse über die Möglichkeit der Besiedelung so entlegener Punkte durch Pflanzen. Von den aufgeführten 60 Pflanzenarten sind nur 3, d. h. 5% mit so wirksamen Flugvorrichtungen versehen, daß sie durch den Wind nach Helgoland geführt werden konnten, nämlich: Galinsogea, Gnaphalium, Senecio (die Flügelfrucht von Thlaspi kann wohl kaum auf so weite Entfernungen durch Luftströmungen fortgeführt werden). Eine etwas größere Anzahl der sich dann und wann in Helgoland einstellenden Pflanzen sind mit Haken, rückwärts gerichteten Borsten oder Stacheln u. dgl. ausgerüstet, mit deren Hülfe sie an dem Gefieder der Helgoland besuchenden Vögel haften und hier abgestreift wurden. Solche Klettpflanzen sind: Echium, Myosotis, Symphytum, Anchusa, Lycopsis, Cynoglossum, sowie auch die beiden Thapsus-Arten, also 8 Arten = 13⅓%. Solanum Dulcamara ist Exkrementpflanze: ihre grell gefärbten Früchte locken beerenfressende Vögel an, welche die Früchte verschlingen, das saftige Fruchtfleisch verdauen, die harten, steinigen Samen jedoch entleeren und so die Pflanze verbreiten. Insgesamt sind also nur 19% der beobachteten Pflanzenarten mit solchen Vorrichtungen versehen, daß man auf die Art und Weise ihrer Verbreitung schließen kann, denn die mit Schleudervorrichtungen versehenen Arten unserer Liste (Erodium- und Geranium-Arten, Oxalis stricta, Euphorbia exigua) kommen hier nicht in Betracht, da es sich dabei nur um die Ausstreuung der Samen auf eine Entfernung von wenigen Metern handelt.

Es sind also nicht weniger als 81% der hin und wieder auf Helgoland sich einstellenden Pflanzenarten ohne besondere Verbreitungsmittel. Es spielt also die ganz zufällige Verschleppung eine viel größere Rolle, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Ich habe in dieser Hinsicht von Herrn Professor E. Huth in Frankfurt a. O., der sich eingehend mit den Verbreitungsmitteln der Pflanzen beschäftigt hat, sehr interessante Mitteilungen erhalten. Dieser Forscher, dem ich auch an dieser Stelle meinen Dank hierfür ausspreche, macht mich auf die von Godron untersuchte Florula eines Wollwaschfeldes bei Montpelier aufmerksam: man sollte meinen, daß die dort eingeschleppten Pflanzen meist Klettpflanzen seien, aber noch nicht der zehnte Teil gehört dazu. Ähnlich die Helgoländer Adventivflorula, von welcher sicher ein Teil auf die Verschleppung durch Ballast, durch Erde, die an eingeführten Sträuchern haftet, durch andere Versandartikel u. s. w. zurückzuführen ist. Ganz besonders muß man bei diesen Helgoländer Pflanzen aber an Verschleppung durch die auf

dieser Insel vorkommenden, zahlreichen Zugvögel, besonders die Sumpf- und Schwimmvögel denken, indem die Samen oder Früchte in dem am Gefieder oder an den Füßen antrocknenden Schmutz oder Moor haften bleibend, bei der Ankunft der Vögel in Helgoland abgestreift werden. —

Der ärmlichen Landflora Helgolands steht eine äußerst reichhaltige Algenflora gegenüber. Die felsige Umgebung der Insel ist ganz besonders geeignet, Algenwuchs zu tragen, so daß sich hier eine Meeresflora entwickeln konnte, wie sie an keiner anderen Stelle in der deutschen Bucht der Nordsee sich wiederfindet. Helgoland ist daher für den Algenforscher ein ausgezeichneter Studienplatz; das Studium derselben wird durch die auf Helgoland bestehende Königliche Biologische Anstalt in jeder Weise erleichtert. —

Werfen wir nach dieser kurzen Abschweifung noch einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Landflora von Helgoland, so dürfen wir wohl annehmen, daß Helgoland während der Diluvialzeit völlig vom Binnenlandeise bedeckt war. Nach dem Abschmelzen des Eises begann die Besiedelung der Insel mit Pflanzen, deren Keime durch den Wind, durch das Meer, durch Vögel zugetragen wurden. Es erscheint daher die Landflora Helgolands als ein armseliger Abkömmling der deutschen Festlandsküste, und in der That zeigt die Pflanzenwelt eine große Übereinstimmung mit derjenigen der friesischen Inseln, welche ihrerseits ehemals offenbar mit dem Festlande zusammenhingen. Mit dem Erscheinen des Menschen auf der Insel traten dann auch die Ackerunkräuter und Schuttpflanzen auf, welche jetzt auf der Insel einen so großen Raum einnehmen.

Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 12. Heft. Kiel, 1894. In Kommission von Eckardts Verlag. 56 S. 8°. 1 M. (?).

Außer den üblichen Vereinsnachrichten und dem auch anderweitig veröffentlichten Preisausschreiben betr. die Bearbeitung einer Quellenkunde zur Geschichte Kiels enthält das Heft S. 5—43 den Abdruck eines in der Jahresversammlung von Prof. Dr. Rodenberg gehaltenen Vortrages „Aus dem Kieler Leben im 14. und 15. Jahrhundert,“ dem in dankenswerter Weise die quellenmäßigen Beläge hinzugefügt sind. Der Verfasser hat sich bei seinen Ausführungen auf das gedruckt vorliegende Material beschränkt und bezeichnet selbst seine Arbeit als eine Ergänzung des von Dr. Reuter in der Einleitung zum Rentebuch bereits Dargebotenen. Ist also auf die Beibringung neuen Materials verzichtet, so müssen wir doch dem Verfasser für seine das Vorhandene zusammenfassende Darstellung dankbar sein, da die hier und dort zerstreuten Einzelheiten zu einem lebensvollen und anschaulichen Bilde mittelalterlichen Städtelebens zusammengefügt sind. Eine Wiedergabe des Inhaltes, die demselben auch nur annähernd gerecht werden wollte, würde den Rahmen einer Anzeige überschreiten; so empfehle ich allen Freunden unserer Landesgeschichte die eigene Lektüre, zumal manche Züge sich, wenn auch mit kleinen Modifikationen, auch auf andere Städte

übertragen lassen, also allgemeines Interesse haben. Ein paar Bemerkungen nur möchte ich noch anknüpfen.

Zu dem auf S. 21 f. über die dem Kaufmann im Mittelalter seitens der Adeligen drohenden Gefahren Bemerkten verdient hingewiesen zu werden auf die sehr beachtenswerten Ausführungen, welche über diesen Punkt von Buchwald gegeben hat (vergl. desselben höchst interessantes Buch: Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Bd. I zur deutschen Bildungsgeschichte, 10 Vorträge; Bd. II zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, 15 Vorträge. Kiel, E. Homann 1885/87. Zu der vorliegenden Frage besonders Bd. I, Vortrag 5 und 6), nach welchen der bei den städtischen Chronisten des Mittelalters und zeitweilig auch noch in der politischen Tagespresse der Gegenwart eine große Rolle spielende adelige Raubritter (welchen Ausdruck Rodenberg übrigens nicht gebraucht) doch in etwas anderem Lichte erscheint. Selbstverständlich leugnet von Buchwald nicht, daß verkommene Adelige zu gemeinen Banditen geworden sind; aber er leugnet die Berechtigung, von den Adeligen im Mittelalter im allgemeinen als von Raubrittern zu reden, wie es häufig geschieht. Manches, was zu dieser Bezeichnung Anlaß gegeben, erscheine bei Licht betrachtet als der Ausfluß des Kampfes zwischen dem Landrecht und dem tief in dasselbe eingreifenden Stadtrecht. Es sei schon ein großer Irrtum, den Ritter vom Lande als den Kriegsmann aufzufassen, während er in erster Linie Großgrundbesitzer war, der in einer Fehde mit einer Stadt nur verlieren konnte; denn wenn seine Wälder abgeholzt, seine Seen leergefischt, seine Bauern, die ihm Erbpacht und Gülten zahlten, ausgeplündert wurden, so konnte der daraus ihm erwachsende Schade nicht aufgewogen werden durch den Gewinn, den er durch Ausplünderung eines Warenzuges u. s. w. etwa erlangte. Mag nun auch der hieraus gezogene Schluß, daß der Landadel der eigentliche Hort des Friedens gewesen sei, der Praxis nicht immer entsprochen haben, soviel scheint meines Erachtens nach den erwähnten Ausführungen sicher, daß die Identifizierung von Adelig-Raubritter eine große Ungerechtigkeit ist und jeder einzelne Fall der Prüfung nach dem damals bestehenden Recht bedarf.

Eine weitere Bemerkung hat sich mir bei dem S. 26 über die Zünfte Ausgeführten aufgedrängt. Dort heißt es: „Es war dies (nämlich, daß die Berechtigung zur Ausübung eines Gewerbes an die Zugehörigkeit zur betr. Zunft gebunden war und innerhalb eines solchen Verbandes der Geschäftsbetrieb wie das ganze Leben der Genossen durch detaillierte Vorschriften geregelt wurde) wieder ein Ausfluß des Gedankens, daß für die Güte der Ware und der Arbeit eine öffentliche Institution Gewähr leisten müsse; denn das waren die Zünfte." Darnach könnte es den Anschein gewinnen, als seien die Zünfte nichts anderes gewesen als eine Art Versicherungsanstalt gegen Übervorteilung und Schädigung der Konsumenten seitens der Produzenten. Doch wäre wohl kaum etwas unrichtiger als das. Die Zünfte wie alle die zahlreichen mittelalterlichen Genossenschaften gehen im letzten Grunde zurück auf den insonderheit unter den germanischen Völkern beobachteten Trieb nach Vereinigung zu gewissen Zwecken

(vergl. Pappenheim, die altdänischen Schutzgilden), dem später das Christentum mit seiner gleichfalls stark hervortretenden Tendenz zur Gemeinschaft weitere und höhere Ziele und ein viel umfassenderes Feld der Bethätigung gewiesen hat. Dieser ursprüngliche und auch wohl nie ganz verloren gegangene Charakter ist deutlich ausgeprägt in der Bezeichnung „Bruder" und „Schwester" für die Gilde- und Zunftgenossen und in folgenden Bestimmungen, wie sie sich in Zunftrollen finden: „Lieb und Leid sollen die Zunftgenossen mit einander tragen," „Lieb und Leid mit einander leiden bei der Stadt und wo es noch geschähe," „alle brüderliche Liebe und Treue mit einander teilen," „sich ehrlich und freundlich halten nach christlicher Ordnung und brüderlicher Liebe." Darum sagt Uhlhorn (die christliche Liebesthätigkeit Bd. II S. 404): „Die Zunft verbindet ihre Glieder zu allen ethischen Gesellschaftszwecken. Sie ist politisch ein Abbild der Stadt im kleinen, sie ist militärisch eine Abteilung des Stadtheeres; wo es galt, die Stadt zu verteidigen, standen die Zunftgenossen bei einander; sie ist religiös eine Bruderschaft, um nicht zu sagen, eine Gemeinde; sie hat ihre geselligen Zusammenkünfte und Feste; vor allem aber, sie ist eine wirtschaftliche Genossenschaft zu gemeinsamer Arbeit." Doch weiter hier diesen Gegenstand zu verfolgen, fehlt der Raum; ich darf wohl auf die vortreffliche Behandlung der Frage bei Uhlhorn (a. a. O. S. 396 ff.) verweisen.

Wenn nun der Verfasser weiter die Zünfte als „öffentliche Institution" bezeichnet, so hat er in dem folgenden Satz selber zu diesem Ausdruck den Kommentar gegeben, wie er ihn verstanden wissen will: „Ihre Statuten gaben sie sich nämlich nicht selbst, sondern sie wurden ihnen vom Rat erteilt. Gewiß werden dabei die Amtleute als Sachverständige gefragt sein; aber der Rat erließ die Zunftordungen aus eigener Machtvollkommenheit, als seine Willküren, die er nach Belieben ändern konnte." Dagegen läßt sich im großen und ganzen nichts einwenden, wenn damit gesagt sein soll, daß der Ausdruck „öffentliche Institution" sich nicht bezieht auf eine Initiative des Rats bei Entstehung der Zünfte, sondern nur auf die Verfassung. Jedenfalls ist diese Verfassung — wenn auch später vielleicht, so doch nicht von Anfang an — nicht die conditio sine qua non gewesen, denn es ist nachgewiesen, daß, lange bevor solche Amtsrollen festgesetzt wurden vom Rat, es Zünfte und Ämter gegeben hat (vergl. Wehrmann, die ältesten lübeckischen Zunftrollen). Was nun den Anteil der Zünfte selbst an der Festsetzung ihrer Statuten betrifft, so darf man zunächst den Ausdruck „willekore" nicht zu sehr pressen nach unserem Gebrauch des Wortes „Willkür." Und thatsächlich ist auch die Mitwirkung der Zünfte an der Abfassung der Amtsrollen eine viel größere gewesen, als der Herr Verfasser anzunehmen geneigt ist. Das geht z. B. deutlich hervor aus „der Becker Schrae (Amtsrolle)" in Flensburg vom Jahre 1452 (vergl. Sejdelin Diplomat. Flensburg. Bd. I S. 557 ff.), in welcher zu Anfang die sehr bezeichnenden Worte stehen: Anno usw. word de schra, vryheid vnde rechticheid tolaten, gund (vergönnt) vnde geuen den becker ampte to Flensborgh van deme ersamen rade usw. Weiter heißt es darin: „Lenen vrundes, enen willekore hebbe wy

gevunden van den eldesten vnde wysesten vnses amptes der becker, den dencken wy to holdende vnde to beterende vnde nicht to ergerende (zu verschlechtern)." Und endlich in § 32: „Item wy borgemestere ꝛc. bestedigen eyn vullekomen ampt in vnser stad den beckeren nach erem egenen willekore, alse de eldesten vnde de wisesten dar auer weseth hebben vnde auer sethen sin nach vulbord (Auftrag, Vollmacht) des rades" usw.

Schließlich noch etwas Nebensächliches. Der Verfasser findet (S. 32 Note 6) eine Schwierigkeit in dem Ausdruck „Herr und Priester." Dieselbe ist m. E. nicht vorhanden, denn ich glaube nicht, daß damit ein Unterschied zwischen Herr und Priester statuiert werden soll, war doch der Titel Dominus = Herr im Mittelalter für die Priester, auch ohne daß sie Prälaten waren, gang und gäbe. Das zeigte schon ein Blick in die zahlreichen Mitgliederverzeichnisse der verschiedenen Gilden, welche Sejdelin mitteilt. Da wird z. B. Bd. I S. 236 allerdings an erster Stelle genannt als Mitglied „unzer leuen vrouwen lage (Uns. L. Frauen-Gilde) des Kopmanns to Flensborgh" ein her Erik Dozenrode, welcher Archidiakonus des Domkapitels zu Schleswig und als solcher Prälat war. Aber weiterhin lesen wir dann: Her Hennyngh Ekstede vnze prester, her Johann Hoghedorp prester, her Hans Nielsson prester usw.

Aus demselben Verzeichniß läßt sich auch der Beweis führen, daß die S. 31 Note 2 ausgesprochene Vermutung, Handwerker und Kaufleute hätten bei ihrer ganz verschiedenen gesellschaftlichen Stellung nicht derselben Gilde angehört, unrichtig ist, denn in dem genannten Verzeichnis finden wir S. 249 Kol. a als Mitglied der Kaufmannsgilde aufgeführt „Hans Bruhn de becker cum uxore (mit seiner Frau)," weiter S. 250 Kol. a „Clawes Eckleff eyn goltsmyt myt Metke syn Husfrowe," ebendas. Kol. b „Mester Peter en Bartscherer." Ja, es erscheinen in der Reihe auch noch andere, die weder dem Kaufmanns- noch dem Handwerkerstande angehören, z. B. „Christoffer myns (meines) heren basuner (Posaunenbläser) S. 249 Kol. a, ferner „Johannes Boecii scriptor (Schreiber)" S. 240 Kol. a und endlich „Tytke Platen Knecht (S. 242 Kol. a), wo freilich die Bedeutung des „Knecht," ob = Handwerksgeselle oder = Knappe zweifelhaft ist. Daneben fehlen schließlich auch Personen adeliger Herkunft nicht, sodaß die Sonderung der Stände doch nicht sehr durchgeführt erscheint.

Preetz. F. Witt.

Nachschrift des Herausgebers.

Kürzlich hat die Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte das 13. Heft ihrer Mitteilungen herausgegeben. Es enthält eine Abhandlung: Kiels bildliche und kartographische Darstellung in den letzten dreihundert Jahren von H. Eckardt, mit 2 Plänen. Die letzteren sind besonders wertvoll, da sie ein anschauliches Bild von den topographischen Verhältnissen um 1730 und 1853 geben. Der ältere ist eine genaue verkleinerte Nachbildung des Planes im Homannschen Atlas, der zweite ein Originalblatt des vorzüglichen Plans von Thalbitzer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

5. Jahrgang. № 11 u. 12. Nov.—Dez. 1895.

Unsere Nährpflanzen, nach ihrer Heimat und Abstammung.

Von **Justus Schmidt** in Hamburg.

Ohne Zweifel dürfte es für manchen Leser der „Heimat" von Interesse sein, etwas über Herkunft und Abstammung der heimischen Nährpflanzen, d. h. derjenigen Pflanzen, welche in unserer Heimatprovinz zu Nährzwecken angebaut werden, zu erfahren. Wenn ich nun versuche, einiges über beregtes Thema mitzuteilen, so will ich im voraus bemerken, daß ich mich in erster Linie darauf beziehe, was hervorragende Forscher, insbesondere A. de Condolle*) und Professor A. Engler in bezug auf unsere Kulturpflanzen erforscht und festgestellt haben.

Bevor wir auf eine nähere Besprechung des Themas eingehen, haben wir festzustellen, was denn eigentlich unter Nährpflanzen zu verstehen ist. Die Erklärung ergiebt sich aus der Bedeutung des Wortes; Nährpflanzen sind eben diejenigen unserer Kulturpflanzen, welche zu Zwecken der Ernährung des Menschen angebaut werden. Demnach sind alle Pflanzen, welche nur Gewürze liefern oder zur Erzeugung von Getränken dienen, auszuschließen, wobei wir bitten, festhalten zu wollen, daß es eine sehr schwierige Sache ist, hier die richtige Grenze zu ziehen.

Unsere Nährpflanzen lassen sich recht gut in 3 Gruppen, in Getreide-, Obst- und Gemüsepflanzen, teilen, eine Einteilung, die auch wir zu Grunde legen wollen.

Die Getreidepflanzen.

In bezug auf den Nährwert stehen die Getreidepflanzen unter allen Pflanzen obenan, denn sie sind es, die uns das Brot, unsere tägliche Speise liefern und daher unsere Aufmerksamkeit in erster Linie verdienen.

Als eigentliche Brot liefernde Pflanzen kommen für unsere Heimat nur Roggen und Weizen in Betracht, aber wir sind gezwungen, zur Gruppe

*) A. de Candolle, Der Ursprung der Kulturpflanzen. F. A. Brockhaus, Leipzig 1884. — Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Serbien sowie in das übrige Europa. 6. Aufl. Herausgegeben von O. Schrader. Mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin 1894. Gebr. Bornträger. — F. Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas ꝛc. Stuttgart 1891. Engelhorn.

Getreidepflanzen alle diejenigen Pflanzen zu rechnen, deren Samen im verarbeiteten Zustande dem Menschen eine nährende Speise liefern, und dürfen daher Gerste, Hafer, Buchweizen, Erbsen und Bohnen hier nicht ausschließen.

Von den genannten Pflanzen besitzt keine einzige in unserer Provinz Heimatrechte, vielleicht auch nicht einmal im mittleren Europa, wenn wir unter Mitteleuropa Deutschland mit seinen Nebenländern nördlich des Alpenkammes verstehen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Getreidepflanzen über, so dürfte der Roggen als Hauptgetreide Schleswig-Holsteins obenan stehen. Die Abstammung des Roggens (Secale cereale L.) hat sich mit Sicherheit nicht nachweisen lassen. Verschiedene Botaniker wollen unsern Roggen in den Küstenländern des Schwarzen Meeres wildwachsend gefunden haben, doch dürfte hier eine Verwechselung mit einem Verwandten unseres Roggens, nämlich mit dem zerbrechlichen Roggen (Secale fragile Bieberst.), der in den genannten Ländern häufiger vorkommt und dem unsrigen nahe steht, vorliegen. In den verschiedensten Ländern Österreichs dagegen verwildert der Roggen leicht, was aus anderen Roggenbau treibenden Gegenden nicht bekannt ist, so daß nicht ausgeschlossen ist, daß in den Ländern des Schwarzen Meeres auch Verwechselungen mit verwildertem Roggen stattfinden konnten.

Den ältesten Kulturvölkern war der Roggen unbekannt; denn in den ägyptischen Grabdenkmälern ist Roggen noch nicht gefunden, im Sanskrit und in den semitischen Sprachen fehlt eine Bezeichnung für Roggen; in den Pfahlbauten fehlt er, den Griechen war er unbekannt, erst Plinius erwähnt ihn als Kulturpflanze. Sprachliche Untersuchungen haben ergeben, daß Roggen in germanischen und slavischen Ländern bekannt war. Die übereinstimmende Bezeichnung bei den Angelsachsen, Germanen, Skandinaviern, Altslaven, Polen, Illyriern 2c. deutet darauf hin, daß der Roggen ihnen schon zu einer Zeit bekannt war, als eine Trennung dieser Völkerschaften noch nicht stattgefunden hatte. So schließen wir denn, daß der Roggen aus den Ländern in der Gegend des Schwarzen Meeres nach Nordwesten hin sich durch das nördliche Europa verbreitet hat und auf diesem Wege auch zu uns gekommen ist.

Der Weizen unserer Heimat, ob Sommer- oder Winterweizen, gehört überwiegend dem „Gemeinen Weizen" (Triticum vulgare L.) an, weniger verbreitet ist der „Englische Weizen" (Triticum turpidum L.) Der Anbau des Weizens ist ein uralter; die ältesten Kulturvölker der alten Welt haben den Weizen angebaut; wie uns Funde in den altägyptischen Grabdenkmälern und Nachrichten in älteren hebräischen Schriften kundthun, hat man doch Weizenkörner nachgewiesen in einem Ziegel der Pyramide von Dashur in Ägypten, die aus dem Jahre 3359 v. Chr. stammt. Auch bei den Chinesen wurde Weizen in uralter Zeit gebaut, wenigstens schon 2700 v. Chr.; bei ihnen gehört der Weizen zu den fünf Getreidearten, welche bei einer alljährlich wiederkehrenden Feierlichkeit vom Kaiser ausgesäet werden. Kehren wir nach Europa zurück, so finden wir die ersten Spuren von Weizenkultur in der

Pfahlbautenzeit, und zwar sind verschiedene Weizenarten aus diesem Zeitraum nachgewiesen worden, freilich Arten, die jetzt nicht mehr kultiviert werden, sondern im Laufe der Zeit durch bessere Sorten ersetzt worden sind. Für die alte Kultur des Weizens geben ferner Zeugnis die Benennungen desselben in den ältesten Sprachen der Menschheit.

Wenn wir demnach Beweise für den Anbau des Weizens in ältester Zeit genug besitzen, so hat sich doch bis heute der wildwachsende Weizen nirgends mit Sicherheit nachweisen lassen. Alle diesbezüglichen Angaben in der botanischen Litteratur sind zweifelhafter Natur und haben oft genug den Zankapfel zwischen den verschiedenen Forschern gebildet. Der englische Weizen hat sich bislang auch nicht wildwachsend nachweisen lassen, und andere Varietäten des Weizens, wie Bartweizen, polnischer Weizen, Spelt und Emmer, kommen bei uns höchstens in der Nähe einiger Dampfmühlen in neuester Zeit hin und wieder verwildert vor, werden aber schwerlich in der Provinz angebaut werden.

Von der Gerste werden bei uns angebaut die „Gemeine" resp. „Sechszeilige Gerste" (Hordeum vulgare var.: genuinum und hexastichum L.), sowie „Zweizeilige Gerste" (Hordeum distichum L.) Der Anbau der Gerste ist wie der des Weizens ein uralter und dürfte in Deutschland früher verbreiteter gewesen sein als der des Weizens; denn berichten uns doch römische Schriftsteller, daß die Nahrung der Gladiatoren in Rom, die meistens germanischer Abstammung waren, vorzugsweise aus Gerstenbrod und Bohnen bestand. Wir dürfen wohl daraus schließen, daß den germanischen Fechtern das Gerstenbrod von der Heimat her bekannt gewesen ist, und unsere Vorfahren demnach die Gerste zur Brotbereitung verwendet haben, die dann später allmälig durch Roggen und Weizen verdrängt worden ist, eine Erscheinung, die sich noch heute in Griechenland beobachten läßt, wo auch die Gerste mit besserer Kultivierung des Bodens zurückgedrängt wird. Sicher steht ferner, daß Gerste in den Überbleibseln der Pfahlbauten nachgewiesen ist.

Die Benutzung der Gerste zu Nährzwecken hat in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr abgenommen; wurde doch vor ca. 30 Jahren z. B. in der Umgegend von Segeberg Gerstenmehl vielfach zur Herstellung von Mehlspeisen verwendet, während jetzt kaum noch ein Müller dortiger Gegend Gerstenmehl zum Verkauf besitzen dürfte.

Was den Ursprung der Gerste betrifft, so hat man wenigstens die zweizeilige Gerste an verschiedenen Stellen des Morgenlandes wildwachsend aufgefunden, besonders im Gebiete zwischen Kaukasus, Kaspisee und Rotem Meer, das wir demnach als Heimatland derselben zu betrachten haben. Von dort wäre sie demnach durch die vom Osten her einwandernden Völker nach Europa und zu uns gekommen.

An Hafer wird bei uns der gemeine Hafer (Avena sativa L.) und auf Boden geringerer Güte der schwarze Hafer (Avena strigosa Schreb.) gebaut. In der Umgegend Hamburgs habe ich hin und wieder kleinere Kulturfelder vom türkischen Hafer (Avena orientalis Schreb.) gesehen, doch

glaube ich nicht, daß derselbe in größerem Maße in der Provinz gebaut wird. Der Hafer scheint von den älteren Kulturvölkern der Erde nicht angebaut worden zu sein, da weder bildliche Darstellungen noch schriftliche Überlieferungen solches erkennen lassen; auch fehlen Benennungen desselben im Sanskrit. Dagegen zeigen uns Funde aus der jüngeren Pfahlbautenzeit der Schweiz, sowie Funde aus Gräbern bei Wittenberg (Provinz Sachsen), daß derselbe in mittleren Ländern Europas schon in früher Zeit kultiviert worden ist. Bezeichnungen des Hafers im Keltischen, Altslavischen, Angelsächsischen deuten darauf, daß derselbe im Gebiete nördlich der Alpen und Karpathen von alters her bekannt gewesen, und da Hafer wildwachsend nirgends nachgewiesen ist, so dürfen wir annehmen, daß derselbe im genannten Gebiet auch seine Heimat besitzt, daß aber die Stammform desselben verschwunden ist.

So hat sich denn nur für eine der vier Hauptgetreidearten unserer heimatlichen Fluren, nämlich für die Gerste, mit Sicherheit die Abstammung von einer wildwachsenden Art nachweisen lassen. Die Stammeltern der übrigen müssen also im Laufe der Zeit verschwunden, im Kampfe ums Dasein zu Grunde gegangen sein.

Anschließend an die vier Hauptgetreidearten will ich noch kurz den Mais erwähnen, obgleich ich nur Kulturfelder geringerer Größe in der Umgegend Elmshorns beobachtet habe. Ob derselbe irgendwo in der Provinz mit gutem Erfolg angebaut worden, ist mir nicht bekannt geworden, und könnten diese Zeilen vielleicht dazu dienen, Mitteilungen in bezug darauf in der „Heimat" ans Licht zu fördern. Mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß der Mais, die wichtigste Nährpflanze Amerikas, auch dort seine Heimat hat, obgleich diese Annahme von einigen Forschern lebhaft bestritten wird; denn gilt doch auch vom Mais dasselbe wie von unseren wichtigeren Nährpflanzen: wildwachsender Mais ist bis heute noch nicht aufgefunden.

Unerwähnt darf ich hier nicht lassen, daß wir unter unseren einheimischen, wildwachsenden Gräsern eine Pflanze besitzen, deren Samen sich zur Bereitung einer Speise für Menschen eignen: es ist dies Schwaden- oder Mannagras (Glyceria fluitans R. Br.), welches in und an Wassergräben, auf nassen Wiesen und ähnlichen Örtlichkeiten weit verbreitet vorkommt. Die Früchte desselben werden in der Provinz Brandenburg gegessen; ob auch bei uns?

Wenden wir uns nun den Getreidearten zu, die nicht der Gruppe der Gräser entstammen, so dürfte für uns der durch die ganze Provinz verbreitete Buchweizen (Polygonum Fagopyrum L.) obenan zu stellen sein. Derselbe stammt aus der Mandschurei, von den Ufern des Amur, wo man ihn wildwachsend angetroffen hat; zweifelhaft dagegen ist sein Vorkommen im Himalayagebiet. Da im Sanskrit keine Bezeichnung für Buchweizen existiert, so ist die Kultur desselben wohl jüngeren Datums. Für Deutschland finden wir den Buchweizen zuerst in einem mecklenburgischen Register vom Jahre 1436 erwähnt, so daß wir nicht fehl gehen dürften, wenn wir annehmen, daß gegen

Ende des 14. oder mit Anfang des 15. Jahrhunderts die Kultur des Buchweizens bei uns ihren Anfang genommen hat.

Aus der großen Familie der Hülsenfrüchtler heben wir zunächst die Ackererbse (Pisum arvense L.) hervor, deren Anbau durch die ganze Provinz verbreitet ist. Als Heimatland der Ackererbse gilt Italien, wo man sie wildwachsend angetroffen hat; ob auch im südlichen Rußland, ist noch zweifelhaft. Über das Alter ihrer Kultur gehen die Ansichten auseinander, da die Angaben älterer Schriftsteller nicht so klar und bestimmt sind, daß man mit Sicherheit erkennen kann, ob von der Acker- oder Gartenerbse die Rede ist. In den Pfahlbauten der Schweiz, Italiens ꝛc. hat man bislang keine Spuren der Ackererbse gefunden. Unsere Gartenerbse (Pisum sativum L.) hat sich wildwachsend nicht nachweisen lassen; vielleicht ist sie eine Form der Ackererbse, die sich im Laufe der langen Kulturzeit herausgebildet hat. Aus sprachlichen Gründen schließt man, daß die Erbse, ob Garten- oder Ackererbse, ist zweifelhaft, im westlichen Asien eine weite Verbreitung gehabt hat, so daß man diese Gegenden als Heimatländer der Erbse ansehen darf. Von der Gartenerbse sind Reste in den Pfahlbauten der Schweiz und Savoyens gefunden worden.

Der dritte Vertreter dieser Gruppe ist die Pferde- oder Saubohne (Vicia Faba L.), die in einer großfrüchtigen Abart in den Gemüsegärten Holsteins weit verbreitet ist. Ob dieselbe in Schleswig ebenso weit verbreitet ist, ist mir zweifelhaft; wenigstens erinnere ich mich nicht, daß Anfang der siebziger Jahre im nördlichen Schleswig „große Bohnen" mir zu Gesichte gekommen sind. Die Kultur dieser Art ist eine uralte, wie uns Benennungen aus dem Sanskrit, sowie Nachrichten griechischer und römischer Schriftsteller beweisen; auch zur Pfahlbautenzeit ist dieselbe in Süddeutschland angebaut worden. Dagegen ist der Ursprung der Saubohne in Dunkel gehüllt. Angaben über wildwachsende Saubohnen sind in der botanischen Litteratur zur Genüge vorhanden, doch sind alle mehr oder weniger zweifelhafter Natur. Sie beziehen sich auf Länder des Kaspisees, auf Ägypten und Nordafrika, alles Gebiete, in denen die Pflanze kultiviert wird, so daß eine Verwechselung mit verwilderten Exemplaren nicht ausgeschlossen ist.

Zu diesen drei Hülsenfrüchten gesellen sich noch Schmink- und Feuerbohne (Phaseolus vulgaris L. und multiflorus Lmk.) Die erstere wird bei uns in zwei Abarten in der ganzen Provinz kultiviert, als Stangenbohne mit windendem Stengel und als Krup- oder Krüperbohne mit sehr kurzem, aber verzweigtem Stengel. Dagegen ist die Feuerbohne viel seltener und dient größtenteils nur als Zierpflanze. Beide stammen aus Nordamerika, wo deutsche Botaniker dieselben in alten Gräbern nachgewiesen haben. In Norddeutschland sind sie seit Mitte des 16. Jahrhunderts angebaut worden.

Der Vollständigkeit wegen will ich noch die Linse (Leus esculenta Mönch.) erwähnen, eine der ältesten Kulturpflanzen, die aber für uns kaum in Betracht kommt, da sie schwerlich in Schleswig-Holstein angebaut wird, wenigstens sind mir Kulturen derselben noch nicht bekannt geworden.

Dasselbe gilt von der Kichererbse (Cicer arietinum L.) und Saat-Platterbse (Lathyrus sativus L.).

Die Obstpflanzen.

Gehen wir nun über zur Betrachtung der Obstpflanzen, in denen wir wohl die ältesten Nährpflanzen des Urmenschen antreffen, während die Getreidearten am reichsten an Nährstoff und daher auch die nützlichsten sind. Da das Obst teilweise ohne Zubereitung genießbar, so ist anzunehmen, daß der Mensch früher auf dasselbe (Beerenfrüchte) aufmerksam geworden ist, als auf die unscheinbaren Früchte der Getreidepflanzen. Freilich dürfen wir mit Obst nicht nur solche Früchte bezeichnen, die ohne weitere Zubereitung genießbar sind, da doch die Früchte mancher Getreidearten, wie z. B. Bohnen, Erbsen, Mais, Weizen rc. auch roh zu genießen sind. Eine vollkommen zutreffende Erklärung von Obst läßt sich schwer geben, doch dürften wir annähernd das Richtige treffen, wenn wir sagen: als Obst sind Nährpflanzen mit eßbaren (roh und zubereitet) Früchten anzusehen, die weniger wesentliche Nährstoffe liefern, aber durch Wohlgeschmack oder leichte Verdaulichkeit, teils auch durch einfache Verwendbarkeit eine wichtige Rolle spielen. Ein Zwischenglied zwischen Getreide und Obst ist das Schalenobst, von dem meistens nur der Same, der ohne künstliche Zubereitung genießbar ist, gegessen wird. Zu dieser Gruppe würden Walnuß und Haselnuß gehören.

Der gemeine Walnußbaum (Juglans regia L.) ist ziemlich weit verbreitet bei uns. Wildwachsend trifft man denselben im Süden des Kaukasus, in Griechenland, im Banat, in Nordchina und in Japan, woraus ersichtlich, daß derselbe sich durch weite Bezirke verbreitet hat. In früheren Entwickelungsperioden unserer Erde war die Verbreitung dieser Art eine noch größere, da man Blätter derselben in tertiären und altdiluvialen Ablagerungen Frankreichs und Deutschlands gefunden hat. Über das Bekanntwerden der Walnuß in unserm Gebiete kann nichts mit Sicherheit festgestellt werden, doch findet sich dieselbe mit in dem von Karl dem Großen aufgestellten Verzeichnis von Kulturpflanzen.

Der gemeine Haselstrauch (Corylus Avellana L.) ist bei uns heimisch, da Früchte desselben in großen Mengen in älteren Ablagerungen gefunden worden sind, so z. B. in einem Moor bei Grünenthal. Genau genommen kann man aber den Haselstrauch kaum zu den Kulturpflanzen zählen, da derselbe doch nur ausnahmsweise in Gärten gepflegt wird. Hin und wieder trifft man auch in Gärten die Lambertsnuß (Corylus tubulosa Willd.) an, die zuerst im 16. Jahrhundert erwähnt wird.

Kastanie (Castanea vulgaris Lam.) und Mandel (Amygdalus communis L.) kommen wohl bei uns in Gärten und Anlagen vor, doch entwickeln sich die Früchte derselben schwerlich so weit, daß man sie zu Nährzwecken benutzen könnte. Dagegen darf ich nicht unerwähnt lassen an dieser Stelle die Wassernuß (Trapa natans L.), deren Früchte noch heute in verschiedenen

Ländern Europas gegessen werden. Die Pflanze ist heute nicht mehr bei uns vorhanden, soll aber Mitte des vorigen Jahrhunderts noch von Taube in der Stecknitz bei Lauenburg gefunden sein, wenn nicht hier Verwechselungen mit fossilen Früchten der Wassernuß aus dem interglacialen Moor bei Lauenburg stattgefunden haben. Ebenfalls sind fossile Früchte aus einem Moor bei Satrup bekannt, so daß wir annehmen können, daß die Pflanze früher eine weitere Verbreitung bei uns gehabt haben wird. Fraglich bleibt immerhin, ob der Mensch zur Kultur derselben gekommen ist, da von einer Kultur der Wassernuß in Italien auch nichts bekannt geworden ist, wohl aber aus China, wo diverse Arten der Trapa in Kanälen kultiviert werden.

Dem Schalenobst würde sich zunächst das Kernobst anschließen, bei dem die eigentliche Fruchthülle auch ungenießbar ist, aber ein anderer Teil der Blütenhülle sich zu einem wohlschmeckenden Fleisch umgebildet hat. Die meisten hierher gehörenden Pflanzen stammen aus der großen Gruppe der Rosenblütigen, besonders aus der Gruppe der Kernfrüchtler.

Zu den Rosenblütlern würde zunächst die Rose (Rosa canina L.) gehören, die häufig bei uns vorkommt und deren Früchte, die Hagebutten, zur Bereitung einer wohlschmeckenden Suppe dienen, aber von einem Anbau der Rose ist nichts wahrzunehmen. Wir begnügen uns eben mit den Früchten der wildwachsenden Sträucher. Empfohlen wird für die Kultur Rosa pomifera, deren große Früchte wohlschmeckender sind und auch früher reif werden.

Der Quittenbaum (Cydonia vulgaris Pers.) stammt aus den Ländern südlich des Kaspisees, wo er heute in Wäldern wildwachsend anzutreffen ist; die Kultur desselben in Deutschland ist ziemlich alt, da er auch in dem von Karl dem Großen entworfenen Verzeichnis vorhanden ist. Der Anbau der Quitte ist bei uns ziemlich verbreitet, aber nicht allgemein. Zu den wichtigeren Kernobstarten gehören sicherlich unsere Birnen und Äpfel, die wahrscheinlich zu den ältesten Kulturpflanzen der Menschheit zu zählen sind, worauf die ungeheure Zahl von Varietäten deutet, denen vielleicht mehrere Stammarten zu Grunde liegen. Jedenfalls gehen die Ansichten bezüglich der Abstammung der Birnen und Äpfel weit auseinander.

Der gemeine Birnbaum (Pirus communis L.) ist im wildwachsenden Zustande durch das ganze Europa und Westasien verbreitet, so auch in unsern Wäldern der Heimat, wenn auch seltener und möglicherweise zuweilen auch nur verwildert. Ob nun unsere Vorfahren den Wildling des heimatlichen Waldes durch Kultur veredelt, oder ob sie veredelte Arten aus andern Gegenden eingeführt haben, ist zweifelhaft, und schwerlich wird sich dieser Zweifel jemals lösen lassen. Jedenfalls haben sie die Früchte im rohen Zustande genossen, da Birnen in den Pfahlbauten der Schweiz und Italiens aufgefunden worden sind, wenn auch viel seltener als der nahe verwandte Apfel (Pirus Malus L.). Der Apfelbaum ist häufiger in unsern Wäldern und Knicks anzutreffen, als der Birnbaum. Mit der Veredelung und Kultur desselben mag es sich ähnlich verhalten wie mit der des Birnbaums. Sicher ist die Kultur dieser beiden

Pflanzen eine recht alte; denn werden sie doch schon in einem bayrischen Gesetz aus den Jahren 630—38 erwähnt.

Den Kernfrüchtlern reihen wir die Steinfrüchtler an, die bei uns reich vertreten sind in verschiedenen Varietäten. Der Kirschbaum, Süßkirsche (Prunus avium L.), Sauerkirsche (Prunus Cerasus L.) kommt wildwachsend in den Wäldern Kaukasiens und Armeniens vor. Von hier aus hat derselbe sich — besonders gilt solches von der Süßkirsche — durch Rußland bis nach dem südlichen Schweden verbreitet. Die Verbreitung desselben mag in erster Linie durch Vögel bedingt sein, die den Früchten gierig nachstellen und die Kerne weithin fortschaffen. So ist auch nicht ausgeschlossen, daß auf diesem Wege der Kirschbaum zu uns gekommen ist, möglicherweise früher, als der Mensch hierher gelangte. Wenigstens kommt er in einigen Wäldern der Provinz so verbreitet vor (Wälder im Gute Pronstorf bei Segeberg), daß man ihn als wildwachsend ansehen darf.

Ob die Sauerkirsche in ähnlicher Weise zu uns gelangte, ist zweifelhaft.

Unser Zwetschenbaum (Prunus domestica L.) stammt aus den Landschaften südlich vom Kaukasus und aus Kleinasien. Die Kultur desselben gehört nicht zu den älteren, da man in den Pfahlbauten keine Spuren von Zwetschen gefunden hat. Wahrscheinlich ist er mit vielen andern unserer Kulturpflanzen über Griechenland und Italien zu uns nach Deutschland gelangt.

Der Pflaumenbaum (Prunus insititia L.) wird bei uns in vielen Varietäten angebaut und kommt hin und wieder auch in Hecken und Knicks, besonders in der Nähe von menschlichen Wohnungen, verwildert vor. Wildwachsend ist derselbe durch das ganze südliche Europa, besonders auf der Balkanhalbinsel, und durch Kleinasien verbreitet. Die Kultur ist alt, da Reste in den Pfahlbauten der Schweiz vorkommen.

Der Schwarzdorn, Schlehe (Prunus spinosa L.), der bei uns ganz allgemein verbreitet ist, ist schwerlich jemals in Kultur genommen worden, wenn auch Früchte desselben in den Pfahlbauten gefunden worden sind; auch heute werden dieselben noch in vielen Gegenden Schleswig-Holsteins im Herbste gesammelt und zur Bereitung von „Schlehwein" benutzt.

Zum Steinobst zählen wir noch den Aprikosenbaum (Armeniaca vulgaris Lam.), über dessen Vaterland viel gestritten worden ist. Nach de Candolle entstammt die Aprikose dem östlichen Asien; denn auf den Bergen um Peking ist der Baum von Dr. Brettschneider in großen Mengen wildwachsend angetroffen. Der Aprikosenbaum ist zu Anfang unserer Zeitrechnung nach Europa gekommen und zu uns wahrscheinlich erst im Laufe des Mittelalters, fehlt er doch im Verzeichnis Karl des Großen und fehlt auch im Altdeutschen eine Bezeichnung für ihn.

Zum Schlusse wenden wir uns dem Pfirsichbaum (Persica vulgaris Mill.) zu, der ebenso wie der Aprikosenbaum in größeren Obstgärten cultivirt wird, wenn auch gerade nicht häufig. Derselbe ist ebenfalls in China heimisch und mit der Aprikose zu gleicher Zeit nach Europa gelangt, hat sich aber schneller

nach Norden hin verbreitet, da er bereits im Verzeichnis Karl des Großen aufgeführt wird. In den Pfahlbauten bei Mainz hat man sogar Früchte des Pfirsichbaums entdeckt, die aber neben Pinienzapfen und Austernschalen aufgefunden wurden, was auf eine Einführung von außen schließen läßt.

Die letzte Gruppe des Obstes bezeichnen wir als Beerenobst, obgleich die Bezeichnung nicht gerade glücklich gewählt ist. Viele Vertreter desselben gehören den Rosenblütlern an. Beginnen wir mit der Himbeere (Rubus Idaeus L.), die ohne Zweifel im Gebiet einheimisch ist, und für deren alte Kultur das Auffinden derselben in den Pfahlbauten Zeugnis giebt. Von der Brombeere (Rubus fruticosus L.) hat man ebenfalls Reste in den Pfahlbauten gefunden, doch ist kaum anzunehmen, daß dieselbe jemals kultiviert worden ist. Von Kulturen der Brombeere in Schleswig-Holstein ist mir nichts bekannt geworden, wohl aber aus Baden, wo die landwirtschaftliche Versuchsstation Kulturversuche mit der Brombeere angestellt hat, die aber wenig erfolgreich gewesen sind.

Von den drei im Gebiet einheimischen Erdbeeren: Fragaria vesca L. oder Walderdbeere, Fragaria moschata Duch. oder Zimmt-Erdbeere und Fragaria collina Ehrh. oder Hügel-Erdbeere mag wohl die eine oder andere Art früher in Gärten kultiviert worden sein; jetzt dürfte solches kaum noch vorkommen, da man heute überwiegend amerikanische Arten, wie Fragaria virginiana Mill., Fr. chiloensis Ehrh. und Fr. grandiflora Ehrh. oder Kreuzungsprodukte derselben anbaut. Früchte der Erdbeere sind in den Pfahlbauten aufgefunden, so daß wir erkennen, daß die Erdbeeren schon frühzeitig vom Menschen benutzt worden sind. Über den Anfang der Kultur derselben herrscht Dunkelheit; sicher war der Bau der Erdbeere Griechen und Römern nicht bekannt, ja, im nördlichen Frankreich wurde die Kultur derselben erst im 16. Jahrhundert bekannt. Von den angeführten amerikanischen Arten soll Fragaria virginiana im Jahre 1624 nach Europa gekommen sein.

Die Gruppe der Johannisbeersträucher ist durch drei Arten bei uns vertreten. Der Stachelbeerstrauch (Ribes Grossularia L.) kommt in der Form mit behaarten Früchten (Ribes Uva crispa L.) hin und wieder in Knicks und in Wäldern durch die ganze Provinz verbreitet vor; ob bloß aus Gärten verwildert oder nicht, ist fraglich. Da aber die Pflanze vom südlichen Schweden an durch das ganze gemäßigte Europa verbreitet ist, so dürften wir nicht fehl gehen, wenn wir sie zu den bei uns wild wachsenden Pflanzen rechnen. Die Kultur derselben scheint erst im 16. Jahrhundert ihren Anfang genommen zu haben.

Die rote Johannisbeere (Ribes rubrum L.) und die schwarze Johannisbeere (Ribes nigrum L.) kommen beide in unseren Wäldern vor, besonders an feuchten Stellen. Beide sind durch das nördliche und mittlere Europa, sowie durch Asien verbreitet und demnach sicher bei uns einheimisch.

Über den Anfang ihrer Kultur ist nichts Sicheres bekannt; jedenfalls ist dieselbe keine alte.

Der Holunderstrauch (Sambucus nigra L.), in Holstein „Fliederstrauch" genannt, ist ein einheimisches Gewächs und wird streckenweise angebaut, so z. B. in den Vierlanden bei Hamburg. Früchte desselben sind aus der Pfahlbautenzeit nachgewiesen.

Die einheimischen Beerenfrüchtler aus der Gattung Vaccinium, wie Heidelbeere, Preißel- oder Kronsbeere, Moosbeere und Rauschbeere dürften früher auch nicht kultiviert worden sein, wenngleich die Benutzung derselben teilweise aus der Zeit der Pfahlbauten nachgewiesen ist. Dasselbe gilt von Empetrum nigrum L., der Krähen- oder Rauschbeere.

Eine Beerenfrucht neueren Datums ist der Liebesapfel (Lycopersicum esculentum Mill.), welcher nach der Entdeckung Amerikas, wahrscheinlich aus Peru, zu uns gekommen und in Gemüsegärten hin und wieder anzutreffen ist.

Im Anschluß an die angeführten Pflanzen, deren Früchte vielfach zur Bereitung unserer Speisen verwendet werden, möchte ich eine Pflanze erwähnen, deren Beeren nicht zur Herstellung eines Nahrungsmittels dienen, wohl aber als Obst eine wichtigere Rolle einnehmen, wenn der Anbau derselben bei uns auch nur gering ist; es ist dies der Weinstock (Vitis vinifera L.) Über die Heimat der Weinrebe ist sehr viel gestritten worden, doch kann man aus den Angaben Englers entnehmen, daß im allgemeinen die Länder um das Schwarze Meer herum als Heimatgebiete der Rebe gelten. Von hier aus wird sie sich nach Westen allmälig verbreitet haben. Ob die vielen Funde von Blättern und Früchten aus der Braunkohlenzeit, die man in Mittel- und Nordeuropa bis nach Island und Grönland gemacht hat, dem jetzt kultivierten Weinstock entstammen, ist sehr zweifelhaft; wahrscheinlich gehören dieselben anderen, jetzt ausgestorbenen Arten an. Die Kultur des Weinstocks ist eine recht alte und läßt sich für Ägypten für einen Zeitraum von 6000 Jahren nachweisen. Nach Deutschland ist die Rebe höchst wahrscheinlich durch die Römer gekommen, bei denen die Kultur derselben weit verbreitet war; jedenfalls läßt sich durch Urkunden nachweisen, daß zur Zeit der Merowinger der Bau der Rebe in Deutschland bekannt war. Zur Ausbreitung der Weinkultur mag auch die Verbreitung des Christentums beigetragen haben, zu dessen symbolischen Gebräuchen Wein erforderlich war.

Den Übergang von den Obstarten zu den Gemüsepflanzen bildet eine Gruppe von Pflanzen, die man häufig zu den Beerenfrüchtlern zählt, oder auch als Kürbisfrüchtler eine eigene Gruppe bilden läßt. Hierher gehören Kürbisse und Gurken, die bei uns in verschiedenen Varietäten gebaut werden.

Für den gemeinen Kürbis (Cucurbita Pepo L.) hat sich das Heimatland mit Sicherheit nicht feststellen lassen, doch ist anzunehmen, daß derselbe auch wie die übrigen bei uns kultivierten Arten dem südlichen Nord-

amerika entstammt, wo, nach neueren Angaben amerikanischer Forscher, der Kürbis wildwachsend aufgefunden ist.

Dem Geschlechte der Gurken gehören Melone (Cucumis Melo L.) und Gurke (Cucumis sativus L.) an, die beide in Ostindien ihr Heimatrecht besitzen und dort seit Jahrtausenden kultiviert werden. Der Anbau beider bei uns ist jedenfalls ein recht alter, da für die Melone auch im Altdeutschen eine Bezeichnung vorhanden ist und beide im erwähnten Verzeichnis Karls des Großen aufgeführt sind.

Die Gemüsepflanzen.

Darunter begreifen wir Pflanzen, von denen vegetative Teile als menschliche Nahrungsmittel in Betracht kommen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „etwas zu Mus zu bereitendes" giebt keinen rechten Sinn mehr, da wir doch gezwungen sind, Pflanzen hierher zu rechnen, deren genießbare Teile nicht als Mus von uns gegessen werden. Der Nährwert der Gemüsearten ist im allgemeinen ein recht geringer; trotzdem haben einige derselben als Hauptnahrungsmittel der unteren Volksklassen eine große Bedeutung, die sich auch ergiebt aus der allgemeinen Verbreitung solcher Pflanzen und aus dem Umfange ihrer Kultur. Eine einigermaßen zutreffende Gruppierung dieser Pflanzen ist recht schwierig; am besten will es mir erscheinen, wenn wir sie ordnen in zwei Gruppen: 1) Pflanzen, von denen unterirdische vegetative Organe (Erdgemüse), 2) Pflanzen, von denen oberirdische vegetative Organe (Obererdgemüse) zur Bereitung von Speisen verwendet werden.

Von den Erdgemüsen kommen zunächst die verschiedenen Laucharten (Allium) in Betracht, die freilich als Nährpflanzen für uns eine sehr untergeordnete Rolle einnehmen, ganz anders dagegen in den Ländern des südlichen Europas. Es dürfte zu weit führen, wenn ich mich auf die einzelnen Arten und Abarten derselben einlassen wollte. Als die wichtigeren will ich die Gemüsezwiebel (Allium Cepa L.), die Schalotte (Allium ascalonicum L.) und den Porro (Allium Porrum L.) erwähnen, die bei uns häufig gebaut werden und von denen die beiden letzten kaum in einem Gemüsegarten fehlen dürften.

Gemüsezwiebel und Schalotte (die letztere ist wahrscheinlich eine Abart der ersteren) gehören zu den älteren Kulturpflanzen, die den Griechen und Römern bekannt waren und wohl im Mittelalter zu uns gekommen sind, da sie auch im Verzeichnis Karls d. Gr. vorkommen. Das Heimatland derselben sind Kaukasus- und Himalaya-Landschaften, wo sie wildwachsend aufgefunden sind.

Über Heimat und Kultur des Porro habe ich in der bezüglichen Litteratur nur auffinden können, daß derselbe wahrscheinlich eine Form des gemeinen Lauchs (Allium Ampeloprasum L.) ist; in der Form, wie er heute kultiviert wird, hat man ihn nirgends wildwachsend gefunden.

Die wichtigste Gemüsepflanze von allen ist die Kartoffel (Solanum tuberosum L.), deren allgemeiner Anbau höchst wahrscheinlich die eine oder andere Gemüsepflanze verdrängt haben wird. Auch bei dieser sind die Unter-

suchungen über das Vaterland derselben noch nicht endgiltig abgeschlossen, doch läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß sie den Anden Chiles oder Perus entstammt. In Deutschland soll die Kartoffel zuerst im botanischen Garten zu Frankfurt von Clusius im Jahre 1588 angebaut worden sein; allgemeine Verbreitung fand sie erst nach dem 7jährigen Kriege. Von allen Gemüsearten geht die Kartoffel am weitesten nach Norden und im Hochgebirge am weitesten nach oben. Wo wir menschliche Ansiedlungen in den Alpen treffen, da sehen wir auch ein Kartoffelfeld. Auf Island sind außer Kartoffeln und Kohlrüben, die bei keinem Bauernhofe fehlen, keine Kulturpflanzen weiter bekannt. In Norwegen baut man Kartoffeln bis zum 71. ° n. B. In wie großen Mengen die Kartoffeln produziert werden, mögen folgende Zahlen verdeutlichen. Irland erzeugt alljährlich 679 kg Kartoffeln pro Kopf der Bevölkerung, Deutschland 500 kg, Belgien 415 kg, Niederlande 358 kg, Österreich 354 kg und die Schweiz 273 kg.

Eine andere, ebenfalls eßbare Knollen liefernde Gemüsepflanze ist die knollige Sonnenblume, auch Erdbirne oder Erdapfel genannt (Helianthus tuberosus L.), welche aus Amerika, wahrscheinlich aus Nordamerika, stammt. Ob dieselbe heute noch bei uns angebaut wird? Ich habe in den letzten Jahren Kulturen derselben nicht mehr gesehen, weiß mich aber wohl dessen zu erinnern, daß vor ca. 30 Jahren im Gute Pronstorf bei Segeberg mehrfach Erdapfelanpflanzungen vorkamen, weiß aber nicht, ob die Knollen als Viehfutter oder als Gemüse verwendet worden sind.

Ein Knollengemüse neuester Zeit ist Stachys affinis Fres., eine Ziest-Art, deren Anbau hin und wieder versucht worden ist, welche aus Japan stammt.

Eine Gemüsepflanze, welche früher, vor Anbau der Kartoffel, in der Provinz weit verbreitet gewesen ist, da sie an verschiedenen Stellen des Gebietes, von Hamburg über Kiel bis Gravenstein, verwildert vorkommt, ist der lauchblättrige Bocksbart (Tragopogon porrifolius L.), der im südlichen Europa seine Heimat hat.

Ähnlich verhält es sich mit der dem Bocksbart verwandtschaftlich nahe stehenden spanischen Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica L.), die noch heute in unsern Gemüsegärten anzutreffen ist und über deren Heimatrecht in der Provinz wir verschiedene Angaben besitzen. Unmöglich ist es nicht, daß dieselbe bei uns heimisch ist, da sie ziemlich durch ganz Europa verbreitet ist. Von diesen beiden Pflanzen wird der Bocksbart schon im 16. Jahrhundert erwähnt, während die Schwarzwurzel erst vor circa 150 Jahren auftaucht als Kulturpflanze.

Die rote Rübe oder Runkelrübe (Beta vulgaris L.), deren Kultur recht weit verbreitet ist in unseren Gegenden, entstammt wahrscheinlich dem westlichen Asien. Da Bezeichnungen für dieselbe in den älteren Sprachen fehlen, so dürfen wir annehmen, daß ihre Kultur ungefähr mit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung zusammenfällt. Heute wird sie in verschiedenen Abarten (Zuckerrüben) gebaut und in einigen Gegenden werden auch die Blätter als Gemüse gegessen.

Unbedeutend dürfte bei uns der Bau des Rettichs (Raphanus sativus L.)

sein, während die Abart desselben, das Radieschen, weit verbreitet und recht beliebt ist. Der Rettich gehört zu den ältesten Kulturpflanzen und läßt sich der Ursprung desselben schwer feststellen. Einige Forscher, zu denen auch Linné gehört, nehmen China und Japan als Heimat an, von wo aus die Pflanze sich nach dem Westen der alten Welt verbreitet hätte. Nach Untersuchungen de Candolles ist der Rettich als eine Form des gemeinen Hederichs (Raphanus Raphanistrum L.) anzusehen.

Die Petersilie (Petroselinum sativum Much.) ist im südlichen Europa eine wildwachsende Pflanze, welche von Plinius erwähnt wird als medizinische Pflanze. Die Kultur derselben scheint aber erst später begonnen zu haben, also eine verhältnismäßig junge zu sein; trotzdem haben sich zwei Abarten herausgebildet, die, deren Wurzel gegessen werden, und die, deren krause Blätter als Gewürz dienen. Petersilie, Rettich und Runkelrübe werden im Verzeichnis Karls d. Gr. erwähnt.

Unser gemeiner Sellerie (Apium graveolens L.) gehört zu den bei uns einheimischen Pflanzen, da wir ihn auf den salzigen Wiesen am Ostseestrande wildwachsend finden. Derselbe ist von Schweden durch ganz Europa, durch das westliche Asien und am Nordrande Afrikas verbreitet. Bei uns wird derselbe seiner fleischigen Wurzelknolle wegen kultiviert, während in anderen Ländern, besonders in England, die gebleichten Blattstiele genossen werden.

Der durch das ganze Gebiet verbreitete Pastinak (Pastinaca sativa L.) ist vielleicht früher auch kultiviert worden seiner süßlich schmeckenden Wurzel wegen. Ob es noch heute geschieht?

Ähnlich mag es sich mit der Kerbelrübe (Chaerophyllum bulbosum L.) verhalten, die im Elbgebiet Hamburgs und bei Trittau wildwachsend vorkommt. In andern Gegenden Deutschlands ist dieselbe angebaut worden.

Die als Gemüsepflanze weit verbreitete und sehr beliebte Möhre oder Mohrrübe (Daucus Carota L.), die in verschiedenen Varietäten angebaut wird, ist eine bei uns auf trockenen Wiesen und Wegrändern häufig vorkommende Pflanze. Über den Beginn ihrer Kultur ist nichts Sicheres bekannt, wohl aber ist sie in den Resten der Pahlbauten nachgewiesen.

An verschiedenen Stellen der Provinz kommt die Rapunzel-Glockenblume (Campanula Rapunculus L.) in Hecken und Zäunen vor. Diese stammt wahrscheinlich aus früheren Kulturen, da sie im Mittelalter von Mönchen der eßbaren fleischigen Wurzel wegen angebaut worden ist.

Wenn auch der Mährrettich (Cochlearia Armoracia L.) nicht gerade als Nährpflanze anzusehen ist, so dürfen wir dieselbe doch nicht unerwähnt lassen, da die Wurzel vielfach zur Bereitung von Speisen benutzt wird. Dieselbe ist höchst wahrscheinlich im Osten Europas heimisch und hat sich allmählich durch das westliche Europa verbreitet, wenigstens sprechen wichtige sprachliche Gründe für diese Ansicht. Das Kulturalter derselben mag ungefähr 1000 Jahre betragen.

Den Übergang von den Untererdgemüsen zu den Übererdgemüsen vermitteln unsere Rüben- und Kohlarten, deren Anbau in ganz Schleswig-Holstein

bekannt ist. Im Laufe der Zeit sind soviele Abarten entstanden, daß es kaum möglich ist, den Ursprung der einzelnen zu verfolgen. Die verschiedenen Rübenarten lassen sich auf die beiden Stammpflanzen Brassica Rapa L. (weiße Rüben) und Brassica Napus L. (Kohl- und Steckrüben) zurückführen, während die Kohlarten von Brassica oleracea L. abstammen. Alle Brassica-Arten sind durch Europa und Sibirien verbreitet. In den älteren Sprachen Europas sind Benennungen für dieselben vorhanden, während in den älteren Sprachen Asiens solches nicht der Fall ist, so daß die Annahme gerechtfertigt ist, daß sie in Europa ihre Heimat besitzen. Die Kultur derselben wird eine uralte sein.

Den Brassica-Arten soll nun zunächst der Spargel (Asparagus officinalis L.) folgen, der an der Ostseeküste und im Elbgebiet wildwachsend vorkommt, sodaß wir ihn zu den hiesigen Pflanzen zählen dürfen, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß er infolge der Kultur verwildert oder verschleppt sein kann. Seit dem 16. Jahrhundert ist die Benutzung der Pflanze bekannt.

Eine Gemüsepflanze neueren Datums ist der Rhabarber (Rheum rhaponticum L. und Rh. undulatum L.), die höchst wahrscheinlich dem südlichen Sibirien oder auch Zentralasien entstammen. Mag die Einführung dieser Pflanzen aus arzeneilichen Gründen geschehen sein, so ist doch jetzt die Verwertung der Blattstiele als Gemüse eine allgemeine geworden.

Zu den wichtigeren Gemüsepflanzen gehört sicherlich der Spinat (Spinacia oleracea L.), als dessen Heimat Persien gilt, von wo aus er sich nach Osten und Westen hin ausgebreitet hat. Auch der Spinat gehört für uns zu den jüngeren Kulturpflanzen, denn erst im 16. Jahrhundert wird er als solche erwähnt.

Unser Garten-Lattich (Lactuca sativa L.), bekannt unter der Bezeichnung „grüner Salat", ist nach den Untersuchungen de Candolles eine Form oder Abart des auch bei uns freilich nur selten vorkommenden wilden Lattichs (Lactuca Scariola L.), der aber durch das gemäßigte und südliche Europa, sowie durch Nordafrika allgemein verbreitet ist. Die Kultur des Lattichs war Griechen und Römern bekannt, ist demnach eine recht alte, für welches auch noch die große Zahl von Abarten (circa 40) spricht.

Der Sauerampfer (Rumex acetosa L.) wird vielfach in Gärten angebaut und kommt außerdem im ganzen Gebiet wildwachsend vor, während dagegen der Gemüseampfer (Rumex Patientia L.) seltener kultiviert und noch seltener verwildert angetroffen wird; letzterer entstammt sicherlich südlicheren Gebieten.

Die Gartenmelde (Atriplex hortensis L.) wird schon von Karl dem Großen zum Anbau empfohlen; sie scheint aus dem östlichen Europa zu stammen, wo sie noch heute als Gemüsepflanze benutzt wird. Im mittleren Holstein habe ich die Melde mehrfach in Gärten angetroffen, weiß aber nicht, ob sie noch heute dort gegessen wird. Jedenfalls spricht ihr Vorkommen bei uns für eine frühere Benutzung derselben.

Ob die aus dem Orient stammende Gartenkresse (Lepidium sativum L.) als Kulturpflanze bei uns eine nennenswerte Bedeutung erreicht

hat, ist mir zweifelhaft. Dasselbe gilt von der bei uns heimischen Brunnenkresse (Nasturtium officinale R. Br.), die zu den gesundesten Nahrungsmitteln gehört. Denselben Zweifel habe ich in bezug auf den bei Heiligenhafen am Strande wachsenden Meereskohl (Crambe maritima L.), dessen Frühlingstriebe in England viel gegessen werden.

Zum Schlusse will ich nicht unerwähnt lassen, daß vereinzelt wohl noch bei uns, zum Teil in Treibhäusern, die Artischocke (Cynara Cardunculus L.), der Portulak (Portulaca oleracea L.) und die Endivie (Cichorium Endivia L.) kultiviert werden.

In dieser gegebenen Zusammenstellung unserer Nährpflanzen sind im ganzen 81 Pflanzen aufgeführt, von denen 16 den Getreidepflanzen, 32 den Obstarten und 33 den Gemüsepflanzen angehören, wobei ich nochmals betonen will, daß manche von den aufgeführten Pflanzen kaum jemals eine größere Bedeutung als Nährpflanzen gehabt haben, noch jemals erlangen werden. Ist auch bei manchen wichtigeren Pflanzen das Dunkel über ihren Ursprung nicht geklärt, so ergiebt sich doch, daß ein recht großer Teil unserer Kulturpflanzen dem östlichen Asien entstammt und daß es demnach nahe liegt, anzunehmen, daß dieselben mit dem Vordringen der arischen Völker von dorther allmälig nach Europa und zu uns gelangt sind.

Ein Beitrag zur Geschichte der Wanderbettelei in Schleswig-Holstein.

Von Bürgermeister **Kinder** in Plön.

Eine eigenartige Erscheinung in unserem Volksleben der letzten dreißig Jahre ist das Bettel- und Wanderunwesen.

Wenn wir uns die Zeit vor der Einverleibung der Herzogtümer Schleswig und Holstein in den Preußischen Staat vergegenwärtigen, so sah man hier damals als Fußwanderer auf der Landstraße noch keine Tagelöhner und Feldarbeiter, sondern nur den Handwerksburschen mit seinem vollgepackten Ranzen, aus dem in der Regel ein Paar gut besohlter Stiefel hervorlugte. Es galt noch der schöne Spruch

Hand rein, Schuh ganz,
Hilft durch die Welt, Franz!

Der Handwerksbursche wanderte nicht nur deshalb, um Arbeit zu suchen, sondern hauptsächlich, um eine reichere Erfahrung in seinem Handwerk zu gewinnen, als die Heimat ihm bieten konnte. Die Anzahl der Wandernden, welche in Bewegung war, erschien auch nie sehr groß, und ein fremder Bettler erregte in jedem kleinen Orte berechtigtes Aufsehen. Einheimische Bettler gab es fast gar nicht mehr. Diese waren mit der Errichtung der Arbeitshäuser verschwunden.

Mit dem Anschlusse der Herzogtümer an Preußen trat eine große Veränderung ein. Aus den alten Provinzen strömten plötzlich Scharen von Hand-

werksgesellen ins Land, zuerst vielleicht aus Neugierde, um das „neue Land“ kennen zu lernen. Sie sprachen aber fleißig an, blieben nicht bei dem Begrüßen des Handwerks, sondern riefen ohne Wahl in jedes Haus die übliche Anrede „ein armer reisender Handwerksbursche“ hinein. Die Schleswig-Holsteiner zeigten sich anfangs, namentlich auf dem Lande, den ungewohnten Gästen gegenüber so freigebig, daß der Ruf der „guten“ Provinz gar bald bis in die entferntesten Herbergen der Monarchie drang.

Als dann am 1. November 1867 das Gesetz über die Freizügigkeit für das ganze deutsche Bundesgebiet erlassen wurde, verstärkte sich der nach dem Norden fließende Strom der Wanderer in solchem Maße, daß man 1868 schon von einer Landplage der Bettler redete. Zu den Handwerksbeflissenen gesellten sich professionslose Arbeiter aller Art.

Nach dem französischen Kriege kam die Gründerzeit und dann die Zeit des „großen Krachs,“ in welcher manche Fabriken geschlossen und viele Hochöfen ausgeblasen werden mußten. Jetzt, es war gegen das Ende der siebenziger Jahre, sah man alles auf der Walze, Handwerker, Fabrikarbeiter, Bergleute, Tagelöhner, Schreiber, Kaufleute, Lehrer. Weder die Dörfer noch die Städte konnten sich dem Andrange bettelnder Wanderer erwehren. Zuerst schritt zwar die Staatsgewalt energisch ein, aber bald vermochten die Gefängnisse die eingelieferten Bettler nicht mehr zu fassen. Die Polizei konnte keinen hinreichenden Schutz gewähren.

In dieser Notlage versuchte die seßhafte Bevölkerung sich selber zu helfen. In den Jahren 1878 und 1879 entstanden die Antibettelvereine. Um den „armen Reisenden“ von der Hausthür fern zu halten, heftete das hausbesitzende Mitglied des Vereins ein Schildchen mit der Aufschrift „Antibettelverein“ an dieselbe. Hierdurch zeigte er an, daß er seinen Beitrag an die Centralstelle des Vereins eingezahlt habe und jeden weiteren Bettelgroschen verweigere. Der Wanderer konnte sich an die Vereinskasse begeben und dort einen bestimmten Geldbetrag für sein Fortkommen in Empfang nehmen.

Wenn auf diesem Wege auch viele befriedigt wurden, so wandte sich doch noch regelmäßig eine erhebliche Anzahl von Wanderern an die Behörden, meldete sich obdachlos und verlangte Unterkommen. Einige Gemeinden sahen sich deshalb genötigt, mit den Herbergswirten Verträge abzuschließen, welche dahin gingen, daß die Wirte für jeden von der Behörde überwiesenen Gast ein Quartiergeld aus der Gemeindekasse erhielten.

Mit Hülfe solcher Maßregeln wurde den Einwohnern der Städte teilweise eine Erleichterung geschaffen. Auf dem flachen Lande jedoch blieb der erwartete Erfolg aus, weil dort die wirksame Unterstützung der Sicherheitsorgane fehlte. Überdies stellte es sich nach wenigen Jahren schon heraus, daß die Bevölkerung der freiwilligen Steuer an die Antibettelvereine müde wurde und daß die freiwilligen Vertreter der Vereine in dem schwierigen Verkehr mit den nicht selten roh und brutal auftretenden Wanderern erlahmten und nicht mehr arbeiten wollten. Man sah auch ein, daß mit Geldgeschenken der Bettelei nicht gesteuert

werden konnte. Die Korrektionsanstalten der Provinz erforderten 1881/82 den hohen Zuschuß von 220500 M.

Bei Erwägung dieser Umstände gelangten einige Landkreise im Jahre 1883 zu dem Entschlusse, das Bettelunwesen in der Provinz nach dem Vorgange des Centralvereins deutscher Arbeiterkolonien durch Errichtung von Arbeiterkolonien und Naturalverpflegungsstationen zu bekämpfen.

Am 17. April 1882 war die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld eröffnet worden. Bereits am 10. November 1882 konnte die Arbeiterkolonie Ricklingen bei Neumünster eingeweiht werden. Der Verein für Arbeiterkolonien wollte den Wanderer nicht allein vom Betteln abhalten, sondern ihn auch bessern, den Verwahrlosten wiederum an regelmäßige Thätigkeit gewöhnen.

Die Kolonien lassen sich vergleichen mit Armen-Arbeitshäusern der schleswig-holsteinischen Gemeinden. Es besteht nur der Unterschied, daß kein Unterstützungsfordernder zwangsweise hineingeführt werden kann und daß die gewährte Unterstützung nicht den Charakter einer Armenunterstützung mit ihren rechtlichen Folgen an sich trägt. Die Kolonien bieten dem Arbeitslosen ein Unterkommen und Arbeit, auch einen Überverdienst. Denjenigen, welche die Anstalt verlassen, werden so viel als möglich Arbeitsstellen nachgewiesen.

Ricklingen war schon im ersten Jahre voll besetzt. Die Kolonie konnte mit ihren 154 Plätzen dem Andrange nicht genügen. Damit war zwar ein gewisses Bedürfnis nachgewiesen, aber die Wanderbettelei keineswegs beseitigt. Es mußte noch ein Netz von Verpflegungsstationen hinzukommen, um einen wirksamen Einfluß erkennen zu lassen. Nach und nach wurde ein solches Netz über die ganze Provinz ausgespannt. In den größten Ortschaften der Landkreise schuf man Stationen, auf welchen der mittellose Wanderer bei seinem Eintreffen Verpflegung und Nachtlager erhalten konnte. Die Stationen wurden so verteilt, daß die Zwischenräume zwei bis drei Meilen betrugen und der Wanderer im stande war, sie mit einem Halbtagsmarsche zu erreichen. Wer den kürzesten Weg benutzte, konnte auf einer Station das Mittagessen, auf einer zweiten das Abendessen und ein Nachtlager erlangen.

Die neue Einrichtung hatte zunächst die Wirkung, daß der Hauptstrom der armen Reisenden in vorgezeichnete Bahnen gelenkt wurde. Die Bettler mieden sehr bald die Nebenlandstraßen, und in den Stationsortschaften hörte die Hausbettelei vorläufig ganz auf. Die Antibettelvereine verschwanden von der Bildfläche.

Bis hierher konnte man die Einrichtung der Naturalverpflegungsstationen als einen Akt der Notwehr der seßhaften Bevölkerung gegen die Belästigungen der Wanderbettler betrachten. Man hoffte, als man zu dieser Maßregel griff, einen vorübergehenden Notstand zu beseitigen.

Die Erfahrung lehrt, daß man sich getäuscht hat. Das Wander- und Bettelunwesen hat sich während der letzten zehn Jahre trotz des wirtschaftlichen Aufschwunges, welchen Deutschland in der Mitte der achtziger Jahre unleugbar zu verzeichnen hatte, nicht vertreiben lassen. Die Anzahl derjenigen, welche

planlos die Halbinsel durchwandern, hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Gesellen und Lehrlinge, Tagearbeiter und Dienstknechte, Jünglinge und Greise aus allen Berufsarten und Ständen, Gesunde und Kranke bewegen sich auf der großen Landstraße hin und her. Manche haben kein Hemd mehr auf dem Leibe, viele nicht einmal Schuhe an den Füßen. Im Kreise Plön ist eine Polizeiverordnung erlassen worden, welche das Darreichen von Geld an die Bettler mit Strafen bedroht. Aber auch dadurch hat man die Leute nicht abschrecken können, sich mittellos auf die Reise zu begeben. Wer aber einmal in den Strom hineingeraten ist, wird unaufhaltsam von einer Verpflegungsstation zu der anderen mit fortgerissen und kann sich nur schwer wieder herausarbeiten. Auch die Arbeitsnachweisungsstellen, welche mit den Stationen verbunden worden sind, haben wenig gefruchtet.

Wie groß der Strom geworden ist, das zeigen die von den Kreisen für die Verpflegungsstationen geleisteten Ausgaben. Der Kreis Plön z. B. stellte 1884 die Summe von 2000 M. in den Jahreshaushalt ein. Im Jahre 1885 war der Betrag schon auf 4000 M. und 1893 gar auf 8000 M. gestiegen.

Die Privatwohlthätigkeit hat es dennoch an Versuchen, das Übel zu bannen, nicht fehlen lassen. Der größte Teil des Reiches ist jetzt mit einem Netze von Verpflegungsstationen bedeckt. Der Gesamtverband deutscher Naturalverpflegungsstationen hat im Jahre 1892 zu Kassel allgemeine Grundsätze zur gleichmäßigen Verwaltung der Stationen aufgestellt. Die Provinz Schleswig-Holstein hat mit den Reichsstädten Hamburg und Lübeck und dem Fürstentum Lübeck einen nordelbischen Stationsverband gebildet. Wenn alle diese Bestrebungen sich als ohnmächtig erwiesen haben, so kann das nur daran liegen, daß man das Übel an der unrichtigen Stelle angegriffen hat. Man hat nur gegen die Wanderbettelei angekämpft, nicht aber gegen die Ursache derselben, das Wanderunwesen. Die Wurzel des Wanderunwesens aber liegt in der unbeschränkten Freizügigkeit.

Vor dem Freizügigkeitsgesetz hatten wir wohl fechtende Handwerksburschen, aber keine Wanderbettler. Erst dann, als es gestattet war, ohne alle Subsistenzmittel und ohne bestimmte Aussicht auf Erwerb in die Welt hinaus zu wandern, begab sich jeder, dem es aus irgend einem Grunde in der Heimat nicht mehr gefiel, auf Wanderschaft. Ehemänner verließen Weib und Kind, Lehrlinge die Lehrmeister, Gesellen die vertragsmäßig übernommene Arbeit, Knechte und Mägde den Gesindedienst. Fällt es einem mit Fachkenntnissen ausgerüsteten Manne schon nicht leicht, ohne Verbindungen und Empfehlungen in der Fremde eine Brotstelle zu finden, um wie viel schwerer muß es demjenigen fallen, welcher ohne besondere Intelligenz nur die Kraft seiner Hände anzubieten hat! Der Hunger tritt aber an alle heran und die Konsequenzen sind Betteln, Hausfriedensbruch, Diebstahl, Krankheit, mit einem Wort, das Wanderelend.

Es ist hier nicht der Ort, zu prüfen, welche Maßregeln denn nun die zweckmäßigsten sind, um das Wanderelend zu beseitigen oder zu mildern. Die Frage würde bei den eingetretenen Zuständen auch nicht leicht richtig zu beant-

worten sein. Zunächst muß nur die Erkenntnis sich Bahn brechen, daß Privatunternehmungen nicht ausreichen, jenes Ziel zu erreichen, daß vielmehr nur durch Eingreifen der Staatsverwaltung und der Gesetzgebung einem Übelstande abgeholfen werden kann, dessen Anfang merkwürdigerweise mit der Begründung des deutschen Reiches zusammenfällt.

Vom Petroleum.

Von **J. Eckmann** in Ellerbek.

Heutzutage ist unter den Beleuchtungsmitteln das Petroleum oder Erdöl eines der wichtigsten und allgemeinsten. Gaslicht und elektrisches Licht sind freilich heller; aber ihre Verwendung ist örtlich sehr beschränkt. Die Benutzung des Gases zum Leuchten geschah zuerst durch Murdoch in England im Jahre 1792. Die erste Straßenbeleuchtung durch Leuchtgas erhielt London im Jahre 1814, dann Paris 1815. Berlin und Hannover führten 1826 das Gaslicht ein, Dresden und Frankfurt a. M. 1828. Allmählich erfolgte dann die Gasbeleuchtung der anderen großen und darauf auch der kleinen Städte. Vorzugsweise diente das Leuchtgas zur Beleuchtung der Straßen; aber die Leitung wurde auch in die Häuser der Wohlhabenden und in die Fabriken geführt. Seitdem man aber das Petroleum als Leuchtmittel verwendet, hat die Benutzung des Gases in den Wohnräumen bedeutend abgenommen, und in den Fabriken und anderen großen Arbeitsstätten verdrängt das elektrische Licht immer mehr das Gaslicht, so daß ein Rückgang in der Verwendung des Gaslichtes offenbar stattfindet.

Das Licht der Wohnungen wird jetzt allgemein vom Petroleum gespendet, sowohl in den Hütten der Armen wie in den Palästen der Reichen. Und was für helles und angenehmes Licht wird uns dadurch geboten! Wie bescheiden waren noch die Ansprüche an Licht vor etwa 40—50 Jahren! In den Ställen, auf der Diele, in der Werkstatt, in Küche, Kammer und Keller wurde gewöhnlich die Thranlampe verwendet, ein tellerförmiges, offenes Gefäß mit vorspringender, schräg aufwärts gerichteter Lippe, worin der Binsendocht am freien Ende leuchtete und — qualmte. Daneben wurden Talglichte gebraucht. Fast jeder Bauer zog sich im Herbst, wenn er eine Kuh für den Winter einschlachtete, aus dem Talg derselben selbst die Lichte für den Haushalt. Er z o g sie, indem er eine Menge Dochte aus Baumwolle in den flüssigen Talg tauchte und sie dann emporzog. Nach Abkühlung der Talgmasse wurde das Ziehen wiederholt, bis die Lichtstränge die gewünschte Dicke erlangt hatten. Auch wurden Blech- und Zinnformen benutzt, die von einem Docht durchzogen waren; in die Formen wurde der flüssige Talg hineingegossen, der nach dem Erkalten einen kleineren Raum einnahm und darauf aus der Form herausgezogen werden konnte. Die „Lichtzieher" oder „Lichtgießer" waren Handwerker, die für andere Leute das Ziehen oder Gießen besorgten oder auch Lichte zum Verkaufe feil hielten. An

dies Gewerbe erinnern noch die Aufgaben in den alten Rechenbüchern, worin gefragt wird, wie viele Pfund Lichte der Lichtgießer an den Landmann abliefern muß, wenn er für seine Arbeit Talg zurückbehalten soll. „Lichtzieher,“ „Dreilingslicht,“ „Sechslingslicht,“ „Dieb im Licht,“ „Lichtschere“ sind für die Gegenwart bereits etwas altertümliche Begriffe.

Ein wenig helleres Licht bot die Öllampe, welche mit Rüböl gespeist wurde und die Form einer kleinen Gießkanne besaß; in dem engen Schenkel lag der Docht aus Baumwollfäden, welcher an der offenen Mündung ein flackerndes Licht gab. Eine bedeutende Verbesserung erfuhr die Öllampe, als man ein Cylinderglas und einen Schirm damit verband. Der Docht wurde aus Parchent in Bandform ausgeschnitten, auf beiden Seiten mit Wachs bestrichen und dann in die entsprechende Vertiefung der Lampe eingelassen. Mittels einer Schraube konnte der Docht auf- und abbewegt werden. Der Ölbehälter stand durch eine Röhre mit dem Docht in Verbindung, mußte aber ungefähr in gleicher Höhe sich befinden. Bei solcher Tischlampe saß die Familie an den Winterabenden versammelt, jeder in dem Kreise seine Beschäftigung treibend, soweit die Lichtstrahlen es zuließen. Am schlimmsten war derjenige daran, der im Schatten des seitlich angebrachten Ölbehälters seinen Platz hatte. Und doch war es damals noch viel besser als etwa 20 Jahre vorher. Ich will die weiter zurückliegenden Verhältnisse nicht erst schildern, will nur erinnern an Stahl, Stein und Feuerschwamm, an Kienspan und Schwefelhölzer, an das abendliche Zudecken des Feuers auf dem Herde mit Asche, will darauf aufmerksam machen, daß erst mit dem Jahre 1832 die Reibzündhölzer in den Handel kamen.

1859 war es, als das Erdöl seinen Siegeszug durch die Welt antrat, alle anderen schwächeren Beleuchtungsmittel rasch verdrängend. Am 27. August 1859 wurde zu Titusville im Staate Pennsylvanien in einer Tiefe von 22 m eine Erdölquelle erbohrt, die anfangs täglich 1600 l, nachher sogar 4000 l gab. Später wurde auch an vielen anderen Stellen in den Vereinigten Staaten gebohrt, und oft mit noch größerem Erfolge, wenngleich es auch an Enttäuschungen nicht fehlte. Seitdem versorgt zum größten Teile Nordamerika die Welt mit Leuchtmaterial; der Reinertrag wird pro Jahr auf 170 Millionen Mark geschätzt. Das Auffinden der unterirdischen Ölmassen in Amerika wäre ohne größere Bedeutung geblieben, wenn nicht in demselben Jahre eine andere Entdeckung gemacht worden wäre, nämlich die Kunst des Raffinierens, das Petroleum zu läutern und zu verfeinern. Das Petroleum ist im rohen Zustande zu feuergefährlich, um als Leuchtmittel verwendet werden zu können. Es besteht aus 85 % Kohlenstoff und 15 % Wasserstoff und zwar aus mehreren Arten der Kohlenwasserstoffverbindungen. Einige von diesen verflüchtigen sich an der Luft sehr leicht und entzünden sich schon bei niedriger Temperatur. Darum muß das Rohpetroleum destilliert werden. Schon von 38 ° C. an entweichen in Gasform einige Verbindungen, welche nach der Abkühlung wieder flüssig werden und als Petroleumäther bekannt sind. Zum Leuchten kann dieser nur in besonders konstruierten, sogenannten Ligroinlampen benutzt werden. Das

eigentliche Leuchtöl siedet erst bei 150° C. Es hat ein spezifisches Gewicht von 0,79—0,82, ist dünnflüssig, hat einen bläulichen Schimmer und brennt nicht ohne Docht. Weil es erst bei starkem Luftzug leuchtet, haben die Petroleumlampen eine Einrichtung, durch welche die Luft von innen an die Flamme geführt wird. Das Erdöl verflüchtigt sich nicht sobald; erst bei einer länger anhaltenden Temperatur von über 38° C. bilden sich brennbare Gase, die dann bei Luftzutritt zur Explosion führen können. Vorsichtsmaßregeln beim Gebrauch der Petroleumlampen sind Reinhaltung der Lampe, gutes Schließen der Dochte und Vermeidung großer Hitze. Für den Handel mit Leuchtöl sind bestimmte Vorschriften erlassen. Von Amerika darf kein Öl versandt werden, das nicht in bezug auf Gewicht und Entzündbarkeit geprüft worden ist. Unsere Kaufleute sind verpflichtet, die Vorschriften über Eigenschaften, Aufbewahren und Verkauf des Petroleums genau zu beachten. Wäre die Kunst der Läuterung des Rohpetroleums früher bekannt gewesen, so hätte die Menschheit schon lange des hellen Lichtes sich erfreuen können; denn an Fundstellen des Petroleums fehlte es auf der Erde nicht, an vielen Orten trat es gar an die Oberfläche. Für den heutigen Bedarf an Petroleum sorgen außer Amerika Baku und Galizien. 1885 betrug die Ausbeute in Amerika 64, in Baku 25 und in Galizien 8 Mill. hl.

Auch Deutschland hat seine Petroleumgebiete, die zum Teil schon vor der Entdeckung in Amerika bekannt waren. Die Erdölgebiete des deutschen Reichs sind Elsaß, Hannover und Holstein. In unserm Lande wurde zu Hölle, einer Feldmark des Dorfes Lieth im Kirchspiel Hemmingstedt, im Jahre 1856 eine Brunnenanlage bis zu einer Tiefe von 6 bis 7 m gemacht. Als man aber kein Wasser fand, wurde der Brunnen wieder zugeworfen. Dem Lehrer Schneekloth in Hemmigstedt fiel an dieser Stelle ein eigentümlich schwarzer, harter Sand auf, den er zur näheren Bestimmung zum Apotheker Ruge in Heide brachte. Dieser setzte sich mit Dr. Meyn in Ütersen in Verbindung. Die genauere Untersuchung ergab, daß der Sand Asphalt enthielt, also Asphaltsand sei. Apotheker Ruge, Dr. Meyn, Vollmacht Nissen und Fabrikant Volkens bildeten eine Gesellschaft unter der Firma Nissen und Volkens zur Ausbeutung des Ölsandes. Der Sand wurde durch Tagebau gefördert und enthielt 7⅔% Öl. Durch Destillation wurden Solaröl und Photogen gewonnen, welche bereits auf der Londoner Industrieausstellung im Jahre 1862 eine ehrenvolle Auszeichnung erhielten. Die Fabrik bestand bis 1866. Im Jahre 1869 wurden auf Dr. Meyns Betreiben Bohrungen vorgenommen, die bei 38 m Tiefe mit Öl gesättigte Kreide, die sogenannte Ölkreide trafen, welche 13% Petroleum enthielt. Die Bohrungen sind bis zu 330 m Tiefe fortgeführt und haben das Liegende der Kreide nicht erreicht. In den Jahren von 1878—1880 sind weitere 4 Bohrungen vorgenommen, die ebenfalls die Ölkreide erreichten und zwar in einer Tiefe zwischen 37 und 45 m. Die Verbreitung ist auf 100 ha nachgewiesen; die Masse des in der Kreide enthaltenen Petroleums wird auf 30 Millionen Zentner geschätzt. In den Bohrlöchern sammelte sich Petroleum an; es stieg aber nicht durch den Druck von unten in die Höhe, sondern mußte

herausgepumpt werden. Aus einem dieser Löcher pumpte man am ersten Tage 600 kg, am zweiten 400 kg und nachher höchstens noch 100 kg. Am 13. Februar 1880 soll bei Heide die erste deutsche sprudelnde Petroleumquelle erschlossen sein. Von 1877 bis 1882 bildeten sich drei Gesellschaften zur Ausbeutung der Ölkreide. Aber weder durch Tiefbau noch durch Pumpwerke waren sie imstande, soviel Petroleum zu gewinnen, um mit Amerika konkurrieren zu können, und alle Unternehmungen sind in Stillstand geraten.

Die Ölgegend von Heide gehört einem größeren Gebiet an, das sich im nordwestlichen Deutschland ausbreitet und besonders im Stromgebiet der Aller erforscht ist. Man hatte hier schon in früherer Zeit in Gruben Petroleum gefunden. Um 1859 und später 1873 wurden viele Bohrungen vorgenommen und ward an manchen Stellen auch Petroleum entdeckt. Der neu entstandene Ort Ölheim verdankt den Unternehmungen seine Entstehung. Am 21. Juli 1881 wurde bei Ölheim eine starke Quelle erschlossen, die in der ersten Zeit täglich 1000 Zentner Öl lieferte. Am Ende des Jahres 1881 bestanden in dieser Gegend 24 Gesellschaften zur Gewinnung des Petroleums. Die Erwartungen wurden aber auch hier nicht erfüllt; denn eine Lieferung von 2500—3000 kg täglich konnten die Quellen nicht lange geben.

Wenden wir uns jetzt noch der Frage nach dem Ursprunge des Erdöls zu. Das Bohrprotokoll des Bohrloches II zur Hölle bei Heide, aufgezeichnet von dem Direktor R. A. Meyn, hat folgenden Wortlaut:

0—3,81 m: Ackererde, Lehm, grober gelber Sand, Thon und Mergel,
3,81— 4,57 m: roter Thon,
4,57— 5,26 „ : Steingerölle,
5,26— 6,40 „ : *harter Asphaltsand*,
6,40—16,47 „ : feiner weißer Triebsand,
16,47—22,87 „ : feiner und grober Quarzsand,
22,87—24,40 „ : grober Grand,
24,40—25,31 „ : feiner Grand,
25,31—26,53 „ : *Sand bituminös*,
26,53—26,84 „ : feiner Thon, sandig,
26,84—30,50 „ : Thon, sandig und grandig,
30,50—31,41 „ : sehr fester Thon mit Steinen,
31,41—32,02 „ : fetter, blauer, plastischer Thon,
32,02—32,33 „ : *Sand, bituminös*,
32,33—32,64 „ : *sehr fetter Ölsand*,
32,64—32,94 „ : *Grand bituminös*,
32,94—33,25 „ : grauschwarzer, grandiger, steifer Thon,
33,25—34,16 „ : feiner Grand und Sand, *bituminös*, thonig,
34,16—34,78 „ : *Sand, bituminös*,
34,78—35,09 „ : fester Thon, sandig und grandig,
35,09—35,40 „ : fester Thon, sandig,
35,40—36,75 „ : sehr fester Thon, sandig,

36,75—37,63 m: fester Kalkstein,
37,63—64,00 „ : sehr fette dunkelbraune Ölkreide mit wenigen, schwachen, helleren und härteren Schweifen,
64,00—72,90 „ : sehr fette Ölkreide von hell- und dunkelbrauner Farbe,
72,90—76,28 „ : Ölkreide von schmutzig gelber Farbe."

Oberhalb der Ölkreide findet sich Petroleum in vier von einander getrennten Schichten; die zwischenliegenden Schichten sind ölfrei. Würde das Petroleum in dieser Gegend direkt von unten nach oben gedrungen sein, so müßten in allen Schichten davon Spuren gefunden werden. Es muß also an ein seitliches Eindringen des Petroleums in diese Schichten gedacht werden, wobei es sich über die nicht durchlassenden Schichten, hier meistens feste Thonschichten, ausgebreitet hat. Dabei sind in den oberen Schichten die flüchtigen Bestandteile am meisten verschwunden, und der Petroleumgehalt offenbart sich als Asphalt. Irgendwo muß eine Spaltung der Erdschichten oberhalb der Ölkreide und darauf die seitliche Ausbreitung stattgefunden haben. Die Annahme, daß Petroleum in jeder dieser Schichten selbst entstanden sei, ist wenig wahrscheinlich. Mit 330 m ist die Ölkreide noch nicht durchteuft worden; ihre Mächtigkeit ist also noch unbekannt. Ist nun diese Kreide die Schicht, in welcher sich das Petroleum gebildet hat, oder ist sie eine sekundäre Lagerstätte? Da man das Liegende der Kreide hier nicht erreicht hat, ist ein sicheres Urteil nicht möglich, und es ist sehr wohl anzunehmen, daß selbst die Kreide durch die seitliche Verbreitung des Petroleums auch erst ölhaltig geworden ist. Es ist eine unentschiedene Frage, ob überall auf der Erde dieselbe Formation die Ursprungsstätte des Petroleums ist. Für Gegenden von ähnlicher Beschaffenheit und geringer Entfernung muß man indessen diese Voraussetzung gelten lassen. Wir müssen also bei Beurteilung unserer Verhältnisse die im übrigen nordwestlichen Deutschland zum Vergleich heranziehen. Und da zeigen die Bohrungen an verschiedenen Orten Hannovers, daß man das Petroleum auch gefunden hat in Schichten unter der Kreide: in den Wealden, im oberen und im unteren Jura. Aus der Thatsache, daß mit dem Petroleum salzige Wasser hervorquellen, schließt man, daß das Petroleum durch die Schichten der Trias gedrungen ist. An zwei Stellen in Hannover ist man über 400 m in die Triasformation eingedrungen, ohne Petroleum zu finden; auch hat man an den Stellen in Deutschland, wo die Trias mächtig entwickelt ist, wie in Thüringen, bei Göttingen, keine Spur von Petroleum gefunden. So kommt man zu dem Ergebnis, den Ursprung des Petroleums in den Schichten unterhalb der Trias zu vermuten. Hier kommen als mögliche Ursprungsstätten in Betracht die Steinkohlenformation mit ihren Pflanzenresten und die Devon- und Silurformation mit ihren Tierresten. Das führt uns auf die Frage, ob das Petroleum vegetabilischen oder animalen, ob allgemein organischen oder unorganischen Ursprungs ist. Jeder Standpunkt hat seine Vertreter gefunden; aber mit keiner von diesen Hypothesen hat man alle Schwierigkeiten in der Erklärung der Thatsachen überwinden können. So wie aus Steinkohlen durch die trockene Destillation Teer,

Ammoniak und Leuchtgas entwickelt werden können, so nahm man einen ähnlichen Naturvorgang von langer Zeitdauer als Bildungsweise des Petroleums an. In Pennsylvanien, Virginien und Ohio findet man das Petroleum in dem Kohlengebiet, und die Kohlenschichten liegen in geringer Tiefe; schon bei 22 m Tiefe hat man oft Petroleumquellen in der Kohle erschlossen. In Norddeutschland darf das Steinkohlengebiet erst in einer Tiefe von 1000—1300 m vermutet werden. Kommt also wirklich das Petroleum aus der Steinkohle, so ist für Norddeutschland das Auffinden und die Gewinnung sehr schwierig. In dem rheinischen Kohlengebiet ist keine Spur von Petroleum entdeckt worden; unter den ölführenden Schichten Galiziens wird das Fehlen jeglicher Kohle vermutet. In Kanada ist Petroleum erst unter der Kohle, und zwar sowohl im Devon wie im Silur, gefunden, ebenso in devonischen Schichten am Rammelsberge bei Goslar und am Iberg bei Grund. Aus diesen Thatsachen zieht man den Schluß, daß nicht pflanzliche, sondern tierische Überreste den Stoff zur Bildung des Petroleums hergegeben haben. Man hat beobachtet, daß an der ägyptischen Küste des Roten Meeres sich noch heute Petroleum abscheidet aus den abgestorbenen Korallenstöcken, die nach dem Meere zu fortwachsen, landeinwärts aber verwesen. Eine dritte Hypothese sieht ganz ab von der Bildung aus organischen Überresten, sondern schließt aus dem gleichzeitigen Hervortreten von Salzsole und Petroleum, daß letzteres von dem komprimierten Kohlenwasserstoff aus den Steinsalzlagern herrühre. Die erste und zweite Hypothese sind vereinigt zu der, wonach man den Ursprung des Petroleums aus der Zersetzung großer Massen organischer Körper herleitet, sowohl aus Pflanzen- wie aus Tierresten, und als den günstigsten Zeitabschnitt die devonische und karbonische Erdperiode ansieht.

Wenn also die Bildungsstätte des Petroleums in großer Tiefe gesucht werden muß, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß in höher liegenden Schichten ergiebige Petroleumlager entdeckt werden können. Auch in Amerika versiegen die Quellen nach 2—3 Jahren, und es muß dann an anderen Stellen nach neuen Fundorten gesucht werden; die obere Ölregion soll beinahe erschöpft sein. Für Hannover glaubt man annehmen zu dürfen, daß ungefähr parallel mit der Aller in der Richtung von Südost nach Nordwest, etwa zwischen Verden, Celle und Braunschweig eine Hebung stattgefunden, die eine Spaltung der darüber liegenden Schichten bewirkt hat. Das Petroleum soll durch die Spalte emporgestiegen sein und sich seitlich in die durchlassenden Schichten verbreitet haben. Die Petroleumfundorte Hannovers liegen meistens in der Nähe der oben bezeichneten Linie. Vielleicht hat auch ein unterirdisches Naturereignis bei uns in dieser Weise das Petroleum in die Höhe getrieben, und es wird vom Glück abhängen, ob man eine günstige Stelle zur Petroleumgewinnung findet.

Belustigungen der Hamburgischen Schuljugend im Mittelalter (um 1300).

(Nach: Ed. Meyer, das Hamb. Schulwesen im Mittelalter. Mönkeberg, die St. Nikolaikirche.)

Wie auf allen deutschen Schulen des Mittelalters gab es auch in Hamburg Schülerfeste, welche in öffentlichen Prozessionen, allerlei Mummenschanz, Umzügen durch die ganze Stadt und gehörigen Schmausereien bestanden. Durch mehrere, diesem Zwecke gewidmete Vermächtnisse, sowie durch Sammlungen wurden die Kosten solcher Lustbarkeiten bestritten. Man darf sich unter der Hamburgischen Schuljugend des Mittelalters nicht lauter Kinder unter 15 Jahren vorstellen. Außer diesen, die man Scholares sub jugo nannte (unterm Joche, d. i. unter der Fuchtel des Cononicus scholasticus), gab es ältere, welche man Scholares majores sub jugo non existentes nannte, und deren Herr der Domdechant selbst war. Diese letzteren, aus denen auch die 8 Chorschüler des Doms genommen wurden, machten die den damaligen Anforderungen entsprechenden theologischen Studien, bis sie zu dem Dienste eines Vikars promoviert wurden. Zu den Pflichten der damaligen Schüler gehörte auch der Kirchendienst. Sie waren bei den täglichen, wie bei den nächtlichen Messen beschäftigt und verherrlichten den Gottesdienst durch Gesang. Auch dienten sie bei Leichen-Bestattungen, wie bei bürgerlichen Festlichkeiten als Sänger.

Von den Schülerfesten sind besonders folgende zu erwähnen:

Am St. Gregorius-Tage, den 12. März, fand eine Art Schulgrün mit allerlei Um- und Aufzügen statt, welches Fest mit einer erquicklichen Mahlzeit schloß. Der berühmte und berüchtigte Alchymist und Medicus Engelbert Arnoldi, ein wegen angeblicher Ketzerei aus dem Kloster Lokkum verbannter Mönch, welcher zuletzt in Hamburg lebte, lehrte und starb, und seine treuesten Verehrer unter den Hamburger Scholaren fand, hatte für so viel Anhänglichkeit ein Kapital von 100 Rhein. Goldgulden alsgesetzt, dessen Zinsen zur Deckung der Kosten des Schüler-Gastmahls am St. Gregorius-Tage verwandt werden sollten.

Am Vorabend des St. Andreas-Tage (30. Nov.) wählten sich die Schüler aus ihrer Mitte einen Abt, den sogenannten Kinder-Abt, der in pontificalibus den Prozessionen voranzog, und in den Kirchen und bei Feierlichkeiten allerlei Vorzüge genoß. Das Reich des Kinder-Abts dauerte aber nur bis zum 6. Dez., dann mußte er dem Kinder-Bischof Platz machen.

Am 6. Dez., dem St. Nikolas-Tag, war das Hauptfest der Schuljugend. An diesem Tage wählten die Schüler aus ihrer Mitte einen Bischof, welcher bei dem Feste die Hauptperson war und noch 3 Wochen lang fast unglaubliche Ehren und Vorzüge genoß. Zu dieser Würde gewählt zu werden, war natürlich eine Sache des höchsten Verlangens, der brennendsten Sehnsucht bei den Schülern wie bei deren Eltern. Damit aber bei der Wahl kein Streit entstände, hatten die Ehrbaren des Rats und die Ehrwürdigen des Domkapitels ein genaues Regulativ de eligendo episcopo puerorum, über die Erwählungsweise eines Kinder-Bischofs festgesetzt. Nach diesem konnte ein Schüler nur einmal in

seinem Leben dieser Ehre teilhaftig werden. Wählbar war jeder aus der Schuljugend, jung oder alt, unterm Joch oder außerm Joch, Canonicus oder Nicht-Canonicus. Es gab eine Reihe von Domschülern, welche man Scholares Canonici, Kinder-Domherren, nannte; vielleicht waren es die Selektaner jeder Klasse. Diesen letzteren stand ausschließlich das Wahlrecht zu. Der gewählte Episcopus puerorum hatte für diese Ehre eine gewisse Erkenntlichkeit zu entrichten, ein schlichter Scholar 1 Talent (26 ß), ein Kinder-Domherr 6 ₰ Pfennige. Bei schärfster Ahndung war den Schülern verboten, den Erwählten durch Spottlieder oder Schmähgedichte zu kränken, oder Andere der Wahl wegen ehrenrührig anzugreifen. Mit großem Pomp, bischöflich angethan, begleitet von priesterlich gekleideten Knaben und der ganzen bunten Schar der Schuljugend, wurde nun der erwählte Kinder-Bischof am St. Nikolas-Tage in den Dom geführt, wo er auf dem Altar einen Ehrenplatz einnahm, und also dem ordentlichen Gottesdienste beiwohnte. Nach demselben mußte er, wahrscheinlich in der großen Halle vor der Domkirche, einen meist in Reimen abgefaßten bischöflichen Sermon in lateinischer oder deutscher Sprache halten. Dann begann der Umzug der Schüler durch die Straßen der Stadt. Dieser Umzug war der Glanzpunkt des Festes. Phantastisch gekleidete Knaben trugen verschiedene Fahnen und große, mit Kringeln und Kuchen aller Art behängte Stangen vor dem Kinder-Bischof her. Der Bischof saß im vollen, der Wirklichkeit nachgebildeten Ornat zu Pferde, begleitet von Diakonen. Dann folgten, Gesänge absingend, die älteren Scholaren ihrer gewöhnlichen Schultracht (graue Röcke und schwarze Kappen). Hinter diesen aber schwärmte und lärmte lustig die ganze Schar der jüngeren Schüler, die heute nicht „sub jugo“ waren, in der mannigfachsten Verkleidung: als Apostel und Heilige, als Engel und Priester, als Könige, Kurfürsten, Ritter, Ratsherren, Mönche, Bürger, als Schneider und Schuster, Bauern und Kriegsleute, als Narren, Heiden, Mohren und Teufelchen. Während des Zuges wurde vor den Häusern Almosen gesammelt, und die Schüler wurden stets mit Geld und Lebensmitteln reichlich beschenkt. Eine große, fröhliche Schmauserei beschloß diesen Freudentag.

Bis zum 28. Dez. blieb der Kinder-Bischof im Besitze seiner Hoheit und Herrlichkeit. An allen, in diese Zeit fallenden Sonn- und Festtagen erschien er im völligen Ornat zur Messe und Vesper auf einem Ehrenplatz des hohen Chors der Domkirche. (Wahrscheinlich brauchte er in diesen angenehmen Wochen auch nicht zu lernen.) Starb der Bischof während dieser Zeit, so erwies man seinem Leichnam alle bischöflichen Ehren, er wurde bestattet mit der Pracht eines wirklichen Bischofs. Am 28. Dez., dem Gedächtnisfeste der von Herodes gemordeten Kinder, besuchte der Kinder-Bischof am Morgen zum letzten Mal als Bischof die Messe. Nach Beendigung der Messe empfingen alle Scholaren im Speisesaal des Doms gegen mäßige Beisteuer eine kurze summarische Collation, worauf die ganze Bubenschar schleunigst zu den Pferden und Fahnen stürzte, um den letzten lustigen Umzug durch die Stadt zu machen, nach dessen Beendigung für dies Jahr der Spaß aus war. Mitgeteilt von Schacht, Lehrer.

Zwei Hochzeit-Einladungen.

1.*) Mit freundlicher Begrüßung! Es hat mich all hierher gesandt der Wohlehr- und Tugendsame Bräutiigam Lappen Drews und die Wohlehr- und Tugendsame Jungferbraut Sielke Stahmlersch. Diese beiden höchstverliebten Personen lassen den Herrn Hauswirt und die Frau Hauswirtin freundlichst bitten, daß sie möchten-kamen tokerm**) dre Weken öwer vertein Dage en beten mit in ere Behausung. Dat Huus steiht buten am nechsten bi sin Nawer to, is von Suerkrut obbut, un ist en Bottermelks-Dör vor. Wenn Se nich wet hintofinden, so könt Se man fragen, wo Niemand wahnt. Niemand wahnt twischen Heulen und Beulen in de Nietnietenstrat. Dar steiht en groten isern Beerbom vör de Dör un en isern Flintsteen achter de Dör. Op disse Hochtit givt et uk wat to eten. Toerst givt dat gebradene Gans mit Loorbeern, Aalputjäkel un Stint, frisch Marksbeer, dat vergangen Marks bruut is von de olen Markschen Farken. Naher stött Glas un verschimmelten Kees, südwesten Wind mit Regen, afbraken Neihnadeln, Dackstöhl und Fusthanschen mit Kohbotter dördhaas't. Un to Nahdisch givt dat denn noch en Putt voll Müüs, en Putt voll Lüüs un en Putt voll Hunndarm, sünt se kolt, mak wi se warm. Messern un Gabeln vergeet nich, Stöhl un Bänk sünt dar nich, west so god un kamt nich!

Kiel, früher Tökendorf. Bielenberg, Lehrer emer.

2. Lübecker Landgebiet (Crumesse). Der mit Bändern und Blumen geschmückte Einlader zu Hochzeiten (Köstenbitter) in Crumesse pflegt folgenden Reim aufzusagen:

Hier komme ich hergeschritten,
Hätt' ich ein Pferd, dann käm' ich geritten,
Hochzeit zu bitten ist mein Begehr,
Braut und Bräutigam zur Ehr'.
Hier bin ich gekommen, ihr Mann und Gesellen,
Sie mögen sich recht fleißig einstellen,
Schnüret den Beutel und stutzet den Hut
Und habt einen unverzagten Mut,
Wetzet euer Schwert,
Sattelt euer Pferd,
Schmieret eure Stiefel, Füße und Schuh',
Gehet und reitet nach dem Bräutigam zu.
Ihr Frauen, seid wacker und stellet euch ein,
Denn ohne euch kann keine Lustbarkeit sein.
Ihr Jungfern, setzet auf euern Kranz
Und seid bedacht auf einen lustigen Tanz.
Kommet alle und helfet mit Freuden verzehren,
Was Gott uns giebt und wird Gutes bescheren:

*) Diese Mitteilung ist eine Jugenderinnerung. In der Dämmerstunde pflegte meine Mutter uns Knaben dadurch zur Ruhe zu bringen, daß sie uns um sich versammelte und versprach, etwas zu erzählen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war es Sitte, daß ein Hochzeitbitter einige Zeit vorher ausgesandt wurde, um die betreffenden Gäste zu dem Fest einzuladen. Dieser wurde von Alt und Jung freudig aufgenommen und angehört, zumal er in seinem Frack, kurzer Hose, Schnallschuhen, hohem Cylinder mit Bändern und weißem Stab, ebenfalls mit Bändern, einen komischen Eindruck machte und seine Einladung, die er wie ein „Vater unser" herleierte, herzlich belacht wurde. Da er meistens überall bewirtet wurde, fanden sich gerne solche Boten.

**) künftige.

Eine Last Bier, tüchtig gut,*)
Eine Last Roggen- und Weizenstuten,
Zwanzig fette Ochsen und zwanzig fette Schwein'
Und zwanzig fette Hammel, die sollen da sein.
De Göhs un de Höhner,**)
De sitten in'n Stall un hebbt kein Tall,
Dat Saden (Sieden) un Braden geiht üwerall,
De Hahn sitt bi de Heen,
Hett Sporen an de Been,
Un wat süs noch all is to sehn.
Ock soll dat nich fehlen an Fideln un Fläuten,
An Pipen un Trummeln, an Dischen un Stöhl,***)

*) In Utecht am Ratzeburger See hat man hier noch:
„Etliche Faß Bier und etliche Faß Wein,
Die sollen auch auf der Hochzeit sein.
De groten Fisch mit den breden Steert,
De sünd in Bodder ock noch wat wert."

**) Bei Nusse in Lauenburg heißt es:
„Die Gänse und Hühner,
Die sitzen im Stall
Ganz hoch auf dem Wiemen
Und haben kein Tall.
Die Saden un Braden gehen überall:
Es soll auch nicht fehlen an Fideln un Flöten,
An Peipen un Trummeln, Stühl', Tischen un Bänken,
An Schaffen un Schenken soll'n sie nicht gedenken,
An Krügen un Kannen, auch Teller un Bricken,
Da wird sich die Köksch mit ihren Handlangern aufschicken.
Nu harr ick binah eins noch vergeten:
Ji kriegt ock Ries mit Melk to eten,
Mit Zucker und Canehl übergestreut,
Dat sick dat Hart in'n Liew erfreut. —
Gesternabend, da wollt' ich studieren,
Da thät mich die Jungfer Braut verführen,
Sie lockt' mich in ihre Kammer hinein,
Da sollt' ich mit ihr beisammen sein.
Ist darum der Bitter schlecht von Wörten,
So mögen Sie das nachdenken
Und den Bitter auch beschenken
Mit einem Glase Bier oder Branntewein
Oder auch ein Glas Wein, —
Das sollt' ihm noch viel lieber sein. Amen."
(Lüb. Blätter 1878 S. 347 u. s. w. Sartori: Jugend-Erinnerungen.)

***) In Utecht am Ratzeburger See heißt es:
„De Krinthen harr ick bald vergeten,
De war'n ja gar mit'n Schepel eten,
An Stöhl, an Dischen un Bänken,
An Schaffens, an Schenken,
Sollt ihr nich gedenken,
An Tüller, an Bricken,
Da ward sick de Wirt woll selbst up schicken.
Der Bräutigam und die Braut lassen euch bitten,
De Mannslüd to Peerd, de Jungfern to Wagen,
Ich bin nicht hochstudiert,
Ich hab' nicht viel gelernt,
Ich bin nur kleinen Sachen,
Viel Komplimente weiß ich nicht zu machen.
Ich begehr' ein gut Glas Bier oder Branntewein,
Dann werd' ich noch ein wenig lustiger sein,
Oder ein Glas Wasser ganz rein,
Dann bleibt der Verstand darein. Amen."

An Kann'n un Krög, an Töllern un Bricken,
Dor ward sick de Kökschen un Handlangers op schicken.
De Köksch lett bitten um gode Melk, dat de Ries god kakt ward,
De Brutmutter lett bitten üm'n Slag Bodder, dat
de Disch god bedeckt ward.
Eins heff ick noch an de jungen, hübschen Dierns:
Haben Sie keine Äpfel oder Bierns?
Sind sie braun oder fleckig, das schadet auch nicht.
Is denn de Birrer ock slecht von Wür'n,
Mögen Sie das nachdenken
Und ihn dennoch beschenken
Mit ein Glas Bier oder Branntewein
Oder ein Glas Wein,
Das soll mir noch viel lieber sein.
Ich begehe ein gut Gelag,
Geh' spazieren die ganze Nacht,
Bis das wackere Mädchen wird zu Bett gebracht. Amen.

Aus „Die freie und Hansestadt Lübeck. Ein Beitrag zur deutschen Landeskunde, herausgegeben von einem Ausschusse der geogr. Gesellschaft in Lübeck. 1890."

Reinfeld-Neuhof i. Holst. Mitgeteilt von J. Eckert.

Neumühlen und Övelgönne.

Zur Feier des 150jährigen Bestehens der Övelgönner und Neumühlener Lotsenbrüderschaft ist zu Anfang dieses Jahres im Verlage der Schlüterschen Buchhandlung in Altona eine Schrift erschienen, die historische Skizzen über Neumühlen und Övelgönne von Herrn Wilhelm Volckens bringt, denen sich Mitteilungen aus dem Archive der genannten Lotsenbrüderschaft von dem jetzigen Lotsen-Ältermann Peter Hoppe anschließen. Wenn diese Schrift auch nicht das Werk „eines Historikers von Beruf, sondern aus der Neigung eines Ortsangesessenen zu seiner Heimat und zu ihrer Geschichte hervorgegangen" ist, so muß sie doch als eine sehr dankenswerte Bereicherung der geschichtlichen Litteratur unserer engeren Heimat bezeichnet werden, um so mehr, als sie Zeugnis davon ablegt, daß die Forschungen des Herrn Dr. Ehrenberg auch in Laienkreisen in hohem Grade anregend gewirkt haben. Dr. Ehrenberg hat dem Verfasser das von ihm aufgefundene, auf Neumühlen und Övelgönne bezügliche Quellenmaterial — die alten Schauenburger Akten und die Pinneberger Amtsbücher — zugänglich gemacht, und mit gleicher Bereitwilligkeit haben der Senatssekretär und Archivar der Stadt Hamburg, Herr Dr. Hagedorn, sowie der Bibliothekar des Vereins für hamburgische Geschichte, Herr Dr. Walter, ihm die für seinen Zweck brauchbaren hamburgischen Akten und Schriften zur Verfügung gestellt.

Die seit 1889 mit der Stadt Altona vereinigte, anmutig am hohen Elbufer belegene Ortschaft Neumühlen verdankt ihren Namen einer Wassermühle, die unterhalb des Teiches im jetzigen Donnerschen Park belegen war und erst 1885 abgebrochen worden ist. Sie war ursprünglich Eigentum der Stadt Hamburg und wird, wie Lappenberg*) berichtet, schon 1420 in den leider durch den großen Hamburger Brand von 1842 vernichteten Büchern der Mühlenherren erwähnt. Im Jahre 1772 wurde sie für den geringen Preis von 800 ℳ. verkauft.

Die ebenfalls in Altona eingemeindete Ortschaft Övelgönne ist in ihrer jetzigen Ausdehnung erst im Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Auf der Lorichsschen Elbkarte von 1568 ist in der Gegend des heutigen Övelgönne nur ein einzelnes Haus verzeichnet, das nach dem ältesten uns erhaltenen Pinneberger Amtsbuch — vom Jahre

*) Elbkarte des Melchior Lorichs 1568.

1585 — den Namen „tho der Fischerbode" (= Fischerbude) führte. Der dort wohnende Fischer, der — gleich dem Erbauer des ersten Hauses in Altona — von der Elbinsel Grevenhof herüberkam, betrieb auch Krug- und Landwirtschaft. Nachdem im Anfang des 17. Jahrhunderts drei weitere Hofstellen angelegt worden waren, hieß die kleine Ortschaft fortan „Fischerboden." Die Bezeichnung „Övelgönne" kommt erst 1674 zum erstenmal im Ottensener Kirchenbuch vor, doch wird daneben bis 1723 noch oft der Name Fischerboden angewandt. Nach Dr. Ehrenberg*) bedeutet das Wort „Övelgönne" das übel oder ungern Gegönnte, während es nach Dr. Caspar-Hamburg, der sich auf Jakob Grimm beruft, in übertragenem Sinne die Hölle bezeichnet. Jener nimmt an, daß der Name allgemein auf streitige Grenzländereien angewandt wurde, und führt zur Stütze dieser Ansicht an, daß um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein nahe an der Hamburger Grenze beim heutigen Schlachterbudenthor in Altona belegenes Grundstück denselben Namen trug.**)

Auf die weitere Entwickelung der beiden Ortschaften übte das rasche Aufblühen des benachbarten Altona großen Einfluß aus, besonders seit der Erhebung dieses Ortes zur Stadt durch König Friedrich III. von Dänemark im Jahre 1664. Es mag wohl auffällig erscheinen, daß sich hier anfangs größtenteils industrielle Unternehmungen niederließen, und daß erst die späteren Ansiedler Fischer, Lotsen und Handwerker waren; indes erklärt sich dies aus zwei Umständen. Um das Jahr 1665 wurde die Hamburger Grönlandsfahrt ins Leben gerufen. Auch Altonaer beteiligten sich an dem Unternehmen, das bald einen solchen Aufschwung nahm, daß die erste Mennoniten-Kirche in Altona aus einem Teil des Jahresertrages der Walfischfahrt erbaut werden konnte. Infolge der nach dem dreißigjährigen Kriege eingetretenen friedlicheren Zeiten hob sich auch der sonstige Schiffsverkehr. Nun war aber im 17. Jahrhundert das Fahrwasser der Elbe zwischen Neumühlen und Hamburg stark versandet, und größere Schiffe waren gezwungen, schon bei Neumühlen zu löschen und zu laden. So kam es, daß eine große Zahl von Altonaer und Ottensener Leimsiedern, die ihr Fabrikat aus den Abfällen der Walfische herstellten, ihre Leimsiedereien hierher verlegten. Im Jahre 1707 vereinigten sich sämtliche Leimsieder in Altona, Ottensen, Neumühlen und Övelgönne zeitgemäß zu einer Zunft. Außerdem aber vereinbarten sie „Articuln," durch die der Ein- und Verkauf der Waren geregelt wurde. Der Verfasser meint, daß man in unserer Zeit eine derartige Vereinigung einen „Leimtrust" genannt und sie für eine amerikanische Erfindung gehalten haben würde. Jedenfalls sei es bemerkenswert, daß sich derartige Bestrebungen bereits vor 200 Jahren geltend machten, und die Artikel seien so originell und interessant, daß er sie vollständig habe abdrucken lassen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Erträgnisse des Leimsiedergeschäfts immer geringer, und die Inhaber mußten sich andern Erwerbszweigen zuwenden. Die meisten gingen zum Seemanns- und Lotsenberuf über. Im Jahre 1745 wurde die Lotsenbrüderschaft gegründet, die noch heute unter den fast unveränderten ursprünglichen Satzungen fortbesteht. Die Grundzüge dieser Satzungen „werden hoffentlich auch fernerhin dieselben bleiben und damit die beste Bürgschaft bilden für den Fortbestand des kräftigen und tüchtigen Lotsenwesens, wie wir es auf der Elbe besitzen." Die Lotsenstation befand sich früher auf der Bösch bei St. Margarethen, mußte aber infolge der Erbauung des Kaiser Wilhelm-Kanals am 1. Oktober nach Brunsbüttel verlegt werden.

Schulen gab es im 16. und 17. Jahrhundert weder in Neumühlen noch in Övelgönne. Wie traurig es im 17. Jahrhundert mit der Bildung des gemeinen Mannes stand, geht aus den Ottensener und Altonaer Kirchenbüchern der damaligen Zeit hervor. Der Pastor Arnold Schepeler, der erste Geistliche der Altonaer Gemeinde und vorher Prediger in Ottensen, hat nämlich während seiner langen Amtsdauer (von 1626 bis 1650 in Ottensen und von 1650, als die erste lutherische Kirche in Altona eingeweiht

---

*) Altona unter Schauenburgischer Herrschaft Heft I 3, II. 53.
**) Vgl. auch „Die Heimat," Jahrgang 1892 S. 28.

wurde, bis 1682 in Altona) jedem Verstorbenen eine kurze Lebensbeschreibung gewidmet und dabei immer als etwas Besonderes hervorgehoben, wenn jemand lesen und schreiben konnte. Um das Jahr 1725 wird zuerst ein Lehrer in Neumühlen, namens Jung-hans, erwähnt, bei dem auch die Övelgönner Kinder zur Schule gingen. Das jetzige Schulhaus am Schulberg in Övelgönne wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut. Die Unterrichtssprache war noch im Anfang unseres Jahrhunderts das Plattdeutsche.

Im weiteren verbreitet sich der Verfasser über die verschiedenen gewerblichen Anlagen in Neumühlen und Övelgönne im 18. Jahrhundert. Es gab hier eine Pulvermühle, eine Kalkbrennerei, eine Seiden-, eine Papier-, eine Tabaksfabrik, zwei Segeltuchfabriken, eine Wachsbleiche, drei Windmühlen, eine Wassermühle, eine Schiffswerft und verschiedene Bootsbauereien. Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege büßten alle Fabriken ihre Privilegien ein, und eine nach der anderen mußte ihren Betrieb einstellen. Von sämtlichen gewerblichen Anlagen sind jetzt nur noch eine Bootsbauerei und die sogen. Rolandsmühle vorhanden. Diese verdankt ihren Namen nicht dem ersten Präsidenten Altonas, Rudolf Roland, den Wichmann in seiner „Geschichte Altonas" (1865) irrtümlich für den Erbauer oder Besitzer hält, sondern dem berühmten Rechtsgelehrten und Günstling des Schauenburger Grafen Ernst, Dr. Rutger Rulant, der (wahrscheinlich zwischen 1610 und 1616) von seinem Gönner das Privilegium zur Erbauung einer Loh-, Korn- und Baumfiliermühle zwischen Ottensen und Othmarschen erhalten hatte. Augenblicklich dient sie nur noch als Kornmühle.

Besonders interessant sind die Ausführungen des Verfassers über die Lustgärten Neumühlens, unter denen der Donnersche Park und Rainvilles Garten berühmt geworden sind. Ihre Entstehung verdanken diese Anlagen besonders eingewanderten Niederländern, die sich in der Umgegend Altonas ankauften und hier während der Sommermonate wohnten, eine Neigung, die sie aus ihrer Heimat, wo die Gartenbaukunst bereits damals in Blüte stand, mitgebracht hatten. Auf einigen Höfen wohnten ein ganzes Jahrhundert lang fremde Botschafter, damals Residenten genannt, die meistenteils sowohl für Hamburg als für den niedersächsischen Kreis akkreditiert waren und daher außer ihrer Wohnung in Hamburg auch eine solche auf holsteinischem Gebiete haben mußten. Europäische Berühmtheit erlangte der heutige Donnersche Park Ende des vorigen Jahrhunderts unter seinem damaligen Besitzer, einem Kaufmann Sieveking in Hamburg, durch den er ein Versammlungsort vieler berühmter Männer jener Zeit wurde. Die jetzige Besitzerin, Frau Etatsrätin Donner, hat den Park vor zehn Jahren durch Erwerbung des Gebiets der alten Wassermühle und der ihr benachbarten alten Gebäude bedeutend vergrößert und ihn zu einer großartigen Gartenanlage mit Wasserfall umgeschaffen. Rainvilles Garten, ursprünglich ebenfalls ein herrschaftlicher Wohnsitz, erhielt seinen Namen zu Anfang unsers Jahrhunderts nach seinem damaligen Eigentümer, früheren Adjutanten des französischen Generals Damouriez, namens Claude Rainville, der hier ein Restaurant nach französischem Muster einrichtete und dem Garten zu einem Weltruf verhalf. In den letzten sechziger Jahren wurde ein großer Teil des Gebiets durch einen Erdrutsch zerstört. Das Restgrundstück ist später zum Teil an die Stadt Altona abgetreten worden, die am Abhange unterhalb des jetzigen Etablissements „Neu-Rainville" prächtige Anlagen geschaffen hat.

Nachdem im Jahre 1884 vor Neumühlen ein Kai und auf diesem eine Dampfmühle errichtet worden ist, hat die Ortschaft ihren ländlichen Charakter fast eingebüßt, während sich Övelgönne denselben bewahrt hat. Dieser Ort mit seinen sauberen Häusern, Villen und Gärten dient jetzt als Wohnort für Lotsenfamilien, reiche Privatleute und Hamburger Sommergäste.

Der Wert der Volckensschen Schrift ist noch wesentlich erhöht worden durch die Beigabe einer Anzahl sorgfältig ausgeführter Karten, welche die Ausführungen des Verfassers vortrefflich veranschaulichen. Es sind die folgenden: 1. ein Teil der Lorichsschen Elbkarte von 1568, im Maßstabe des Originals gezeichnet von Herrn Wilhelm Weimar, 2. Neumühlen vor 1660, 3. das Elbufer von Altona und Neumühlen 1739, 4. eine

Flurkarte von Ottensen und Neumühlen vom Jahre 1789, 5. eine Flurkarte von Othmarschen und Övelgönne vom Jahre 1791, 6. ein Lageplan von Neumühlen und den westlichen Kaistrecken von 1889, dem zum Vergleiche derjenige von 1863 auf demselben Karton beigefügt ist. In einem Anhange hat der Verfasser sehr dankenswerte Erläuterungen zu den Flurkarten beigegeben, zusammengestellt auf Grund des im Jahre 1701 angelegten Erdbuches von Ottensen, Othmarschen, Övelgönne und Neumühlen, sowie der Ottensener Schuld- und Pfandprotokolle und der Pinneberger Amtsbücher. Alles in allem hat Herr Volckens in Gemeinschaft mit der Verlagshandlung ein Werk geschaffen, das sich den Ehrenbergschen Veröffentlichungen würdig an die Seite stellt. H. Ehlers.

Geschichte der holsteinischen Elbmarschen.*)

II.

Der bereits erwähnte Spadelandbrief Adolfs VIII., des letzten Grafen der Reußburger Linie, aus dem Jahre 1438 giebt die erste umfassende Regelung des Deich- und Entwässerungswesens in der Wilstermarsch. Seine Veranlassuug ist wahrscheinlich zunächst in der durch Kuß erwähnten Überschwemmung aus dem Jahre 1436 zu suchen, da sein Wortlaut eine unmittelbar vorhergegangene ungewöhnliche Verwüstung der Marschen voraussetzt. In Gemeinschaft mit anderen erhaltenen Urkunden und Berichten läßt er erkennen, welcher gewaltigen Anstrengungen, welcher aufmerksamen Beobachtung der natürlichen Verhältnisse es bedurfte, um das einmal gewonnene, fruchtbare Land zu behaupten und immer besser auszunutzen. Der Graf verspricht den Bewohnern der Wilstermarsch seine Hilfe und Holz zum Bau von anscheinend 2 Schleusen auf dem Casenort, welcher Ort hier zum erstenmal genannt wird. Wie die Unterhaltung der Deiche bei der Wilster vom Casenort bis an Dieckende, soll auch die Unterhaltung des Stördeichs und des Moordeichs gemeinsame Last des Kirchspiels sein. Die in dem Spadelandbriefe vorgeschriebene Anlage einer Wetterung auf der Krummendieker Seite wird vom Verfasser auf die Hackeboer Wetterung (auf der Lühr-Meyerschen Karte von 1765 als „der alten Seite Schleusen Wettern" bezeichnet) bezogen, da die Honigflether Wetterung schon seit alten Zeiten vorhanden war. Die auf der rechten oder Neuen Seite anzulegende Wetterung ist, wie urkundlich nachgewiesen wird, nicht bis unmittelbar in die Stör geführt, sondern nur in die Wilsterau unterhalb der Stadt. Eine Folge der verbesserten Entwässerung der Neuen Seite scheint die Urbarmachung von Neufeld gewesen zu sein, dessen Gebiet noch 1300 Ödland war, dessen Name aber schon 1465 genannt wird.

Der untere Lauf der damals angelegten Sielwetterung bezweckte die Geradelegung der Wilsterau in der Nähe der Stadt. Wahrscheinlich ist auch der Lauf oberhalb Wilsters im Zusammenhang mit dieser Anlage geradegelegt worden, sodaß durch einen schnurgeraden, 1 km langen Graben der Lauf um fast 3 km gekürzt wurde. Das zwischen den Resten des alten Bettes (der „Alten Wilster") und dem neuen Laufe liegende Land (das Nest oder Nesse) wird zur Alten Seite des Kirchspiels gerechnet, sodaß die Einteilung des Kirchspiels in die Alte und die Neue Seite, welche für das Deich- und Entwässerungswesen, die weltliche und kirchliche Verwaltung bis auf den heutigen Tag von so großer Bedeutung ist, wahrscheinlich entweder gleichzeitig mit oder erst nach jener Regelung des Anlaufs getroffen wurde.

Die Flut von 1436 muß auch den Elbdeich auf weite Strecken zerstört haben; denn der Spadelandbrief trifft Bestimmungen über die Wiederherstellung und die Erhaltung desselben, sowie über die Pflege des Außendeichs. Zu erneuerten, geregelten Anstrengungen

---

*) Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. D. Detleffsen. In zwei Bänden. Glückstadt, 1891 bis 1892. Im Selbstverlage des Verfassers. 447 und 516 Seiten nebst einer Karte (1 : 100 000), Lex.-8°. Preis für Mitglieder des Vereins bei direktem Bezuge vom Verfasser 10 M. Vergl. Mai-Juni-Heft S. 124 ff.

trieb die Flut des Jahres 1491, welche besonders das Kirchspiel Wevelsfleth arg verheerte. Im Jahre 1503 wurde die Kirche von Wevelsfleth nach Hommelste verlegt, dessen Name in dem des anstoßenden Dorfes Humsterdorf erhalten ist. Um das Jahr 1600 führt die neue Anlage den Namen Neuendorf, der aber später dem mit der Kirche von der Elbe her übertragenen Namen Wevelsfleth hat weichen müssen. Gleichzeitig mit der Kirche ist auch der Elbdeich zurückverlegt worden. Diese Einlage hat sich wahrscheinlich auf den gesamten Elbdeich der Wilstermarsch erstreckt. Die Anlage des neuen Elbdeiches nach dieser letzten Zurückverlegung fiel besonders den Außenkirchspielen zur Last. Christian III. vermittelte im Jahre 1538 einen Vertrag zwischen den Außenkirchspielen und der Neuen Seite, in dem die Pflichten beider Teile bis zu einer etwaigen neuen Einlage festgesetzt wurden; jedoch hatten Veränderungen im Deichwesen oftmals erneute Streitigkeiten zur Folge, die in einzelnen Fällen bis in unsere Zeit gereicht haben. Die den Außenkirchspelen aufgebürdeten Deichlasten waren im übrigen auch so groß, daß die Landesfürsten mehrfach auf eine Erleichterung durch Befreiung von anderen Lasten oder durch Unterstützung Bedacht nehmen mußten.

Unter den folgenden Landerwerbungen sei nur der im Jahre 1614 erfolgten Eindeichung des St. Margarethener Neukoogs gedacht, durch die eine tiefe Einbuchtung des Elbdeichs fast völlig geradegelegt wurde und die Wilstermarsch ihre Deiche vollständig ausgebaut zu haben schien. Die Fastelabendflut von 1625 gab Veranlassung zur Verstärkung des schon 1607 erwähnten Bollwerks bei der Altenhafener Schleuse, und zur Unterhaltung des aus ihm entstandenen Steinhauptes verpflichtete Christian IV. nach den Verheerungen der Flut von 1634 die ganze Wilstermarsch, adlige, klösterliche und bäuerliche Besitzer, ja sogar „die adligen Possessoren über der Beke.“ Die Flut von 1634 hatte nicht weniger als 29 Grundbrüche zur Folge, sodaß hier und da geringere Umlegungen der Deiche gemacht werden mußten, deren Spuren noch an den kleineren Ausbuchtungen des Elbdeichs erkennbar sind. Die schon am 22. September 1636 beendigten Wiederherstellungsarbeiten hatten somit die Deichlänge etwas verändert, und im Jahre 1638 bestätigte der König den dadurch nötig gewordenen neuen Vertrag über die Verteilung des Elbdeichs. Bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden Generalschauungen der Elbdeiche abgehalten, und als Frucht einer solchen ist die Verfügung des Amtmannes Friedrich von Ahlefeldt aus dem Jahre 1674 zu betrachten, in der eine Übersicht über den damaligen Bestand der Elbdeiche gegeben wird. Im Kirchspiel St. Margarethen werden genannt: 1) der alte Deich, ohne Zweifel der ältere Elbdeich, an dem das Kirchdorf liegt und der auch jetzt wieder Elbdeich ist; 2) der alte neue Deich, kurz nach 1752 geschlagen; 3) der vom alten Deich durch den Büttel bis zum Moor hinaufgehende älteste Moordeich; 4) der Neuenkoogs-Elbdeich, 1614 geschlagen. Für die Verbesserung dieser Deiche, die schon (ebenso wie der Brokdorfer und der Wevelsflether Deich) ernstlich gefährdet waren, werden eingehende Anordnungen gegeben; aber sei es nun, daß dieselben aus Nachlässigkeit nicht überall gehörig zur Ausführung gebracht worden sind, oder daß die Macht der Fluten und der Winde der Anstrengungen spottete: nicht lange nachher beginnt ein Abbröckeln des bisher gewonnenen Landes (der Neuenkoog bei St. Margarethen mußte schon 1684 aufgegeben werden), das immer stärker wurde, je mehr sich die Landverluste des benachbarten Kirchspiels Brunsbüttel vergrößerten. Die von dieser Seite herkommenden Fluten des folgenden Jahrhunderts brachten der Wilstermarsch die größten Verheerungen, die sie je gesehen hat. Die Flut des Weihnachtstages 1717 und die Eisflut am 25. Februar 1718 zerrissen die Deiche und überschwemmten die Marsch. Bereits war die Wiederherstellung in Angriff genommen, da zerriß eine neue Flut am 10. Oktober den neuen Deich bei Brunsbüttel, dessen Kosten sich bis dahin auf 50 000 Reichsthaler belaufen haben sollen. Am 14. Dezember brach von der Überfülle des Geest- und Moorwassers in der Wilsterau der Audeich in Äbtissinwisch und Ecklak. Am 15. Dezember brach der schon früher gesunkene, aber notdürftig wieder hergestellte Vorlbohm, und kaum war der Bruch gestopft, so trieb ein starker Sturm am 26. und 27. Mai 1719 das salzige Meerwasser durch das Bracht bei

Brunsbüttel in das Eddelaker Feld, den Kudensee, nach Seedorf und einem Teil von Ecklak. Um den Schäden der Fluten vom November 1719, Januar und Februar 1720 zunächst durch einen Notdeich wieder abzuhelfen, arbeiteten 200 Mann fast Tag und Nacht, und seit dem 10. Mai 5000 Soldaten mit den Mannschaften der Marsch; aber die geschaffenen Deiche wurden durch einen dreitägigen Sturm im Juli und den Sturm vom 3.—5. November wieder auseinandergerissen, und nachdem auch diese Schäden gehoben waren, folgte am letzten Tage des Jahres die verderbliche Neujahrsflut, welche, wieder von Brunsbüttel kommend, das Hochmoor südlich und östlich vom Kudensee auftrieb und die große Anzahl von Bracken riß, deren größte 2 km lang und 400 m breit ist, und in denen noch der Wels gegen die Winterszeit in 70 Pfund schweren Exemplaren gefangen wird. Erst im Jahre 1721 wurden die Deicharbeiten zum Schutze der Wilstermarsch zu Ende geführt. Culeman giebt eine Übersicht über die Deichunkosten der Jahre 1718—27, wonach die Ausgaben der Wilstermarsch 165 593 ₰ 1 ß 5 ₰, die Beihilfe der Kremper Marsch 28 623 ₰, die der Adeligen 1974 ₰, die des Königs 141 000 ₰, mithin die ganze Ausgabe, ungerechnet die Lasten der einzelnen Marschbewohner, 337 190 ₰ betrug.

Die schwere Flut am 11. September 1751 hatte zur Folge, daß man sich zu einer Erhöhung sämtlicher Elbdeiche entschloß, die mit einem Kostenaufwande von rund 300 000 Reichsthalern ausgeführt wurde, obwohl die Deiche an solchen Stellen, wo sie auf einem zähflüssigen Moor ruhten, infolge der schwereren Last oft hineinsanken, bis sie festeren Widerstand fanden, und auch später ist eine weitere Erhöhung erstrebt worden. Im Jahre 1790 wurde der Elbdeich zu 22 Fuß Kammhöhe und 12 Fuß Höhe für die Steindecke durchgeführt, was allerdings wieder Senkungen zur Folge hatte, die im Dezember das Maß von 14 Fuß und 19 Fuß erreichten. So konnte erst die Flut vom 3. und 4. Februar 1825, die sich $16^{1}/_{4}$ Fuß über Hochwasser erhob, die Wilstermarsch unter Wasser setzen, und diese Flut ist die letzte, welche die holsteinischen Elbmarschen in weiterer Ausdehnung heimsuchte.

Um die Deiche widerstandsfähiger zu machen und dem Wellenschlage seine brechende Kraft zu nehmen, legte man an solchen Stellen, wo das Watt am stärksten vom Strome angegriffen wird, Höfter an. Diese sind hölzerne, 4—5 Fuß über das Watt hervor ragende Wände (an den unteren Enden mit Schrägpfählen gegen den Eisgang gestützt), welche senkrecht zum Ufer stehen und stets zu zweien oder dreien angelegt werden, und zwar so nahe, daß der von dem einen Höfter abgewiesene Strom von dem folgenden wieder aufgenommen wird. Die Höfter reichen 30—40 Ruten, einige noch über das Watt hinaus. Seit etwa 20 Jahren hat man unter Aufgabe des Höfterbaues Faschinendämme oder Buhnen senkrecht vom Ufer aus in die Elbe hineingelegt. Die großen, würfelförmigen Faschinenmassen werden mit Steinen beschwert in die Tiefe versenkt und dann miteinander verbunden. Der ganze Faschinenbau ist unten breit und verjüngt sich nach oben, wie der Querschnitt eines Deiches. Die Oberfläche bleibt am Deiche 0,5 m, an der Kopfseite 2 m unter der gewöhnlichen Flut. Um die Ablagerung von Senkstoffen zwischen den Buhnen zu fördern, legt man Seitenarme an, welche die Buhnen rechtwinklig schneiden, also parallel mit dem Ufer laufen. Die Förderung der Entwässerung in den von dem Nord-Ostsee-Kanal durchschnittenen Gebieten wird voraussichtlich dort ein weiteres Zusammensinken des auf tiefen Moorschichten ruhenden Bodens zur Folge haben.

Es versteht sich von selbst, daß die Bevölkerung ohne die reichen Hilfsquellen der Marschen, ohne die Fruchtbarkeit des zu schützenden Bodens nicht imstande gewesen wäre, die Mittel zum Schutze ihres Landes aufzubringen. Seit alters sind die Marschen daher auch ein Ziel der feindlichen Einfälle, selbst wenn diese aus einer Richtung kommen, die nicht notwendig den Durchzug durch diesen Teil Holsteins erheischt. Der dreißigjährige Krieg bringt Wallenstein, der Schwedenkrieg den großen Kurfürsten hierher, und kaum ein Krieg Dänemarks vergeht, ohne daß die Marschen feindliche Heere aufnehmen müssen; aber weder die Brandschatzungen noch die Ausgaben für den Deichbau vermögen den Wohlstand der Bewohner zu zerstören. A. P. Lorenzen.

Zur Heimatskunde.

Als Beilage zum Jahresbericht des hiesigen Realgymnasiums und der Realschule erschien in diesem Jahre eine Arbeit von dem Oberlehrer Dr. Otto Lehmann unter dem Titel: „Zur Heimatskunde von Altona.“ Ich habe die Schrift mit großem Interesse gelesen und bin überzeugt, daß sie wesentlich dazu beitragen kann, den bisher etwas stiefmütterlich behandelten heimatskundlichen Unterricht zu heben und befruchtend zu wirken auch auf die andern Unterrichtsfächer, so namentlich auf den Unterricht in der Erdkunde und der Weltgeschichte.

Der Stoff gliedert sich nach folgenden Überschriften: Topographie von Altona, das Elbufer von Altona bis Teufelsbrück, Blankenese, die Heide zwischen Blankenese und Wedel, das Steilufer von Wittenbergen bis Schulau, Schulau und Wedel, die Bahrenfelder Kiesgruben, das Eidelstedter Moor und Langenfelde, Niendorf und Eppendorf. Die Liebe zur Heimat tritt uns in jedem Kapitel anmutig entgegen, und ich bedaure nur, daß die kleine Schrift nicht für jedermann im Buchhandel zu haben ist. Der Verfasser würde sich ein Verdienst um die Schule erwerben, wenn er sich dazu entschließen könnte, seinen Beitrag zur Heimatskunde auf dem Büchermarkt erscheinen zu lassen. Bei der dadurch notwendig werdenden Neubearbeitung des Stoffes müßten dann nach meiner Meinung alle diejenigen Kapitel, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, in größerer Ausführlichkeit zur Darstellung gelangen.

Der Verfasser würde dann auch Gelegenheit haben, einige Unrichtigkeiten zu beseitigen. Auf eine Darstellung, die ich für verfehlt halte, möchte ich hier besonders hinweisen. In dem Kapitel „Schulau und Wedel“ schildert der Verfasser das Landschaftsbild, welches sich dem Blicke vom Wirtshaus zum „Parnaß“ aus darbietet. Da heißt es u. a.:

„In der Marsch aber ist alles langweilig: Boden, Vieh, Himmel und Menschen. In langen Streifen erstrecken sich die Weiden von schnurgeraden Kanälen durchzogen, auf ihnen schwerwandelndes Fettvieh, bis an den Bauch im Grase. Hier paßt alles zu einander: die wasserreiche Ebene, der träge fließende Graben, der dunkle, zähe Boden, das einförmige Grün und dazu der Marschbauer, wenn er mit dem Springstabe über der Schulter bedächtig einherschreitet.“

Wenn der Verfasser unsere Elbmarschen aus eigener Anschauung genauer kennen gelernt hätte, so würde er diese Darstellung nicht gegeben haben, nach welcher sich jeder, der die Marsch nicht gesehen hat, ein falsches Bild von der Gegend und ihren Bewohnern machen muß. Daß der Verfasser den Boden der Marsch und meinetwegen auch das Vieh langweilig findet, ist begreiflich; wie er aber dazu kommt, auch den Himmel und die Menschen langweilig zu nennen, weiß ich nicht. Der Himmel unserer norddeutschen Tiefebene zeigt oft eine so mannigfaltige und großartige Schönheit der Wolkenbildung, eine solche Zartheit und stimmungsvolle Abtönung in seiner Färbung, daß gerade dadurch der flachen Landschaft ein eigenartiger, reizvoller Zauber verliehen wird. Landschaftsmalern ist diese Thatsache wohlbekannt. Ich verweise hier z. B. auf die Schuchschen Bilder, namentlich aber auf die schöne, stimmungsvolle Abendlandschaft von Lessing in der Hamburger Kunsthalle. An diesem Zauber hat der Himmel, der sich über unsern Marschen wölbt, seinen vollen Anteil, ja, er darf gar noch eine besondere Schönheit für sich in Anspruch nehmen: den herrlichen Sonnenuntergang, hat man doch schon auf der freien Höhe des Elbdeiches die Empfindung, als ob der Sonnenball ins Meer versänke.

Und nun die langweiligen Menschen?

Nach meiner Erfahrung — und ich kenne meine Landsleute vom Lande recht genau — ist unser Marschbauer nicht langweiliger als der Geestbauer. Ein so scharf ausgesprochenes allgemeines Urteil über den Charakter unserer Marschbauern, wie der Verfasser es fällt, muß ich überhaupt für sehr gewagt halten. Man vergleiche nur die Ditmarscher mit den benachbarten Wilstermarschleuten, die Bauern der Kremper Marsch mit den Bewohnern der Haseldorfer Marsch: es treten uns hier viel schärfer ausgeprägte Charakterunterschiede entgegen als bei einer allgemeinen Gegenüberstellung der Marsch-

bauern und Geestbauern. Ich gebe zu, daß friesische Schwerfälligkeit und Bedächtigkeit im Reden und Handeln, Eigenschaften, die mitunter langweilig werden können, in einigen Gegenden unserer Elbmarschen als hervorstechender Charakterzug der Bewohner gelten dürfen; aber es trifft entschieden nicht zu, wenn man die Marschbauern in Bausch und Bogen unter das Prädikat „langweilig" stellt, und am wenigsten dürfte es zutreffen bei den geistig regsamen und unternehmungslustigen Ditmarschern. Auch die äußere Erscheinung der Marschbauern unserer Elbgegend ist anders, als der Verfasser sie sich vorstellt und schildert. Der Marschbauer schreitet nicht mit dem Springstabe über der Schulter bedächtig einher und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil er gar keinen Springstab hat. Ich kenne unsere Marschen seit nahezu 50 Jahren und habe meine Jugend in der Marsch verlebt, aber ich habe noch niemals einen Springstab oder Kluverstaken gesehen. Der Gebrauch des Kluverstakens ist in einer Marschgegend, in der vorzugsweise Ackerbau getrieben wird, aus natürlichen Gründen ausgeschlossen. Einem vernünftigen Landmann fällt es garnicht ein, quer über seine saatbestellten Ackerstücke zu gehen. In der nassen Zeit erschwert die zähe Kleie überdies einen Gang über das Ackerfeld in solchem Maße, daß der Gebrauch des Kluverstakens beim Überspringen der Gräben kaum möglich ist. Zwingt ihn die Not zu einem Quergange übers Feld, so benutzt er die in den Abzugsgräben angebrachten Dammstellen, durch welche die Grabenbreite in der Höhe des Wasserspiegels bis auf einige Fuß eingeengt wird. Die Benutzung des Kluverstakens ist nur in den Gegenden möglich, wo der Marschboden durchweg in Weide liegt, wie z. B. in der Landschaft Eiderstedt. Hier wird dies Gerät denn auch thatsächlich als Hilfsmittel des Verkehrs benutzt — ob auch in den friesischen Marschen unserer Westküste, weiß ich nicht. Jedenfalls aber ist der Kluverstaken selbst in der Wedeler Marsch, obwohl die Außendeichsländereien nur als Viehweide benutzt werden, als Verkehrsmittel nicht bekannt.

Ich muß also die von dem Verfasser gegebene Darstellung unserer Marschen als schief und unrichtig bezeichnen. Mit Rücksicht auf den übrigen wertvollen Inhalt der Broschüre kommt dieser kleine Irrtum freilich wenig in Betracht. Für mich aber hatte diese Schilderung unserer Marsch gerade wegen ihrer sachlichen Mängel ein gewisses Interesse, weil sie mir ein Beweis dafür ist, wie leicht geographische Unrichtigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden. Das Bild, welches sich der Verfasser von unsern Marschen macht, stammt in seinen Grundzügen offenbar von den uns in geographischen Werken überlieferten Darstellungen. Ursprünglich beruhen sie vielleicht schon auf nur flüchtiger Beobachtung; im Lauf der Zeit ist die Unähnlichkeit des Bildes gewachsen, weil der Gegenstand desselben sich verändert hat. Das Bild aber ist geblieben und wird in gutem Glauben an seine Richtigkeit weitergegeben. Vor 400 Jahren mag in Ditmarschen z. B. der Gebrauch des Kluverstakens ziemlich allgemein gewesen sein. Die wenigen Wege in der Marsch waren in der denkbar schlechtesten Verfassung, und der Ackerbau lag noch im ersten Stadium seiner Entwickelung. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß Cajus Möller in seiner Schilderung der Hemmingstedter Schlacht recht berichtet, wenn er die Ditmarscher mit ihren Kluvenstaken über die Gräben in die Reihen der Feinde springen läßt. Heute aber bietet uns die Marsch ein anderes Bild, und der Kluvenstaken ist in jenen Gegenden nur noch dem Namen nach bekannt.

Altona, den 16. Juli. Johs. Schmarje.

Mitteilung.

Wintervorräte? Beim Graben in meinem Garten wurden häufig kleine Haufen (wie eine Handvoll) abgebissener Stengel von Duwop (Equisetum arvense L.) und Quecke gefunden. Die Stengelteile der ersteren Pflanze waren von der Stärke, wie sie erst in größerer Tiefe vorkommen. Dieselben sind unzweifelhaft von der Erdratte zusammengetragen, aber zu welchem Zwecke? Als Wintervorrat? Die Haufen wurden im Frühjahr gefunden.

Holm bei Ütersen. H. Eschenburg.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

